Princeton University Library
32101 066022912

GR I
.V45

Library of

Princeton University.

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Brümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
H. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

9. Jahrgang
1912

Elberfeld.
Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

(RECAP)
GR1
.U45
Jahrg 9-10
1912-13

Inhaltsverzeichnis des 9. Jahrganges.

Abhandlungen und größere Mitteilungen.

	Seite
Esser, Die Schüppe geben	46—50
Hein, K., Flurbezeichnungen von Meurich	50—52
Henke, Paul, Flachsbereitung und Riepenlieder	104—111
Hoff, M. von den, Kinderlieder	26—43, 129—145
Höfler, Hofrat Dr. M., Der Zaunkönig	259—270
Imme, Th., Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen. Berg- und Talnamen	81—100, 207—224, 270—277
Klein, Joseph, Sitten und Gebräuche in Siebenbach am Fuße der hohen Acht (Eifel)	55—58
Lengler, Ein Sittenbild aus der Zeit vor 300 Jahren	1—9
Müller, Dr. Joseph, Einen Stein über die Wasserfläche hüpfen lassen	241—259
Muthmann, Ernst, Die Eickeler Martinsabende	52—54
Mütter, K., Das Maieierholen und das Versteigern der Mädchen	100—104
Reinold, Bernhard, Drei Lieder aus dem Amte Körbecke am Haarstrang	43—45
— Ein Flachs- und Riffellied	145—147
Remmert, Otto, Sprichwörter und Redensarten aus der Soester Börde	147—150
Schell, O., Volkslieder aus dem Bergischen	10—26, 112—129, 188—207, 278—292
Schwanold, H., Alte Hausmittel aus Lippe	225—227
— Von der Wiederkehr Verstorbener	292—295
Wiedemann, Professor Dr., Das Spiel im alten Aegypten	161—187

Kleinere Mitteilungen.

	Seite
Andreae, H., Zu dem Volkslied: „Es soll sich kein Mensch mit der Liebe abgeben“	58
Esser, Teilen wie einen Schweinsfuß	64
Foyen, Fastenfeuer	59
— Spuckkuchen	66
Höfler, Hofrat Dr., Volkskundliches aus dem Clevischen	61
— Der Name Hell-Weg	64
Kleineberg, Wilh., Die Glocken von Enger	227
Oeke, Wilh., Das tollwütige Frölen in Heerse. Eine Sage aus Neuenheerse	66
Ostheide, A., Die Sage vom Teufelswieschen	66

Seite

Pfeiffer, Karl, Besprechungsformeln 150
Schollen, M., Kinderspiel mit Strichen 228
Schön, Friedrich, Über den Namen des Ortes Katzenfurt a. d. Dill 72
— Musikalische Rufe 151
— Wörterbuch des Saarbrücker Landes 240
Schroeder, Pet., Aberglaube, das Vieh betr. 228
— Aberglaube bei Wallfahrten 229
Schwanold, H., Beerenopfer 152
— Die Kröte als Votivgabe 153
— Bauopfer 229
Sieben, Wilh., Die Kirsche im Volksmund 230
Wehrhan, K., Zu dem Volksliede „Dort hinten, dort hinten“ . . 66
— Zum Aberglauben 67
— Lippische Häusernamen 68
— Das Winniger Winzerfest 69
— Nachbarfeste in Bochum 70
— Schatzsagen und ihre Folgen 71
— Eine Vorgeschichte 71
— Mittel gegen Frostbeulen 72
— Mittel gegen das Abnehmen 72
— Himmelfahrts-Waldfeste 154
— Vertreibung der Hexen in der Maiennacht 155
— Diebbannen 155
— Sage über die Gefangenschaft des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Lüneburg 155
— Sagen vom Hohlenstein 156
— Geistersagen aus Lippe 231
— Erinnerungen in der Eifel an die Schwedenzeit 297
Weidenbach, Stephan, Bauer, setz' de Käs op! (Kinderspiel) . . 153
— Die Liehbank 295
Wrede, Dr. A., Kölnische Volksschauspiele 232

Berichte.

Hauptversammlung des Vereins . . . . . Seite 160, 240

Bücherschau.

P. Alpers, Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied. S. 301. — St. Ankenbrand, Der eifersüchtige Knabe. S. 302. — J. Bayer, Kölner Originale und Straßenfiguren. S. 237. — J. Bendel, Der Landkreis Mülheim a. Rhein. S. 303. — Fr. Bender, Illustrierte Geschichte der Stadt Köln. S. 301. — Chr. Blinkenberg, The thunderweapen in religion and folklore. S. 298. — H. Bongardt, Der Rappenhof. S. 233. — H. Bremer, Heimatkunde der Provinz Westfalen. S. 304 — A. de Cock und Is. Teirlinck, Brabantsch Sagenboek. S. 300. — O. Follmann, Die Eifel. S. 301. — E. Frank, Die Zeit der schweren

607880

Not. S. 75. — H. Gaidoz, Mélusine. S. 299. — J. L. Gemarker, Stadtossen. S. 74. — J. P. Hebel, Das Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes. S. 238. — H. Hoffmann, Zur Volkskunde des Jülicher Landes. S. 79. — A. Hoursch, Kölsche Krätzcher. S. 76. — F. A. Hünich, Das Fortleben des älteren Volksliedes im Kirchenliede. S. 302. — A. Keller, Die Handwerker im Volkshumor. S. 300. — M. von Kimakowicz-Winnicki, Spinn- und Webewerkzeuge. S. 235. — W. Knapp, Kinderlieder aus dem Nassauerlande. S. 80. — F. Kondzcella, Volkstümliche Sitten und Bräuche im mitteldeutschen Volksepos. S. 300. — E. Kück und E. Schönhagen, Heidjers Tanzmusik. S. 234. — Das Oberbergische Land. S. 158. — J. Lappe, Die Bauerschaften und Huden der Stadt Salzkotten. S. 237. — J. Leithaeuser, Bergische Pflanzennamen. S. 160. — J. Lewalter, Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele. S. 80. — A. von Löwis of Menar, Der Held im deutschen und russischen Märchen. S. 239. — R. Mielke, W. v. Schulenburg, H. Lohre und K. Kiekebusch, Landeskunde der Provinz Brandenburg. S. 159. — H. Mohr, Der Narrenbaum. S. 158. — F. W. Noll, Heimatkunde des Kreises Bergheim. S. 304. — A. Penkert, Das Gassenlied. S. 80. — K. Prümer, Kornblaumen un Hiegenrausen 'n Struß füört Hus. S. 233. — H. Ritter, Das Jülicher Land. S. 157. — H. Schmoeckel, Das Siegerländer Bauernhaus. S. 236. — E. Schoneweg, Flachsbau und Garnspinnerei in der Sitte, Sprache und Anschauung des Ravensberger Landes. S. 73. — E. Seefried-Gulgowski, Von einem unbekannten Volk in Deutschland. S. 73. — Derselbe, Kaschubische Hausindustrie. S. 73. — L. Sternberg, Der Westerwald. S. 78. — W. Thies, Niedersächsisches Bauernleben. S. 234. — A. Thissen, Die Festlichkeiten bei der Feier der Taufe des Königs von Rom. S. 158. — A. Trautmann, Hümlinger Skizzen. S. 75. — H. Vos und M. Weinand, Essener Sagenbuch. S. 157. — K. Wehrhan und F. Wienke, Lippische Volkslieder. S. 235. — A. Wibbelt, Der Kiepenkerlkalender, S. 233. — Derselbe, Pastraoten-Gaoren. S. 302. — H. Witte, Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg. S. 74. — V. von Zuccalmaglio (Montanus) Werke. S. 76.

Namen- und Sachregister . . . . . Seite 305—308

Mitgliederverzeichnis . . . . . „ 309—321

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Brüner, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

---

9. Jahrgang

1912

Erstes Heft

Elberfeld.
Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird den Mitgliedern für den Jahresbeitrag von 3 Mk. (körperschaftliche Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.

9. Jahrgang. 1912. Erstes Heft.

Ein Sittenbild aus der Zeit vor 300 Jahren.

Mitgeteilt von **Pfarrer Lengler** in Wolfersweiler (Nahe).

Unter den alten Akten der evangelischen Pfarrei Wolfersweiler (Fürstentum Birkenfeld) findet sich ein besonders wertvolles Schriftstück aus dem Jahre 1602, das uns nicht nur einen genauen Einblick gewährt in das religiös-sittliche Leben der Zeit vor dem 30jährigen Kriege, das auch jedem Freunde der Volkskunde viel Bemerkenswertes zu sagen weiß. Der Bericht, von dem trefflichen Pfarrer Hoffius verfaßt, war dazu bestimmt, dem damaligen Herrn der Gegend, dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken, unterbreitet zu werden. Das Schriftstück sei nachfolgend in seinem genauen Wortlaut mitgeteilt. Ein paar Anmerkungen sind, wo es angebracht erschien, beigefügt.

Verzeichnuß einiger abergläubigen Gebräuche und anderer Mängel in der Pfarrey Wolfersweiler.

Es sind noch in dieser Wolfersweiler Kirchengemeind, die mit abgöttischem Segen umgehen, von Alters alhero auch under den Censoren, widder götliches Gesetz und Kirchenordnung: Des Censoren Segen zu Rückweiler[1]), ist, in der Kirche für den Herrn Kellern[2]) Johan Hintzlern rezitirt worden, vor

Verrengung der Glieder an Viehe und Leuth,

laut ungefähr also:

Es ging ein Hirsch über ein Heid
Die war weit und breit

[1]) Ein kleines, jetzt preußisches, im Reg.-Bez. Trier gelegenes Dorf

[2]) Der herzogliche Beamte, der die Gefälle erhob und verrechnete (lat. cellarius).

Er ging über ein Bergk in seiner sterk,
Er stieß sich und fiel über ein stein,
Damit verrenkte er sich sein bein,
Da kam Maria, die Mutter Gottes,
Streckte ihre heilige Hand über ihn,
Und heilet ihn schwin[3]),
So gewiß als das ist,
So heil auch dieß Glied, wo es ist,
Im Namen Jesu Christ.

Hierzu beten: Ave Maria und Vatter Unser und den Glauben. (Der Censor heißt Weißenpetter und dieß muß morgens früe geschehen).

Der Censor zu Hanwiller[4]) Wendel Goetzeler braucht Segen zum Schnit, setzt auch den Kindern Kräuter vor den Bruch ein zu heilen mit einem segen.

Und der Censor zu Stegen[5]) bindet dem Viehe eine Wurtzel an vor böse augen, mit einem Segen, gegen die Sonne früe usw.

Der Censor zu Nafelden[6]) wird auch also gebraucht in segnen, wann pferde etwan böse füeß haben.

Der Censor zu steinberg[7]) ist den warsagern nachgeloffen, alß ihm der Kelch und gelt gestolen worden, desgleichen Schultheißen Johannes, alß ihm seine Haude gestolen, wie sie selbsten gerühmet, wie dann die Leute schier alle gesinnet, wann sie etwas verlieren.

Segen vor die äs(?)[8]

9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1. Keins.

In Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Vor die Blattern.

Sankt Anna trug Sanktam Mariam,
Sankta Maria trug den milden Herr Jesu Christ,
So gewiß alß das ist,
So weich Blater, wo du bist
Im Namen Jesu Christ.

Ave Maria, pater noster und Ich glaube etc.

---

[3]) Geschwind.

[4]) Jetzt: Hahnweiler, preußisches Dorf im Reg.-Bez. Trier.

[5]) Ein im 30jährigen Krieg untergegangenes Dorf nahe bei Wolfersweiler.

[6]) Jetzt: Nohfelden (Fürstentum Birkenfeld).

[7]) Zur Pfarrei Wolfersweiler gehöriges Dorf.

[8]) Im Original nicht gut lesbar.

Vor die Hinsch(?)[9])

Es wohnten drey im jüdischen Land,
Die eine sprach: ich stehe.
Die ander sprach: ich vergehe,
Die Dritte sprach: Bloß ihr drauf, so vergehts
Im namen Gottes des Vatters, des Sohnes, und des heiligen Geistes.
Ave Maria, pater noster, credo.

Und Lauers Johann Frauen zu Nofelden gehet auch mit umb mit dem segen, hat petters hansen sohn zu Nofelden gesegnet, alß er ein Bein gebrochen, weiß aber nit, wie er lautte. Es kann auch der Censor zu Nohfelden einen für bösen Augen, weiß nicht, wie der lautte, ich hoffe nicht, daß er es leugnen würde. Da er leutten (Seins erachtens) damit geholfen.

Auf den pfingsttag anno 1602 hat der Küehirt zu Nohfelden, der deutsch Matthes, Küe und pferd früe under einen Brämern,[10]) so wo beide änd eingewachsen gewesen, lassen durch lauffen, soll gut dafor sein, daß das Viehe nicht lauffe, wann's warm ist, dazu hat er ohne Zweiffel etwas gesprochen, alß er die Brämer aufgericht im wege.

„Die alte Merters Kathe zu Nohfelden kann auch einen segen vor die Geschwulst, wie sie dann dem Schmit zu Nohfelden ein Kalb gesegnet vor zweierlei, und weiß nicht, wie der heiße.

Es haben auch die Leutte da Hundsköpfe und Hagelsteine,[11]) damit sie das Viehe, wann es geschwollen im Namen des Vatters, des Sohnes und des hl. Geistes überstrichen und soll gar gut sein.

Kramer Marie segnet zu Wolfersweiler vor verrengte Glieder. Damit sie den Censor Kol Jakob zu Wolfersweiler

[9]) Im Original ist es nicht recht zu erkennen. ob „Ginsch" oder „Hinsch" zu lesen ist. Mit „Hinsch" bezeichnen die Landleute in manchen Gemeinden unseres Ländchens (aber nicht hier in Wolfersweiler!) eine Anschwellung am Euter der Kuh.

[10]) = Brombeerstrauch oder wahrscheinlicher Ginster (hier auch Pfingstblume genannt.

[11]) Solche „Donnerkeile", Steinwerkzeuge aus der Steinzeit, wie sie zuweilen in unserer Gegend gefunden werden, wurden (und werden?) als „Brauchsteine" sehr geschätzt.

gesegnet, und der gesagt vor dem Keller, wann ihm nur geholfen werde. Der Deuffel tue es oder Gott. Dießer lautet also:

Christus der Herr Jesus ging sich über ein Gaß,
Die war sich wüst und naß,
Er trat auf einen Stein,
Verrengte sich Ader und auch sein Bein,
Bein zu Bein, Ader zu Ader, Blut zu Blut,
Fleisch zu Fleisch.
Christus der Herr Jesus, der ging auf einer Grub,
Er verrengte Sein Ader und auch sein Fuß,
Da kam die Mutter Gottes und sagte:
O, liebster Sohne mein,
Was gibst du mir zu Lohn,
Daß ich's Dir segne alle drei morgen früe.
11 pater noster, 5 glauben.

Diesen hat sie lang gebraucht und von Behrmars Irmele zu Wallenhausen gelernet. In summa es ist schier niemand der nicht dem abgöttischen segen beifal gebe und niemand warne es auch außerhalb der Kantzel.

Es ist kein mangel da nicht (alß ich spüre) von Mönchen, nonnen, oder alten abgöttischen leuten ein segen bekommen haben.

Wider den Brand.

Brand
Fall in den Sand.

Segen, ob ein verloren Vieh noch im leben sei oder nicht.

Dieses kann Schubartel zu Wolfersweiler under dem Obdachaussprechen, weiß aber nicht, wie er lautet.

Ein Segen vor hauen und stechen sagte mir Kaisers Agnes zu Wolffersweiler.

Die Leutte tragen noch opfer heimlich hin und wider gen Bosen,[12]) dem Wellert, gehn Nonnwiller[13]) dem Hauppert,

---

[12]) Die Kirche in Bosen (Frstt. Bkfd.) war bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts für die katholische Bevölkerung des oberen Fürstentums das Ziel von Bittgängen. Wenn nämlich ein Kind den „Freisem" (Kopfgrind) hatte, so galt die Anrufung des „Freisenmännchen" in der Bosener Kirche als besonders heilsam. Als „Freisenmännchen" galt ein hölzerner Heiliger, mit dem freilich vor 100 Jahren der Bosener Lehrer bei Holzmangel in harter Winterszeit seinen Backofen geheizt hat. Aber sein Ruf hat die Verbrennung überlebt. Je und dann findet man heute

gehn Wendelin[14]) dem Wendel. Insonderheit die Steinberger (wie auch andere) tragen in ein Hauß, alle Jahr viermal gehn Nonnwiller, daß der Liebherr S. Hauppert sie bewar vor den bösen Hund.

Kaisers Jakob zu Steinberg erzählte mir anno 1599 den 6. decembris im Beisein des Censoren Hans Heinen in Scherlosen und Hanpetters zu Steinberg vor der Kapelle[15]) nach der Predigt, daß nemlich ein Leinweber hinder steinberg zu Güedesweiler[16]) gewesen (lottringisch), hab ein stück Duch nicht abbringen und machen können auch andere nicht, dann es sei verflucht gewesen, da sei er zu Scher-Hansen zu Gimbweiler[17]) gangen, raht gesucht, da habe er's abbracht und machen können.

Der Censor zu Wallenhausen[18]) Barbels Chloß zeigte mir vor dieser Zeit an, wie er ein Stoppelkalb gehabt, alß er nun sein Nachbar, den Wasen-Meister Alexantru darzu geholt, hab' er gesagt, es sey verzaubertt.

Es ist auch ein Ruf, daß dießer Alexantru einem zuführt Verlorenes Gelt, oder einen Verborgenen Schaz wieder eröffnet, aber das hat er auch zu Breidenbach versuchen wollen, aber da hat er gestole und gelogen. Item Er verheißt große Dinge als ein Wunderarzt und betrügt nur die Leut! Lahm kommen die Leut, lahm und ungesund gehen sie davon. Er will auch den Leutten heimlich Ding offenbaren, wer ihn dießes oder jenes gestohlen oder gethan habe, macht hiermit heimliche Feindschaft und Argwohn; denn der Deuffel belügt auch die Frommen. Was hierauß zu schließen, gebe ich

---

noch ein Geldstück und eine Kinderhaube voll Frucht auf dem Altar als Opfergabe. Das Geldstück kommt ins Almosen, die Frucht wird von den Hühnern des Küsters verzehrt.

[13]) Jetzt: Nonnweiler (Reg.-Bez. Trier) an der Hochwaldbahn.

[14]) Jetzt: St. Wendel (Reg.-Bez. Trier) an der Rhein-Nahe-Bahn. heute noch vielbesuchter Wallfahrtsort.

[15]) Die Steinberger Kapelle besteht schon lange nicht mehr, doch ist der Standort noch bekannt. Das zunächst stehende Haus führt noch heute den Namen „Kapelle".

[16]) Jetzt: Guidesweiler (Reg.-Bez. Trier).

[17]) Zur Pfarrei Wolfersweiler gehöriges Dorf.

[18]) Jetzt: Walhausen; wie 17.

weisen und Verständigen zu erkennen. Alßo ist es auch Scherr-Hansen zu Gimbweiler, dem fürt man Leute zu und suchen bei ihm raht. Vor Küe und pferde und menschen, in Summa: Kein Dag ist schier, daß er nicht etliche partheien habe, wie es von den nachbaren zu erkundigen. Und hat doch das Handwerk nie gelernet, ist auch ohne aprobat.

Hanß Klein zu Niederkirchen[19]) dermal sagte mir Vor dieser Zeit (im beisein Johann pfeilen Kirchenschaffner dazu mahl) Scherr-Hanß zu Gimbweiler habe ihm raht geben vor die Hexen, Zaubererschen, daß sie an pferden nicht handeln Könnten.

Der Schulthes zu Selbach[20]) ist etliche mahl bei dem Scherhanßen gewesen, wegen seiner Verlorenen Dochter ihm zu sagen, wo sie sei, in Summa er lest[21]) niemand ohne raht und segen abgehen.

Der Markdag, so auf den Sonntag Judica einfelt, ist wider gesätz Gottes und praeceptum und der Predigt hinderlich, weil es nahe vor ostern, anderswo sind sie abgeschafft.

Der öffentliche Dantz auff Laurentii Markdag[22]) ist (meines Erachtens) ärgerlich und den Christen unziemlich.

Alhier zu Wolfersweiler pflegt man ein pfingstweide (auf den pfingsttag) zu ordnen und daran pflegen außen zu gehen Knechte und Mägde[23]), was es bedeuten solle, weiß ich nicht. Sie entheiligen aber den Sabbath ohne scheie[24]) ob ich's wohl oft verbotten, komme aber nimmer in die Kinderlehre, das ist nicht.

Die Hirten u. frembden arme, die Ungefehr in diese Kirche mit kommen u. Kinder taufen lassen, die pflegen Viel persone, als 20, 30, 40 zu bitten, darauß eine Unordnung

[19]) Dorf im Reg.-Bez. Trier.

[20]) Südlichstes Dorf im Frstt. Birkenfeld.

[21]) läßt.

[22]) Der Lorenzenmarkt wird alljährlich um den 10. August zu Wolfersweiler gehalten und gilt als die Wolfersweiler Kirmes. Er ist immer noch ein ansehnlicher Markt, doch reicht er lange nicht an die frühere Bedeutung heran, wo man hierzulande sagte: „Nur das Mädchen darf heiraten, das dreimal den Lorenzenmarkt gehalten hat."

[23]) Die Sitte hat sich hier völlig verloren.

[24]) = Scheu.

entspringt widder Gott, da sie damit gelt suchen[25]), fressen, saufen, danzen, also ehrt man die dauffe, streiten auch vor den dauffen umb den Namen u. vergeßen des Gebetes, kann sie in keine Ordnung bringen. Es wollen auch die Vätter nit bei der dauff erscheinen, wie auch nicht bei der Hochzeit u. sagen, es seien neie gebräuche. Das Volk kompt fahrläßig zur Kirche, insonderheit die auch gut Exempel geben sollten, ja viele in einem Vierteljahr kaum einmahl, auch ein iahr kaum einmahl, was dieß for leute sein, weiß ich nicht, ich halte sie nicht mehr Vor Christen, ihre Händel schieben sie auf die Sonntage u. dadurch verseimen sie das Wortt, ziehen in andere Bapistische und frembde benachbarte Kirchen wieder wie früer.

Es pflegen auch die Schneider und Schuster einen gantzen Sabbath den leutten zu arbeiten. Solche Unordnung sollen die Censoren anzuzeigen u. zu straffen haben. So sagen sie, sie haben kein Einkommen davon, verdienen nur Undank. Darumb solte man den Censoren erlauben etwas also zu straffen, so werden sie desto fleißiger, wo bleibt sonst disciplina Ecclesiastica.

Die Kinderlehre hat (meines Erachtens) an mir keinen Mangel, an den Kindern großen Mangel, da sie draußen bleiben ungestrafft, also müssen sie wol das Vatter Unser nicht beten können.

Der Censoren Keiner gehet zum Nachtmahl des Herrn, under welchen der Censor zu Gimbweiler Uneinig lebet mit seiner Hausfrauen, ob er die Schuld oder die Frau weiß ich nicht wol, es gehet auch dieser Censor Nikolaus Scherer mit solchen Sachen umb, wie sein Vatter Hanß Scherer, der sein Handwerk vom Tauppen Closter hat, einem Wahrsager: ob er nun und sein Vatter mit rechten Sachen umbgehen wie

[25]) Es besteht hier noch heute die Sitte, daß die Paten und Patinnen zum Taufschmaus je 1 Pfd. Kaffee und 1 Pfd. Zucker liefern und alle bei der Tauffeier verbrauchten Getränke (Bier) bezahlen. Die Zahl der Paten, in früherer Zeit durch keine gesetzliche Bestimmung abgegrenzt, wurde infolgedessen, wie alte Leute noch zu erzählen wissen, von einzelnen so gewählt, daß sie bei der Taufe in finanzieller Beziehung glänzend abschnitten.

auch der Wasenmeister zu Wallenhausen das kann ein erfahrner Mediciae doctor mal erkennen, so er sie examinierte wie billich war.

Der Samstag nach ostern, pfingsten und weihnachten feiern meine Auditores, den gemeinen Mann belanget, den Wetter, Hagel und Milechri nach Art der Heiden, nennen es Wetterfeier u. Hagelfeier[26]), desgleichen viel andere Bapistische Feiertage halten sie in ihnen, was ich gebiete das dörffen sie wohl nicht halten und da sie die Predigt verseimen, so geben sie auf Dagwahlung.

Auf den Sonntag Septuagesimae lauffen die Jungen Knaben umbher mit zu heischen, desgleichen Mägde auff Sonntag Sexagesimae. Die Pferde Jungen zünden auch noch oft ein Hütefeier an auf dem Berg auf den Sonntag 70, damit nur nicht die alte heidnische gewonheit und sitten gar vergehen und das böße fleischliche Herkommens nicht vergeßen werde, wer weiß, es möchte auf straffe noch anders werden, so halten sie den bößen Anfang noch ut gloriantur: „Dießes nun alles wird von pfaffen gestraft u. Verbotten sagen sie und Gott weiß nichts darumb hat auch hierüber Kein Gesetz gegeben."

Gott helfe uns auß dieser bösen Welt selich: „Wo die Dage nicht verkürzt würden, spricht Christus, es würde kein mensch selich" dieß Kann bald abermal zu unsern Zeiten gesagt werden, alß zur Zeit Christi und Jüdischen Zerstörung.

Wenn ein Zensor gewehlet wirt, kostet es ihn etwan 20 fl[27]) oder mehr, daher die reichen nur angesehen werden und wollen sich dann solche nicht absetzen laßen ihres Kostens halben, sie seien's sonst würdig oder nicht. Welches doch der Kirche viel besser u. heilsamer waer, man setzte oft einen halsstarrigen abgöttischen Censoren ab und nehme einen frommen an.

Zu dießen vergangenen ostern seind gehn Neinkirchen zum nachtmahl gangen, Lauer's Jakob u. seine Frau, die sonsten immer zur Kirche kommen, auch Carius Michel zu

[26]) Diese Wetterfeiertage werden noch jetzt in Steinberg und Bosen gefeiert, in Bosen findet an den Tagen immer Gottesdienst statt.

[27]) Gulden.

Wolfersweiler, Carius Hanß u. sein Eidam Bast zu Wallenhausen — deßen sollte sich der pfarrer zu Neinkirchen müßigen, da er ihr leben, thun u. lassen nicht weiß, auch sol Man Keinem türken u. heiden, wie er meinet, das nachtmahl reichen vor der Tauffe, u. erkenntnis Christi. Da es uns Christen eingesetzet ist.

Solches nun zeige ich also u. derogestalt an, alß der ich solches schuldig bin, daraus man sehen mag, was die Bapistisch grentzen vermögen u. so etwas hierin zur Ehre Gottes und heil zu verbessern ist, gebe ich den Herren demütig zu erkennen, denen ich dann alß meinen Lieben Herren, mich auch Unterthänigst und Gott dem höchsten zuförderst in Schutz u. Schirm befehlen thun.

Datum 2. Juni a. 1602.

Der Herren Underthaniger

Gehorsamer, Martin Hoff, pfarrer zu Wolfersweiler, so lang Gott und die liebe Obrigkeit will. —

Soweit Hoff bezw. Hoffius. Die treue Arbeit des Mannes war nicht umsonst. Das christlich-sittliche Leben hat sich unter seiner Amtsführung wesentlich gehoben. In einem Visitationsprotokoll aus dem Jahre 1625 heißt es u. a.: „Der Herr Keller und die Censores samtelich geben Ihrem Pfarrer seiner Lehr Lebens u. Wandelß halben ein gut Zeugniß, sagendt, daß er sein Ampt treulich für.“ Der 30jährige Krieg hat sicher auch mit manchem alten Mißbrauch aufgeräumt und hat vor allem die Bevölkerung zu größerem religiössittlichem Ernste geführt. Akten aus der Zeit lassen das klar erkennen.

Wieviele von den angeführten Segenssprüchen heute noch im Umlaufe sind, vermag ich nicht zu sagen. Einzelne sind sicher noch bekannt. Daneben gibt es noch manche andere, die heutzutage zuweilen von „brauchenden“ Basen angewandt werden, die damals entweder noch nicht bekannt gewesen oder nicht zur Kenntnis des eifrig danach fahndenden Pfarrers gekommen sind.

Volkslieder aus dem Bergischen.

Von **O. Schell.**

Auf den Begriff „Volkslied“ hier einzugehen, erscheint überflüssig; immerhin ist es möglich, daß einige der folgenden Lieder nicht Volkslieder sind, sondern den volkstümlichen Liedern zugezählt werden müssen. Verschiedene Melodien zu den Liedern sind im Besitz des Verfassers, können aber hier leider nicht aufgenommen werden. Die Literaturnachweise sind aufs äußerste beschränkt worden, um die Arbeit nicht zu sehr auszudehnen. Kritische Untersuchungen sind unterblieben. Die Fortbildung des Volksliedes bis in unsere Zeit hinein ist aus der geringen Anzahl der abgedruckten Lieder doch leicht ersichtlich. Varianten wurden genügend berücksichtigt. Das zum Kinderlied gewordene Volkslied, Heischelieder usw., die meist zum Volksliede gezählt werden, sind vorläufig (von ein oder zwei Ausnahmen abgesehen) nicht berücksichtigt worden. Nur solche Volkslieder, welche wenig bekannt oder in sehr entlegenen Quellen zu finden sind, oder starke Abweichungen von den bekannten Lesarten aufweisen, sind hier zum Abdruck gelangt. „Volkslieder aus dem Bergischen“ ist so zu verstehen, daß diese Lieder im Bergischen bekannt, nicht immer hier entstanden sind.

Volkslieder, welche vordem (teilweise auch noch heute) im Bergischen bekannt waren, finden sich gedruckt vor:

1. Montanus. Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Iserlohn (1858).
2. Waldbrühl, W. von, Rhingscher Klaaf. Rheinfränkische Lieder und Lauschen. Opladen 1869 (mit Vorsicht zu gebrauchen).
3. Zuccalmaglio, A. von, Das deutsche Volkslied und seine Fundstätten am Niederrhein. Festschrift der Realschule zu Mülheim am Rhein 1879.
4. Simrock, K., Die deutschen Volkslieder. Frankfurt am Main 1851. (Wie die Anmerkungen ausweisen, stammen viele dieser Lieder aus dem Siebengebirge, welches zum Bergischen gehörte.)

5. Firmenich, Joh. Matth., Germaniens Völkerstimmen. Berlin.
6. Bergische Volksbücher. Lindlar. (Erscheinen seit Oktober 1910.)
7. Schell, O., Bergischer Volkshumor. Leipzig 1907.
8. Schell, O., Das Volkslied. Leipzig 1908.
9. Höhe, J. v. d., Briefe meiner Wanderungen im unteren Aggertal. Bad Honnef a. Rh. (1900).
10. Monatsschrift des Berg. Gesch.-Ver. (a. v. O.).

Außerdem kommen fast alle größeren Volksliedersammlungen in Betracht.

1. Hermann.

Hermann, schlog Lärm an;
Lot piepen, lot trummen.
De Kaiser well kummen
Met Hamer on Stangen
On Hermann ophangen.

Früher allgemein bekannt. Man vergl. die Bemerkungen von W. Bruinier (Das deutsche Volkslied), S. 96 dazu.

2. Des Morgens zwischen drei und viere.*)

(Aus einem handschriftlichen Taschenbuche.)

1. Des Morgens zwischen drei und viere,
Dann müssen die Soldaten marschiern
:,: Das Gäßlein auf und ab; :,:
Mein Schätzlein schaut herab.
2. Mit Sack und Pack geht's in die Weite,
Zum Feld hinaus und in die Breite,
:,: Frisch vorwärts Mann für Mann :,:
Die Trommel zieht voran
3. Frisch vorwärts, munter die Soldaten.
Mein Schätzlein hat's längst schon erraten,
:,: Wann wieder wir marschieren :,:
Vom Feld in das Quartier.

3. Soldatenlied.

(Aus Elberfeld. „Im Husarenmarsch zu singen.")

1. Es heißt, der Feind rückt an
Und die Kanonen blitzen;
So freut sich jedermann;
Zu Pferd muß alles sitzen.
Valdri — valdra, valdria — valdra.

*) Man vgl. Erlach, Volkslieder der Deutschen, II, 432; Simrock, Volkslieder, 480; Des Knaben Wunderhorn (Reclamsche Ausgabe) 51; H. Stierling, von rosen ein krentzelein, S. 119.

2. Man rückt ins weite Feld
Und schlägt sich tapfer rum.
Der Feind kriegt Schläg' ums Geld. —
Wer's Glück hat, kommt davon.
Valdri usw.

3. Bekomm' ich einen Schuß,
Aus meinem Glied muß sinken,
Hab' weder Weib noch Kind,
Die sich um mich tun kränken.
Valdri usw.

4. Drei Salven gibt man mir
In's kühle Grab hinein;
Das ist Soldatenmanier, —
Laß andre lustig sein.
Valdri usw.

5. Ach, Doktor, komm geschwind
Und schlag' mir eine Ader.
Ach, Doktor, komm geschwind
Und schlag' mir eine Ader.
Valdri usw.

6. Ich bin noch nicht bereit
Zu jener Ewigkeit.
Ich bin noch nicht bereit
Zu jener Ewigkeit.
Valdri usw.

Strophe 4 muß wohl an den Schluß gesetzt werden. Man vgl. Simrock, Volkslieder, S. 459. Zurmühlen, Liederbuch, S. 43. Lahrer Kommersbuch, 21. Aufl., S. 355.

4. Am Grabe Friedrichs des Großen.

1. Hier stehen wir auf unsern Krücken,
Gelehnt auf Vater Friedrichs Grab.
Und Tränen stürzen bei den Blicken
:,: Über unsern grauen Bart herab. :,:

2. Er war so edel, sanft und bieder;
Wie war der Einzige so gut!
Ein neuer Friedrich kehret niemals wieder
:,: Und kauften wir ihn mit unserm Blut. :,:

3. Ach, Vater, könnten wir dich kaufen
Mit unserm Blute, ja bei Gott,
Wir Invaliden, wir würden raufen,
:,: Wir würden raufen um den Tod. :,:

4. Als wir noch dienten bei Friedrichs Leben
Erhielten wir unsern Sold ja wohl.
Jetzt wird ein mager Brot gegeben
:,: Und leben jetzt so kummervoll. :,:

5. Ein Stückchen nur von deines Grabes Erde,
Ein Stückchen, Vater, nehm' ich mir;
Damit, wenn ich begraben werde,
:,: So lege man dies auch zu mir. :,:

Etwa 1886 aufgezeichnet in Elberfeld nach dem Gesang eines sehr alten Mannes. Man vgl. H. Grabow, Lieder aller Völker und Zeiten, S. 477. Ditfurth. Historische Volkslieder?

5. Ein historisches Volkslied aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Nach einer alten Aufzeichnung. Ähnliche Zwiesprachen in Ditfurth. Historische Volkslieder der Freiheitskriege a. versch. O.

Der König von Preußen:

Friedrich, steig' aus deinem Grabe,
Rette deine Nation,
Meine Ehre, Kron und Habe
Aus der Hand Napoleons.
Ach, mein Unglück ist zu groß:
Ach, der Feind sitzt mir im Schoß!
Friedrich, steig' aus deinem Grabe,
Rette deine Nation.

Friedrich der Zweite.

Wilhelm! Wilhelm! bist du toll:
Laß mich ungeschoren.
Du bist nicht zu Preußens Wohl,
Nur zum Schimpf geboren.
Du bist Schande vor der Welt,
Allen Fürsten nachgestellt:
Hast in einem Augenblick
Preußens Glanz verloren.

Der König von Preußen.

Nun, so mag mich Gott behüten,
Wenn mir will kein Mensch beistehn,
Soll ich denn um Frieden bitten
Und mich ganz erniedrigt sehn?
Steht, ihr Fürsten, steht mir bei,
Macht mich Grams und Kummers frei!
Rettet meine schönen Länder,
Daß ich wieder glücklich sei!

Der König von Bayern und die rhein. Bundesgenossen.
Stolzer Hochmut kommt vor'm Fall:
Nach dem Falle kommet Leiden.
Deine Völker war'n brutal,
Frech und unbescheiden,
Schrieen schon: Viktoria,
Ehe noch ein Schuß geschah
Und beim ersten Flintenschuß
Flohen sie von weitem.

Der König von Preußen.
Wahrlich, das war übertrieben,
Nur in Scherz und Spott gered't.
Sind nicht Feinde viel geblieben
In der Schlacht bei Auerstädt?
Kämpfte nicht mein Volk für mich
Wie die Löwen ritterlich?
Nur das Glück hat mich verlassen,
Und ließ auch mein Volk im Stich.

Der König von Sachsen.
Ja, das Glück war mir nicht gut,
Hat uns sehr geschoren:
Und wenn Gott kein Wunder tut,
Bist du doch verloren.
Darum, Bruder, setze dich still.
Helfe dir, wer helfen will.
Denn wenn Gott kein Wunder tut,
Bist du doch verloren.

Der Kaiser von Österreich.
Bruder, wahr sind die Gedanken.
England ist auch mein Ruin.
Frankreich hab' ich's nur zu danken,
Daß ich noch bin, was ich bin.
Künftig, als ein weiser Mann,
Schließ' ich mich an Frankreich an.
Denn ihm hab' ich nur zu danken,
Daß ich noch bin, was ich bin.

Der türkische Kaiser.
Und ich werde mich, wie du
Auch mit ihm aliieren;
Rußland läßt mir keine Ruh,
Will mich ruinieren.
Endlich reißt mir die Geduld:
Ich bezahle meine Schuld,
Und ich lasse lange nicht
Mich von ihm secieren.

Die Polen.

Vivat! Frankreichs Heldensohn;
Soldan (?) sei uns auch gegrüßt.
Helft uns wieder zu der Kron,
Die uns einst genommen ist.
Mitzukämpfen in dem Streit
Können wir auch wieder dienen;
Tun wir's gern aus Dankbarkeit.

Der Prinz von Oranien.

Ich, von Gottes Gnaden Prinz,
Was hab ich verbrochen,
Daß man meiner Erbprovinz
So hart zugesprochen:
Daß man mich, Gott sei's geklagt,
So von Haus und Hof verjagt;
Sagt: Was hab' ich denn getan,
Was hab' ich verbrochen?

Der Kurfürst von Hessen.

Und ich armer Fürst von Hessen
Habe weiter nichts getan,
Als bloß meine Pflicht vergessen,
Wie so leicht geschehen kann.
Und für dieses kleine Vergehen
Muß ich leider flüchten gehen,
Und mein Land und Volk verlieren.
Ach! mir ist zu viel geschehn.

Der König von Sardinien.

Tröstet, Brüder, tröstet euch!
Mit uns gleichen Lohn.
Wir sind wie ihr ohne Reich,
Ohne Volk und ohne Kron',
Ohne Land, daß Gott erbarm.
Laßt uns sämtlich Arm an Arm
Wandeln nach Sibirien,
Zu der Zobel Fron.

Der russische Kaiser.

Laß dich nicht von Satan schrecken,
Wilhelm, der uns blenden kann.
Meine Macht soll dich bedecken,
Fünf mal hunderttausend Mann,
Die wie Felsen halten Stand,
Die erobern dir dein Land
Und auch deine Fahnen wieder,
Und vertilgen deine Schand!

Der König von England.

Und ich habe Volk und Geld:
Kann ich damit nützen,
Will ich gern, wenn dir's gefällt,
Dich mit unterstützen.
Frisch gewagt und frischen Mut.
Endlich geht noch alles gut,
Unsre Feinde bleiben all,
Dort in Polen sitzen.

Der König von Schweden.

Wilhelm, lebe ohne Sorgen,
Und erheit're deinen Sinn.
Ich will auch mein Volk dir borgen,
Mehr als fünfzehnhundert Mann
Schweden sind dir untertan:
Und mein guter Nachbar Däne
Gibt auch, was er geben kann.

Der König von Dänemark.

Nein, mein Freund, das tu' ich nicht:
Lieber sitz' ich stille,
Nur wenn Frankreichs Herrscher spricht,
Dann geschéh' sein Wille.
Sonst nimmt man das Holstein mir;
Drum bedank' ich mich dafür,
Friede nur ist meine Pflicht,
Friede nur mein Wille.

Der König von Holland.

Recht so, recht, geliebter Vetter,
Lieber Friede als den Tod.
Ist Napoleon dein Vetter,
Dann hat es ja keine Not.
Er liebt Frieden gleich wie du;
Doch man läßt ihn nicht in Ruh,
Und um diese zu erkämpfen,
Schlägt er auf die Störer zu.

Der König von Spanien.

Das verdammte englische Geld,
Das die Fürsten blendet,
Hat beinah die halbe Welt
Schrecklich umgewendet.
Hat so manchen Königssohn
Abgestürzt von seinem Thron;
Doch sah'n sie ihr Unglück nicht,
Bis es war vollendet.

Kaiser Napoleon.

Weil Traktate nicht mehr gelten,
Und die Zeiten sind nicht mehr,
Daß man mußte Glauben halten,
Stelle ich sie wieder her.
Und Gott tröste den, der nicht
Halten will, was er verspricht.
Den soll auch mein Daumen drücken
Auf das Auge, daß es bricht.

Der Papst.

Friede, Friede sei mit euch,
Friede mit den Fürsten,
Die nach Land und Stein zugleich,
Und nach Rache dürsten.
Mir fällt auf, was Christus spricht:
Richtet und verdammet nicht.
Friede, Friede sei mit euch,
Friede mit den Fürsten.

6. Die Leipziger Schlacht.

(Mündlich von C. Achtmeyer in Elberfeld.)

1. Ich saß einmal vor meiner Hütte
An einem schönen Sommertag.
Und dankte Gott für seine Güte,
Weil alles friedlich um mich lag.
Ich sah des Nachts des Mondes Schein,
Und hörte auch die Nachtigalle,
Die mir vor meiner Hütt' allein
Ihr Loblied sang mit frohem Schalle.

2. Ach, hört! bei Leipzig, liebe Leute,
Wo meine Hütt' ist abgebrannt,
Hört' man von einem großen Streite
Und Kriegsgeschrei durchs ganze Land.
Man hört' dort die Kanonen knallen
Und ein fürchterliches Geschrei;
Trompeten ließen sie erschallen
Und Trommeln wirbelten auch dabei.

3. Auf einmal kam ein dunkler Nebel:
Der Tag verkroch sich in die Nacht.
Das Blitzen von viel tausend Säbeln
Hat viele Menschen umgebracht.
Das Blitzen vom Kanonenfeuer
Erleuchtete den Jammerort.
Da kam ein Menschenungeheuer —
Ich lief aus meiner Hütte fort.

4. Nun mußte ich im Pulverdampfe
Wohl über's tote Schlachtfeld gehn
Und in dem bangen Todeskampfe
Die armen Menschen leiden sehn.
— — — — — — — —

5. Ach, Friedensgöttin, komm hernieder,
Die Menschheit seufzt schon lang nach dir,
Bring' Eltern ihre Söhne wieder
Und heile alle Wunden hier.
Ich seh' ja wohl dein Auge tränen;
Du schweigst; wohlan wir sind bereit,
Zu kämpfen gegen die Hyänen,
Bis du uns rufest aus dem Streit.

Zurmühlen Nr. 53. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XVIII, 185. Köhler-Meier Nr. 127.

7. Die Reise nach Jütland*).

1. Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer,
:,: Mein einziges Mädchen, wir seh'n uns nicht mehr. :,:
2. Sehn wir uns nicht wieder, so wünsch' ich dir viel Glück,
:,: O, mein einziges Mädchen, denk' oftmals zurück. :,:
3. Des Sonntags früh morgens kam der Lotse an Bord:
:,: Guten Morgen, ihr Kam'raden, heut' müssen wir fort. :,:
4. Warum denn nicht morgen, warum denn grade heut?
:,: Denn es ist doch heute Sonntag für alle junge Leut'! :,:
5. Der Lotse sprach leise: Ich trage keine Schuld,
:,: Der Hauptmann, der uns führet, kennt keine Geduld! :,:
6. Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer,
:,: Mein einziges Mädchen, wir seh'n uns nicht mehr! :,:

8. Nachruf an die Gefall'nen am 18. April 1864.

(Aus einem handschriftlichen Tagebuche.)

1. Auf Düppels fernen Höhen,
Im Kampfe fürchterlich,
Da kämpfte ungesehen
Manch' Preuße ritterlich.

*) Dieses Lied wurde in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts in und bei Elberfeld sehr viel gesungen. Seine Entstehung dürfte es den dänischen Feldzügen verdanken. Man vergl. Zurmühlen Nr. 54, 89. Erk-Böhme III, 288. Köhler-Meier Nr. 300. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XVIII, 184.

2. Auf Düppels fernen Höhen,
Im wilden Schlachtgewühl
Brav kämpfend, ungesehen
Manch junger Krieger fiel.

3. Auf Düppels fernen Höhen,
Im wilden Schwerterschlag
Von Deutschlands biedern Söhnen
Manch junger Held da lag.

4. Sie lagen da und schliefen
Den langen Todesschlaf.
Und Lieb' und Freundschaft riefen
Dies Lied heut' in mir wach.

5. Euch, die ihr ungesehen,
Den Heimatfluren weit,
Brav kämpftet: Als Trophäe
Sei dies mein Lied geweiht.

„Ein treuer Waffenbruder der 2. Komp.
5. Westf. Inf.-Reg. Nr. 53.

Man vergl. O. Böckel, Psychologie der Volksdichtung, S. 347.

9. Hier liegt ein junger Offizier*).

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Hier liegt ein junger Offizier
Von einundzwanzig Jahren,
Geboren in Deutschland,
Im deutschen Vaterland.

2. Hier liegt sein Säbel und Gewehr
Und alle seine Kleider;
Sein' Lebenszeit ist aus;
Er muß in's Totenhaus.

3. O, Doktor, komm' geschwind
Und schneid' in seine Ader,
Denn er ist jetzt bereit
Zur ew'gen Seligkeit.

4. Und wenn ich einst gestorben,
So tut man mich begraben;
Drei Schuß ins kühle Grab,
Die er verdienet hat.

*) Man vergl. Simrock, Volkslieder, Nr. 309. Zurmühlen, Liederbuch, Nr. 51, 52. Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde, XVIII, 185. Erk-Böhme III, 252. Köhler-Meier Nr. 274.

10. Abschied.

(Mitgeteilt von K. Thomas in Olpe um 1893.)

1. O Bürschchen, wenn du einst Soldat mußt werden,
Was soll ich dann fangen an?
Kein Trost, keine Freud' auf dieser Welt;
Ich geh' mit dir in's weite, weite Feld:
Ich geh' mit dir in Krieg und Streit.
Von dir bleib ich nicht weit.

2. Ihr Mädchen, ihr müßt so narrisch nicht sein:
Wir bleiben so lange nicht aus.
Es bleiben noch and're schöne Bürschchen zu Haus:
Sucht ihr euch den schönsten daraus:
Die Buckligen und die Lahmen bleiben alle zu Haus.
Die Stracken und Geraden sucht der König heraus.

3. Oder weinet ihr um dessentwegen,
Daß ihr meint, wir kämen alle um's Leben?
Denn es ist für uns keine Schand',
Wir streiten ja für's Vaterland.
Zu Haus muß es auch gestorben sein:
Adieu, schön Schätzchen, Adieu!

Man vergl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, S. 178.

11. Der Musketier. 1870/71.

(Aus einem handschriftlichen Liederbuch.)

1. Musketier sind lust'ge Leut',
Haben frohen Mut,
Singen lauter lust'ge Lieder,
Sind den Mädchen gut.

2. Spiegelblank sind unsre Waffen,
Schwarz das Lederzeug.
Können wir bei Mädchen schlafen,
Sind wir kaiserreich.

3. Geld im Beutel, Mut im Herzen,
Und ein gut Glas Wein.
Wie können wir die Zeit verscherzen,
Lustig und gar fröhlich sein.

4. Kronprinz Albert stieg zu Pferde,
Zog mit uns ins Feld.
Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen,
Sterben als ein tapfrer Held.

5. Treu gedient hab'n wir drei Jahre.
Ist die Dienstzeit aus,
Dann schickt uns der Kaiser wieder
Ohne Geld nach Haus.

12. Bei Sedan auf den Höhen.

(Aus Elberfeld. Aus einem handschriftlichen Liederbuch.)

1. Bei Sedan auf den Höhen
Da stand nach blut'ger Schlacht
:,: In den letzten Abendstunden
Ein Preuß' wohl auf der Wacht. :,:

2. Er schritt wohl auf und nieder
Bis an die Leichenschar,
:,: Wo so viele seiner Brüder,
Die dort gefallen war'n. :,:

3. Ei, was rauschet dort im Busche?
Ich glaub, es ist ein Reitersmann,
:,: Der mit tiefer, offner Wunde
Liegt im Busch wohl bei Sedan. :,:

4. Gebt mir Wasser, deutscher Kamerad!
Denn die Kugel, die traf gut:
:,: Hier in jenem Wiesengrunde
Da floß zuerst mein Blut. :,:

5. Habe Weib und habe Kinder
Zu Haus am trauten Herd,
:,: Die da harr'n auf ihren Vater,
Der niemals wiederkehrt. :,:

6. Gewährt mir eine Bitte:
Grüßt mir mein Weib und Kind.
:,: Denn ich heiß Andreas Förster,
Und bin aus Saargemünd. :,:

7. Des Morgens in aller Frühe
Ging der Preuß' wohl an sein Grab,
:,: Und streute Wiesenblumen
Und Zweiglein auf sein Grab. :,:

8. Ein Zweiglein und ein Sträußlein,
Worauf geschrieben steht:
:,: Hier ruht Andreas Förster
Und war aus Saargemünd. :,:

Man vergleiche O. Böckel, Psychologie der Volksdichtung S. 347. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 180 f.

13. Das deutsche Leben.

(Nach einem handschriftlichen Liederbuch aus Elberfeld.)

1. Lustig ist das deutsche Leben
Für's Vaterland dahin zu geben,
Für den letzten Tropfen Blut —
Ja! wir Deutsche haben Mut.

2. Wenn Kanonen und Haubitzen
Und alle Büchsen auf uns blitzen —
Alsdann zieh'n wir ins Gefecht.
Und wir Deutsche kriegen recht.

3. Wenn wir unter grauen Mäntel
An einem deutschen Mädchen hängen. —
Ja! so fühlt sie keinen Schmerz.
Redlich ist des Deutschen Herz.

4. Ich muß wandern auf fremden Straßen,
Und muß mein'n Schatz ein'm andern lassen.
Ich habe sie so treu geliebt —
Lebe, lebe wohl! Vergiß mein nicht.

Man vergleiche Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, S. 185 f.

14. China, ach China.

(Mündlich aus Elberfeld.)

China, ach China
Läßt mir keine Ruh;
Morgen marschieren wir
Nach China zu.

Bruder, ach Bruder,
Sie hab'n mich geschoss'n.
Bring mich geschwinde
Ins Lazarett,
Daß meine Wunde
Verbunden wird.

Bruder, ach Bruder,
Ich kann dir nicht helfen,
Helf dir der liebe,
Liebe, liebe Gott.
Morgen marschieren wir
Noch weiter fort.

Man vergleiche dazu d. Verf. „Volkslied". S. 177.

15. Neujahrslied.

(Möllenkotten bei Schwelm und Umgegend.)

1. Guten Morgen, guten Morgen in diesem Haus!
   Wir wünschen Euch,
   Euch wünschen wir
   Ein glückseliges, neues Jahr.
2. Herren und Damen, Herren und Damen in diesem Haus
   Wir wünschen Euch usw.
3. Söhn und Töchter usw.
4. Knecht' und Mägde usw.

16. Wer das Scheiden hat erfunden*).

(Aus Radevormwald.)

1. Wer das Scheiden hat erfunden,
   Hat ans Lieben nie gedacht.
   Sonst hätt' er die letzten Stunden
   In der Liebe zugebracht.

2. Meine Augen stehn voll Tränen,
   Und mein Herz, das schwimmt in Blut!
   O, wie könnt' ich dich verlassen,
   Denn du warst mir viel zu gut!

3. Saßen einst zwei Turteltäubchen
   Hoch auf einem grünen Ast.
   Wo sich zwei Verliebte scheiden,
   Da verwelket Laub und Gras.

4. Laub und Gras, das muß verwelken,
   Aber uns're Liebe nicht;
   Ewig, ewig soll sie brennen,
   Wie das helle Sonnenlicht.

5. Gehst du heimlich zu 'ner andern,
   Die du herzlich liebst und küß'st.
   So verschweig nur unsre Liebe,
   Sag' doch nur, du kennst mich nicht.

6. Es vergeht ja keine Stunde.
   Es vergeht kein Augenblick,
   Wo ich nicht aus Herzensgrunde
   Tausend Seufzer zu dir schick'!

7. Hab' geliebet ohne Ende,
   Hab' dir nichts zu leid getan.
   Und du drückst mir stumm die Hände.
   Und du fängst zu weinen an.

*) Man vergl. Wuttke, Sächs. Volkskunde ² S. 255.

17. Abschiedslied.

(Aus einem Elberfelder handschriftlichen Liederbuch.)

1. Morgen will mein Schatz verreisen,
Abschied nehmen mit Gewalt.
Draußen singen schon die Vöglein,
Singen schon die Vöglein
Im dunklen, grünen Wald.
Denn es fällt ja so schwer auseinanderzugehn,
Wenn die Hoffnung nicht wär' auf Wiedersehn.
Lebe wohl! Lebe wohl! Lebe wohl! Lebe wohl!
Auf Wiedersehn.

2. Saßen einst zwei Turteltauben,
Saßen auf 'nem grünen Ast.
Da, wo sich zwei Verliebte scheiden,
Zwei Verliebte scheiden,
Da verwelket Laub und Gras.
Denn es fällt ja so schwer usw.

3. Warum bist du denn so traurig?
Ich bin aller Freuden voll.
Denkst, ich sollte dich verlassen?
Dich verlaß ich nimmer.
Du gefällst mir gar zu sehr.
Denn es fällt ja so schwer usw.

4. Laub und Gras, das mag verwelken,
Aber unsre Liebe nicht.
Kommst mir zwar aus meinen Augen,
Zwar aus meinen Augen,
Aber aus dem Herzen nicht.
Denn es fällt ja so schwer usw.

5. Spielet auf, ihr Musikanten!
Spielet auf ein Abschiedslied
Ich muß fort in fremde Lande,
Fort in fremde Lande,
Darum fällt der Abschied schwer.
Denn es fällt ja so schwer usw.

18. Vom Küssen.

(Aus einem handschriftlichen Elberfelder Liederbuch.)

1. Ich hab' ein junges, heißes Blut,
Wie ihr wohl alle wißt.
Ich bin dem Küssen gar zu gut,
Und hab' doch nie geküßt.

Drum ist mir auch mein Liebchen hold,
Doch zwar, als es nicht werden sollt'.
Trotz aller Müh' und aller Lust
Hab' ich doch nie geküßt.

2. Des Nachbars Röschen ist mir gut:
Sie ging zur Wiese früh.
Ich ging ihr nach und faßte Mut,
Und schlang den Arm um sie.
Da stach ich in dem Miederband
Mir eine Nadel in die Hand.
Das Blut lief stark; ich sprang nach Haus
Und küßte es mir kräftig aus.

19. Von der Wanderschaft zurück.

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Von der Wanderschaft zurück
Führt den Jüngling das Geschick,
Der nach langen Jahren kehrt
Nach dem heimatlichen Herd;
Eilt mit sehnsuchtsvollem Sinn
Zu des Liebchens Wohnhaus hin,
Blickt ins Fenster stumm hinein,
Doch kein Liebchen wär daheim.

2. Als er sie zu Haus nicht sieht,
Wird's ihm bange ums Gemüt,
Fragt die Bäume in dem Wald
Nach des Liebchens Aufenthalt:
Bittet all die Blümlein schön,
Daß sie mit ihm suchen geh'n,
Suchen gehen auf den Au'n,
Doch kein Liebchen war zu schau'n.

3. Da, des Nachts, beim Mondenschein,
Tritt er in den Friedhof ein;
Da sieht er beim Mondesglanz
Einen frischen Totenkranz;
Unter Ros' und Rosmarin
Steht des Liebchens Namen drin.
Jetzt ward es dem Jüngling klar,
Wo die Braut zu finden war.

4. Traurig blickt er auf das Grab,
Leise rollen Tränen ab:
Jetzt kann ich dich nicht mehr seh'n,
Muß nun einsam von dir geh'n.

Da zur Ruh' die Sonne sinkt
Und zur Ruh' das Glöcklein klingt;
Ausgelitten hast nun du,
Schlaf' nun still in süßer Ruh'.
(Vierte Strophe wird auch fortgelassen.)

20. Müde kehrt ein Wandersmann zurück.
(Ägidienberg.)

1. Müde kehrt ein Wandersmann zurück
Nach der Heimat, seiner Liebe Glück:
Doch bevor er kehrt in Liebchens Haus,
Kauft er für sie den schönsten Blumenstrauß.

2. Und als er kehrt zur Gärtnersfrau ins Haus,
Führt sie ihn auf ihr Blumenbeet hinaus:
Und bei jeder Rose, die sie bricht,
Fallen Tränen ihr vom Angesicht.

3. Sag', warum weinst du, holde Gärtnersfrau,
Sag', weinst du um der Veilchen Dunkelblau?
Oder weinst du um die Rosen, die du brichst?
Ach nein, um dieses alles wein' ich nicht.

4. Ich weine nur um den Geliebten mein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Der mir ewig Treu' geschworen hat,
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab'.

5. An dem Ringlein hast du mich erkannt,
Den ich getragen noch an meiner Hand.
Hätt'st gewartet noch die Spanne Zeit,
Hätt'st nicht gebrochen den geschwor'nen Eid.
(Fortsetzung folgt.)

Kinderlieder.

Gesammelt von **M. von den Hoff,** Warden b. Höngen (Kr. Aachen).

1. Schlummerlieder und Wiegenlieder.

a. 1. haija kengχə šlǫ̊f,
dingə pàpa hõnt də šǫ̊əf,
ding màma hõnt də bonkə kou,
kengɣə, dǫn ding öjəlɣərə tsou.

2. haija kengɣə šlǫ̊f,
em stal dõ stönt tswai šǫ̊əf,
ə šwats on ə wis,
on wẹn dat kenk net šlǫfə wel,
dõ könt dat šwats on bis.

3. haija kengɣə šwiɣ,
ding mŏdər jēt nôəm diɣ (Name eines Flüßchen),
dô wäš zə diɣ də hǫ̊dəlɣərə ūz
on köt da wiər jau nô hūz.

4. haija pupaija šlax küɣəlɣə duət,
staiɣ əm enət hälsjə, da blǫdət ziɣ duət,
da plökə vir əm də fäərɣərə ūz
on māxə os kengɣə ə bätɣə drūz.

b. 1. haija kengɣə iɣ weⁱjə diɣ,
jǫt dər hēr däə hǫ̊lt diɣ,
hölt diχ en də zǫmərtsik
da ben iɣ diɣ em wenkər quit.

2. haija kengɣə iɣ weⁱjə diɣ,
hǫ̊d iɣ ə stäksjə. da šlöɣ iɣ diχ,
šlöɣ iɣ diɣ dat jāmərdə miɣ.
kǫ̊əmə də ęngəlɣərə on hölətə diɣ,
hǫ̊lətə diχ en ət kǖləkə,
dǫ̊əjə diɣ dräksjə op ət müləkə,
on ə stēnɣə ôvə drop,
steət os kenɣə mi levə net mi op.

3. haija popǟɣə,
bak əm kenk ə äɣə,
dǫn əm ox jät tsükərɣə dren,
da krit dat kenk ənə jōdə zen.

4. bǫmm, bamm, bäɣə,
bak əm kenk ə äɣə,
bak əm ē, bak əm tswai,
nôə dər pôšə (Ostern) könt dər mai,
nôə dər mai könt də brǫnk (Fronleichnam),
dô šlātə vir də jeⁱs,
dô māxə vir də wǖəš,
zu jäət dat denk (d. h. d. Leben) ronk, ronk, ronk.

5. op dər jrönə bęrⁱɣ,
dô šenk də zǫn əzu ęrⁱɣ,
dô węlə vir nösjərə krāxę
on fa də šäəlɣərə dǫ̊pɣərə māxə,
wôə də blôə blömɣərə stont,
wôə də jūfərɣərə spatsirə jont,
wôə mi vădər kôr häut,
wôə ming mǫdər opzęts,
wôə mi bruər də šon lap
on ming šwęstər dər wing tsap.

6. en də mǫ̈lə bẹndə
dô šlôrə zeɣ də ẹndə,
di šlôrə zeɣ də jantsə nāt,
dat dat kenk net šlôfə kan.
wi heⁱš dat kenk?
jǫ̈ldə ṛenk, kǫ̈niskenk,
äpəlɣə, bäpəlɣə, boxfenk.

2. Koselieder.

1. kẹnə, wẹnə, wẹnɣə
lepɣə ruət,
tsängɣərə wis,
nāsjə zīf,
öjelɣərə pīp,
stirɣə plat,
hǫ̈ərɣərə tsip, tsap.
(Beim Singen kost man die genannten Teile.)

2. dālər, mālər,
köⁱɣə, kälvjə,
jäntsjə, šwäntsjə,
tribəle, läntsjə.
(Bei jedem Wort schlägt man leicht in die Kinderhand und kitzelt sie bei den letzten Worten.)

3. pöbɣə, pöbɣə dants,
ding šönɣərə zent nǫx jants,
wẹn zə ox vəršlīsə
dat bruxz də net tsə šöə,
dər šostər māt diɣ nöə.
(Die Mutter faßt das Kind bei den Händchen und läßt es hüpfen.)

4. rapələ, rapələ rengəlɣə,
ət kǫmə tswai ärm kengərɣər,
jät zə jät on lǫt zə jǫn,
də hemliɣə poəts wiət opjədǫn.
(So singt die Mutter und läßt einen Ring klappern, der an einem Stäbchen hängt.)

5. wiət hānɣə op dər torm
ziɣ bəwääɣt beⁱ wenk on storm,
zu zǫl os kenkɣə ət hängɣə driənə,
dat ət ən los əs ātsəziə.

6. dä hauə fęrkə jəstôələ,
dä hauət jəšlāxt,
dä hauət jəzaltsə.
dä haudə wūəš jəmāt,
dä hauzə opjaisə.
(Bei jedem Satz hebt man einen Finger; mit dem Daumen beginnend.)

7. dä es en dər pöts jəfälə,
dä had əm ərūz jəhǫ̈lt,
dä had əm afjədrüχ,
dä had əm enət bät jəlāt,
on dä klenə had ət vadər on mǫdər jəzāt.
(Wie oben bei Nr. 6.)

3. Kniereitelieder.

1. trap. trap, mǫ̈ləpäət,
duzənd dālər bestə wäət,
wenstə net wels lōfə,
welə vir diχ vərkōfə
an ənə auə jüd,
för dreⁱ fęnijə klüt,
för dreⁱ fęnijə brandəwīn
māt dat kenk ət kǫ̈pχə fīn.

2. träf, träf, flǫ̈kər traf,
mǫrjə es ət zǫndāx,
dô kǫmə də härə
met də bonkə färə;
dô kǫmə də frauə
met də pŭfə mauə;
dô kǫmə də jüfərχər
met də wisə šütsəlχər;
dô könt dər akərsmän,
däm zing päət jot trafə kän: traf, traf, traf.

3. hǫpə, hǫpə riə,
fa kǫ̈lə nô dər wiə (ein nahes Dorf: Weiden).
fan dər wiə nô dər böš
fangə vir nə fätə föš,
fangə vir nə fätə hās,
däm zätsə vir ət kengχə op də nās.

4. rik, rik päətχə,
fäl net op ət äədχə,
fälstə nu ərāf
da bestə ox nət brāf.

5. hop, hop pätɣə,
tsə kǫ̃lə op ət šwätɣə,
tsə jǫ̃liχ op dər kirɣhauf,
dreⁱ šwästərə han iɣ nǫx:
ət iəš heɣ jǫ̃tɣə,
ət tswait heχ pǫ̃tɣə,
ət dreⁱt heχ katrinɣə.
katrinɣə hät jəmǫləkə:
zebə jeⁱs on en koᵘ,
pătər šlôx də pôtst soᵘ.

6. hǫt pätɣə, violätɣə,
hǫt pätɣə, hǫt hũ,
auə röstər en ət fũ.
hǫt pătɣe, violätχə,
hǫt pätɣə, hǫt hũ.

7. en maria jādə,
dô wāsə jöldə blārə,
zə wāsə dat zə blö,
jǫt bəhönt də kö,
jǫt behönt dər akərsmăn,
dat zi päət joᵘt trapə kăn: trap, trap, trap.

8. ət zôəs ə mänχə op ən bank: hǫp!
ət hǫt ənə äəzəl an də hank: hǫp!

4. Was die Mutter erzählt.

1. wi jezus ūz də šǫ̃l kôəm,
du hǫtə nǫx nũz jaisə,
du kauxət maria ənə apəlbreⁱ,
du zôəsə ălə ängəlɣərə beⁱ,
kleng on jruəs, naks on bluəs,
jezus en maria šuəs.

Eine andere Fassung:

1. a. op dər jǫ̃ldə bęrɣ
dô stēt ə jöldə stõlχə,
wat lik dôrop?
ə flôkə kösə,
wä zets dǫren? maria.
könt jezus ūz də šǫ̃l,
on hǫt nox nũz jaisə,
kauxət maria nə apəlbreⁱ
kômə ălə ängəlɣərə beⁱ.

2. adam on eva
spęlətə ənz op ən jita (Guitarre),
di jita wôr tsə kleng,
du spęlətə zə op ən wəng;
di weng di wôr tsə lank,
du spęlətə zə op ən bank;
di bank di wôr tsə bräət
du spęlətə zə op ə päəd;
dat päəd dat wôr tsə dǫm,
du spęlətə zə op ən trǫm: trǫm, dərǫm, tǫmtǫm.

3. a. iχ jong ənz dörχ ə jaisjə,
du bəjäənət miχ ə baisjə,
dat wôr bǫ̃nχərə anət kęvərə.
ət jôv miχ dreⁱ bǫnə.
en pāūsət iχ miχ,
en kauxət iχ miχ,
en flôx miχ nô dər heməl əren,
du flôx iχ ər nôe,
du kôəm iχ be tsent pätər,
da wǫrp miχ də trapə rav,
fōl iχ dôə op ə hönkχe
met ə jǫ̃ldə šnüsjə,
du vərkōfət iχ dat hönkχə,
on kōfət miχ ənə aldə həngs.
du spänət iχ əm en də äəχ (Egge),
du junkə net ūz dər wäəχ;
du spänət iχ əm en də ka,
du junkə net hǫt, nǫ ha;
du spanət iχ əm en dər plox,
du junkə net jənox,
du lēv ə müsje
dörχ ət hüsje,
du wôr ət jantsə vərtsälχə ūz.

3. b. ət wôr ənz ə ālt mǫ̃nχə,
dat kevərət bǫ̃nχərə,
du zāt iχ: jäv miχ at eⁱ,
du jôv ət miχ at dreⁱ.
e för tsə kauxə,
e för tsə páūsə,
e flôx miχ nô dər heməl ərop.
du flôx iχ əm nô, on wi iχ ôvə ākôəm,
zôs pätrus on driənət də drǫ̃ət.
du spanətə miχ an dər plox,
du trǫk iχ net jə nox;

du spanətə miχ an də kār,
du jong iχ net hǫt ǫf har;
du spanətə miχ an də äəχ,
du jong iχ net ūz dər wäəχ,
du spanətə miχ an ət īs.
dat īs dat splīs.
du zôəs ə alt mänχə op ət dāx,
dat hau ziχ bau tsə baχtə jə lāx.

4. wi kaizər napoleon wôr jəstǫrvə,
du mentə zə al zə würə vərdǫrvə.
du kôəmə bes ā də heməlsdür,
du stauzəte met ənə fos dərwiər.
tsǫnt pätrus rǭf: „wäə es dôə?
jit dat klǫpə nox net nôə?“
„iχ ben dər kaizər napoleon;
jau tseiχ miχ mingə jǭldə tron“.
„als kaizər napoleon bestə bəkank,
bəkölt (betrogen) hastə męniχ lank.
mengste, dat häui os net vərdrāūsə?
dər heməl blit för diχ neksnǫts vərślāūsə.“

5. op dər äχəlbęrχ zôəs ə alt jrīs mänχə,
dat flekət də šōn met jēisəfälχə,
du kôəm ən krôə,
di brād əm dər drôət,
du kôəm ən ūl,
di brād əm də zūl (die Ahle),
du kôəm ənə hās,
dä brād əm də mās,
du kôəm ənə kning,
dä zāt, ət es aləs ming.

6. ət zôəs ənə šnīdər op dər diš,
op dər diš ǫn niənt,
du kôəm əne hān on bäk əm ən ət bēn,
lōf ərūz ǫn kriənt.
„o du änəmari, lōf dər hān ənz nôə,
hät miχ en ət bēn jəbäk, dat es šwats ǫn blôe.“

7. šāl ə wip, šäl ə wap,
kaux miχ ənə pap,
fa hāvərmääl,
də frau es šääl,
dər man es blenk,
də kou di henk,
dat fęrkə stenk,
di maət die dräət dat höltsə kenk.

bes en dər bǫ̃š,
dǫ̊ pīp di mǫ̃š.
dǫ̊ fält dər jäk
met də nās en dər dräk,
dǫ̊ jäət dər wenk,
du zät dat kenk:
„modər lǫ̊sə vür nǫ̊ häəm jǫn.“ (Aachen.)

8. en dürə op də brök,
dǫ̊ zǫ̊əs ənə man met bretsələ op dər rök.
du kǫ̊əm ən frau, dū zät dä man
„welt ür jät bretsələ han?“
du zät di frau: „iχ han ənə man,
dä zǫlvər bretsələ kan.“

9. ət wǫ̊r ənz ə mänχə,
dat krōv en ə känχe,
dat krōv wiər drūz,
du wǫ̊r ət jantsə vərtsälχə ūz.

10. ət kǫ̊əm ə mädχə fan də frau baiər,
dat hǫt ənə jantsə kǫ̃rf vǫl aiər,
du zatsət əm op ənə platə stēn,
du jengə di aiər al fanēn.

11. ət kǫ̊əm ə mänχə ǫ̃vər ən brök,
dat hǫt ə zäksjə aiər an dər rök,
du zatsət ziχ op ənə stēn,
du jengə di aiər jants fanēn.

12. ət jong ə mänχə də trap ərop,
kloptə ā, šälət,
mātə də dör op on zät:
„jǫdə dāx, madàm.“

13. ət wǫ̊r ənz ə mänχə,
dat dronk jēr ə känχə.
du dronk ət ziχ ənz vǫl,
du wǫ̊r ət jants dǫl.
du kǫ̊m ət nǫ̊ hēm,
du brǫ̊x ət ziχ dörχ dat onmäsiχ drenkə ə bēn.

14. tring widə wing zǫ̊əs op dər stēn,
rǫfət hān on hǫn bəjēn,
hān on hǫn di kǫ̊əmə jəlōfə,
wo^{n} dat tring zə al vərkōfə.

15. jan wo" nôə də kərməs jǫn,
jriət wo" metjǫn.
krit dä jan ziɣ dər bäsəmstäk,
on śliət dat jriət öm dər bäk (Mund),
jriət jong ət zārə:
„jan hät miɣ jəšlārə."
„jan hät räət jədǫn,"
„wat brūt dat jriət met tsə jǫn?"

16. dər bur hǫt ziχ stāəts jəmāt,
du wǫlə nô də kerməs jǫn,
du zatsə ziɣ an də pomp,
du fōl əm ə lāūx en dər stromp,
du jeng ə wigər, du fōl ət laux tsou,
du zātə: „nu kan iɣ ävər nô də kerməs jǫn,
„nu kan iχ ävər nô də kerməs jǫn."

17. anə pätrǫnälɣə
zôs ənz en ə känɣə,
kek ət ənz ərūz,
dô kôəm ən mūz,
krejət zeɣ di mūz met dər stäts,
besət zə ənz en də stäts,
da worəp ət zə wäk.
anə pätrǫnälɣə wôr ənə jäk.

18. lisjə on bäbɣə
di zôəsə ənz op ə träpɣə
ǫn wôrə zeχ jät am vərtsälə,
du krejə zə ə stök tāt,
dat hǫt ən jǫt jəsmāt.

19. tūnəsjə on hänəsjə
di kôəmə ənz bejēn,
du fong enə ā tsə śrēə:
on zāt: „iɣ ha ke bēn."

20. hänsjə zôəs op əm šǫrəsten
on flekət zeɣ zing šo",
du kôəm ə alt mǫ̈dərɣə,
dat kek əm flīsiɣ tso".
„hänsjə wat māxstə?
šliəvstə ǫdər wāxstə?"
„iχ šlǫf net, iɣ wāx ox net,
iɣ flek miɣ mǫr ming šo"."

21. tswai mädɣərə muətə wasər hǫ̈lə,
tswai jongə muətə pompə,
kiḳ dər häər (d. h. der Pastor) də fęnstər ərūz,
zät „wat māət ür lompə?“

22. iɣ jeng ənz langsə jruəs hūz,
du šäpət di frau dər breⁱ ūz;
du kreⁱɣ iɣ miɣə läfəlɣə,
šarət iχ ūz ət käsəlɣə.
kreⁱɣ zə nə läfəl fonkə,
wǫ̈rəp zə miχ op də klompə.
du kreⁱχ iɣ ən hank fonkə
wǫ̈rəp zə op də lompə.
di lompə fongə ā tsə brę̈nə.
du zôəs ə mänχə op ət dāx,
dat lāx, dat zi läərə böksjə krāx.

23. iɣ jong ənz langs tsent tôlbərt (St. Adalbert.)
du fong iɣ ənə môlbərt.
du kôm iχ övər dər jrāv,
du nôəm ə zəm miɣ āv.
du jong iɣ langs tsent fleng (St. Foïlan)
du wôrpə zə miχ met steng.
du kôəm iɣ ā tsent stäfə (St. Stefan)
du kuəntə zə miχ net mi träfə. (Aachen.)

24. iχ klǫ̈m ənz op ənə bōm,
du klǫ̈m iχ ə besjə höjər,
du klǫ̈m iχ bes en də spets,
du fēl iɣ ərāv,
du fēl iɣ op ən kouⁿ;
di kouⁿ jit melχ.

25. iɣ kôəm ənz op ənə bę̈rⁱɣ,
dô wôər ənə klenə tswę̈rⁱχ,
dä zät: „wat destə he, mi kenk?“
„iɣ häu jēr nə fădə šenk.“

26. dreⁱ klen tswę̈rjəlɣərə
māətə zeɣ ənə brai,
du hǫt zeχ ē duət jaisə,
du blevərə mä nox tswai.

27. ət wôrən ənz tswai studenɣərə,
di hauə ə läər bǫ̈ksjə ā.
du lāxs? dô fang iɣ wörm fa fǫ̈rə ā.

28. ət kôəm ənz ənə blets:
dä blets šlōx en ənə bōm;
dä bōm šlōx wiər ən häk,
di häk fēl öm.

29. ət zôəs ənz ənə hān op ət dāx,
dä hǫt zeɣ dörɣ kaukələ ət dāx əraf jəlāx.

30. ət wôr ənə wādər (Wardener) jong,
hə plekət on lapət də šong,
dat plekə on lapə jəfel əm net miə,
hə wo" ənə jong fa ǫxə (Aachen) ziə.

31. ən ǫxə op də blǫm
dôə wǫənt ənə fingə häər,
däə mentə häu ənə šǫ̈nə jong;
ə hat engə wiə nə bäər.

32. tsə kǫ̈lə en dər dōm
dô stäət ən jäəl blōm.
on ẇäə di blōm plökə wel,
dä mos met dər häər fa kölə spraiɣə.

33. en ǫxə bei dər tits
dô wôər mingə spits,
dä hǫt zeɣ jästərə jəbesə,
on hǫt zeχ aləs tsəresə:
en ǫxə bei dər tits
dô wôr osə spits.

34. dər man em mǫpəkrôəm (Printenbude),
dä mǫpə wol vərklǫpə,
luərt ūz dər mǫpəkrôəm ərūz:
„ür lükχərə jält üχ dǫx jät mǫpə,
on nǫmt ür pūtə jät met nô hūz.
iɣ vərzeɣər üɣ, zə zent net alt on drüχ,
zet wi läkər dat dat rüχ."
dər man em angərə krôəm wuəd kǫt
„pūtə māt üɣ met də fengərə fǫt."
on die dekə prentə dām,
di alə jôr wiərkām,
ref: „tsim, tsim, tärätätä,
tsim di bǫm, bǫm, bǫm."

də vərlorə stem.

35. 1. ət drükɣə hau dər baistə man,
dä enə zeɣ mä denkə kan.
hä zāt net „hā", wen hät zät „hot".
dröm jeng di kār ox emər jo"t.

2. wẹn op də kerχ ət šlox nüng ūrə,
dǫ̊ zǫ̊x mər ət drükχə ston tsə lūrə.
dǫ̊ kǫ̊əm dər pit ərājə strit,
öm met zi wifjə tsə diskərirə.
dǫ̊ wuəd vərstalt fan dit on dat,
wat fürjəfālə wǫ̊r en də stat.

3. nu hau dər pit zeχ förjənǫmə
ənz öm nüng ūre net tsə kǫmə.
ət drükχə zät „iχ stẹrv, iχ kriχ də krämp,
on dǫbei ox nǫx stil tsə šwijə?
iχ jǫn on läəx miχ enət bät
on don als hürət iχ əm net,
zu māx iχ əm ət läəvə zuər.
wẹn iχ stel šwiχ, jrāt wiən muər."

4. kōm lǫ̊x ming drükχe en dər roⁿ,
du jeng də hūsdǫ̊r op on tsoⁿ
hä flǫ̈ətət wīdər flǫ̈kstə fenk:
„nǫ̊vənd drükχə, nǫ̊vənd kenk.
liksdə at ejə bät, mi šǫ̈əfjə?
hauⁿsdə desə nǫ̊vənd əzu bänkliχ šlǫ̈əfjə?
zu ävənz zǫ̊x iχ nǫx jät let,
du dāt iχ ət drükχə šliəf nǫx net.
dröm wẹl iχ nǫx jät zökə."

5. hä māət də šausər op on tsoⁿ,
əzujar jeng hǫ̊tšaxtəl lesə en roⁿ
besdǫ̊hen šweiχət drükχə nǫx,
du zätət: „mä pit, wat zöks də dǫx?"
„aha, iχ hauət miχ waəl jədāx,
dat iχ ẹndliχ fong də vərlórə zāx,
deng stem, kenk, wǫ̊rət di iχ zuət."

36. Eine alte Frau, deren Sohn Kreuzbilder macht, wohnt in einem Häuschen, „ət kömpχe" genannt. Sie spricht eines Tages zu einem Christusbild, das an einem Birnbaum hängt:

hẹrjötχə vam bīrbǭmχə.
iχ ben ət ärm stömpχə vam „kömpχə",
mingə jong hat diχ jəmāt,
on iχ han mingə jong en də wẹlt brāt:
ziχ dröm ben iχ ding baismoⁿ (Großmutter).

5. Das Kind im Verkehr mit der Natur.

a. mit den Tieren:

1. a. dər kukuk hǫt ə ai jəlāt
en dər kǫfərə kaizəl.
du zātə iχ zoət net zārə,
du zāt iχ ət, du żlôx ə miχ,
du kraiχ iχ.

[Die 2. Fassung lautet anders.]

du zatsə miχ op ə stŏlχə,
ǫn lapət miχ ə pār šŏnχər.
du kôəm di flädijə ŭl
ǫn kraiχ miχ də zŭl (die Ahle);
du kôəm di flädijə jeⁱs
ǫn stôəl miχ dər leⁱs (Leisten);
du kôəm dä flädijə tripə trap
(d. h. ein hinkender Mann)
ǫn kraiχ miχ dər baiztə lap.

Die 2. Fassung:

b. du zatsə miχ op ə stŏlχə,
du jôəvə miχ ə šönχə:
du zatsə miχ op ə kànape,
du jôəvə miχ ə täsjə tē;
du zatsə miχ op ət döšjə
du jôəvə miχ ə föšjə;
du zatsə miχ növə də kàfekan
ǫn jôəv miχ ən wäkə bǭtəram;
du šwēχ iχ.

2. krôə, krôə ding hūz bränt,
də kengər bränə met.
(Mit diesem Schreckruf wollen die Kinder die Krähen aus den Nußbäumen treiben.)

3. kle, kle klădərjänsjə (Klettergänschen)
wat dēztə en ǫzə jādə?
plöks ǫz ăl də blǭmχərə åf
on dēz ǫz jruəsə šādə.
màma weᵃt waəl kiəvə (schelten),
pàpa weᵃt waəl šlǫn;
kle, kle kladərjänsjə,
wi weᵃt ət diχ nǭx jǫn?

4. mūz, mūz kǫm ərūz,
jistə miχ ənə nöə tsank,
kristə mingə auə tsank.
(Das Kind steckt hierbei einen ausgezogenen Zahn in ein Mauseloch.)

5. jrau, jrau mŭsjə,
blēv en ding hüsjə,
zons kõnt də kats ǫn fris diχ op.

6. šläk, (Schnecke) šläk kǫm ərūz,
dər düvəl zŭv ding meləχ ūz.
(Durch diese List wollen die Kinder die Schnecke hervorlocken.)

7. maikăvər fleχ!
dingə vădər es em kreχ,
ding mǫdər es en pǫmərlank,
pǫmərlank es aəfjəbrank.
maikăvər fleχ.

8. iχ we'ſs jät, iχ we'ſs jät;
dat pastuər ən je'ſs hät.
iχ we'ſs ox nǫx jät miə;
di je'ſs di fres ox kliə;
dat es ox nǫx net neu',
di je'ſs di fres ox heu';
dat ezət nǫx net ăl;
di je'ſs, di ste't em stăl.

9. I. ət wôr ənə man,
dö wo ə hǫ̃nχə han.
du woə alə nôbərə wesə,
wi dat hönχə he'šə zǫə.
„kluk, kluk" zät ət hǫ̃nχə.

II. alsə nu dat hǫ̃nχə hau,
woə nǫx ənə hāən han.
du woə ălə nôbərə wesə,
wi dä haən he'šə zoə.
„kükərū" zät dər haən,
„kluk, kluk" zät ət hǫ̃nχə.

III. alsə nu dä haən hau,
woə nǫx nə šwaən han.
du woə alə nôbərə wesə,
wi dä šwaən he'š zoə.
„wisə fäərə" dräət dər šwaən,
„kükərū" zät dər haən,
„kluk kluk" zät ət hǫ̃nχə.

IV. alsə nu dä šwaən hau,
woə nox ən je'ſs han.
du woə ălə nôbərə wesə,
wi di je'ſs he'šə zoə.
„tsipəri" zät die je'ſs,
„wisə fäərə" dräət dər šwaən, usw.

V. alsə nu di jeⁱs hau,
woə nǫx ən koᵘ han.
du woə ălə nôbərə wesə,
wi di koᵘ heⁱšə zoə.
„flipš, fláps“ heⁱš di koᵘ,
„tsipəri“ zät di jeⁱs, usw.

10. tingə lingə ling
ənə honk vərlǫrə,
tingə lingə ling,
mä half jə šǫrə.
tingə lingə ling,
ə wôr wis on šwats.
tingə lingə ling
ə hǫtən plüm (Quaste) an dər stats.

11. man dô köt də koᵘ.
drük driv zə en də weⁱ.
nǫl (Arnold) kik dərnôə,
dat zə net en də jādəns jēt,
ǫf du kris konkələ (Ohrfeigen).

12. fraulü döt də pôəts op,
də kö kǫmə van ongə op.
jras en də krepə
jit melɣ en də dǫ̃pə.
späk ǫn aiər en də păn
dat es jot för dər akərsmăn.

13. tũt, tũt hǫ̃ərɣə,
də köⁱ di lōfə em kǫ̃ərɣə.
wôə mǫ̃ɔχ·dä fülə koᵘhirt zen?
hä es nôhem aisə,
es zing köⁱ vərjaisə;
hä es nôhem drenkə.
lęt zing köⁱ vərzenkə;
lik waəl hengər nə jenstərstrūx,
hät zing bôtəram en dər būx.

14. mariə blat,
də köⁱ zent zat.
wôə hant zə jəweⁱt?
op də jrõnə wējə,
wôə də vüəl lējə,
wôə də krôənə bākə (picken);
an də jrõnə häkə.

6. Fest- und Heischelieder.

I. zu Nikolaus.

1. tsentər klôəs, jot hęliχman,
dǫn ding zǫndaxs bǫksə an.
jäf də klēnə kengər jęt.
stüs di jruəsə met fös nôəm bät.

2. tsentər klôəs, heliχman.
dǫn diχ də baistə šönχərə an,
breng də klēn kengər jät;
lǫs di jruəsə lōfə,
di kǭnə ziχ zälvər jät kofə.

3. tsentər klôəs,
met ding jruəs môəs,
met dingə langə bāt,
dä də kengər bang māt.

4. kengər zät mər brāv,
zons köt dər tsentərklôəs ərāv,
ǫn läət üχ en də šǫng
nüz als kleə (Kleien) on kåf.
häə köt met zingə jöldə stāf,
on welt də kǫdə kengər krijə,
di zeχ net dəs ôvənds zäənə,
ǫn zeχ net dəs mǫrjəns bäənə,
mər di kengər, di jot lirə
ǫn də äldərə ręspęktīrə,
brengt dər joə hęlijəman,
wat ənə äəzəl drārə kan.

5. hansmŭf, dä flädijə šwatsə,
kan mä bīsə on kratsə.
kan də kengər mä vəršräkə
ǫn brenk nŭz als rūtə ǫn stäkə.

II. zu Martin.

1. tsent mäətə, tsent mäətə,
dat es ənə joə man
dä al di kengər jät jäəvə kan.

2. hērə tsent mäətə,
də kalvər hant ken stäətə;
də jongə zent rabauə;
də mädχərə zent jongfrâuə:
də jongə šlôfə enən dǭrə häk,
də mädχərə šlôfə enə fäərə bät.

III. Zum Fest des Maikönigs (1. Mai).

In dieser Nacht pflegten die jungen Burschen vor den Fenstern der Mädchen zu singen und ihnen scherzweise einen Mann zu bestimmen. Zum Dank mußten die Mädchen etwas Eß- oder Trinkbares herausreichen.

1. mădχə, mădχə kǫm ərūz,
jäf di aiər ūz dat hūz,
lôs os net tsə lang he stǫn,
vür mǫ̈sə nǫx nôə tsalmānəs jǫn.
(D. h. zum Dorfe Weiden gehn. wo am 1. Mai der hl. Salmanus verehrt wird.)

2. jrönə, jrönə jenstər,
wat stēstə an mi fenstər?
jäk jank nôhem ǫn fuər ming päət,
da bestə ox mingə mölə knäət.
(Spottliedchen der Mädchen, wenn ihnen die Burschen grüne Zweige (sog. „Maien") vor die Fenster stellen.)

IV. Zum Namenstag:

1. iχ ben ə kle stömpχə
ǫn āīs jērə klömpχə.
ir mǫt miχ net ūz lāxə,
könəftiχ jôr wel iχ ət bęsər māxə.

2. iχ jeng enz nôjən kriəm (Krämerstr. Aachen) ərāv
du fēl miχ dôət hötχə āv.
du zāt iχ: „wat max dat bədüjə,
dat miχ mi hötχə āv max flüjə?
du hǫt iχ miχ ənz reᵃt bədaət,
du wôr os fadər zingə naməns dax. (Aachen.)

V. Zu Neujahr:

1. jlökzäliχ neuⁱ jôər,
dər kǫp vǫl hôər;
dər monk vol tsäng:
dər neuⁱjôər en də häng.
(„dər neuⁱjôər" ist ein süßer Weck, den das Kind von seinem Paten erhält.)

2. iχ ben ə klē bübχə,
ǫn iχ wônš dęx eniχ jlök tsom neuə jôr!

VI. zu Fastnacht.

1. jūjā pūtəs en də pan (Blutwurst),
wə^{a} dat net hat,
de^{a} le^{a}v net lang.

2. dô köt dər mēztər
met zingə klēztər,
ǫn jit dər jūla „einen Kuß“.

3. lôsə vür nǫx ənz zengə!
jôə zengə fan di ko^{u}.

a) di ko^{u}, di hau tswai hörɣər;
wat dǫx zə dan dômet?
zə jeng dər jantsə zǫmər
spatsirə dör^{i}ɣ də we^{i}.

b) di ko^{u}, di hau ə mülɣə;
wat dǫx zə dęn dərmet?
zə jeng dər jantsə zǫmər
jəfraisə op də we^{i}.

c) di ko^{u}, di hau tswai ōɣə;
wat dǫx zə dęn dərmet?
zə jeng dər jantsə zǫmər
tsə kikə op də we^{i}.

d) di ko^{u}, di hau tswai ūrə;
wat dǫx zə dęn dęrmet?
zə jeng dər jantsə zǫmər
tsə lustərə op də we^{i}.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Lieder aus dem Amte Körbecke am Haarstrange.

Von **Bernh. Reinold** in Wamel.

1.

Am Tage Petri Stuhlfeier, dem 22. Februar, gingen bis vor etwa 20 Jahren die Kinder morgens, mit einem Hammer versehen, um das Wohnhaus, pochten an die Pfosten und sangen dabei folgendes Lied:

Riut, riut Sunnenfuhl!
Sünte Peuter is kummen,
Sünte Tigges well kummen.
Kleine Mius, greoute Mius,
All dat Unglücke iut düem Hius.

Jut Schoppen un iut Schuiern.
Jut Keller und iut Muiern.
In me steunern Kasten,
Do saste inne fasten.
In der steunern Kiulen,
Do saste inne fiulen.
Tint Johr ob dün Dag,
Fällt di de lange Hals af.

Hochdeutsch.

Heraus, heraus Sonnenvogel (oder Schmetterling),
Sankt Petritag ist gekommen,
Sankt Mathias (24. Febr.) will kommen,
Kleine Maus, große Maus, (Mäuse und Ratten)
All das Unglück aus diesem Haus.
Aus Schuppen und aus Scheunen,
Aus Keller und aus Mauern.
In einem steinern Kasten
Darin sollst du fasten
In einer steinern Grube,
Darin sollst du faulen.
Nächstes Jahr auf diesen Tag,
Fällt dir der lange Hals ab.

2.

Am Donnerstag vor Fastnacht, hier allgemein „Lüttke Fastnacht“ oder „Kleiner Fastnacht“ genannt, gingen früher die Kinder der ärmeren Familien mit einem „Spieße“, das ist einem aus Holz geschnitzten, dolchartigen Geräte, zu den Häusern bemittelter Leute und baten durch Absingung des nachfolgenden Liedes um ein Stück Schinken oder Speck.

Lüttke, lüttke Fastohnt!
Giet mi ne Hast in muinen Spiet!
Lot das Messken klinken
Bit mirren int me Schinken,
Lot dat Messken gluien
Bit mirren int der Suien.
Grein is dat Wickenblatt,
Schoine Junfer gif mi wuat.
Gif us wuat un lot us gohn,
Lot us nit seou lange stohn.

Hochdeutsch.

Kleiner, kleiner Fastnacht! („Fastohnt“ eigentlich „Fastabend“)
Gebt uns einen Hast (gutes Stück Fleisch) in meinen Spieß!
Laßt das Messerchen klinken (schnell sich senken)
Bis mitten in den Schinken,
Laßt das Messerchen gleiten
Bis mitten in die Seiten Speck.
Grün ist das Wickenblatt,
Schöne Jungfrau, gib mir etwas.
Gebt uns etwas und laßt uns gehn,
Laßt uns nicht so lange stehn.

Heute kommen diese Sänger nicht mehr. Mit der zunehmenden Wohlhabenheit ist die alte Sitte verschwunden.

3.

Wenn im Sommer die Waldbeeren reif sind, wandern namentlich viele Kinder in den Arnsberger Wald, um Beeren zu pflücken. Dabei ertönt gar oft nachstehendes Lied:

Toll, Toll, muin Toll,
Muin Kuarf is full.
Hai steut ob luiker Eren,
Hai kann nit fuller weren.
Dai der mi eune riuter kritt.
Dai sall des Duikers wären.

Hochdeutsch.

Toll (Beerenzweig) mein Zweig.
Mein Korb ist voll.
Er steht auf ebner Erden,
Er kann nicht voller werden.
Der mir eine Beere herausnimmt,
Der soll des Teufels werden.

Alle drei Lieder haben die gleiche monotone Melodie, welche ich hier folgen lasse:

„Die Schüppe geben."

Von **Dr. Esser,** Malmedy.

Den Sinn dieser sprichwörtlichen Redensart festzustellen, besonders aber ihren Ursprung nachzuweisen, ist der Zweck der nachstehenden Ausführungen.

Im Deutschen Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm (kurz: DW.) 9, 2017 lesen wir unter Schüppe: einem die Schüppe geben = einen Korb geben, ihn abweisen: eine Schüppe bekommen = ital. ricevere una pala cioè la repulsa, la negativa; die Schüppe bekommen = repulsam pati, rejici, repudiari: DW. 4b 1993 unter Hutsche: er hat die Hütsche, sive Schüppe bekommen = dejectus est ob officio, vel dignitate (Stieler). Vgl. „in einem Husch ward ich ausgestochen, krigte die Schüppe, muste von dannen wandern" (Quelle im DW. 9, 2017). Die Wendung, sagt der Verfasser des Artikels „Schüppe", geht also aus von der Verwendung der Schüppe, um Kehricht und anderes beiseite zu schaffen, und das Werkzeug steht an Stelle der Handlung.

Unsere Redensart wird nun auch in demselben Bande unter Schippe, einer minder guten Nebenform zu Schüppe, erwähnt; Sp. 206 heißt es: jemandem die Schippe geben = ihn ablaufen lassen, ihm den Abschied geben, ihn fortjagen: „so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm (dem Schulmeister) Knall und Fall die Schippe geben" (Lessing). Der Verfasser dieses Artikels fügt erklärend hinzu: „Diese Redensart scheint sich auf eine alte Vorrichtung, mit der Verbrecher gewisser Art, besonders wenn sie aus dem Ort verwiesen werden sollten, geschnellt wurden, eine Wippe, zu beziehen." Da die beiden offenbar aus verschiedenen Federn stammenden Deutungen sich gegenseitig aufheben, so kann wohl stillschweigend über dieselben hinweggegangen werden. Nach den beigebrachten Belegstellen darf man jedoch bezüglich der Bedeutung konstatieren, daß es sich bei der Redensart „die Schüppe geben" um die Entfernung jemandes aus dem Orte, oder aus dem Amte, zuweilen wohl aus Amt und Ort zugleich handelt.

Zu dem Ursprung unserer Redensart werden wir erst

hingeführt durch das Französische, wo in derselben Weise gesagt wird donner de la pelle au cul à quelqu'un = Jemandem einen Tritt in den Hintern geben (Sachs-Villatte), le chasser honteusement (Littré); ebenso heißt es im Luxemburgischen „pelle au cul" kréen (kriegen) = fortgejagt werden (Gangler, Lexikon der Luxemburger Umgangssprache, S. 337). Aber auch dem Wallonischen ist die Redensart geläufig, nur daß hier das aus dem latein. pâla (Schüppe) stammende pâle (frz. pelle) mit dem auf dem latein. patella (Pfanne) beruhenden wallon. paile (auch pêlle orthographiert) verwechselt wird: Vgl. avu l'pêlle â cou, in den Bulletins de la Société Liégeoise de Littérature Wallonne Bd. 31, 203 Nr. 2250 mit avoir la pelle au cul übersetzt, obgleich wallon. pêlle = frz. poêle (Pfanne) ist. Die beigefügte Erklärung lautet: se dit à celui qui a essuyé une défaite, un refus, un affront, bref qu'il a été jeté dehors; Forir im Dictionnaire Liégeois-Français interpretiert avu l'pail â kou mit avoir peur, être épouvanté, s'en fuir: in dem handschriftlichen Dictionnaire Wallon-Français par Aug. Fr. Villers de Malmedy (1793) S. 286 endlich heißt es: aveur lu paile à cou: être trompé, être deceu de ses esperances, essuier un affront ou une condamnation en justice; aveur lu pailé (frz. poêlonnée): avoir la balle, être condamné en justice par un jugement definitif.

Was die volksetymologische Ersetzung von pâle (frz. pelle, lat. pâla) durch paile, pêlle (frz. poêle, lat. patella) im Wallonischen anlangt, so lag dieselbe gleichsam auf der Hand, da sich die beiden Wörter nicht nur lautlich, sondern auch begrifflich so nahe stehen, daß im fläm.-frz. Teile des Wörterbuchs von D'Arsy, fläm. panne (poîle) geradezu mit pelle und im franz.-fläm. Teile paelle, paele (poîle) mit panne, schuppe wiedergegeben werden. Hierdurch ist es dann auch verständlich, wenn fläm. für „donner de la pelle sur le cul" paneersen oder panaarzen (de pannne al. schuppe op den eers geven) gesagt wird. Darneben heißt es aber auch fläm. de brits geven of slaen = donner d'une paëlle sur le cul (vgl. D'Arsy s. o. Brits = dtsch. Pritsche).

Da in verschiedenen Lütticher Freiheitsliedern aus der Zeit der ersten französischen Revolution unser pelle au cul

in der Form pèle â cou als Refrain vorkommt, so hat das dem belgischen Lokalhistoriker Body zu Spa Veranlassung gegeben, im 19. Bande der Bulletins de la Soc.-Liég., worin er diese Lieder größtenteils zusammengestellt hat, folgendes über den Sinn und die Form des gen. Refrains mitzuteilen (S. 373): Aujourd'hui encore on dit de quelqu'un qu'il a eu l'pèle â cou, quand il a essuyé une défaite, un refus, un affront, bref, qu'il a été jeté dehors. Mais à l'époque de la révolution, on paraît avoir affectionné outre-mesure cette expression. Dans une chanson sur la révolution brabançonne intitulée: Dalton allant combattre van der Mersch à Tirlemont, le refrain: la pelle au cul se retrouve aussi. Notons que c'est improprement qu'on traduit en français par pelle, c'est poêle, qu'il faudrait dire: paile wallon designant spécialement l'ustensile de cuisine qu'on trouve dans les anciens inventaires, spécifié par paile à l'votte, poêle à ommelette. Daß es sich gerade umgekehrt verhält, ist oben schon dargelegt worden. Endgültigen Aufschluß über den Ursprung der Redensart die Schüppe geben, das ist Schläge mit der Schüppe auf den Hintern geben, frz. donner de la pelle au cul, wallon. diner d'ol pêlle â kou, fläm. paneersen oder panaarzen finden wir in dem altfranzösischen Ausdrucke bacul (= batle-cul), der im altfranzösischen Wörterbuch von Godefroy (Paris 1901) folgendermaßen erklärt wird: peine qu'on infegeait à l'homme en place qui avait commis une faute dans l'exercise de sa charge ou à une fille dévergondée, et qui consistait à frapper d'une pelle de bois sur le derrière ou à frapper rudement le derrière contre terre.

„Die Schüppe geben" beruht sonach auf einem alten Rechtsbrauch, dessen Einzelheiten uns leider nicht überliefert sind. Übrigens scheint das gerichtliche Verabfolgen von Schlägen mit einer hölzernen Schüppe auf den Hintern nur symbolische Bedeutung gehabt zu haben: Die eigentliche Strafe bestand bei ungetreuen Beamten in dem Verluste des Amtes: ob damit zugleich auch die Verweisung aus dem Orte verbunden war, ist zweifelhaft. Jedenfalls aber wurden liederliche Frauenzimmer, die die Schüppe bekamen, stets aus dem Orte gejagt.

Neben der Strafe mit der Schüppe erscheint auch die ebenfalls symbolisch aufzufassende Strafe mit der Rute: vgl. DW. 8, 1562, wo aus einer schwäbischen Quelle von 1735 mitgeteilt wird, daß einer fille dévergondée nach überstandenem Pranger „die Rute in den Nacken gesteckt“ und sie aus der Stadt gewiesen worden sei. Diese Sitte, jemand mit Ruten zum Tor hinauszujagen, hinauszuschlagen, wird sogar häufig erwähnt: DW. 8, 1561. Schweiz. Idiot. 6, 1821. Was also in der einen Gegend mit der Schüppe geschah, besorgte man in einer andern mit der Rute.

Die „pelle au cul“ ist übrigens, wie ich vermute, bis auf den heutigen Tag in ihrer symbolischen Bedeutung, jedoch unter anderem Namen und lediglich als moralische Rektifikation in Malmedy erhalten geblieben.

Die Schläge auf den Hintern wurden, wie wir unter bacul gesehen haben, mit einer pelle de bois ausgeteilt. Nun wird zu Malmedy am Nachmittage des Samstags vor Fastnacht eine hölzerne Schüppe, trouvlê genannt, unter Musikbegleitung im Biedermannsschritt von einem Maskierten durch die Straßen getragen, wie es heißt, zur Eröffnung des Karnevals. Nachdem dann am Sonntag die sog. haguettes mit ihren lustigen Sprüngen und Scherzen, mit Nüssen und Orangen Jung und Alt erfreut haben, rollen am Montag zwei oder drei theatermäßig ausstaffierte Lastfuhrwerke als Thespiskarren durch die Straßen der Stadt: von diesen herab wird dann denjenigen, die während des verflossenen Jahres ihr Konto mit Extravaganzen delikater Art belastet haben, in mehr oder weniger witzigen wallonischen Versen (die besten und witzigsten werden leider regelmäßig von der polizeilichen Zensur gestrichen) der Sündenspiegel vorgehalten, sie kriegen pêlle à cou, die Schüppe oder Pritsche. Diese Prozedur wird nun, wie es scheint, durch das Herumtragen der trouvlê genannten hölzernen Schüppe angekündigt, so daß in alten Zeiten, wo die Bedeutung der Promenade mit dem trouvlê noch lebendig war, die Schuldbewußten schon am Samstag mit geheimem Grauen an den Montag als den Tag des Gerichtes denken mußten. Jetzt ist dieser Brauch, ebenso wie das Martinsfeuer und der Johannesreigen, zur inhaltsleeren Form geworden.

Bemerkung: Den Sprichwörtern und Redensarten ergeht es wie den Fremdwörtern: wenn die Form Anstoß erregt, oder der Inhalt nicht mehr richtig verstanden wird, so entarten sie lautlich und begrifflich und verfallen der volksetymologischen Umgestaltung. So lautet „einem die Schüppe geben“ in der Aachener Mundart „enge der schöpp gevve“ = jemand wegjagen, aus dem Dienste entlassen; „die Schüppe bekommen“: „der Schöpp krigge = einen Korb, Abschied bekommen (Müller u. Weitz, Die Aachener Mundart, S. 221). Hier ist also an die Stelle von Schüppe, dialekt. die schöp (Schaufel, Spaten), der Schöpp (Stoß mit dem Fuße, Fußtritt, Schupf, Schupp) getreten. Ebenmäßig heißt es in der Elberfelder Mundart: hä heet en Schöpp (einen Schupp, Stoß) gekreegen = er ist weggejagt worden: Wörterbuch der Elberfelder Mundart (Elberfeld 1910) S. 144.

Wie dem Aachener und Elberfelder Volke nicht einleuchten wollte, daß einer „die Schüppe“ (pâla) bekommen könnte, so mochte es auch den Wallonen nicht glaublich erscheinen, daß es richtig wäre zu sagen „aveur lu pâle“: deshalb setzten sie an die Stelle von pâle das Hausgerät lu paile. Die Volksetymologie verschlimmert also, während sie verbessern will.

Flurbezeichnungen von Meurich.

Von **K. Hein**, Düren (Rhld.)

Das Dorf Meurich liegt etwa 20 km w. von Trier zwischen Mosel und Saar auf dem sog. „Gau“. Es hat wie der ganze Gau noch die Dreifelderwirtschaft ohne Zusammenlegung. Der gesamte Flurbezirk des Dorfes heißt „Bann“, so spricht man von Meirijər Bann, Kerfər Bann usw. Die einzelnen Flurbezeichnungen gehen z. T. weit zurück, z. T. gehören sie auch der neueren Zeit an. (Phonetik des „rhein. Wörterbuches“ nach Frank, Zeitschrift f. Gesch. und Kunst, Heft I, 1908.)

pē:š: Die unmittelbar am Dorf liegende Wiese. Das Wort geht jedenfalls auf ahd. pescan zurück, das aus lat. pascere füttern, weiden entlehnt scheint (vgl. Weigand D. Wb.) und bedeutet demnach Weideplatz.

bākəs dreiš: Der erste Bestandteil weist auf das Gemeinde-Backhaus hin, das zwar nicht mehr auf dem Gau existiert, da hier jeder seinen eigenen Backofen hat, aber auf dem Hunsrücken, wo sich das Gemeinde-Backhaus noch findet, „Backes“ heißt. dreiš ist zu Graswuchs ungepflügt liegendes

Ackerland, md. dreis, westfäl. drêsch. Somit war bākəs dreiš ein am Gemeindebackhaus liegendes, mit Gras bewachsenes Stück Land und zwar stößt es unmittelbar an den pē:š.

op dər šlā̆t: altfries. slât, nndl. sloot heißt Graben, ndd. šlôt Scheide = Entwässerungsgraben. Nun liegt zwischen bākəs dreiš und der šlā̆t eine tiefe Senkung, durch die auch ein Bach fließt, so daß die Bedeutung des Wortes genau zu der Lage stimmt.

tsīrdə bärəɣ: Hirtenberg. tsīrdə = zu den Hirten, den Hirten gehörig. So heißt das Haus, in dem der Dorfhirte wohnt: tsīrdən. Jedenfalls wurde dieser mit Gras bewachsene Bergabhang dem jeweiligen Hirten als Gemeindeland und Lohn für seine Dienste überlassen.

vältɣəs vis: Wiese, oberhalb und unterhalb deren ein kleines Wäldchen liegt.

veiər: Es ist dies ein tief zwischen Bergrücken eingeschlossenes Wiesengebiet, das jedenfalls ehedem mit Wasser bedeckt war. Noch jetzt ist das Gebiet sehr sumpfig.

konkəl: Bezeichnet eine verlorene, abgelegene Hecke (Frank Wb. 491). Es ist ein mit niedrigem Gestrüpp bewachsener abgelegener Teil des Meuricher Flures und ist zum Teil gerodet. Dieser Teil heißt

rū:rt, gerodetes, und jetzt bepflanztes Land.

op dər šefəl: Schiffelland, ist durch Roden für den Ackerbau gewonnenes Land.

hęnərm pou̯l: geht auf lat. palus, Sumpf zurück, also hinter dem Sumpf. Vorgelagert ist nämlich eine tiefe Mulde, die

ęm dęlɣən, im Tälchen, heißt und die jedenfalls ehedem Sumpfland war.

op šā̆:t, auf der Scheide. Rechts und links senkt sich das Land zu tiefen Mulden.

op dən dreimärjən, auf den drei Morgen.

bei dən ērtpeilən, bei den Erdpfählen. Es scheinen hier wohl Grenzpfähle gestanden zu haben.

ęm goltbärəɣ, im Goldberge.

ęn dər zeišgrō̆:t: zei = Säue, grō̆:t = Gruft, bezeichnet in der Mda. einen tiefen Graben, also: Saugraben.

ęm vākəltər: vākəltər = Wachholder.

ęm štōklan:t, im Stockland. Anscheinend rührt der Name von Baumstöcken her (štōk ist der unterste Teil eines Baumes mit den Wurzeln, der beim Fällen stehen bleibt), die nach dem Abholzen des Waldes herausgegraben werden mußten, um das Land in Ackerland zu verwandeln.

op dən dōslēɣərn, auf den Dachslöchern. Noch heute finden sich hier eine Menge Dachshöhlen.

ęm gəmānərū:rt im Gemeindenrod.

op dəm Kälzər bärəɣ, auf dem Kelser Berg, benannt nach dem dahinter liegenden Dorfe Kelsen.

opəm Kreˈtsbärəɣ, auf dem Kreuzberge.

opəm midəlbärəɣ, auf dem Mittelberg. Dieser Berg liegt zwischen Kreuzberg und Kelser Berg.

ęn dər nōf. in der Nabe, benannt nach der Gestaltung.

ęm giljəslan:t: giljəs ist eine mundartliche Zusammenziehung von Ägidius. Dieser Flurbezirk gehört nämlich der Kapelle des Dorfes, deren Patron der hl. Ägidius ist.

op dər fēšdrei: fēš = Verse; rei ahd. rīho die Wade (vgl. Wiegand Wb.). Der Name deutet wiederum die Gestalt des Flures an.

ęm špänər, ist der in der Spanne gelegene Teil, weil der Flur die Gestalt des vom ausgespannten Daumen und Zeigefinger umschlossenen Raumes hat.

Die Eickeler Martinsabende.

Von **Ernst Muthmann** in Elberfeld.

Im lutherischen Kirchenarchiv der westfälischen Gemeinde Eickel bei Bochum beruht das sogenannte Martinsbuch, enthaltend die Protokolle von 1769 bis 1848 über die jedes Jahr am Abend des St. Martinstages auf ein Glockenzeichen beginnenden Zusammenkünfte der Besitzenden des Ortes, bei denen „alle Zeit von Nachbahr- und sonstige Nützliche Oeconomische affaires gesprochen wird".

Das Buch, worin nicht nur Ereignisse von lokaler Bedeutung, wie Kirchen-Neubau, Einführung eines neuen Gesangbuches und Hagelschlag, sondern auch politische Begebenheiten,

z. B. die französische Revolution, Thronwechsel in Preußen usw. ausführlich beschrieben werden, wird eingeleitet wie folgt: „Specificatio Dererjenigen Eingeseßenen des Dorffs- und Bauerschaffts Eickel, so berechtiget sind alljährlich in das so genante St. Martinshauß zu kommen, auch darinnen kommen müßen". Unter den dann aufgeführten 62 „Martinipflichtigen" finden sich 59 Grundbesitzer, nämlich 5 Vollbauern, 6 Halbbauern und 48 Kötter. Aber nicht nur bäuerliche Mitglieder zählte die „Nachbarschaft": auch der Küster, der Organist, der lutherische Prediger, ein Chirurgus, ein Landmesser und sogar die in der Nähe begüterte Freifrau von Düngellen beantragten die Aufnahme darin. Es wurde in der Sitzung vom 10. November 1769 festgesetzt, daß künftig ein Ganzbauer eine halbe Tonne, ein Halbbauer eine viertel Tonne nnd ein Kötter einen halben Anker Bier zur Gewinnung (d. h. zur Erwerbung der Mitgliedschaft) geben solle. Den Neuaufgenommenen versprach man, „ihnen alle assistence und hülffliche Hand in Noth und todt zu leisten, als Christlichen Nachbahren geziemet und gebühret": dagegen lag ihnen ob, „sich jeder Zeit Ehrlich, treulich und friedliebend aufzuführen, und ihre Jährliche praestanda ohn Murren und die geringste wieder rede getreulich zu entrichten". Die jährlichen Beiträge wurden in Roggen, seltener in bar (das Viertel Roggen gerechnet zu 10 bis 16 Stübern, je nach den Marktpreisen) erlegt, und zwar hatten die Vollbauern je ein Viertel, die Halbbauern und Kötter je ein halbes Viertel alten Bochumer Maßes zu liefern; nur der Protokollführer, als welcher seit 1819 der Gemeindevorsteher fungierte, blieb von dieser Verpflichtung befreit, um so für seine Mühe entschädigt zu werden.

Die Kornabgaben wurden zur Deckung der Kosten verwandt, welche durch die bei den Beratungen gemachte Zeche in Bier, seit 1792 auch in Schinken und Weißbrot, entstanden, mit Ausnahme von $2^1/_2$ Scheffeln, die dem zeitlichen lutherischen Pfarrer zu Eickel jährlich zukamen. Laut Beschluß vom 10. November 1801 sollte der nicht verzehrte Überschuß zur Beschaffung von Feuerlöschgeräten dienen. Wer sich an dem Gelage, welches laut Protokoll vom 10. November 1773 punkt 10 Uhr beendigt sein mußte, nicht beteiligen wollte, hatte

das Recht, $1^1/_2$ Kannen Bier mit nach Hause zu nehmen. Der Säumige wurde von 2 oder 3 Eingesessenen aufgefordert, sein Praestandum sofort abzuführen; war dies vergeblich, so wurde dem Betreffenden „ohn Anruffung der Obrigkeit" irgendein unentbehrlicher Gegenstand, in einem Falle ein kupferner Teekessel, in einem anderen ein Wassereimer mit Kette, in einem dritten eine Schiebkarre, gepfändet. Am 10. November 1770 beschlossen die Nachbarn, einen die Entrichtung seines Beitrages hartnäckig Verweigernden „als ein Ungehorsamer in der Nachbahrschaft aus zu löschen, und selbigen in Noth und todt als ein sonderling nicht zu assistiren".

In den Sitzungen ging es durchweg friedlich zu; oft begegnet uns in den Protokollen der Vermerk, daß der „Nachbartag" in Ruhe und Frieden und größter Ordnung geendet habe. Nur einmal wurde ein Bauer von der Teilnahme an den Versammlungen ausgeschlossen, „weil derselbe die Gesellschaft am heutigen Abend (10. November 1814) ihr Plesir und Vergnügen durch seine Beunruhigung genommen hätte".

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schlief das Interesse der Eickeler an den Martinsabenden infolge der veränderten Lebensbedingungen und -Gewohnheiten allmählich ein; am 11. November 1839 waren z. B. 19 Martinipflichtige nicht erschienen und ihre Beiträge schuldig geblieben. Nachdem die Zusammenkünfte wegen mangelnder Beteiligung 5 Jahre hintereinander, von 1843 bis 1847, ausgefallen waren, fand am 27. November 1848 der letzte Martinsabend statt, an dem nur 9 Eingesessene teilnahmen. Am 22. Januar 1853 kam man dann auf einer vom lutherischen Pfarrer einberufenen Versammlung überein, das diesem zustehende jährliche Roggen-Deputat von $2^1/_2$ Scheffeln abzulösen durch eine Summe, die seinem 25fachen Werte entspräche, wozu jeder Bauer 6 Taler 20 Silbergroschen, jeder Halbbauer 3 Tlr. 10 Sgr. und jeder Kötter 1 Tlr. 20 Sgr. beitragen sollte.

So wurde eine alte, schöne, dem Bedürfnis nach engem Zusammenschluß wegen der Unsicherheit und verhältnismäßigen Rechtlosigkeit der bäuerlichen Bevölkerung in früheren Zeiten entsprungene Sitte zu Grabe getragen.

Sitten und Gebräuche in Siebenbach am Fusse der hohen Acht (Eifel).

Von **Joseph Klein,** Virneburg.

Die Eifel zeigt in abgelegenen und vom Verkehr noch wenig berührten Orten bis auf den heutigen Tag noch manche Gebräuche, die anderswo längst verwischt sind. Zu diesen Orten gehört auch Siebenbach, ein kleines liebliches Dörfchen im Siebenbachtale mit freundlichen und biedern Bewohnern. Auch in der Kinderwelt haben sich bis heute unangetastete Rechtsgebräuche bewahrt, die mit ebensoviel Freude wie Gewissenhaftigkeit alljährlich ausgeübt werden. Vor Fastnacht geht die Schuljugend in jedes Haus und betet je nach Wunsch mehrere Vaterunser oder sie singen ein religiöses Lied. Man nennt die umziehenden Kinder „Hummerichskinder". Die Leute schenken ihnen einige Pfennige. Für den Gesamterlös werden „Wecken" (kleine Weißbrote) gekauft, die am Fastnachtssonntag verteilt werden.

Am 10. November, dem Vorabende von Martini, wird das Martinsfeuer abgebrannt. Das Brennmaterial tragen die Kinder vorher von Haus zu Haus zusammen, dabei leiert der ganze Kinderhaufen das Lied:

„Dötsch, dötsch, dönen Dorf,
Jett os jätt en de Mäteskorf;
Jett os jätt Beusche,
Bo mir bei kreusche.
Jett os jätt Schanze,
Bo mir bei danze.
Jett os jätt Strüh,
Verbrenne mir all de Leut dä Flüh.
Jett os jätt und lost os john,
Mir hann der Dürre (Türen) noch mie ze john,
Mir könne nit lang a lei stohn!"

Die in der Eifel noch an manchen Orten gebräuchliche Vorhochzeitsfeier (Verlobungsfeier) verläuft hier folgendermaßen und wird auch hier „Hillig" genannt. Wenn ein Brautpaar das erste Mal zum Standesamt geht, so wird am Samstagabend, der Vorabend des ersten Aufrufs in der Kirche, „Hillig" gefeiert. Vor dem Hause der Braut versammeln sich die

Burschen des Dorfes unter Anführung des ältesten Junggesellen und stimmen folgendes Lied an:

1. O Schönste aller Schönste
Was hör ich von dir?
Du willst dich heiraten,
Wie schwer fällt es dir.

2. Willst du dich heiraten,
Du schönes, junges Blut,
So wirst du's erfahren,
Was heiraten tut.

3. Dann bekommst du kleine Kinder,
Dann hast du große Not,
Die schreien zum Vater.
Wir haben kein Brot.

4. Bald hat man keine Brötchen,
Bald hat man kein Geld.
So hörst du die schöne
Trompete im Feld.

5. Die schöne Trompete,
Die schöne Schalmei.
Willst du dich heiraten,
So bleib mir getreu.

Ein anderes Lied, welches ich ebenfalls genau nach dem mitgeteilten Wortlaut wiedergebe, schließt sich an vorstehendes an.

1. Ich habe mir eines erwählet,
Ein Mädchen, daß mir es gefällt,
So hübsch und so fein,
Von der Tugend so rein,
Ach Mädchen, ach wärest du mein.

2. Die Leute, die tun es mir sagen,
Du hättest einen andern so lieb.
Dies glaub ich aber nicht,
Bis daß es geschieht.
Zwei Jahre, die gehen herum.

3. Dort unten im Keller beim Fasse,
Da ist es bald trocken, bald nasse.
Da schenken sie mir ein
Ein kühles Glas Wein.
Ach Mädchen, ach wärest du mein.

Während des Singens pfeift der Führer auf dem sog. Hilligstab; es ist ein alter eigentümlich gewachsener Stab, in

welchem zwei Pfeifen kunstreich hineingeschnitten sind. Hierauf befestigt man an einer Karre eine alte Sense so, daß sie mit ihrer Spitze in die Speichen des Rades greift. Einige Burschen spannen sich in die Karre, andere setzen sich darauf, dann gehts mit Geschrei und Gejohle durchs Dorf, wobei das Rasseln der Sense alles übertönt. Am Schluß gibts vor dem Hause der Braut eine Extravorstellung. Einige Burschen heben das Karrenrad in die Höhe und durch schnelles Umdrehen wird ein betäubendes Gerassel erzeugt. Dieses Gerassel soll die Trauer der jungen Leute dartun, daß wieder eins aus dem Kranze der Dorfmädchen scheidet.

Hierauf wird das sog. Ehestandslied angestimmt, welches folgenden Wortlaut hat.

1. Sagt nun an ihr Christen hehr,
   Von wem kommt der Ehestand her?
   Von wem kommt er her?
   Er kommt von keinem Menschen her,
   Gott selber hat ihn eingesetzt ins Paradies.
2. Als Gott den Adam erschaffen hat,
   Da nahm er, als er schlief,
   Er nahm eine Rippe aus seiner Seit
   Und machte ihm daraus ein Weib
   Zu seiner Gehilf.
3. Der Ehestand ist ein harter Stand,
   Weil er muß durch des Priesters Hand verbunden sein,
   Drum muß man sich aber schicken drein,
   Muß denken: Es muß geheiratet sein,
   Geheiratet muß es sein.
4. Der Ehestand ist ein harter Schluß;
   Denn er macht den Menschen viel Verdruß.
   Und sie lieben sich nicht mehr;
   Drum muß man sich aber schicken drein,
   Muß denken: Es muß geliebet sein,
   Geliebet muß es sein.

Bei der Hochzeit wird dieses Lied ebenfalls gesungen und noch folgende Strophe hinzugefügt:

5. Nun bitten wir euch Hochzeitsgäst',
   Daß ihr der Brautleut nicht vergeßt
   Und seid doch so gut
   Drum lasset uns ein Gebetlein beten
   Und den Ehestand recht wohl antreten,
   So lange als es dauern mag.

Nach diesem Liede tritt der zukünftige Bräutigam heraus und bittet alle einzutreten. Der älteste Junggeselle tritt vor das Brautpaar. den Hilligstab in der Hand, und deklamiert den sog. „Spruch", der folgenden Wortlaut hat:

„Ich hab heute Abend vernommen,
Es sei ein Jüngling in unsern Rosengarten gekommen.
Und hab' uns die allerschönste Ros' oder Jungfrau genommen,
Dafür fordern wir, was uns vom Kaiser und König
anerkannt wurde.
Nämlich ein, zwei, drei Dutzend Kronentaler
Oder besser gesagt zwei Taler,
Und soviel Schinken und Braten,
Als dieser Tisch tut tragen
Oder soviel Bier und Branntewein,
Daß es für uns Siebenbacher Jungen genug könnt sein!"

Wenn währenddessen jemand von den Burschen lacht, so muß er ein Liter Branntwein zum Besten geben. Der Bräutigam zahlt gewöhnlich zehn Mark und gibt den Burschen dazu noch einen Trunk, der am nächsten Tage gemeinschaftlich getrunken wird. Für das Geld machen sich die Burschen einen lustigen Abend.

Kleinere Mitteilungen.

Zu dem Volkslied: **„Es soll sich kein Mensch mit der Liebe abgeben"** (im 1. Heft der Ztschr. für rhein. u. westf. Volksk. S. 89 von Prof J. Wortmann, Hannover) möchte ich folgendes bemerken:

In der Ausgabe „Des Knaben Wunderhorn" aus den 70er Jahren steht der auf Seite 89 angeführte erste Vers nicht. Es beginnt dort mit dem zweiten Vers und zwar in der Form

„Ich hatt nu mei Trutschel ins Herz nei geschlosse usw."

dann kommt ein anderer Vers, der so lautet:

„So gehts, wenn die Mädcher zum Tanzboden gehen,
Da muß mer beständig in Sorgen beistehen,
Daß die sich verlieben in andere Knecht,
So Mädcher sind schlecht!"

Dann folgen die auf Seite 90 gegebenen Verse — nicht ganz so wie gegeben, aber sehr ähnlich.

Ich habe das Lied zuerst 1873 in Leipzig von einem Thüringer Studenten singen gehört, der aus dem westlichen Meiningischen stammte, und setze den Wortlaut hierher und füge die Melodie bei.

1. Es sull sich halt Keiner mit der Liebe abgebe,
die bringt ja so manche junge Bursche ums Lebe.
Nächte hat mer mei Trutschel die Liebe versât —
Ich han se verklât.

2. Ich hatt nu mei Trutschel ins Herz nei geschlosse,
und sie hat gesât, se wull mich net losse,
da reit nu der Teufel dem Schulze sei Hans,
der führt se zum Tanz.

3. Sû gehts wemmer die Menscher zum Tanze läßt gehe,
da muß mer beständig in Sorgene stehe,
daß sie sich verlieben in andere Knechte,
so Menscher sein schlechte.

4. Nu schmeckt mer kein Essen, nu schmeckt mer kei Tränke.
und wenn ich soll ârbêt, so möcht ich versenke,
und wenn ich sullt spreche: ich hätt se nimmer lieb.
Da wär ich ä Dieb.

5. Drum bin ich gestorbe, so lât mich begrabe.
und lât mer vom Schreiner 6 Brettle abschabe,
und lât mer zwei feurige Herze druf male,
ich kann se bezahle!

6. Und lât mer auch singe die Sterbegesänge:
Da ligt nu der Esel die Quer und die Länge.
Im Leben da hat er viel Liebesaffäre,
zu Dreck muß er wêre!

Diese Fassung ist etwas kräftiger, als die bereits abgedruckte, und die Melodie ist es noch mehr: sie besitzt gegenüber der von Prof. Wortmann gegebenen größere Steigerung und Mannigfaltigkeit und nicht den gar nicht passenden Zwischengesang: Titterittittitt!

Den kenne ich übrigens aus einem anderen Lied, das ich einige Zeit darauf ebenfalls in Leipzig (im Universitäts-Sängerverein zu St. Pauli) am Kneiptisch, und zwar auch von einem Thüringer — aber mehr aus dem Osten — hörte.

Ich lege die Melodie ebenfalls bei — sie ist der Wortmannschen ähnlicher. Das Didiridiidi wurde aber meist nicht gesungen, sondern zwischen den Lippen „geblasen".

Wir nannten es den Ostfriesischen Männergesang — soll wohl heißen Minnegesang, und er lautete (mit niedersächsischer Aussprache gesungen):

Ich war in mein Fränzchen so schrecklich verschossen —
didiridiidi —
Doch das war ja nur Öl auf dem Feuer gegossen —
didiridiidi
Und da schenkte sie mir ein Herzchen, ein Herzchen von Apfelkuchen —
didiridiidi
Und da sagte sie so freundlich, ich sollte sie besuchen!
didiridiidi —

Gesprochen:
Ja, das glaubt der wohl? Apfelkuchen!

Ich möchte wissen, woher Herr Prof. W. Text und Melodie seiner Lesart hat. Ende der 70er Jahre habe ich in Hannover als junger Dozent die beiden obenstehenden vielfach in studentischen und Sängerkreisen „verzapft“. Die Wortmannsche Melodie, die übrigens nicht ganz richtig abgedruckt sein kann (4. und 5. Takt!), scheint mir aus den beiden anderen entstanden zu sein.

Zu den Kölner Karnevalsreimen auf Seite 91 habe ich zum zweiten

„O Moder, de Finke sin duht“

die Melodie noch, die ich hier auch beifüge — ich habe sie von meinem Vater, der in den 20er Jahren in Köln als Kind wohnte.

1. Es sull sich halt Keiner mit der Liebe abgebe.

2. „Der Ostfriesische Männergesang“: Ich war in mein Fränzken so skrecklich verskossen“.

O Moder de Finke sin duht!

Dr. H. Andreae, Burgbrohl.

Aus dem Cleveschen. Durch die Güte des † Herrn Archivrat Aander Heid erhielt ich aus Calcar, Kreis Cleve, nachfolgende aus dem Volksmunde entnommene volkskundliche Beiträge.

1. Nachtmahr-Bann.

Nachtmahr (Var. mōl), du lelk dier,	Nachtmahr, du leilich[1]) Tier,
Komm mir vanne nacht nit hier!	Komme mir in der Nacht nicht hier.
Alle wāters söy dörwāje,	Alle Wasser sollst du durchwaten,
Alle bömkes söy affbloje,	Alle Bäumchen sollst du abblättern,
Alle blümkes söy affplöcke,	Alle Blümchen sollst du abpflücken,
Alle külckes söy ütlecke,	Alle Grübchen sollst du auslecken,
Alle strükkes söy dörkruppe,	Alle Sträucher sollst du durchkriechen,
Alle pötjes söy ütsuppe,	Alle Pfützchen sollst du aussaufen,
Alle spirkes söy ge telle.	Alle Hälmchen sollst du zählen.
Komm mir vanne nacht nit kölle!	Komm mir in der Nacht nicht (zum) quälen.

(Bis die Nachtmahr das alles getan hat, ist der Tag erschienen, und die Mahrenqual kann nicht mehr erfolgen.)[2])

2. Sprichwörter.

Soort sückt Soort, sej den Düwel, du nam e de Schorstenfäger.	Schwarz sucht Schwarz, sagte der Teufel, da nahm er den Schornsteinfeger.
De Pott verwett de Kètel, dat e swart es.	Der Topf verweist es dem Kessel, daß er schwarz ist.
Hajet mar, sej Pekers. dann hajet gut koop.	Hättest du es nur, sagte Beckers (eine volksbekannte Person). dann hättest du es zu billigem Kauf.
Wenn èket mar heb, sej Perdje Pul.	Wenn ich's nur hab, sagte P. P. (ein läppisch-täppischer Idiot. der stehlsüchtig war).
Dat sin douren, sej Beckmann, du satte met de Geit op et Dack.	Das sind Touren, sagte B. (eine arme Person mit vielen Kindern und einer Geiß; seine Hütte lag im Überschwemmungsgebiet des Rheins), da saß er mit seiner Geiß auf dem Dache.

(Daß wirkliche Persönlichkeiten Veranlasser solcher Volkssprüche werden können, erhellt auch aus Z. d. V. f. V.-K. 1899 S. 83)

Wu alder, wu gäcker.	Je älter, je geckenhafter.
Wenn de Fusel in de Mann, es de Verstand in de Kann.	Wenn der Fusel im Mann ist, ist (auch) sein Verstand in der Kanne.
De Lamp' sät, et es klôr; mar den dag sät, et es niet wôr.	Wenn auch die Lampe sagt, es sei ganz klar, beim Tageslicht stellt sich erst die Wahrheit heraus.

[1]) ahd. lê, lê = malum; lê-lich (s. Höfler, Krankheits-Namenbuch S. 364).

[2]) Vgl. Zeitschr. d. V. f. V.-K. 1896, 214

Den kömmt van niet tot iet, den kennt sik sêlver niet.	Der von nichts zu etwas kommt, der kennt sich selbst nicht (kennt seinen eigenen Wert nicht).
De ärmste lüj kriege de mêste Kinder, en de mêste Pogge.	Die ärmsten Leute kriegen die meisten Kinder und die meisten Schweine (= Glück).
De dommste Buren hêbben de dêkste Eerdappelen.	Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln.
Wene der voell Pogge sin, wört den drank doenn.	Wo viele Schweine sind, wird der Futtertrank dünn.
Ene vollen Bur enn en nöchter kalv kriegen gêne ongloeck.	Ein trunkenvoller Bauer und ein nüchternes Kalb haben kein Unglück.
De inbeld es slemmer as de darde dagse koors.	Die Einbildung ist schlimmer, als das (nur) alle 3 Tage wiederkehrende Fieber.

(Über die Koors, Koortsen siehe mein Krankheits-Namenbuch S. 295.)

Ärme lüjs pannekuk en ricke lüjs krankheit rücke wit.	Armer Leute Pfannkuchen und reicher Leute Krankheit riechen weit (erkennt man bald).
Et es mar enn Ävergang, sej de Voss, dû deje se im et fell aff.	Es ist nur ein Übergang(elein) (s. Höfler, Krankheits-Namenbuch S. 183), da zogen sie ihm das Fell ab.
Kraakende wages loopen et langst.	Krachende (knarrende) Wagen laufen am längsten (Kranke, die lange kränkeln und oft klagen, haben Aussicht auf langes Leben). = Ein guter Peckel dauert 100 Jahre.
Bêter te hart geblosen, as de mond verbrannt.	Besser zu hart geblasen, als den Mund verbrannt.
Wenn et kalv verdronke es, dempt me de pött.	(Erst) wenn das Kalb ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu.
Denn smet met en mettworst no en sij speck.	Der schmeißt mit einer Mettwurst nach einer Speckseite (d. h. will mit einer kleinen Gabe eine weit größere erwerben).
Wu mehr dat me dreck rurt, wu mehr datte stenkt.	Je mehr daß man Dreck aufrührt, desto mehr stinkt es.

3. Jahrzeit-Sprüche.

Wenn et kristkind es geboren, hebben de knollen de smak verloren.	Die Rübenknollen schmecken vor Weihnachten am besten.
Wie muß well eten, mott St. Peter niet vergeten.	Um St. Peter ist das Kohlgemüse am besten. Wer Mus will essen, muß darum St. Peters Tag nicht vergessen.
Sente Kloos, du hel'ge Mann! Treckt oewen besten Sabbat an! Rejt dormet no Spanje! Drie Appelle van Oranje,	St. Nikolaus, du heiliger Mann, Zieht euren besten Sabbatrock an, Reitet damit nach Spanien. 3 Äpfel von Oranien,

Drie Appelle van dem perenboom, Sente Kloos es mine Kroon: Hej geft de klêne kinder wat, Er schoeppt de groote met de rut onder et gât.	3 Äpfel von dem Birnbaum, St. Nikolaus ist meine Krone. Er gibt den kleinen Kindern was, Er stäupt die Großen mit der Rute unterm A . . . .

(Eine Stäupung mit der Lebensrute auf St. Nikolaus, wie sonst am Unschuldigen Kindertag.)

Gelöckselig Nejjôr, Treckt de kat bej en hôr Und den hond bej de start, Dann häj alle jôres watt.	Glückselig Neujahr! Zieht die Katz beim Haar. Und den Hund beim Schwanz, Dann habt Ihr alle Jahr etwas.

(Vielleicht eine Erinnerung an Tieropfer auf Neujahr.)

Gelöckselig Nejjôr, De kopp voll hôr, De mond voll tant, Enne en groeßke in de hant.	Glückselig Neujahr! Den Kopf voll Haar, Den Mund voll Zähn(d) Und ein Gröschchen in den Händ(en).
Hopp, Perdje! opp den drapp! Märge es et Sandag. Dann komme de herre met de bonte kleire; Dann komme de frauwe met de bonte mauwe; Dann koemmet de ackersmann Mit sinn perdje achteran. Söwe perd vor ene wage. Wej niet lopt, denn frett de jage. Hopp haru. blêss! Off ek stek ow in de têss.	Hopp, Pferdchen! auf den Trapp! Morgen ist Sonntag. Dann kommen die Herren mit den bunten Kleidern: Dann kommen die Frauen mit den bunten Mauwen (Ärmeln); Dann kommt der Ackersmann Mit seinem Pferdchen hinterdran. Sieben Pferd vor einem Wagen. Wer nicht läuft, den frißt der Jäger. Hopp haru. Blaeß (Kuh) Oder ich steck euch in die Tasch.
Heissa vastel ovend! Eck komm niet tüs vör et ovend, Eck komm niet tüs vor mergen vroeg; Morgen vroeg iset tit's genoeg.	Heissa Fastelabend! Ich komme nicht z' Haus vor Abend. Ich komme nicht z' Haus vor morgen früh. Morgen früh ist Zeit genug.
Klenken opp de bösse! Hier enne stul en dôr enne stul, Enn dôr en mettworst tösse.	Klinke auf die Büchse! Hier ein Stuhl und dort ein Stuhl, Und eine Mettwurst dazwischen. (Fastnachts-Brauch.)

Beim Anblicke der ersten einziehenden Störche sangen vor 50 Jahren die Kinder das heute verbotene Lied:

Euwer, euwer, pilepoot! Steck myn moder mette gawel dot!	Adebar, Adebar (Storch), Pfeilfuß! Stech mein' Mutter mit der Gabel tot!

(Der Storch hat sie ins Bein gebissen – sie liegt im Kindbett.)
Heute lautet der Ruf:

Euwer, euwer, pilepoot! Brengt myn moder en kindje!	Adebar, Adebar, Pfeilfuß, Bring meiner Mutter ein Kindchen!
Ek wollt, daj op Blocksberg satt!	Ich wollt', daß du auf dem Blocksberg säßest (als Hexe).
Dor hei enen Dahler, Gött no de märt; Koopt en kuw; En stöck van de laewer tuw.	Da hast du einen Taler, Geh' nach dem Markt! Kauf eine Kuh; Ein Stück von der Leber dazu.

En stöck van de long	Ein Stück von der Lungen
Es gut för ene kranke jong.	Ist gut für'n kranken Jungen.
En stöck van de pens	Ein Stück vom Wannst (Panstdarm)
Es gut för en sick mens.	Ist gut für ein sieches Mensch (Weibsbild).
Willewillegens!	(Lockruf für die Gänse.)

Beim Anblicke des Küsters rufen die Kinder:

Bim. bam, beyere,	Bim, bam, beiere (onomatopoët.)
De köster loeust gen eiere;	Der Küster löst keine Eier.
Wat loeust hej dann?	Was löst er dann?
Speck in de pann.	Speck in die Pfann.
O wat läckere Köster es dat!	O was für ein leckerer Küster
(O dem leckere Köster dann.)	ist das!

4. Rätsel.

Herrekêck sat op dem ofe.	Herr Kêck saß auf dem Ofen.
Herrekêck, der wollt ny woge,	Herr Kêck, der wollt's nicht wagen
Herrekêck, der sprang so dip,	Herr Kêck, der sprang so tief,
Herrekêck, versoop noch niet!	Herr Kêck, versauf noch nicht! (Frosch.)

5. Spottlied (wenn eines Strafe bekommt ad posteriora, gleich nachdem es auf der Tat ertappt worden).

Helder op den telter!	Helder auf den Teller! (onamatopoëtisch)
Botter be de fesch!	Butter bei dem Fisch!
Kathje mackt de deur es los,	Käthchen mach' die Türe los,
En kickt es wij dor is.	Guck, wie es dort ist.

Spottreden.

Hej keek, as wen öm de nak was gon drieven.	Er guckt drein, als wäre ihm der Nachen fortgetrieben (und er könnte nicht übersetzen).
Gött no de môn en plöckt Sterne.	Geht nach dem Monde und pflückt Sterne.
Den es so leug, datte stenkt.	Der ist so faul, daß er stinkt.

Max Höfler.

Zu S. 225 (VIII. Jahrg., 3. Heft d. Ztschr.). Der Name **Hell-Weg** ist in meiner oberbayerischen Heimat an den Weg zur ältesten Begräbnisstätte gebunden; dies Moment allein spricht für den Vorzug, den die Grimm'sche Deutung hat. Wenn man an anderen Orten nach gleichen Totenstätten fahnden würde, würde sich dieser Zusammenhang öfter nachweisen lassen. Höfler, Bad Tölz.

Teilen wie einen Schweinsfuß. Von einer Sache, die in gleichheitliche Teile geteilt wird, pflegte man früher zu sagen, sie werde geteilt wie ein Schweinsfuß, der ja bekanntlich aus zwei gleichen Hälften besteht. So heißt es in einem Weistum von Fliesteden (Kr. Bergheim, Bez. Köln) aus dem Jahre 1580: und weiszt man alle Brüchten (Geldstrafen), die alhier gebrucht (als Strafe auferlegt) werden, beiden Heren half, alszo fiel einen gulden Appel ausz der Himmel, sollen beide Heren

theilen overmitz (mitten durch) der Ketsch wie einen schweinszfuesz: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins II 297. Im 2. Bande der von Jakob Grimm herausgegebenen Weistümer kommt die Redensart ziemlich oft vor, so S. 474, 475, 476, 493, 494, 500, 578. Heute ist der Ausdruck stark im Aussterben begriffen; nur alte Leute (z. B. in der Brgm. Amel, Kr. Malmedy) hört man noch hin und wieder von einer Sache, die in gleiche Teile zerlegt worden ist, sagen, sie sei „wie ä schwingsfósz gedeelt". Im Grimmschen Wörterbuch wird der Redensart keine Erwähnung getan; daß sie aber früher im fränkischen Sprachgebiet weit verbreitet gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß sie auch im Wallonischen vorhanden ist, oder vielmehr war; denn auch hier ist sie jetzt nur selten mehr zu hören. Die wallon. Wörterbücher verzeichnen pît-d'poir ou pit-d'poursai (pied-de-porc, pied de pourceau) = piquenique, repas ou chacun paye son écot; mette (mettre) à pi-d'poursai[1]) = boursiller, faire un piquenique. Hier ist also nicht das Teilen in zwei Hälften gemeint, sondern beliebig viele schießen oder legen Geld zusammen zu einem „Gelage", jeder gleichviel.

Wie der Ausdruck „teilen wie einen Schweinsfuß" speziell fränkisch zu sein scheint, so drückt man im Schwäbischen denselben Begriff aus durch „eichelweis teilen" oder „in eichelweis teilen": die Eichel besteht ja ebenso wie der Schweinsfuß aus zwei gleichen Hälften. Ausführlich wird über „eichelweis teilen" gehandelt in den Württemberg. Vierteljahrsheften, Bd. 6. 141 und 296, Bd. 7, 261 und Bd. 8, 183; vgl. noch die Kuhnsche Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung, 19, 315; Alemannia 15, 85; Schmid, Schwäb. W.-B., S. 158; Grimm, Rechtsaltert., S. 480, A. 1. Ich habe nur hinzuzufügen, daß man noch heute auch im Jülicher Lande sich zuweilen der Redensart bedient: „zur Hälfte geteilt wie eine Eichel"; der Ausdruck ist demnach nicht streng auf Oberdeutschland beschränkt. Dr. Esser, Malmedy.

Fastenfeuer. In manchen Orten der Westeifel besteht heute noch die uralte Sitte, am ersten Sonntag der Fastenzeit, dem sogen. Burgsonntag, auf einer Anhöhe beim Dorfe das von der Jugend zusammengebettelte Stroh burgartig auf einem Baumstamm aufzubauen und unter fröhlichem Herumtanzen anzuzünden. Beim Einsammeln des Strohes werden gewisse alte Lieder gesungen. Foyen.

Über die Herstellung des sogenannten **„Spuckkuchen"** in früheren Zeiten in der Gegend von Leuscheid a. d. Sieg erzählen sich die dortigen Einwohner für wahr folgendes: In alten Zeiten und jetzt noch vereinzelt findet man in den alten Bauernhäusern die Stubenöfen zwischen der

[1]) Die Redensart mette oder aringi (arranger) à pi-d'poursai, die im Jahre 1793 in Malmedy noch lebendig war (vergl. das handschriftl. wallon. Wörterbuch von Villers aus dem gen. Jahre, S. 320), ist jetzt hier völlig unbekannt, während sie in dem benachbarten Stavelot noch von alten Leuten gebraucht wird.

Mauer der Wohnstube und Küche eingemauert, welche von der Seite der Küche eingeheizt wurden mit Holz und Torf. Der Spuckkuchen wurde an diesem Ofen gebacken, indem der Ofen mit Wasser besprengt, der Mehlteich zum Kuchen an dem Ofen festgelegt, also zum Backen angeklebt wurde. War diese Seite durchgebacken, fiel der Kuchen vom Ofen ab, alsdann wurde die andere Seite auf dieselbe Weise gebacken. Kam nun der Zufall, daß der Kuchen zu früh abfiel, wurde der Kürze wegen der Ofen angespuckt und der Kuchen wieder angeklebt; sodann verzehrt.

Foyen.

Das tollwütige Frölen in Heerse.

Eine Sage aus Neuenheerse.

Ein Heerser Stiftsfräulein kam von der Abtei und wollte über Freiplatz und Kleinen Kirchhof nach ihrer Behausung gehen. Im Tor der Abtei springt ihm ein toller Hund entgegen, schnappt nach seinem Kleide, faßt die Seide mit den Zähnen und reißt ein Loch hinein. Zu Hause zieht sie das Gewand aus und hängt es in einen Schrank. Nach Jahr und Tag kommt sie wieder darüber und nimmt es heraus, um den Schaden auszubessern. Als das geschehen ist, beißt sie den Faden ab. War's, daß sie eine Wunde am Munde oder aufgesprungene Lippen hatte, nach sieben Wochen oder Monaten wird sie tollwütig und muß in ihrem Zimmer eingeschlossen und bewacht werden. Schließlich, als das nicht mehr möglich war, veranlaßte man die Unglückliche, ihren bloßen Arm durch eine Tür- oder Gitteröffnung zu strecken. Der Arzt stach mit einer Lanzette hinein und ließ sie verbluten. Das soll sich ereignet haben in der ehemaligen Kurie der Familie von Wrede-Meschede, Hausnummer 127.

Wilhelm Oeke, Rüthen.

Die Sage vom Teufelswieschen. Die Mitteilung eines Schülers, Wilh. von Grabowski, verdanke ich die Aufzeichnung der folgenden Sage aus der Gegend von Wipperfürth, die in den „Bergischen Sagen" und den „Neuen Bergischen Sagen" von O. Schell nicht enthalten ist.

„Auf dem alten von Gummersbach über Dohrgaul nach Wipperfürth führenden Wege liegt an der rechten Seite, etwa 10 Minuten von Dohrgaul entfernt, eine kleine Wiese, von der folgende Sage erzählt wird. Vor langer Zeit kam dort ein angetrunkener Mann vorbei, der an dieser Stelle seinen Hummel (= Pfeife) anzünden wollte. Nachdem er schon einige Schachteln Streichhölzer und seinen ganzen Feuerschwamm verbraucht hatte, rief er ärgerlich aus: „Teufel, schaff mir Feuer!" Darauf erschien eine teufelähnliche Gestalt, um das verlangte Feuer zu reichen. Dasselbe zündete nicht nur den Inhalt der Pfeife, sondern erleuchtete die heute noch Teufelswieschen genannte Wiese noch lange Jahre. Wenn das Feuer nicht allmählich erloschen wäre, so würde es heute noch an jener Stelle brennen."

A. Ostheide.

Zu dem Volksliede: **Dort hinten, dort hinten ....** (Jahrg. 1911, S. 232). Vor etwa 20 bis 30 Jahren wurde das genannte Volkslied gern

in meiner Heimat Lippe gesungen, wo es in der Fassung der dort verbreiteten „Kleinen Missionsharfe im Kirchen- und Volkston“ bekannt war. Die Strophen lauteten:

Im Himmel, im Himmel
Ist Freude soviel,
Da tanzen die Engel
Und haben ihr Spiel.

Sie singen und springen
Und loben ihr'n Gott,
Der Himmel und Erde
Erschaffen hat.

Dort oben, dort oben
Vor der himmlischen Tür,
Da steht ein arm'r Sünder
Und weinet so sehr.

„Arm' Seele, arm' Seele,
Was stehest du hier?
Wenn ich dich anschau,
So weinest du mir.“

„W'rum sollt ich nicht weinen,
Du gütiger Gott,
Ich hab' übertreten
Die zehen Gebot'.“

„Hast du übertreten
Die zehen Gebot',
So fall auf die Knie
Und bete zu Gott!“

Bet' immer, bet' immer
Und allzeit mit Fleiß,
So wird dir Gott schenken
Die himmlische Freud'.

Die himmlische Freud'
Ist 'ne wunderschöne Stadt.
Da Friede und Freude
Kein Ende mehr hat.

K. Wehrhan.

Zum Aberglauben. Altbekannt ist der Aberglaube, daß einem alles mißlingt oder doch wenigstens irgend ein Unglück erfolgt, wenn einem ein Hase, eine schwarze Katze o. a. über den Weg läuft oder aber, wenn einem „ein altes Weib“ begegnet. Gewiß werden die davon betroffenen alten Frauen wenig darüber erbaut sein, daß man ihnen dergleichen nachsagt; wenn sie vernünftig sind, trösten sie sich damit, daß sie sich selbst eine derartig schicksalbestimmende Macht nicht zutrauen, oder damit, daß sie sich resigniert sagen: Besser Unrecht leiden, als Unrecht tun.

Und doch habe ich Beispiele gekannt, daß Frauen nicht nur selber insofern an diesen Volksglauben „glaubten“, als sie ihre Mitgenossinnen jener Bestimmung für fähig hielten, sondern überzeugt waren, daß sie selbst das in Frage stehende Unheil zur Folge haben könnten. Einen Fall will ich dazu anführen. Vor etwa 20 Jahren hatte ich mit mehreren Freunden, mit denen ich zusammen wohnte, ein wichtiges Examen zu machen. Die Frau, die unsere Zimmer besorgte, war zwar noch nicht so alt, daß sie schon die äußeren Merkmale einer „Hexe“ an sich gehabt hätte, aber sie war doch schon alt. Als wir beieinander stehend auf den Beginn der Prüfung harrten, da der gestrenge Vorsitzende, der Regierungskommissar, schon im Gebäude eingetroffen war, erschien auch unsere Frau T. in höchster Aufregung und erzählte, sie habe vorhin den Rat N. N. gesehen. Als sie ihn aber von weitem bemerkt habe, sei sie schleunigst umgekehrt, dann in die nächste Nebenstraße eingebogen und so erst auf einem größeren Umwege hergekommen; sie wolle doch um Himmels und Christi willen nicht, daß der Rat an dem

für uns wichtigen Tage ihr, einer alten Frau, begegne, damit kein Unglück im Examen passiere. Und als die aufgeregten Tage wirklich ohne Unfall überstanden waren, betonte sie mehr als einmal, daß sie aber auch dem Rate ausgewichen sei.

Nun, wir haben ihr die Überzeugung von ihrem Anteil an unserm Erfolge nicht geraubt, eins aber zeigt sich, daß die Leute, wie zur Zeit der Hexenprozesse vielfach vorkam, an ihre eigene „Macht" vollkommen glauben. K. Wehrhan.

Lippische Häusernamen. Im Volksleben haben nicht nur die Menschen, sondern auch ihre Häuser Namen, die, natürlich nur dem Eingeweihten bekannt, diesen als etwas Inhaltvolles erscheinen. Einige solcher Namen will ich aus meiner Heimat Heidenoldendorf bei Detmold anführen mit der Bitte, aus anderen Gegenden Ergänzungen zu dem Kapitel der Häusernamen in möglichst großer Zahl mitzuteilen.

In'er Plockhütten heißt ein Fachwerkhaus, weil die die Balken zusammenhaltenden großen Pflöcke in etwas unordentlicher Weise eingeschlagen sind und zu lang vorstehen. In'er Glashallen: ein Haus, dessen obere wie niedere Tür mit großen Glasscheiben versehen ist, ein bis dahin auf dem Lande ungewohnte Erscheinung; das Haus ist etwa 10 Jahre alt, die Bezeichnung führte es schon, ehe der neue Besitzer eingezogen war. In'en Paradüise: ein von einem prächtigen, dichten und ausgebreiteten Obstgarten mit ausgewählten Obstsorten umgebenes Haus. In'en oder up'n Schlosse: das erste Haus dieser Gegend ohne Fachwerk, ganz aus Rauh-, d. h. Bruchsteinen gebaut und mit hohen zinnenartigen Giebeln versehen. In'er Peermühlen; die Besitzer arbeiteten zwar, wie Pferde in der Mühle, konnten es aber trotzdem nicht zum Wohlstand bringen. Das Haus wird heutzutage auch in'er Peermüijen genannt, eine interessante volksetymologische Umdeutung, weil das Haus einen etwas unordentlichen und unproperen Eindruck macht. In'er Peckhütten: weil sein Besitzer, Peckhermen genannt, es oft ausflickte, hier ein Stück und da ein Stück „anpichte", ohne es ordentlich instand zu bekommen; der alte Peckhermen bewahrte nebst seinem Hause auch dann noch den alten Namen, als er einst im Dorfkruge mit Bier und Branntwein umgetauft war. Lange Mettwost: ein auffallend langes und niedriges, nur eine Zimmerhöhe hohes Gebäude mit rotem Dache. Die Goldecke: beim Ausschachten wurde gelber Sand zutage gefördert, während bei einem zu gleicher Zeit in der Nähe erbauten Hause weißer Sand gefunden wurde, was diesem Hause den Namen die Silberecke eintrug. De Schnülahn: (d. h. Schneidelade), weil es eine so langgestreckte Gestalt hat wie dieses landwirtschaftliche Gerät. Up'n oder achter'n Kopperje: wahrscheinlich auf oder hinter dem Kupferberge. Up'n Pulter: auf dem Pulter, weil das Grundstück, auf dem das Haus erbaut ist, wahrscheinlich einem Pulter gehört hat. Aus demselben Grunde heißt der Hof von Möller auf der Waldheide: up'n Hawerje. Tëu'n Spinneradsmaker nennt man noch heute das Haus,

wo s. Z. der erste Hersteller von Spinnrädern wohnte. In'en Backse: ein Haus, das anstelle eines alten Backhauses errichtet worden ist. In'en Bick-Backse: d. h. wörtlich im Backhause auf Beckmanns Hofe, weil aus dem alten Backhause dieses Hofes ein kleines Wohnhaus gemacht worden ist. Zum grünen Jäger: das Haus liegt einem Laubwaldbestande, dem Vietbusche, gegenüber. Up'er Pöppertiuten: ein auf einem zwischen zwei Wegen liegenden spitzwinkeligen Flurstücke errichtetes Gebäude; das Flurstück gleicht einer Düte, es kostete viel Geld, war also teuer wie Pfeffer. Eine ganze Reihe von Häusern, die etwas mehr als üblich mit Schmuck versehen sind, nennt man das Millionenviertel oder die Millionärstadt.

Weit umfangreicher würde das Verzeichnis, wenn ich die Häusernamen noch berücksichtigt hätte, die von ihrer örtlichen Lage allein ihren Namen erhalten haben, wie vielleicht das schon genannte up'n oder achter'n Kopperje, oder wie in'er Lake (in einer feuchten Waldecke), in'en Füchten (in den Fichten), in'er Kiulen (in einer Niederung), in'er Grund (in einem Grunde), in'er Flëuten (hier war früher ein Wiesenflößgraben) u. a. K. Wehrhan.

Das Winninger Winzerfest. Feiert der deutsche Landmann schon alljährlich sein Erntefest aus Freude über die glückliche Einbringung des Segens vom Felde, so hat er besondere Veranlassung, wenn dieser in einem Jahre reichlicher und besser ausfällt als gewöhnlich. In diesem Falle haben die Winzer in einigen Gegenden ein besonderes Fest, das zu feiern der Heurige in seiner Qualität rechte Veranlassung bot. Ein solches Fest wurde zu Winningen an der Mosel begangen, über das in den Zeitungen, z. B. der Frankfurter Zeitung, berichtet wurde, wonach wir hier das Wesentlichste wiedergeben.

Das weinreiche und weinfrohe Winningen an der unteren Mosel, das, wie es in einem Liede heißt, schon im Namen Weinduft hat, feierte im November sein althergebrachtes, eigenartiges Winzerfest, zu dem viele Tausende von Fremden herbeigeströmt waren. Der Ort ist der einzige an der Mosel, wo sich der Brauch, in guten Weinjahren ein solches Fest zu veranstalten, noch erhalten hat. Der Ursprung des Festes geht weit zurück in die Zeit, als die Winninger noch Lehnsabgaben an die adligen Geschlechter entrichten mußten, die ihnen dann dafür im Herbste ein Fest gaben, bei dem es an Wein sicher nicht gefehlt hat. Fünfzig Burschen und Mädchen bildeten diesmal die „Kompagnie", wie das eigentliche Winzerfest genannt wird. Sie hatten den nötigen Wein zu liefern, der nach Bedarf durch einen Kellermeister „gehoben" wurde. Auch ein Festochse mußte sein Leben lassen. Am ersten Tage fand ein Umzug mit Musik statt, bei dem die teilnehmenden Winzerinnen einzeln aus ihren Wohnungen von den Winzern abgeholt wurden. Die Kleidung bei diesem Zuge ist vorgeschrieben und besteht für die Burschen aus schwarzem Gehrock, Zylinder, schwarzen Stiefeln, weißem Umlegekragen, schwarzem Schlips und weißen Handschuhen, für die Mädchen aus weißen Kleidern

mit bunter Schleife und einer Blumenranke, schwarzen Stiefelchen. Die Haare müssen einfach glatt gescheitel sein. Armbänder, Ringe, Medaillons, Uhren zu tragen ist nicht erlaubt. Dem Zuge voraus schritt, seiner Würde und Bedeutung sich wohl bewußt, der Kellermeister, mit der Rechten eine mit Weinlaub umwundene „Stütz" schwenkend. Aufwärter, an weißen Schürzen kenntlich, kredenzten auf der Straße dem Publikum Wein, während ein Spaßmacher aus einer großen Schnupftabakdose Prisen anbot und sich dabei bemühte, die Finger der Zugreifenden unter den Deckel einzuklemmen. Am Rathause wurde dem Bürgermeister ein Ständchen gebracht und eine wohlgesetzte Rede gehalten, die dieser erwiderte. Nach dem mehrere Stunden dauernden Zuge wurde in dem Festhause flott getanzt. Am Abend bewegte sich ein Lampionzug der Winzer und Winzerinnen unter Vorantragen eines Riesentransparents, der sogenannten Lücht, auf dem Bacchus und Mosella in Bildern und Sprüchen verherrlicht waren, zu dem Gasthause, in dem gemeinschaftlich gespeist wurde. Die Tafel ist deshalb sehenswert, weil sie nur mit Zinngeschirr gedeckt wird. Teller, Löffel, Schüsseln, Platten, Kannen, Terrinen, Lampen, alles ist aus uraltem Zinn, unter dem sich manches schöne Prunkstück befindet. Später ging es im Zuge wieder zurück zum Tanzsaale. Am zweiten Tage wurde ein Winzerzug veranstaltet. Auf einem großen Fasse hatte Bacchus Platz genommen, in der rechten Hand ein Szepter, in der linken einen Pokal haltend. An Weinstöcken auf demselben Wagen führten Winzerinnen die Arbeiten am Weinstocke während seiner Entwickelung aus. Die nachfolgenden Zugteilnehmer trugen Werkzeuge und Geräte, die beim Weinbau Verwendung finden: Hacke, Karst, Spritzen, Schwefelbälge, Rebpfähle, Bindeweiden, Traubenbütten, ferner waren das Setzen der Reben, das Umgraben, Düngen, Schneiden getreulich dargestellt. Auch die „Klienglocke", mit der das Ende der Traubenlese angekündigt wird, wurde mitgeführt. Hinterher besorgte eine Anzahl Kinder das „Klienen", das heißt die Nachlese in den Weinbergen, bei der immer noch das eine oder andere Körbchen voll Trauben zusammengesucht wird. Der charakteristische Zug bot für die zahlreichen zuschauenden Fremden viel Anziehendes und fand lebhaften Beifall. Nachher wurde in allen Gasthäusern und Wirtschaften getanzt, wobei man dem neuen 1911er, der bereits ziemlich hell und entwickelt ist, eifrig zusprach. Bis tief in die Nacht hinein vergnügten sich Einheimische und Fremde, froh des trefflichen Jahrgangs, der die Feier des Winzerfestes rechtfertigte, und unzählige Male tönte es in begeisterter Runde:

O Moselstrand, o selig Land!
Ihr grünen Berge, o Fluß und Tal,
Ich grüß' euch von Herzen viel tausendmal!

K. Wehrhan.

Nachbarfeste in Bocholt. Wie die Zeitungen berichteten, finden auch in Bocholt Nachbarfeste statt, die „Sünt Jansfeiern", d. h. St. Johannisfeiern. Die Anwohner der meisten Straßen sind zu Nachbarschaften vereinigt, meist 20 bis 50 Familien umfassend, um gemeinsame Interessen

vertreten und im Bedarfsfalle gegenseitige Hilfe leisten zu können. Die Nachbarfeste vermitteln die innigere Bekanntschaft der Nachbarn bei gemeinsamem Kaffee, bei einem Faß Bier und, wo die Räume dies gestatten, bei einemTänzchen. Bei dieser Gelegenheit wird dann auch ein „Kranzherr" und eine „Kranzfrau" gewählt und ein gemeinsamer Umzug durch die Nachbarschaft gemacht. Dabei sind komische Umzüge nicht selten; so wurde im vergangenen Jahre bei einem Nachbarfest im nahen Bergsken die Kranzfrau hoch zu Roß durch die Nachbarschaft geführt.

K. Wehrhan.

Schatzsagen und ihre Folgen. Wie alte Schatzsagen noch heute ihren Zauber auf gläubige Gemüter ausüben und diese zum Nachgraben veranlassen, zeigt uns eine Gerichtsverhandlung, über die die Zeitungen Ende Juli d. J. berichteten. Seit lange wird in Braubach a. Rh. erzählt, daß vor nunmehr einem Jahrhundert auf dem Friedhof, der die St. Martinskirche umgibt und auf einem Hügel gegenüber der Marksburg liegt, auf dem schon im Jahre 1242 feierliche Gerichtssitzungen der Gemeinde Braubach a. Rh. abgehalten wurden, ein großer kupferner Kessel, angefüllt bis an den Rand mit Dukaten, in die Erde versenkt worden sei. Im September v. Js. begaben sich auf Grund dieser Erzählung der Wirt Joseph H. aus Braubach a. Rh. und der Uhrmacher Gustav B., gebürtig aus Betzdorf, mit Spaten und Pickel nach der alten Ruhestätte der Toten. Der Friedhof ist nämlich seit dem Jahre 1886 geschlossen. Als von der St. Barbara-Kirche die Geisterstunde schlug, taten die Schatzgräber den ersten Spatenstich. Emsig gruben sie und stießen bald auf Totenschädel und Knochen, die sich in dem Zwielicht des Monds grausig abhoben. Als das Loch 70 cm tief und 1 m breit gediehen war, setzte den Schatzgräbern ein großer, mächtiger weißer Stein erheblichen Widerstand entgegen, unter dem sie den kupfernen, mit gleißendem Golde gefüllten Kessel vermuteten. Trotz Pickel und Spaten war der Stein von dem vermeintlichen Schatze nicht wegzuwälzen. Es blieb ihnen deshalb nichts anderes übrig, als die Arbeit einzustellen. Am anderen Morgen bemerkte der Totengräber, der die Aufsicht über den alten Friedhof hat, das frei umherliegende Totengebein und das große Loch. Er erstattete Anzeige. Das Schöffengericht Braubach verurteilte H. zu acht Tagen Gefängnis und sprach B. frei. Die Wiesbadener Strafkammer sprach beide frei.

K. Wehrhan.

Eine Vorgeschichte. In Lippe erzählt man sich von vielen Hellsehern, die vor allem die Leichenzüge wahrzunehmen vermögen, oft wochenlang vor dem Sterbefalle. Wer solchen vorhergesehenen Leichenzügen nicht aus dem Wege geht, fällt plötzlich mitten auf der Straße hin und weiß natürlich nicht, woher das kommt. In Hiddessen bei Detmold war vor Jahren einer, der ein Hellseher war. Einmal ging er mit mehreren Bekannten die Straße entlang; es hatte gerade tüchtig geregnet, und die Seiten des Weges waren noch außerordentlich schmutzig,

während die Mitte schon ziemlich abgetrocknet war, so daß alle Männer hier gingen. Da wandte sich der Hellseher plötzlich zur Seite und sagte zu den andern, sie möchten auch dahin kommen. Als sie, über seine ihnen als unsinnig erscheinende Forderung verwundert, ihm nicht folgten, lagen sie alle auf einmal am Boden. „Häwwe eck et juff nich säggt?“ meinte der Bauer, „Wenn 'n Lüik kümmt, mot 'n iut 'n Wege gohn!“ (Habe ich es euch nicht gesagt? Wenn eine Leiche kommt, muß man aus dem Wege gehen!) Und nun wußten die andern, was jener gesehen hatte. Als einmal ein Freund in ihn drang, ihm doch Aufschluß über sein Geheimnis zu geben, wollte er lange nicht, nur als der andere ihm versprach, ihm unter keinen Umständen etwas nachtragen zu wollen, möge kommen, was da wolle, ließ er sich dazu herbei. Der Hellseher sagte da zu ihm: „Tritt auf meinen rechten Fuß und blick über meine linke Schulter, dann wirst du was sehen!“ Und richtig, er sah auf der Straße einen Leichenzug daherkommen und hatte von nun an auch die Gabe des Hellsehens. Aber später wäre er doch wieder gern die Gabe los gewesen, doch das ging nicht.

Mittel gegen Frostballen. Wenn Leute im Winter Frost in den Fingern, Händen oder Zehen haben, streichen sie sie mit ungesalzener Butter reichlich ein und lassen diese dann von einem Hunde rein ablecken. Das soll den Frost nehmen. Besonders beliebt ist dieses Mittel gegen Frost in den Zehen und im Fußballen. Infolge der Kitzlichkeit der Fußsohle kommen bei dieser Prozedur die ergötzlichsten Szenen vor. (Lippe.) K. Wehrhan.

Ein Mittel gegen das Abnehmen. Eine ungefähr 60 Jahre alte Frau erzählte mir von folgendem Mittel gegen das Abnehmen oder die Auszehrung der Kinder. „Wenn alles nicht helfen will und wenn die Kinder auch schon welk und im Gesicht geschrumpelt sind wie ein alter Mensch, so hilft dieses Mittel immer noch. Man nimmt ein frisches Brot oder wärmt ein älteres im Backofen wieder gut durch, löst die Rinde in einem möglichst großen Stück ab, bestreicht sie an der Innenseite mit Honig, besteckt sie inwendig mit Nelken und bindet sie dann dem kranken Kinde auf den Leib. Das hilft sicher.“ (Nahe.)

K. Wehrhan.

Über den Namen des Ortes Katzenfurt an der Dill. Bei einer Fußwanderung nach der Ruine Greifenstein hörte ich in dem gleichnamigen Dorfe eine doppelte Aussprache des Namens des unterhalb der Burg an der Dill gelegenen Ortes Katzenfurt. Ein älterer Bauersmann sagte „Katenfurt“ ein jüngerer „Katzenfurt“. Durch die Namengebung des älteren Mannes wurde meine schon lang gehegte Vermutung sprachlich bestätigt, daß Katzenfurt eine Verballhornung aus Chattenfurt sei. Falls auch die Ortsgeschichte dasselbe Resultat findet, wäre es doch wohl an der Zeit, den historischen Namen wieder herzustellen.

Friedrich Schön.

Berichte und Bücherschau.

Eduard Schoneweg, Flachsbau und Garnspinnerei in der Sitte, Sprache und Anschauung des Ravensbergers. Inaug.-Dissert. Münster i. W. 1911. — 109 S.

Es ist sehr anerkennenswert, daß die Volkskunde auf unsern Universitäten auch als ein ergiebiges Gebiet für Doktordissertationen mehr und mehr zur Geltung kommt. Die vorliegende Arbeit ist ein höchst erfreulicher Beleg dafür. Ihr Verfasser entstammt einer Gegend, in der die Leinenindustrie von altersher zu Hause ist. Er hat seine Heimat mit offenem Blick durchstreift und viel gesammelt, beherrscht die Mundart seiner Gewährsmänner, ist wohl vertraut mit den technischen Einzelheiten in Worten und Sachen, auf die sein Thema ihn einzugehen veranlaßt, und hat auch die Literatur fleißig benutzt. So erhalten wir denn nicht nur ein anschauliches Bild der verschiedenen Schicksale und Erlebnisse des Flachses von der Aussaat bis zur Fertigstellung des gesponnenen Garns, sondern überall werden auch an den entsprechenden Stellen die daran haftenden volkskundlichen Überlieferungen in Bräuchen und Aberglauben, Sprichwörtern, Redensarten, Sagen, Liedern und Versen zweckentsprechend und in reicher Fülle eingefügt. Hoffen wir, daß uns der Verfasser auch die in Aussicht genommene Arbeit über Leinenweberei, -färberei und -druckerei schenken und darin ebenso viel beachtenswertes Volksüberlieferungsgut retten und übermitteln wird. Sartori.

Ernst Seefried-Gulgowski, Von einem unbekannten Volke in Deutschland. Ein Beitrag zur Volks- und Landeskunde der Kaschubei. Mit einem Geleitwort von Professor Heinrich Sohnrey. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 1911. — 228 S.

Derselbe, Kaschubische Hausindustrie. Berlin, ebd. 1911. — 36 S.

Merkwürdigerweise sind in den Kreisen des Ostmarkenvereins Befürchtungen geäußert worden, daß der Betrieb kaschubischer Volkskunde großpolnische Bestrebungen fördern könnte. Demgegenüber weist Sohnrey in seinem Geleitworte darauf hin, daß überall, wo die großpolnische Agitation eingesetzt habe, das eben nicht durch Pflege kaschubischen Volkstums, sondern durch Einimpfung polnischen Geistes geschehe. Wir haben also wohl keine Veranlassung, die Bemühungen, die vor einigen Jahren zur Gründung des „Vereins für kaschubische Volkskunde“ und jetzt zur Abfassung der vorliegenden Monographieen geführt haben, anders als mit Freude und Genugtuung zu begrüßen. Ihr Verfasser, Lehrer in Sanddorf am Weitsee, hat besonders im südlichen Teile der Kaschubei gesammelt und reichen Stoff aufgezeichnet. Vor allem ergiebig sind die Abschnitte über Wohnung, Hausrat, Fischfang, Hausfleiß und Volkskunst, auch die Hochzeit und Kindheit betreffenden Bräuche sind zahlreich und wichtig, während die Erntebräuche zurücktreten. Die starke

Phantasie der Kaschuben zeigt sich in der Fülle ihrer Sagen, Märchen und abergläubischen Anschauungen, in denen überall der Glaube an die Beseeltheit aller Wesen und Dinge die Grundlage bildet. Ein besonderes Verdienst hat sich der Verfasser nicht nur durch seine Bemühungen um die Pflege und Erhaltung alter Sitten erworben, sondern namentlich auch dadurch, daß er im Verein mit seiner Gattin den Hausfleiß in seinem Dorfe neu belebt und ihm die Wege zu einer wirklichen Volkskunst gewiesen hat. Darüber gibt namentlich das zweite Büchlein Auskunft, in dem uns die Technik der Stickerei, Weberei, Wurzelflechterei und Töpferei anschaulich vor Augen geführt wird. Zahlreiche, meist recht deutliche und gute Abbildungen unterstützen die Darstellung in beiden Schriften. Sartori.

Gemarker, J. L., Stadtossen. Bergische Erzähler. — Vierter Band. Elberfeld 1912. 134 S. 8°. Preis 1.20 Mk., geb. 1.50 Mk.

Das Werkchen stellt sich als Fortsetzung des vor Jahresfrist erschienenen und mit viel Beifall aufgenommenen „Wichelkus' Käpp" heraus. Die Vorzüge jenes Buches sind den „Stadtossen" (so wurden früher die Schüler der höheren Schule in Barmen genannt) zum mindesten, vielleicht in noch höherem Grade, eigen. Für die Volkskunde hat es schon wegen des Dialektes große Bedeutung. Aber die Schilderung des ehemaligen Volkslebens, der Volksbräuche (z. B. Enmaksfröüden) erhöhen auch nach dieser Richtung noch seinen Wert. -e-

Dr. Hans Witte, Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg 2 Bde., XVI. 250 u. 268 S. 8°. Leipzig, O. Wigand; brosch. Mk. 4.80, geb. Mk. 6.—.

Das Werk ist, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, dem Wunsche entsprungen, für das 100jährige Jubiläum der Großherzogl. Gendarmerie eine Schilderung der Kulturverhältnisse zu geben, die zur Errichtung der Gendarmerie führten. Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser, in erster Linie fußend auf den reichen Beständen des Schweriner Geheimen und Hauptarchivs, mit Umsicht unterzogen. Er beginnt mit einer Schilderung der Verhältnisse der Pächter und Bauern nach dem 7jährigen Kriege, behandelt in spätern Kapiteln die Jagd, die Wilddieberei, das Bettler- und Armenwesen, die Polizeiverhältnisse, das Kriminalwesen, die öffentliche Unsicherheit, handelt von Polizei- und Betteljuden, den Diebesbanden im Anfang des 19. Jahrhunderts, der Einrichtung der Gendarmerie und ihrer nachhaltigen Einwirkung auf die allgemeine Lage des Landes. In diesen Einzelschilderungen, die in flüssiger Sprache dargeboten werden, gibt der Verfasser ein gut Teil des echten Nährbodens für die Volkskunde, deren Erforschung ja in Mecklenburg so energisch betrieben wird. In der Art dieser Schilderungen liegt ein großer Reiz und der hohe Wert des kulturhistorischen Werkes. Die inneren Zusammenhänge zwischen der Kulturgeschichte

des eigentlichen Volkes und dem, was man heutzutage als Volkskunde zu benennen pflegt, wird eine der Zukunft vorbehaltene wichtige Aufgabe der Forschung sein. -e-.

Albert Trautmann, Hümmlinger Skizzen (Lingen 1910. R. van Acken. 246 S. Geb. Mk. 2.—.)

Im ganzen sind es 18 Skizzen, in denen Trautmann uns von dem hügeligen Heideland und seinen Bewohnern ein anschauliches Bild entwirft. Er schildert die Kirmes mit ihrem Jubel und Trubel, mit all den Buden und Schaustellungen, wie sie die Neuzeit zum Vergnügen der Leute ersonnen hat und auch, um ihnen die sauer verdienten Groschen aus der Tasche zu locken, gedenkt des Lebens und Treibens in den Tanzlokalen und vergißt nicht die typischen Figuren einer Hümmlinger Kirmes. An das Herdfeuer bei kleinen Leuten mit ihren Nöten und Sorgen führt eine andere Skizze. Die Geschichte von dem kranken Bein zeigt uns interessante volksmedizinische Bräuche, Märhämmelfaohrt (Mariahimmelfahrt) ebenso interessante kirchliche Sitten. Ein Sonntagabend bei Trinke Hömmen, der Wirtin, entrollt mit packender Anschaulichkeit niedersächsische Wirtshausszenen, die niedliche Geschichte vom gestohlenen Schwein malt das Schweineschlachten mit allen seinen Vorbereitungen und kleinen Einzelzügen gar allerliebst, in „Scheper Gerd" ersteht noch einmal eine jener volkstümlichen Gestalten, die bald vielleicht den Reiz ihrer Eigenart für immer verloren haben werden. Zwischendurch sind in den einzelnen Skizzen und Bildern, in denen die Hümmlinger Mundart ausgiebig und glücklich verwendet ist, einzelne volkstümliche Sitten und Bräuche noch besonders eingeflochten. Man muß Trautmanns liebenswürdige Hümmlinger Skizzen als eine Bereicherung der volkskundlichen Literatur bezeichnen. Dr. A. Wrede.

Emil Frank, Die Zeit der schweren Not. Roman aus dem Münsterlande. Münster, Universitätsbuchhandlung Fr. Coppenrath 280 Seiten. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Franks Roman führt in die Zeit, in der das Münsterland von seiner alten, traditionellen Herrschaft losgerissen wurde, als erst die Preußen kamen und dann die Franzosen sich einnisteten. Namentlich das drückende Joch der letzteren wird uns vorgeführt, doch schließlich mehr als zeitgeschichtlicher Hintergrund. Auf diesem baut sich eine flott geschriebene Bauerngeschichte auf, deren Hauptgestalten die Männer und Frauen vom Schultenhof und vom Ruhlmannshof sind, nicht zu vergessen freilich des Kötterssohnes Jandierk, der mit der unwandelbaren Treue eines Westfalen dem Schulten dient und seiner Familie anhängt, überhaupt ein gewisses verbindendes Element in der an Episoden und Nebenfiguren reichen Erzählung darstellt. Offenbar ist Frank ein hervorragender Kenner des Emslandes, um das es sich, was die genauere Bezeichnung des Schauplatzes angeht, handelt. Denn wie der Verfasser die Menschen dieser Landschaft zu schildern versteht, mögen sie nun arbeiten, dem

Vergnügen nachgehen, sich lieben oder nachstellen und leiden, so weiß er auch die Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten frisch zu schildern, ohne den Gang der bewegten Handlung aufzuhalten. Manche volkskundliche Einzelheit, so z. B. die alten Erbsitten betreffend, ist unauffällig eingeflochten. Der Roman ist, wie man das von allen Erzählungen Franks behaupten kann, in echt „bodenständigem" Stil geschrieben.

Dr. A. Wrede.

Von der Sammlung „Kölsche Krätzcher" (vgl. 8. Jahrg. S. 304) hat August Hoursch vor kurzem das 7. Heftchen erscheinen lassen (Köln, Hoursch und Bechstedt. Preis 50 Pfg.). Wie die früheren sechs Einzelhefte, die auch in zwei Bänden zusammen zu haben sind, so enthält auch das vorliegende gute Proben des treffenden Kölner Witzes und Humors. Die Schnurre von den drei Arbeitern (S. 7/8), die sich an einen Baumast hängen, um einen blinkenden Gegenstand aus einem Bache herauszuholen, dann aber alle drei abstürzen, weil der oberste müde wurde und „ehtz ens en de Häng speie" mußte, ist nicht bodenständig in Köln. Sie gehört in die Gattung „Schildbürgerstreiche". Gerade auch dieser Schwank von der Kettenbildung mit dem Absturz kehrt in rheinischen „Schilda" häufig wieder. Joseph Müller hat darüber im 1. Jahrg. ds. Ztschr. S. 250 ff., besonders S. 270 gehandelt. Im übrigen verdient auch das neue Bändchen, das mit einigen guten Illustrationen ausgestattet ist, viele Freunde zu gewinnen. Dr. A. Wrede.

Vincenz von Zuccalmaglios (Montanus) Werke. Bearbeitet und neu herausgegeben von Rudolf Roth. Erster Band: Die Vorzeit. Erster Teil: Sagen der Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark, Westfalen usw. Von Montanus. In wissenschaftlicher Umarbeitung von Wilhelm von Waldbrühl. Solingen 1912. Niederrheinischer Verlag, Inh. Rud. Roth. 336 S. gr. 8°. Preis geb. in Leinen Mark 6.—, bei Subskription bis etwa Anfang März pro Band Mark 5.—.

Von allen Werken des s. Z. sehr fruchtbaren Schriftstellers V. v. Zuccalmaglio haben sich nur die volkskundlichen in ihrer Wertschätzung zu halten vermocht. Sie sind aber heute noch gesucht und so selten geworden, daß sie auf antiquarischem Wege teuer erstanden werden müssen, wenn man das Glück hat, sie überhaupt noch zu bekommen. Da kann man wirklich sagen, es war ein Verdienst des Herausgebers und Neubearbeiters, eines geschätzten Mitgliedes unseres Vereins, der heutigen Zeit wiederum die Schätze zu übergeben, die während vieler Jahrzehnte gesammelt wurden. Auf dem Titel finden wir außer dem des Neuherausgebers noch zwei Namen: Montanus und W. v. Waldbrühl. Der erstere Name ist ein Pseudonym für V. v. Zuccalmaglio, der gern unter einer Deckadresse schrieb, der andere Name bezeichnet den Dichternamen des Bruders von Vincenz, nämlich Anton von Zuccalmaglio, deren gemeinsames Werk die „Vorzeit" ist.

Der vorliegende erste Band gibt eingangs eine wünschenswerte Biographie des Volksforschers und darauf ein Vorwort des Neubearbeiters, worauf eine gekürzte Wiedergabe der Vorrede Vincenz von Zuccalmaglios aus der dieser Neuausgabe zugrunde gelegten Elberfelder Vorzeit-Ausgabe vom Jahre 1870 folgt. Die Sagen gehören jedenfalls zu dem kostbarsten Schatz des bergischen und deutschen Volkstums, den uns die Brüder Zuccalmaglio erhalten haben. Ihre Sagensammlung hat einen, möchte ich sagen, typischen Charakter. In ihr finden wir nicht alle Sagenvarianten aufgeführt, die sich von irgend einem der zahlreichen Sagenmotive in der betreffenden Gegend vorfinden, sondern von jedem Motiv sind nur die charakteristischsten Lesarten geboten. Dadurch wird das Werk für einen weiteren Leserkreis geeigneter, wenn die eigentliche Fachforschung auch dieses und jenes vermißt. Der Neubearbeiter hat die nach Zuccalmaglios eigenen Angaben von diesem gedichteten „romantischen" Sagen, die in der älteren Ausgabe der „Vorzeit" (1836—1839) enthalten waren, hier mit Recht nicht wiedergegeben. Sie geben keine Volksanschauungen wieder. Dagegen hat der Neubearbeiter eine Reihe von solchen Sagenmotiven, die in der von den beiden Brüdern Zuccalmaglio besorgten Ausgabe nicht berücksichtigt waren, in einem schätzenswerten Nachtrag angefügt. Zahlreiche Sagen sind in der vorliegenden Neuausgabe mit allgemeinen sagenkundlichen und vergleichenden Anmerkungen versehen worden, die noch zahlreicher erwünscht gewesen wären. Der Text der Sagen, der durch die Jahrzehnte lange Bewährung eine gewisse historische Berechtigung erlangt hat, ist geblieben, wie ihn die ursprünglichen Herausgeber geschaffen hatten, nur sind mit Recht die nur im Lichte jener Zeiten, in der der Verfasser schrieb, zu verstehenden Anspielungen auf Politik und Konfession fortgelassen. Den Schluß bildet ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Hingewiesen werden muß besonders noch auf den künstlerischen Schmuck der Neuausgabe. Beigebunden sind sechs Kunstdrucke (Kupferdrucke): 1. Geburtshaus des Montanus (Federzeichnung). 2. Abtei Siegburg (Federzeichnung), 3. Ruine Heisterbach (wie alle folgenden Kunstblätter nach einem alten Stich), 4. Dom zu Cöln. 5. Herzog Wilhelm IV. zu Jülich-Berg-Cleve, 6. Johann Wilhelm (II.) von Jülich-Berg-Cleve. Außerdem sind noch hervorzuheben die im Werk verwandten Kopfleisten, Initialen und Schlußstücke, die zur Erhöhung des Buchschmuckes ganz wesentlich beitragen. Sie haben kulturhistorischen Wert, denn sie entstammen der jülich-bergischen Hofbuchdruckerei in Düsseldorf, nach deren alten Drucken sie photographisch vervielfältigt worden sind.

Die Neuherausgabe der Werke Vincenz von Zuccalmaglios sieht fünf Bände vor:

1. Den eben besprochenen Band: Die Vorzeit.
2. Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und Deutscher Volksglaube.
3. Die Heiden, Bürger und Bauern am Niederrhein unter der Fremdherrschaft.

4. Das Kloster Altenberg.
5. Die Geschichte der deutschen Bauern.

Zur Vervollständigung der einzelnen Bände sind viele kleinere Arbeiten der beiden Brüder Zuccalmaglio herangezogen, ebenso zahlreiches, von den Brüdern hinterlassenes, handschriftliches Material, das sich größtenteils im Besitze des von dem Neubearbeiter geleiteten „Bergischen Landes-Museum zu Schloß Burg a. d. W." befindet.

K. Wehrhan.

Der Westerwald. Im Auftrage des Westerwaldklubs herausgegeben von Leo Sternberg. Düsseldorf 1911. Verlag von August Bagel. 125 S. Fol.-Form. Preis brosch. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.

Der Westerwald im weiteren Sinne, so wie er in dem vorliegenden Werke gefaßt ist, bildet einen nicht unbedeutenden Teil unseres Vereinsgebietes. Schon seit jeher war er seines eigentümlichen Charakters wegen bekannt oder vielmehr seiner rauhen Unwirtlichkeit wegen berüchtigt und deshalb gemieden. Nennt ihn doch ein alter Geograph ein hohes Gebirge, auf dem nichts als Himmel, Pfützen und große Steine zu erblicken seien. Wird in diesem Falle auch wohl nur von dem Westerwald im engeren Sinne gesprochen, so kann jene Charakteristik doch auch im allgemeinen von dem ganzen Gebiete gelten, das vielen Menschen als das ausgesprochene Land der Unkultur galt und z. T. noch gilt. Das Land, der Boden und seine Beschaffenheit bringt aber den Bewohner hervor, gestaltet ihn zu dem, was er ist. In dem neuen Sammelwerke von Leo Sternberg erhalten wir in hervorragenden Stichproben eine Darstellung von Natur- und Menschenleben des Westerwaldes, vor allem von letzterem. Schildert uns W. H. Riehl „Land und Leute" und der Herausgeber selbst „die geistige Kultur des Westerwaldes", so führt uns Otto Stückrath durch sachkundige Aufsätze mitten in die so interessante Volkskunde des Gebiets ein: „Aus der Sagenwelt des Westerwaldes", „Die Volkstrachten des Westerwaldes" und „Westerwälder Volksgesang". Das volkskundliche Bild wird in recht wirksamer Weise vervollständigt durch die Arbeiten von Ferdinand Luthmer, „Das Westerwälder Bauernhaus" und R. Büchting, „Westerwälder Humor". In wirtschaftlicher Beziehung aber an die Volkskunde eng angrenzend sind hervorzuheben Eduard Berdel, „Das Kannenbäckerland" und „Die moderne Steinzeugindustrie im Unterwesterwald". In das Gebiet der Kunstgeschichte, hier und da auch Schlaglichter auf die Volkskunst werfend, fallen die Arbeiten von Gilbert Wellstein „Marienstadt: Das Kloster der grauen Mönche" und Leo Sternberg „Schloß Friedewalt". Zwischen all die mehr wissenschaftlichen Charakter tragenden genannten Einzelbilder sind mit geschickter Hand poetische Darstellungen gestreut: Sagen, Märchen, Erzählungen aus dem Volk, Novellen u. a. Über alles sind aber noch die herrlichen Bilder, teils in den Text eingeschaltete Feder-, Bleistift-, Kohle- und Kreidezeichnungen und die auf ganzseitigen Tafeln eingehefteten 32 Vollbilder zu

erwähnen. Wie das jetzt in 2. Auflage in demselben Verlage erschienene und von demselben Verfasser bearbeitete schöne Werk „Limburg als Kunststätte“ (Mk. 3.50) sich durch die schöne Auswahl auch für die Volkskunde wichtiger Bilddarstellungen (Haus-, Fachwerk-, Werkzeugformen u. a.) auszeichnet, so auch das große Sammelwerk über den Westerwald, das so in seiner Ausstattung eine hervorragende Bereicherung unserer heimatlichen Literatur darstellt. K. Wehrhan.

Hoffmann, Heinrich. Zur Volkskunde des Jülicher Landes. Mit einem Geleitswort über: Die Bedeutung des Volkstums von Prof. Dr. Wilh. Capitaine. I. Teil: Sagen aus dem Rurgebiet. Eschweiler 1911. Druck und Verlag von Joseph Dostall. XX u. 116 S. 8°.

Wir freuen uns von Herzen, hier ein Büchlein anzeigen zu können, dem eine weite Beachtung und eine rege Nachfolge für andere Teile unseres Gebietes zu wünschen ist. Seit länger als einem Menschenalter hat der Herausgeber an dem Sammeln des vorliegenden Materials gearbeitet; er hat für das Volk, unter dem er gelebt und mit dem er deshalb innig verwachsen ist, geforscht und geschrieben und hat es sich zur Lebensaufgabe gesetzt, diesem Volke in seinem eigenen Wissen ein Denkmal zu setzen, von dem nunmehr als erster Band die Sagen des Rurgebietes vorliegen. Er bringt sie in ihrer nackten, aber ursprünglichen Form; sie sollen vorerst nur als reine Materialsammlung wirken. Die vergleichende Beurteilung und wissenschaftliche Verarbeitung soll erst erfolgen, wenn auch die übrigen Materialsammlungen der Volkskunde des Jülicher Landes vorliegen. Einleitend bringt der Herausgeber eine kurze Darstellung über die Geschichte der Entstehung des vorliegenden Werkes und eine sehr dankenswerte Charakteristik des ja im Titel geographisch begrenzten Bezirks und seiner Bewohner. Sehr beachtenswert ist auch die kurze allgemeine Einleitung von Prof. Capitaine. Die Sagen selbst, das Wichtigste, entstammen fast alle mündlichen Quellen, sind in einfacher Form wiedergegeben, wie das Volk sie sich erzählt, und bilden so wichtige Dokumente zum Wissen des Volkes. Die Anordnung ist nach örtlichen Gesichtspunkten erfolgt, in einer uns ja verheißenen späteren übersichtlichen Würdigung dürfen wir hoffentlich eine sehr wünschenswerte Zusammenstellung nach dem Inhalt begrüßen, die gleiches zu gleichem stellt. Alles in allem kann von dieser Sagensammlung nur gesagt werden, daß sie höchst verdienstvoll ist, und daß die Volkskunde dem Verfasser äußerst dankbar für die Gabe sein wird. Wir sind gespannt auf die folgenden Teile, von denen der zweite die Sagen an der Inde, der dritte die Sagen des Flachlandes und von den Ufern der Elle und des Neffelbaches bringen wird. Der vierte und letzte Band enthält die Märchen, Rätsel, Volkssprüche, Volksreime, das Abergläubische u. a. und die allgemeine wissenschaftliche Übersicht. In diesem Teil würde auch wohl der kleine Abschnitt über Humor (Teil I Nr. 24) am besten seinen Platz gefunden haben, da er nicht zu den Sagen gehört. K. Wehrhan.

Die **Kinderliteratur** ist nicht so reichhaltig vertreten wie die der Sage; nur aus unserer nächsten Nachbarschaft haben wir einiges zu verzeichnen. Wilhelm Knapp hat die „Kinderlieder aus dem Nassauerlande“ (Selbstverlag: Knapp, Aumenau a. d. Lahn.) [1910.] 96 S. 8°. Mark 1,20 herausgegeben. Sie bilden ein hübsches ansprechendes Büchlein, das hauptsächlich durch die verdienstliche Arbeit der Nassauer Lehrer ermöglicht wurde. Die Reime sind getreu gesammelt und wiedergegeben und zeigen uns, wie sehr die Kinder in dieser Gegend noch an dem alten lieben Volksgut hangen.

In Hessen sammelte Johann Lewalter „Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele“. Kassel 1911. Carl Vietor. 48 S. 8°. Mark —.75. Die mit einer Abhandlung und mit Anmerkungen von Georg Schläger herausgegebenen Reime haben den Vorzug, daß sie in Begleitung ihrer Melodien erscheinen. Diese Liedchen und Reime bilden eine treffliche Ergänzung zu dem schon 1891 erschienenen Buche von Lewalter und Eskuche. Sie umfassen in erster Linie den Liederschatz der Kasseler Kinder, lauten aber im ganzen Hessenlande fast überall so oder doch ganz ähnlich.

Beide Sammlungen werden dem Kinderliedforscher unentbehrlich sein.

In das Grenzgebiet der Kinderlieder gehört das treffliche Heftchen von Anton Penkest, Das Gassenlied. Eine Kritik. Leipzig 1911. Breitkopf und Härtel. 83 S. 8°. Mark —.60. Unsere Kleinen schnappen gar manches aus den Gassenliedern, den Tanzreimen auf, aus jenen Reimen und Melodien, die wie eine überflutende Welle von der Großstadt ausgehen, nicht nur diese selbst überschwemmen, sondern ihre Wirkungen bis in die Dörfer hinein ergießen. Der Verfasser gibt hier ein in der Tat willkommenes Material für ein merkwürdiges, deutlich ausgeprägtes Gebiet der Volkspsyche, für die Beurteilung der ins Volk eindringenden, die schönen edlen Gewächse des alten Volks- und Kinderliedes vernichtenden Giftpflanzen der Gassenlieder, die hier sowohl nach Text wie nach Melodie kritisiert und dem lieben wertvollen Volksgut gegenübergestellt werden. Das Büchlein ist deshalb äußerst anregend und wird jeden wahren Freund des echten Volkstums befriedigen.

A. Martini & Grüttefien (vorm. Baedekersche Buchdruckerei), Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

9. Jahrgang. 1912. Zweites Heft.

Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen.

Von **Th. Imme**, Essen.

A. Naturnamen.

III. Berg- und Talnamen.*)

a. Bergnamen.

Die Berge haben von jeher die Aufmerksamkeit des Menschen in hohem Grade auf sich gezogen, vor allem freilich die höheren Berge; verlieren sie sich oft doch in die Wolken und weisen so zum Himmel empor. So spielen sie bekanntlich auch in dem Götterglauben der verschiedenen Völker eine bedeutende Rolle. Man denke nur an die griechischen Götterberge, den Olymp, Parnaß, Helikon u. a., auch an die heiligen Berge in Palästina, den Sinai, Horeb und Karmel. So gab es auf deutschem Boden einzelne Berge, die in dem Götterdienst unserer heidnischen Vorfahren eine gewisse Rolle gespielt haben müssen, wie die nach Donar und Wodan benannten Berge, wie der Donnersberg in der Rheinpfalz, 869 Thoneres-

*) Vgl. diese Ztschr. VI 1909 S. 161 ff. (Einleitendes Kap. über Begriff und Wesen des Flurn. und A. I. Wassernamen) und VII 1910 S. 8 ff. (I b: Nachträge zu den Wassernamen und II. Waldnamen). Schweres häusliches Mißgeschick, das mich nur selten zu rechtem Arbeiten kommen ließ, hat leider auch die Veröffentlichung dieser Ausführungen länger hingehalten, als mir lieb war. Inzwischen habe ich jedoch den Kreis meiner Untersuchungen ein wenig weiter ziehen können, und es wird wohl nichts dagegen einzuwenden sein, wenn ich im folgenden an den geeigneten Stellen Flurnamen auch aus den angrenzenden Gebieten, besonders dem Stift Werden und der Grafschaft Mark, mit aufführe; fallen doch in mancher Hinsicht für Flurnamen politische Grenzen noch weniger ins Gewicht als für andere sprachliche Erscheinungen.

berg, der westfälische Donnersberg im Kreis Warburg, 1100 Thuneresberg, der bernische Tonrbül (1300), die beiden letzteren alte Richtstätten (E. H. Meyer, German. Mythologie S. 208) sowie die verschiedenen Wodansberge in Mittel- und Niederdeutschland: der Wodenesberg bei Bonn (947. 973), jetzt Godesberg, der Wuodenesberg in Niederhessen (1154. 1170), jetzt Gudensberg u. a. Auch der Berg bei Düsseldorf, welcher, wie der an seinem Fuße entstandene Ort, heute Grafenberg heißt, führte noch im 13. Jahrhundert den Namen Gudesberg; die Waldung dagegen zwischen dem Berge und Gerresheim bewahrte den Namen Godesbusch. (Leithaeuser, Berg. ON. S. 6). Der Übergang von w in g darf hier nicht wunder nehmen. Wurde doch auch der Wodanstag (engl. wedenesday) d. h. der Mittwoch in Westfalen und der nördlichen Rheinprovinz zum Gudensdag oder, wie hier bei uns, Gûensdag, und auch sonst geht w durch die Zwischenstufe gw leicht in g über. Vgl. z. B. lat. vastare, ital. guastar, frz. gâter. So wurden unsere Welfen ital. in Guelfen; aus den älteren Formen des deutschen warten, wirren entstanden frz. garder, guerre; wf. frugge = fruwwe, d. h. Frau u. a., in ON. Oege, Oge, Oige = Au, ald. ouwa (Grundbedeutung „Wasserland"), Beispiel: Krebsöge a. d. Wupper, die Inselnamen Langeoog, Spickeroog u. a., und in unmittelbarer Nähe von Essen Bredeney, 900 Bredanaia, aber 1065 Bredenoge*), Baldeney,

*) Der eigentliche Ort Bredeney liegt heute auf der Höhe, ein Stück vom Ruhrtal entfernt; außer diesem Oberbredeney gibt es aber noch ein Unterbredeney, einen unmittelbar an die Ruhr grenzenden Teil, und dieser (heute in der Hauptsache die große Reit- und Radfahrerbahn am Bootshause bei Hügel) ist aller Wahrscheinlichkeit nach der älteste. Auf ihn paßt der Name „an der breiten Au" vortrefflich. Die einzelnen Uferstrecken an der Ruhr führen ja alle den Namen Au, im Volksmunde Oi, auf den Flurkarten Eu, Ei oder Ey geschrieben. So gibt es eine Mintarder Oi, eine Eu bei Heisingen, eine Stiepeler Ey usw. Auffallend ist, daß bei Steele eine weite, ursprünglich wohl sumpfige und mit Schilf bewachsene Fläche im Ruhrtal den Namen in der Aa führte. Man unterschied da eine große und kleine Aa, eine Lindemanns Aa, eine Tossen Aa u. a. Heute erinnert noch die Aastraße in Steele daran. Auch in Gelsenkirchen gibt es übrigens, wie ich nachträglich erfahre, eine Ahstraße. Als Nachtrag zu dem im 1. Abschnitt (Wassernamen. 6. Jahrg. 1909 S. 168 ff.) über diesen alten Wassernamen, von

1277 Baldenoyge, Holtey in Überruhr, früher Holtenoge. — Auch sonst knüpft die Volksphantasie ja gern an die Berge an: sie gelten als der Aufenthalt der Seelen und namentlich auch gewisser volkstümlicher Helden der Sage oder Geschichte, von denen das Volk einst Errettung aus seinen Nöten erhofft, wie von dem im Kyffhäuser schlummernden Barbarossa (ursprünglich Kaiser Friedrich II.). Im Innern der Berge hämmern und schmieden die Zwerge. Ihr eigentliches Abbild aber sind die Bergriesen, die mit ihnen untrennbar verbunden sind, wie der Berggeist Rübezahl mit dem Riesengebirge, oder gar in der Vorstellung der Volkes völlig mit ihnen verschmolzen wie der eisumstarrte König Watzmann mit seinem Weib und seinen sieben Kindern oder die versteinerte Riesenkönigin Hütt in Tirol, das vielfach als die Heimat der Riesen gilt. Freilich sind, wie schon diese Beispiele zeigen, derartige Sagen mehr in Gebirgsgegenden zu Hause. Immerhin gibt es auch in unserer norddeutschen Tiefebene, zu der wir uns hier schon rechnen können, wenigstens überall einzelne solcher Berge, an denen Riesensagen haften, und so werden wir auch in unserer Gegend ein solches Beispiel kennen lernen. Es muß das aber doch schon ein ansehnlicher, etwas höher über die Ebene emporragender Berg sein. Deren gibt es aber hier doch nur ganz wenige, und trotzdem finden wir an Bergnamen bei uns eine außerordentlich große Zahl. Wie erklärt sich dies? Erstens fielen unseren Vorfahren auch wenig bedeutende Erhebungen, an denen wir achtlos vorübergehen und die wir keiner besonderen Benennung für wert erachten würden, schon darum als solche auf, weil ihr Blick wie der unserer Kinder weit mehr am Kleinen haftete, während der Sinn des modernen Menschen

---

dem „Au“ erst eine Ableitung ist, Erwähnten sei hier außerdem bemerkt, daß er in ähnlicher Verwendung noch einmal unweit Steele sich findet, in dem Ahfeld in Bergerhausen, einer allerdings schon auf den Höhen über der Ruhr liegenden weiten Fläche, die ehemals von vielen Wasserläufen durchkreuzt wurde und wo es auch sogenannte Winterspringe d. h. Quellen, die nur zeitweise flossen, gegeben haben muß. Man hat freilich später durch Volksetymologie, da hier in jüngerer Zeit reiche Getreidefelder sich hinbreiteten, ein Ahrfeld d. h. Ährenfeld daraus gemacht.

immer ins Weite schweift und sich oft geradezu in der Unendlichkeit verliert. Sodann aber war auch eine an sich geringfügige Höhe für den Landmann oft schon aus dem Grunde bedeutsam, weil sie der Arbeit des Pfluges eine natürliche Grenze setzte und in der Regel von ihm unberührt blieb. So hoben sich denn viele solcher Hügel als unangebautes Wildland scharf von dem sie rings umgebenden Kulturland ab, und indem sie so das Auge fesselten, forderten sie von selbst zur Namengebung auf, wozu, wie gesagt, noch die stärkere Neigung unserer Vorfahren kam auch kleineren Teilen der Landschaft ihren besonderen Namen zu geben.

Als einen mit -berg zusammengesetzten Ortsnamen lernten wir bereits (II. Waldn. 7. Jahrgang 1910 S. 28) Stoppenberg kennen (im Volksmunde: Staukenberg, von den beim Roden zurückgebliebenen Wurzelstöcken): andere solche sind noch Eiberg bei Steele (Ei, wohl wie in Ardey u. a., aus Egge = Ecke, dann = Kamm, Höhenrücken, entstanden: vgl. Jellinghaus, Wf. ON. [2] S. 29) und schon etwas weiter entfernt im Bergischen Langenberg d. h. am langen Berge. Endlich verdient als hierher gehöriger Ortsnamen auch noch Bargem Erwähnung, ein Teil von Bedingrade (heute Borbeck). 1391 Berchem d. h. Bergheim. Er ist sehr hoch gelegen und man hat von da einen sehr weiten Ausblick, bis nach Gelsenkirchen hin. Dementsprechend kennt man auch einen Berchemshof bei Kettwig, um 1150 Berghêm. Und etwas weiter von uns entfernt, bei Herne, gibt es ein Bergen. Von eigentlichen Flurnamen, die mit -berg zusammengesetzt, sind, nenne ich sodann zunächst den Isenberg bei Rellinghausen, auf dem die jüngere Isenburg errichtet war. Die ältere, bei Hattingen gelegene Isenburg, der Stammsitz der Grafen von Altena, der Schirmvögte der Stifter Essen und Werden, die sich danach auch Grafen von Isenburg nannten, wurde zerstört, nachdem Friedrich von Isenburg, der Mörder des Erzbischofs Engelbert von Köln (über dessen Tod auch Walther von der Vogelweide klagt), geächtet worden war, und Friedrichs ältester Sohn Dietrich erbaute sich auf dem Bromberge an der Ruhr ein Neu-Isenburg, um sich zunächst die Vogtei über das nahe Rellinghausen zu sichern — hier bestand

ein von der Essener Äbtissin Mechtildis II., einer Enkelin Ottos des Großen, gegründetes Tochterstift des Essener Klosters, das später in ein freiweltliches Damenstift umgewandelt wurde — und sodann auch die Rechte seines Vaters an Stift Essen wiederzuerlangen. Er mußte aber bald zugunsten des Erzbistums Köln darauf verzichten, und als in der Schlacht bei Worringen 1288 der stolze Kölner Erzbischof Siegfried von Westerburg dem Grafen Eberhard von der Mark unterlag, wurde auch diese Burg zugleich mit Volmarstein und der Hohensyburg zerstört; an Eberhard kam auch die Vogtei und blieb bei seinem Hause bis zu dessen Aussterben, worauf sie an Cleve und später an Brandenburg-Preußen gelangte. Von der alten Burg sind heute nur noch spärliche Trümmer vorhanden. Da in der Nähe des bei Hattingen gelegenen Isenbergs, von welchem auch der bei Rellinghausen seinen Namen empfing, nachweisbar Eisensteingruben in Betrieb waren, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Name davon herrührt. Bekannt ist, daß man auch sonst in unserer Nachbarschaft viel auf Eisenerze schürfte; schon vor vielen Jahrhunderten blühte ja in unserer Gegend die für sie charakteristische Eisenindustrie. Auch in Essen und Steele gewann seit dem 15. Jahrhundert das Schmiedehandwerk und namentlich die Büchsenmacherei eine fort und fort steigende Bedeutung. Das Städtebuch von Bruyn und Hogenberg hebt (um 1581) von Essen hervor, „es solle einer nicht leichtlich einen anderen Ort finden, da mehr allerlei Büchsen gemacht werden denn ebendaselbst".

Nach der Zerstörung der Neu-Isenburg tritt uns Schloß Schellenberg bei Rellinghausen als Sitz eines adeligen Geschlechts entgegen. Ende des 16. Jahrhunderts gelangte es durch Erbteilung an die Familie von Vitinghoff, deren gleichnamiger Stammsitz am Hordenbusch in der Nähe von Neu-Isenburg lag. Kurz vorher hatte ihr die Fürstäbtissin von Essen die Würde des Erbdrostenamts übertragen, die seitdem bei der Familie verblieb. Der Name Schellenberg bedeutet hier aber nicht, wie sonst in der Regel, „am schiefen Berg" (so z. B. in Barmen; vgl. auch Schiefenberg bei Kettwig sowie in Heidhausen bei Werden), sondern wird auf

einen Ahnherrn der Familie zurückgeführt, der schielte und daher „de Schele“, auch „de Schele uppen Berge“ genannt wurde. Ob Schellbergs Hof in Altenessen, im 15. Jahrhundert die hove oppem Schellberge, die gewöhnliche Bedeutung des Wortes hat, vermag ich nicht zu sagen. — Der Name Vitinghoff (heute ist der Familienname: Freiherr von Vitinghoff genannt Schell) rührt von Vitus, dem Schutzheiligen der Abtey Corvey her, welcher der bereits vorher erwähnte Stammsitz der Familie am Hordenbusch gehörte. Das Schloß Schellenberg aber hieß ursprünglich nur uppen Berghe (1359), auch oppen groten Berghe, und wurde erst später zum Unterschied von andern adligen Häusern der Nachbarschaft, die die gleichen Namen führten, „des Schelen Berg“ oder „Schellenberg“ genannt.

So gab es ein Haus Berge auch in der Gemeinde Bochold (Borbeck), dessen Name heute noch in Bergeborbeck (Eisenbahnstation) fortlebt; eine bekannte Essener Ministerialenfamilie op dem Berge stammte daher. Ein anderes, der gräflichen Familie von Westerholt-Giesenberg gehöriges Haus Berge (heute Schloß Berge) aber liegt bei Buer. In Verbindung mit der Riddershove, einem der vielen Unterhöfe des größten Oberhofs der Abtei Essen, des Oberhofs Eickenscheidt bei Steele, wird ferner das Gut auf dem Berge zu Kray genannt (s. Schäfer, Geschichte des Oberhofs Eickenscheidt. Beitr. des Hist. Vereins für Stadt und Stift Essen, 32. Heft, 1910, S. 76 f.). Ich erwähne sodann noch den Bergmannshof in Heisingen, an dessen Stelle wir 1496 von einem Hermann opem Berge hören, sowie den Barkhof in Altendorf (Essen), der auf der Höhe lag, auf der sich heute die Krupp'sche Kolonie Cronenberg ausbreitet. Diese verdankt ihren Namen dem Gastwirt Crone, dessen erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtete, von den Essener Bürgern sowohl wie von den Fuhrleuten vielbesuchte Wirtschaft am Fuße des Berges lag. Der Hof aber hieß im 16. Jahrhundert Berchhove, d. h. Berghof. Dieser Name war hier besonders bezeichnend; denn während von den 14 Höfen der Bauerschaft Altendorf, die fast alle zu dem heute längst in die Krupp'sche Fabrik aufgegangenen Essendischen Oberhof

Ehrenzell gehörten, die anderen alle dicht nebeneinander gereiht jenseits einer Talschlucht, der sogen. Bärendelle, mehr in der Tiefe lagen, breiteten sich die Ländereien des alle anderen an Größe wesentlich übertreffenden Barkhofs ganz allein auf diesem jenen anderen gegenüberliegenden Hügelrücken aus, der danach als ein für sich bestehender Berg allen sofort in die Augen fiel. Wir sehen aber auch hier wieder an einem Beispiel, wie vorsichtig wir bei der Namenforschung sein müssen und wie ein und derselbe Name auf einen ganz verschiedenen Ursprung zurückgehen kann. Denn sonst bedeutet Barkhof in der Regel den Birkenhof, so wohl auch in Caternberg bei Essen.

Gewöhnlich aber erscheinen diese Namen mit „berg" mit irgend einem Bestimmungsort. So kennen wir im Bereich der Altstadt Essen heute den Sessenberg, 1291 Sassenberg d. h. Sachsenberg, den Salkenberg, 1291 Sesekenberg (Bedeutung?) und den Hofterberg, entstanden aus: Hof ten Overberg, der im 14. Jahrhundert von der Stadt erworben und niedergelegt wurde. Was wir aber heute in Essen Steeler Berg nennen, hieß einst Grintberg, ebenso wie die Steeler Straße Grintberger Straße und das Steeler Tor Grintberger Tor. Nebenbei sei hier bemerkt, daß 1244 die inzwischen wesentlich erweiterte Stadt Essen einen neuen Mauerring und nach jeder der vier Himmelsrichtungen ein Tor erhielt, das Limbecker, Viehofer, Grintberger (später Steeler) und Kettwiger Tor (früher Limbecker usw. Porte genannt). Die vier Straßen, die auf die Tore zuführten und nach ihnen die Namen erhielten, wurden nun die Hauptstraßen. Dem entsprechend war die Stadt auch in vier Viertel geteilt, die vier sogenannten „Bauerschaften", deren Vorsteher, die „burmester" auch die Oberaufsicht über die Tore und die Torwächter hatten. Letztere wohnten an der Außenseite der Mauer, in der sogenannten „Vorporte". Sie hatten die Torflügel zu öffnen und zu sperren, die Steuerbehörden zu benachrichtigen, wenn ein zollpflichtiges Gefährt in Sicht kam, und unter Umständen auch die eingebrachten Gefangenen zu beaufsichtigen. Ebenso wie überall in deutschen Landen schieden damals in scharfem Gegensatz zu den Verhältnissen der Gegenwart auch hier noch bis tief

ins 19. Jahrhundert hinein die Stadtmauern mit ihren Toren und Türmen die Stadt- von der Landbevölkerung. Abends wurden die Tore regelmäßig geschlossen, und wer sich verspätete, mußte dem Torwächter einen Torgroschen entrichten.

Der Wortstamm grint oder grent kommt in unserer Gegend nicht selten vor. So findet sich namentlich in Steele diese Bezeichnung schon in den ältesten Stadturkunden; es gab dort früher auch eine Grintporte, und noch heute erinnern der Grendplatz und die Grendstraße daran. Auf dem Grind oder Grend nannte man ein nach Horst (Ruhr) sich hinziehendes, verkiestes und versumpftes Gebiet, das zum großen Teil von der Stadt Steele an die umliegenden Höfe verpachtet wurde, um Schweine darauf zu treiben, weshalb man auch einen Teil dieser ganzen Fläche Koddengrind nannte. Kodden oder Korren ist ein noch heute bei uns bekannter Name für junge Schweine. Es findet sich hier auch noch der Flurname am Grimberg, der offenbar damit zusammenhängt (vergleiche Grimberg in Leithe). Auch gegenüber von Steele, in Hinsel (Überruhr) gibt es eine unterste, mittelste und oberste Grind; es ist Kiesboden mit Muttererde darüber, und man gräbt hier gegenwärtig für das Essener Wasserwerk neue Quellen aus. In Leithe gibt es einen Hof Grimberg, der 1438 Hof to Gryntberge hieß; nicht anders steht es wohl mit Grimberg an der Emscher, jetzt zu Gelsenkirchen gehörig, und in Menden bei Mülheim (Ruhr) begegnet uns der Flurname Grindland. Auch bei Duisburg kommt der Name Grind für verschiedene Grundstücke vor, die durch Ruhr oder Rhein mit grobem Kies mehr oder weniger überdeckt sind (Averdunk: Die Duisburger Flurnamen S. 38). Das Wort grint findet sich schon im Ahd. und wird hier durch lateinisch arena oder sabulum d. h. grobkörniger Sand, Kies wiedergegeben. Um so mehr sind wir wohl berechtigt, Grind, das sonst heute für gewöhnlich einen Schorf bildenden Ausschlag bedeutet, mit Grand gleichzusetzen, am Niederrhein die gewöhnliche Bezeichnung für Flußkies oder Kies überhaupt. So kommt auch in Heisingen ein Flurname im Grand oder aufm Grand vor, und in Huttrop finden wir eine Grandkuhle, während uns das ursprüngliche

nur ober- und mitteldeutsche Wort Kies in den Flurnamen Kieskamp in Altendorf und aufm Kiesken in Heisingen begegnet. Der Wechsel zwischen i und a, wie ihn Grind und Grand zeigen,' ist ja im Deutschen sehr beliebt, vgl. Klingklang, Singsang, blink und blank, zwicken und zwacken, kribbeln und krabbeln, berg. Hirke = Harke und Elberfeld-Mirke auf Mark zurückgehend. Man versteht übrigens bei uns auf den Dörfern unter Grind oder Grand (beides kommt vor) auch den Abfall, der bei Weizen- oder auch bei anderem Korn beim zweiten Mahlen übrig bleibt und als Viehfutter Anwendung findet, während man unter Kleie bekanntlich die zerriebenen Getreidehülsen versteht, die beim ersten Mahlen übrigbleiben, also den gröberen Abfall, demgegenüber jener als der feinere erscheint.

Wie schon oben angedeutet, gibt es unter den Bergen unserer Gegend, wenn auch keinen Götterberg, so doch wenigstens einen, an den sich eine Riesensage knüpft. Es ist dies der Mechtenberg (auch Mechtelsberg), unsere bedeutendste Erhebung nach dem Emschertal hin und nach allen Seiten hin weit sichtbar. Er trägt heute eine Bismarcksäule. Das Wort bedeutet doch wohl, wie (am) Michlenberg in Hamm bei Werden: großer, mächtiger Berg. Die Sage berichtet nun von dem, was sich das Volk von ihm erzählt, in seiner Mundart folgendes: (Firmenich, Germaniens Völkerstimmen; veröffentlicht auch in Picks Monatsschrift S. 301)*): Git wietet doch alle, dat fröer op den Mechten-

*) Der Text hier, wie ihn C. Meyer, Gesch. d. Bgm. Stoppenberg, S. 8 f. nach den oben erwähnten Werken, die mir nicht zur Hand sind, wiedergibt. Die folgenden Erläuterungen hierzu werden manchem wohl willkommen sein. Git wietet = Ihr wißt. — En Smiët Wiages = ein Steinwurf weit. — Risengripers sicherlich mit gripen = „greifen, angreifen, rauben" zusammenhängend; vgl. mnd. gripenwulf = Räuber (eigentlich greifender Wolf). — tehoupe = zuhauf d. h. zusammen. — Kedel = Kerl. — Kniest ist eigentlich = eingetrockneter Schmutz, besonders auch das sogen. Ohrenschmalz. Daher sind in der Volkssprache unserer Gegend auch Kniesterpott und Knies(t)ohr Spottnamen für einen schmierigen, unreinlichen Menschen. Do sitt alles voller Knieste, sagt man hier in Essen auch von einem Raum mit Möbeln und anderen Gegenständen, die man lange vernachlässigt und nie gereinigt hatte. In übertragener Bedeutung heißt: De hewt Knies(t) mit enanner = Sie

biarg en Rise wuonde un enen op den Tiëppelsbiarg. De Tiëppelsbiarg liët en Stündken van Baukum (Bochum) un den Mechtenbiarg liët enige Smiët Wiages van Watsche (Wattenscheid) no Ollenessen (Altenessen) hen. De biden Risengripers baken ümmer tehoupe Broud und so gonk et ümmer üm. Nu moch es de Kedel op dem Mechtenbiarg in den Truag schrappen, dann war et Tid, dat de vam Tiëppelsbiarg sin Broud brach. Dat Schrappen in den Truag ludde owwer so, as wann et gedonnert hadde. -- As nu de Stunne do was, wo de Rise achter Baukum denner kommen moch, schrappen sick de op de Leithe faquanz an den Rückenstrank herunner. Dat konn owwer de op den Tiëppelsbiarg hören un he kam ok richtig un brach de Broude. Owwer do ha de in de Leithe noch nich den Uawen angebot un de van Baukum kam to frö. Do was he se böüse, dat he enen Steen nohm un den enen Risen smett. Dä leip owwer weg un kam in en poor Sprünge in Ueckendüarp (Ueckendorf) an. Do foll ok de Stëin herdale un he liët nöch bie dat Spreitenhüsken. Den grouten Stëin kennt alle Lüe, de in de Giegend wuont, un he het nich anners as der groute Kiëseling van den Kedel op den Tiëppelsbiarg.

An die Stelle der Riesen ist bekanntlich ebenso wie an

---

haben Streit miteinander, und kniestig ist = geizig. An unserer Stelle aber bedeutet Kniest, wie auch sonst, den hart gewordenen Teig, der mit einem Eisen aus dem Backtrog ausgeschrapt werden mußte. Ausgewaschen wurde dieser ja nicht, weil man dann keinen rechten Sauerteig bekommen hätte, wozu die Teigreste benutzt wurden. — Das Praeter. mochte, verkürzt moch, erhält in Verbindungen wie der obigen die Bedeutung von „müssen", nu moch es (eigentlich ens) = nun mußte einmal. brach = brachte. — Truag = (Back)trog. — Wann nu de Rise . . in den Truag schrappen = So oft er in dem Trog schrappte, als Zeichen für den andern, daß es Zeit sei. – de op de Leithe = der Riese auf dem Mechtenberg; denn dieser gehört zu (Nieder-)Leithe oder liegt, wie man sagt „in der Leithe". — faquanz, wohl nicht ganz genau wiedergegeben, aber ohne Zweifel mit dem auch heute hier noch nicht selten gebrauchten fake, faken = „oft, wiederholt" gleichbedeutend. — Der Riese kratzte sich mit der Hand wiederholt auf und abfahrend, den Rücken, was ein ähnlich donnerartiges Geräusch verursachte, als wenn er den Trog ausschrapte. — . . . den Uawen angebot, von anbaiten = anzünden, anstecken. — Spreitenhüsken = Sprizenhäuschen; Spreite auch = Gießkanne.

die mancher heidnischer Göttergestalten später in den christlichen Zeiten häufig der Teufel getreten, und so erklärt man denn auch (vgl. Darpe, Geschichte des Landkreises Bochum) Tippelsberg als Teufelsberg. Nur leuchtet dies sprachlich nicht recht ein. Eher hätte danach der Deimelsberg oder Deimersberg bei Steele, zugleich Hofname, sowie Name einer bekannten Zeche, das Anrecht, ein solcher Teufelsberg zu sein. Wird er doch in Urkunden des 16. Jahrhunderts als Düvelsberg oder Duvelsberg bezeichnet. Allerdings kommen wir auch hier zu keiner vollen Sicherheit; denn noch ältere Urkunden aus dem 15. Jahrhundert nennen ihn, entsprechend seiner heutigen Benennung, schon Deimelsberg oder auch Diemelsberg; der Teufel könnte also auch hier durch bloße Volksetymologie erst später hinzugekommen sein.

Sagen von zwei nahe beieinander wohnenden Riesen als Backgenossen kommen grade in Westfalen mehrfach vor. Eine solche vom Keilberg und Dienberg bei Himmighausen (Kr. Höxter) teilte vor kurzem Wilh. Oeke in unserer Zeitschrift mit (Jahrg. 1911 S. 91 ff.), und eine zweite finde ich in der vortrefflichen Übersicht über die deutschen Volkssagen von Friedr. Ranke (Deutsches Sagenbuch, hrsg. von Friedr. von der Leyen, 4. Teil) S. 224 verzeichnet. Ich führe sie hier auf, um die Übereinstimmung in den wesentlichen Punkten deutlich vor Augen zu führen: Im Sauerland am hohen Lemberg bei Saalhausen hat einmal ein Hüne gewohnt, und auf dem Wilzenberge beim Kloster Grafschaft ein anderer, die haben zusammen nur einen Backtrog gehabt und haben einander immer ein Zeichen gegeben, wenns zum Backen gegangen ist. Da hat einmal der Wilzenberger eines Morgens gehört, wie der Lemberger den Backtrog ausgekratzt hat, und ist gleich bei ihm erschienen und hat backen wollen; aber der Lemberger hat gesagt, er habe sich nur ein bischen am Bauch geschrapt. — Eine auffallende Ähnlichkeit besteht nun aber auch mit anderen Riesensagen, wenn wir z. B. von zwei Pyrmonter Riesen hören, sie hätten sich ihre Löffel mit dampfendem Brei von einem Berg zum andern übers Tal hinübergereicht, von zwei Hannöverschen, dem einen auf dem Duttberge bei Wulften und einem andern auf dem benach-

barten Klingenberge, sie hätten bei Zechgelagen von ihren zwei Bergen aus über das Tal hinüber mit ihren Gläsern angestoßen, und dabei sei ein Glas zerbrochen und ein großer Riesenkampf entstanden u. a. — überhaupt hören wir zuletzt gewöhnlich von einem Streit, in dem ein Hammer geschleudert wird, die Felsblöcke hin und herfliegen u. dgl. — und so erscheint es mir sehr einleuchtend, wenn Ranke in allen derartigen Riesensagen die mythische Auffassung eines Gewittervorgangs zu erkennen glaubt: „die dicken runden Wolken kommen von zwei Bergen her aufeinander zu und treffen sich über dem Fluß in Blitz und Krachen, oder sie schweben dampfend über das Tal von einer Seite zur andern.“ Heißt es doch auch, wenn ein Unwetter oder neues Wetter im Anzuge ist, vielfach, daß dann Riesen in Wolkenkesseln Bier brauten, und neben den Braupfannen erscheinen auch Backtröge, in denen das Wetter gewissermaßen gebacken wird (s. E. H. Meyer, German. Mythol. S. 89 ff.). Bei Abendrot sagte man hier früher bei uns: Nikolaus backt, und ähnlich heizen in der Lüneburger Heide, ähnlich wie an der Mosel und in anderen Gegenden, das Christkind und die Engel selbst den Ofen, um den Festkuchen zu backen; daher leuchte auch vor der Weihnachtszeit gegen Abend der Himmel so schön (Kück u. Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks).

Das Volk erzählt sich in unserer Gegend auch noch, der Teufel habe seiner Zeit Christus, um ihn zu versuchen, auf den Mechtenberg geführt und ihm, wenn er ihm dienen wolle, alle Reiche der Welt angeboten; nur Wattenscheid und Castrop habe er sich als seine Leibzucht ausbedungen, eine boshafte Anspielung auf diese beiden Orte. Leibzucht, ndd. liftuht, ist im Westfälischen bekanntlich dasselbe, was man sonst Leibgedinge oder Altenteil nennt. So sagt man z. B.: „He treckt up de lîptuht“, d. h. er setzt sich zur Ruhe, und man versteht unter Leibzucht auch das Haus, das alte Leute beziehen, die sich auf ihr Altenteil gesetzt haben. Sonst heißt ein solches kleineres Haus auf dem Gehöfte eines Bauern, das unter Umständen auch Tagelöhnerfamilien beziehen, auch wohl Backes, d. h. Backhaus, also eigentlich und

ursprünglich ein Nebenhaus, in dem der Bauer seinen Backofen stehen hatte. So auch z. B. in der Lüneburger Heide, wo dieses Haus daneben regelmäßig zugleich das Haus eines Häuslings oder Tagelöhners war, in welchem der Bauer des 19. Jahrhunderts immer mehr und mehr aufhörte zu backen, wohl aber das Brot, gewöhnlich in einer besonderen Backkammer, aufmachen ließ, während er zum Backen einen Ofen im Freien hatte und noch später ein besonderes Gebäude dafür errichtete oder das Brot zum Bäcker schickte. So nannte man schließlich jedes Häuslingshaus, auch wenn nie ein Backofen darin gestanden hatte, Backhaus (s. Kück, Das alte Bauernleben der Lüneb. Heide S. 216 ff.). In unserer Gegend, wo früher wohl die meisten Hofbesitzer ein eigenes Backhaus hatten, versteht man unter Backes — so lautet das Wort in der hiesigen Volkssprache — hie und da namentlich im Werdenschen, wohl auch ein Leibzuchthaus und braucht in diesem Sinne die Wendung „op den Backes trecken". In der Regel aber scheint man auch bei uns ein solches kleineres Haus an abhängige Leute, Mietlinge, wie man sie hier gewöhnlich nennt, vergeben zu haben.

Haus Achternberg in Stoppenberg hat seinen Namen von seiner Lage hinter dem Mechtenberg, von Essen aus gesehen. Ähnliche Bezeichnungen finden sich bei uns häufig. So heißt z. B. ein Hof in Carnap von seiner Lage hinter dem Schultenhof daselbst Trachter d. h. eigentlich ter achter. Ebenso kommt eine Terachters- oder Trachtershove in Bedingrade (Borbeck) vor (auch Echtershove genannt); in Schönebeck (Borbeck) hören wir (in einer Grundsteuerrolle aus dem Jahre 1807) von einem Gerhard Echterbruck, und Familiennamen wie Achterfeld, Achternbosch u. a. sind bei uns wohlbekannt.

Der Pastoratsberg in Werden hat seinen Namen daher, daß sich einst auf ihm in der heutigen Wirtschaft dort oben die Pastorat des Pfarrers der Clemens- oder Borner Kirche befand, von der heute nur noch die Fundemente übrig geblieben sind. In den Werdener Heberegistern wird er als eine Rodung Widuberg bezeichnet (wohl von widu = Wald; vgl. Widukind = Waldsohn, Wiedehopf = Waldhüpfer). Er

soll eine altgermanische Opferstätte gewesen sein, die man ja mit Vorliebe für die Errichtung christlicher Kirchen wählte. Der Berg ist eigentlich nur ein Teil des Borner Berges (entstellt auch zu Bonner Berg), an den heute noch die Borner Straße erinnert und der von einem Quell oder Brünnchen so benannt wurde, wo der hl. Ludgerus, als er 799 in den Ruhrgau kam, taufte. Über diesem Brunnen wurde dann im Jahre 957 die Clemenskirche erbaut. Das Clemenspüttschen aber, wie der Brunnen im Volksmunde heißt, war ein Kleinkinderbrunnen, ebenso wie der nach dem Stifter der Essener Abtei, Bischof Alfried, genauer Altfried, von Hildesheim benannte Alfredibrunnen in Essen, beim Volke unter dem Namen Salfrings oder Saffrons Püttken bekannt (ohne Zweifel entstellt aus St. Alfrieds Püttken), dessen Wasser auch für besonders heilkräftig galt.

Die schon zu Ende des 8. Jahrhunderts unter Karl dem Großen zur Bekehrung des von ihm niedergeworfenen Sachsenvolkes von dem hl. Ludger gegründete Benediktinerabtei Werden (799 Werethinum. Crecelius Trad. Werd. S. 11) lag in einer Seitenbucht des Ruhrtals zwischen dem bereits erwähnten Borner und dem Viehauser Berg. Eine Werdener Mutterrolle vom Jahre 1810 enthält dann noch folgende Namen, deren Deutung zum Teil unsicher ist: Am Padberg, am Tiegelsberg (wohl von den Lehmziegeln), beide auf dem linken Ruhrufer, auf Werdener Gebiet, Korintenberg, Rosinenberg, aufm Schiefenberg (vgl. oben), am Kettelberg und Kesselberg, wie es scheint, dasselbe, alle auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer, wo das Bredeneyer Gebiet bis unmittelbar an die Ruhr reicht. Man kennt die Namen auch noch heute. Dazu kommt noch der Kanonenberg, eine sehr massige Erhebung, die der jedenfalls recht junge Name als solche wohl kennzeichnen soll. Da der Name Kettelberg zuletzt nur an einem kleinen Kotten haftete, der garnicht auf einem eigentlichen Berge lag, so dachte ich dabei zunächst an einen Spottnamen, wobei Kettelberg aus Köttelberg entstanden wäre. Denn Köttel, die Verkleinerung von Kot, namentlich die kleinen Kügelchen des Schafmistes bezeichnend, brauchte man in unserer ganzen Gegend gern

in ähnlichen Zusammensetzungen. So bezeichnete in Essen Köttelschaul die unterste Klasse der Volksschule, in der die Abc-Schützen saßen. Und daß man die Bezeichnung auch für Flurnamen verwandte, zeigt der Kötelbrink in oder bei Duisburg, im 18. Jahrhundert auch Ketelbrink geschrieben, d. h. ein ganz kleiner Brink (Averdunk, Die Duisb. F.-N. S. 53). In unserm Falle trifft aber wegen des danebenstehenden Kesselberg die Erklärung wohl nicht zu. Sehr viel für sich hat sie dagegen für die Kettelbeck in Borbeck (Kirchenregister von Borbeck 1444).

Bei Kettwig gibt es einen Mohrenberg (nach der Meisenburg zu) und einen Schmachtenberg, heute nur noch als Hofname geläufig, an dessen Abhängen sich, ruhraufwärts der Stadt die herrlichen Anlagen des Kettwiger Stadtwaldes mit ihren wechselvollen Waldspaziergängen und wunderschönen Ausblicken hinziehen. Kettwig gegenüber aber ragt als nördlicher Abschluß des bergischen Hügellandes der Hausberg empor, nach einem Luftkurhaus auf seiner Höhe auch Hoffmannsberg genannt, mit wundervoller, bis zum Rhein hin reichender Fernsicht. Außerdem wäre hier noch Landsberg zu nennen (= Berg eines Lando), zugleich Name eines heute im Besitz des Großindustriellen Aug. Thyssen befindlichen Schlosses.

Auch in der Bgm. Borbeck gibt es eine ganze Reihe solcher Namen mit -berg, wie Palderberg oder Pallerberg in Schönebeck, zugleich Hofname, Kißmannsberg und Lappenberg in Bedingrade, Düppenberg in Delwig (schon 1444 bezeugt; ob = Töpferberg? Es soll hier Töpfererde vorkommen); von andern habe ich noch nicht feststellen können, ob sie auf wirkliche Bodenerhebungen zurückgehen.

Man wählte die Berge auch gern zur Errichtung von Galgen; denn dieses Zeichen der Strafgewalt irgend eines Machthabers sollte recht weithin sichtbar sein. So gibt es denn auch bei uns mehrere Galgenberge, einen in Bedingrade (Borbeck), wo auch ein Galgenbusch und eine Galgenkuhle vorkommt, und einen in Heide bei Rellinghausen, später Gallenberg genannt. Letzterer dient gegenwärtig einem edleren Zweck; es befindet sich heute dort der große

Sportplatz im Essener Stadtwald, der, von schönem Hochwald eingerahmt und einen weiten Ausblick sowohl auf das Häusermeer unserer Stadt, wie auch bis zu den Höhen jenseits der Ruhr bietend, unserer Schuljugend und unseren Turnvereinen für ihre Spiele und Wettkämpfe, namentlich bei unseren schönen Stadtwaldfesten vortreffliche Dienste leistet. Auch der Richtenberg in Frohnhausen (Essen) ist nichts anderes als ein solcher Galgenberg. Wenn aber, wie ich hörte, auch der Reuenberg in Borbeck beim Volke für einen Berg gilt, auf dem einstmals ein Galgen gestanden habe, so hat ohne Zweifel nur das Bestimmungswort des Namens, das an reuige Sünder denken läßt, dazu verleitet; denn Urkunden oder sonstige Überlieferungen wissen nichts davon. In dem aus dem Jahre 1444 stammenden Kirchenregister von Borbeck heißt er Roenberg und an einer andern Stelle Royenberg. Wahrscheinlich steckt darin ein Rodenberg d. h. ein Berg, auf dem Rodungen stattgefunden haben.

In Schnir bei Kettwig stand der Galgen auf dem Hackenberg, und es führte zu ihm der sogen. Galgenweg. Der Name Hackenberg kommt auch sonst noch vor, so in Roßkothen bei Mülheim (Ruhr), und es schließen sich daran Flurnamen wie Hack(e)land in Hinsbeck (Kupferdreh), Dilldorf (Kupferdreh) und Hamm bei Werden, Gehackt Land in Bredeney, Hackbusch in Kettwig und Aufm Gehackten in Dilldorf. Sie erinnern an die unter II. Waldnamen (7. Jhg. S. 28 f.) besprochenen Namen mit stock, zu denen ich hier nachträglich noch einige andere hinzufügen möchte: Stocksiepen in Bredeney, Stockkamp (Hofname) in Dellwig (Borbeck), Stockmannshof in Rodberg (Kupferdreh), Stöckmannshof in Hinsbeck (Kupferdreh), Gut to den Stocken oder ten Stocken in Borbeck (15. Jhh.) und der Flurname auf den Stöcken in Byfang bei Kupferdreh. Auch die Namen mit hack beziehen sich ohne Zweifel auf Rodungen, aber ob hier, wie sonst wohl auf solche, die regelmäßig in gewissen Zeiträumen wiederholt werden und bei denen man die Wurzelstöcke immer wieder ausschlagen und zu neuem Jungholz emporsprießen läßt, wie bei der sogen. Haubergswirtschaft im Siegerlande (vgl. diese Ztschr. III 1906 S. 101 ff.),

ist wohl sehr zweifelhaft. Von dem Hackenberg in Schnir ist bekannt, daß dort die Waldungen in den Jahren 1815—30 ausgerodet worden sind.

Unter Kaltenberg oder Kallenberg (Altenessen) hat man eine kalte, windige Höhe zu verstehen. Nicht anders steht es mit dem Kallberg in Eiberg bei Steele und dem Kaltenhof, Kaldenhof oder Kollenhof, dem höchstgelegenen Hof in Schönebeck (Borbeck). Man nannte diesen Hof den Stichtschen (d. h. Stiftischen) Kaldenhof, zum Unterschied von einem andern, dem Mölmschen (Mülheimischen) Kaldenhof. Endlich gibt es noch einen dritten Kaldenhof, den sogen. Kaldenhof an de Böme, womit aber ein bekanntes Wirtshaus gemeint ist. Auch diese beiden sind hoch gelegen und somit kalten Winden ausgesetzt. Andere mit „kalt" zusammengesetzte Flurnamen sind ebenso zu verstehen wie Kaltenkirche, plattdeutsch opper kollen Kerke, ein Name, den ein größeres Gebiet in Stoppenberg und Schonnebeck führt, sowie verschiedene Kaltensiepen, die wir noch kennen lernen werden. Vgl. auch entsprechende Ortsnamen wie Kaltehardt, Dorf bei Langendreer, Kaldenkirchen Kreis Kempen u. a.

Am Wittenberg in Heide bei Rellinghausen, früher Hofname, jetzt Wirtshaus, bezeichnet einen Sandberg (= am weißen Berge), der sich freilich, wenn es dort rund herum auch bergig ist, heute nicht mehr nachweisen läßt. Einen Wittberg gibt es auch in Hamm bei Werden. Ob der oben erwähnte Bromberg in Heide bei Rellinghausen, an dessen Stelle später der Name Isenberg trat, der Bromberg in Huttrop, der Bremberg in Kray und der Bremberg in Leithe vom Ginster oder, wie man mir von dem in Huttrop sagte, von den Brombeersträuchern ihren Namen empfangen haben, wage ich nicht zu entscheiden. Der Name für den Ginster ist hier Bram; in älterer Sprache bedeutete das Wort aber auch den Brombeerstrauch wie den Dornstrauch überhaupt. Sonst sind mir hier als volkstümliche Bezeichnungen für die Brombeere namentlich Brommate und Bremmelte (daneben auch Brimbeere und Brombitze) bekannt. Der höchste Teil des sogen. Brünglinghausviertels, das zu den

neuen, mit vielem Kunstgeschmack angelegten Vorstadtvierteln Essens gehört, hieß einst der Slangenberg. Am Tage nach Fronleichnam nahm früher alljährlich eine Prozession der Essener Bürger ihren Weg von Stoppenberg über den Wisthof (Schulte Wisthof) in Frillendorf und den Slangenberg nach dem Kettwiger Tor. Wo sich also heute stattliche Bauten erheben, wie die neue Baugewerkschule, muß einst eine arge Wildnis gewesen sein; in der auch Schlangen ihr Wesen trieben; doch mögen diese vornehmlich in den den Berg umgebenden Schluchten gehaust haben, die mit ihrem Baumbestand und ihrem Brombeergestrüpp sich noch bis in die letzte Zeit hinein erhielten. Auf dem Slangenberg gab es auch einen Slangenbom, dessen Beziehung zu den Schlangen aber unklar bleibt.

Manche dieser Berge haben ihren Namen von der nächsten Ortschaft erhalten, wie der Bredeneyer Berg, der die höchste Erhebung unserer Gegend nach der Ruhr zu sowie überhaupt bildet, und der durch seine herrliche Rundsicht ausgezeichnete Baldeneyer Berg (über 167 m, der höchste Punkt der Altstadt Essen, der Platz an der Reichsbank 89 m, der Spiegel der Ruhr etwa 50 m, der kahle Astenberg, der höchste Punkt Westfalens, 830 m) und der Steelerberg, der früher zugleich dieselbe Gemeinde bezeichnete, die heute Königssteele heißt. Auch von einem benachbarten Hof kann ein solcher Name herrühren, wie von dem Schimmelshof in Frillendorf der Schimmelsberg. Weil es dort sehr mühsam hinaufging, nannte ihn das Volk ironisch Schimmels lange Aes (aers, aes = After, Gesäß). Natürlich konnten auch umgekehrt Bergnamen zu Hofnamen werden, wie die schon oben genannten Deimelsberg, Schmachtenberg, Palderberg und Wittenberg. Auch manche unserer Essener Familiennamen, wie Hilgenberg, Schürenberg, Kallenberg u. a. rühren offenbar von solchen Bergnamen her.

Nicht selten hat „berg“ im Laufe der Zeit mit ähnlich klingenden Wortstämmen gewechselt, besonders häufig mit „burg“, das nach Kluge (Etym. Wtb.) auch stammverwandt mit ihm ist (also nicht zu „bergen“ gehört, wie man sonst annahm). Viele Berge werden mit „burg“ bezeichnet, ohne

daß dabei ein Anbau in Frage käme. Beyenburg a. d. Wupper hieß um 1200 Bienberg, Siegburg a. d. Sieg 1290 Syberg usw. (vgl. Leithaeuser, Berg. ON. S. 12 f.). Umgekehrt hieß bei uns der Hofname Plantenberg in Huttrop 1357 ther Plantenburg, und die Losenburg unweit Velbert ist auch nichts weiter als ein hoher Berg, der höchste Punkt des umliegenden Landes. Auch mit anderen Wortstämmen kommt zuweilen ein Wechsel vor, z. B. mit bur (ahd. bûr = Wohnung, Gehöft, vgl. Vogelbauer, „der Bauer" ist erst eine Ableitung davon, ahd. gibûro = Mitbewohner; dazu das ursprünglich gleichbedeutende Kompositum ahd. nâhgibûro, unser „Nachbar"). Bensberg Kr. Mülheim a. Rhein hieß 1165 Benesbure, was nach Crecelius „Wohnung im Forstbann" bedeutet. Vielleicht ist ebenso der Flurname im Bensberg bei Kettwig zu erklären; denn diesen Namen führt eine Mühle, und, soviel ich gehört habe, handelt es sich auch hier um keinen Berg.

Mit Übergehung anderer Namen auf -berg, namentlich solcher, über deren Ursprung ich nicht genügend unterrichtet bin, erwähne ich hier nur noch, daß die Steeler Flurbücher von den heute völlig verschwundenen Wiesengärten unten im Tal die noch heute wohl bekannten Berggärten unterscheiden (eine auch sonst an der Ruhr öfters gebrauchte Bezeichnung), zu denen auch die allen Besuchern von Steele wohlbekannte Michelshöhe und die schönen Anlagen des Steeler Stadtgartens gehören.

Für Bodenerhebungen irgend welcher Art gibt es nun aber, und so auch auf unserm Gebiet, noch eine ganze Reihe anderer Wortstämme. So zuerst nocken, bei uns recht häufig vorkommend. Den Flurnamen der Nocke findet sich in älterer Zeit in Essen selbst; vgl. am Nocken in Hamm bei Werden und in Dahlhausen a. d. Ruhr; einen Nockenberg gibt es in Hinsel (Überruhr), wo 1664 auch ein Tönnis auf dem Nocken erwähnt wird, bei Hattingen u. a. In Rüttenscheid begegnen wir mehrmals dem Flurnamen Steinnocken (einer am sogen. Treppcheswege, der heutigen Isenbergstraße); vgl. in Bredeney: aufm Steinnocken, auch schon in der Werdener Mutterrolle von 1810, die außerdem noch folgende beiden aufführt: den Stotznocken, den

nw. Abhang des Pastoratsberges bei Werden, und: aufm Richtersnocken in Holsterhausen bei Werden. Endlich gehört noch hierher das Nockenskämpchęn in Rotthausen und aufm Heidnocken in Eiberg bei Steele. Nocken ist natürlich dasselbe Wort wie Nacken, gleichfalls in Flurnamen, auch unserer weiteren Umgebung, vertreten wie im Vosnacken bei Langenberg. Andere seltenere Nebenformen sind neck, nick (vgl. Genick), wovon mir in den Flurnamen unserer Gegend aber auch ein Beispiel bekannt ist: aufm Nick in Hamm bei Werden. Auf ein ursprünglich in dem Stamm anzusetzendes, später unterdrücktes anlautendes k aber weisen Formen hin wie mhd. knock (Nacken), altbreton. cnock (Hügel, Erhebung), nrh. und wf. knick (Genick und Abhang) u. a. (vgl. Leithaeuser, Berg. ON. S. 69 ff.).

(Fortsetzung folgt.)

Das Maieierholen und das Versteigern der Mädchen.

Von **K. Mütter**, Lehrer in Bouderath, Kreis Schleiden (Eifel).

Alljährlich am 30. April ziehen die Jünglinge des Dorfes, nicht unter 16 Jahren, in einer Gruppe, op ē rę̄ (vielleicht auf einen Reigen = auf eine Gesellschaft, einen Verein) durch alle bewohnten Häuser des Dorfes, um die Maieier einzusammeln. In der Regel werden nicht unter drei Stück gegeben, als Ersatz für die Eier auch manchmal Geld, dann aber nicht unter 0,50 Mark.

Um sich den Leuten nun anzukündigen, um möglichst viele Eier zu bekommen, und um für die erhaltene Gabe zu danken, singt die Schar eine Reihe von Versen mit oft wiederkehrendem Refrain, teils hochdeutsch, teils im Dialekt, wie folgt[1]):

1. Hier kommen wir gegangen,
   Refrain: rosen, und das sind blümelein;
   die eier zu empfangen;
   rosen . . . .
   vivat jungen, die lustig sein!

[1]) Vgl. unsere Zeitschrift, 8 (1911), Seite 75 f.

2. Jett ons hoondeeie, — rosen . . .
stäche me üch och de meie (Reiser). rosen . . .

3. Jett ons de (deren) wol viere, — rosen . . .
nächs jor komme me wiere (kommen wir wieder)
— rosen . . .

4. Jett ons de wol achte, — rosen . . .
de hüner haben wol jelachte (gelegt). ros. . . .

5. Jett ons de zwölǝfe, — ros. . . .
de füllen ons de körǝbe. — rosen . . .

6. Jett ons de wol drüzen, — rosen . . .
da kritt et mädche e bützche; rosen . . .
sauber ist das mägdelein.

7. Jett ons dere (ihrer) zwanzig, — ros. . . .
kerǝmes dome och (tun wir auch) danze. — rosen . .
saub. . . .

Dauert es etwas lange, ehe die Sänger in einem Hause die Eier bekommen, so wird hier hinzugesetzt:

8. Wellt er üch noch net iele (eilen), — rosen . . .
dome de düə obflele (auffeilen). — rosen . . .

9. Wellt er üch noch net zaue (eilen), — rosen . . .
dome de dür obhaue. — rosen . . .

Nach Empfang der Eier:

10. Dank, hab dank auch, gute nacht, — rosen . . .
dat mädche (evtl. de frau) hat ons de eier gebracht.
— rosen . . . sauber . . .

Manchmal werden hierbei die Wörter etwas mißhandelt, um den richtigen Reim zu erhalten, so z. B.:

3. Strophe, 2. Reihe: wierə = vieder; richtig wird hier gesprochen; wedə;
4. Strophe, 2. Reihe: jelachtə = gelegt; hier wird richtig gesprochen: jelät.

Die Eier werden im Wirtshause entweder gekocht oder gebraten und dann gemeinschaftlich gegessen. Für das beim Sammeln erhaltene Geld werden halǝf schǫberə = halbe Schoppen Branntwein getrunken, wobei alle dasselbe Glas benutzen, bis es leer ist. — Vor die Häuser, in denen man nichts erhalten hat, wird də käf (Spreu) oder das Häcksel, das als Unterlage für die gesammelten Eier im Korbe diente,

hingestreut. mitunter auch die leeren Eierschalen, um dieses Haus als ein geiziges (ə kīpijət) kenntlich zu machen.

Nachdem man sich durch den Genuß der Eier gestärkt hat, geht man zu dem Versteigern der Mädchen über. Zunächst wird der Schultheiß (scholtəs = Vorsitzender) gewählt, und zwar kann dieses auf zweifache Weise geschehen: entweder wird der Schultheiß von der ganzen Gesellschaft durch Akklamation gewählt; dann muß er sich, wie die anderen, ein Mädchen kaufen. — Das Schultheißenamt kann auch ausgestellt werden: dann erhält es der Höchstbietende (nicht unter 1 Mark). Dann hat der Schultheiß das Recht, sich ein Mädchen frei zu wählen; dieses Mädchen ist dann die Schultheißin (də schöltəns). — Nach dem Schultheißen wird der „Bote" (də bǫt) gewählt. Nach erfolgter Mädchenwahl des Schultheißen darf der Bote, der ähnlich wie der Schultheiß gewählt wird, sich auch ein Mädchen wählen.

In früherer Zeit namentlich und auch heute noch hat der Bote die Aufgabe, aufzupassen, daß kein Jüngling, der ein „Maimädchen" hat, zu einem anderen Mädchen des Sonntags oder in der Woche abends ins Haus geht und bei ihm sitzt. Trifft er einen solchen Fall an, so muß er das dem Schultheißen anzeigen, und dann wird der auf frischer Tat Ertappte zu einem Liter bis zu einem Schoppen Branntwein oder zu einer entsprechenden Geldstrafe verurteilt. Auch muß der Bote aufpassen, daß kein Jüngling bei einem anderen Mädchen länger als 10 Minuten stehen bleibt. Dieser Zustand blieb früher solange bestehen, bis der erste Wagen Heu eingefahren wurde. Heute hört er mit Ende Mai auf. — Der Bote darf sich nun bei seinen Nachforschungen auch nicht setzen; wird er bei einem anderen als seinem Mädchen sitzend angetroffen, so ereilt ihn dieselbe Strafe. — Bei der Versteigerung ist er auch der Protokollführer.

Ein Beliebiger, der sich genug Zungenfertigkeit zutraut, kann die Mädchen der Reihenfolge der Häuser nach ausstellen. Mädchen von über 40 Jahren werden nicht mehr ausgestellt (!).

Bei der Versteigerung geht es nun ziemlich genau so zu wie bei einem öffentlichen Verkaufe: der Verkäufer (də üsklǫ̈pə = der Ausklopfer) stellt seine „Ware" aus und erteilt

nach dreimaligem Ausrufe dem Meistbietenden den Zuschlag. Jeder muß ein Mädchen bekommen; er darf sich aber auch mehrere kaufen. Wer kein Mädchen bekommt, muß Strafe bezahlen, je nach Vereinbarung 1 Mark, höher oder tiefer. — Die übrig bleibenden Mädchen werden zusammen ausgestellt als jəböt (Rest) und werden meist für einige Groschen einem Mitleidigen zugeschlagen.

Geschieht es nun, daß irgend einer nicht das heimlich gewünschte Mädchen erhalten hat, oder daß er sein Mädchen zu teuer bezahlt hat (manchmal bei gesuchten Mädchen 5 Mark), so darf er den Verkauf „umwerfen". Dafür ist nun wieder nach Übereinkunft eine bestimmte Summe zu entrichten, 1—2 Mark. Diese erhöht sich, wenn das Umwerfen mehrmals geschieht. Nach dem Umwerfen wird wieder mit dem Versteigern ganz von vorne angefangen.

Das durch die Versteigerung und durch das Umwerfen gelöste Geld muß nach der Anordnung des Schultheißen an einem bestimmten Tage an diesen gegen Quittung gezahlt werden, meistens 8 Tage später. Für dieses Geld wird entweder ein billiger „Maiball" veranstaltet, oder aber es wird meistens dafür das „Maibier" gekauft (faßweise, oft 50—100 l), das dann an den Sonntagen im Mai unter Assistenz und Mitwirkung der erkorenen Maischönen in einem schattigen Walde in der Nähe des Dorfes getrunken wird, wobei auch die einheimischen Lieder nicht zu kurz kommen.

Jeder „Käufer" hat das Recht, sein „Maimädchen" zum Tanze (zunächst im Monat Mai zum „Maiballe", früher auch zur Kirmes) zu führen. Letzteres führte manchmal infolge der vorhandenen Verschiedenheit des formellen und wirklichen Besitzes eines Mädchens zu Zwistigkeiten und nicht selten zu offenen Streitigkeiten.

Nach dem Versteigern begeben sich alle Teilnehmer nach 12 Uhr, also in der Frühe des ersten Mai, zusammen in den Wald und holen də mɐ́rízə (Maireiser), meistens von Buchen, weil nur diese dann schon genügend belaubte Zweige aufweisen. Jetzt erhält jedes Haus, in dem ein oder mehrere „Maimädchen" wohnen, einen oder mehrere Buchenzweige recht hoch und allen sichtbar angenagelt. Nach der Be-

schaffenheit des Reises (ob groß oder klein, ob frisch oder bereits angetrocknet usw.) schließt man auf die Wertschätzung, die das Mädchen durch seinen „mę̈jong“ (Maijungen) oder auch „Maimann“ erfährt. -- Die Reiser bleiben mehrere Tage hängen, bis sie ihre Schönheit verlieren. — Natürlich sorgt das mit einem unliebsamen Zweige „beschenkte“ Mädchen schleunigst für dessen Beseitigung.

Flachsbereitung und Ripenlieder (aus Geseke i. W.).

Von **Dr. Paul Henke,** Geseke.

Ripenlieder sind Lieder, die bei der Flachszubereitung gesungen wurden. Der Grund des Singens ist unschwer zu erkennen. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß die Arbeit um so besser vonstatten geht, wenn ein Liedchen dabei angestimmt wird oder muntere Reden sie begleiten.

„Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.“

Die Soldaten singen auf dem Marsche Lieder und vergessen so die Strapazen und Anstrengungen des Tages. Der Scherenschleifer pfeift bei der Arbeit ein Liedchen, um die Eintönigkeit des surrenden Rades weniger zu empfinden. Vom Kamele in der Wüste heißt es, daß es seine Schritte beschleunige, wenn sein Reiter ein Liedchen singt oder pfeift. Und so könnte man die ganze Natur durchgehen und überall die Wahrheit bestätigt finden, daß ein lustiges Lied, ein anregendes Wort leichter über schwere Arbeit hinweghilft. Drum hört man auch überall Lieder singen, in jedem Stande, bei jedem Gewerbe, nach getaner Arbeit, wie auch bei der noch auszuführenden. So wurden bei der Flachszubereitung die Ripenlieder gesungen. Ehe wir jedoch diese Ripenlieder bekannt geben, müssen wir uns zuvor mit der Gewinnung und Zubereitung des Flachses, sowie mit den Gegenständen, die bei der Zubereitung nötig waren, vertraut machen.

Drei Tage vor dem Feste des hl. Antonius (13. Juni) und drei Tage nachher wurde der Leinsamen gesät. In

dieser Zeit zog die ganze Gemeinde, jung und alt, Mann und Frau mit Kind und Kegel aus, um einen Teil des Ackers mit Leinsamen zu besäen. Jeder hatte sein Stück Flachs, sogar die Magd bekam ein „Spind Leinland", d. h. es wurde für sie $^1/_4$ Scheffel Leinsamen mitgesät. Dieses mußte ihr der Bauer oder die Herrschaft versprechen, sobald die Magd gedungen wurde. Es war der „Weinkauf", eine nach althergebrachter deutscher Sitte in manchen Gegenden beim Abschluß wichtiger Verträge oder dergl. ausgesetzte Summe Geldes zur Bekräftigung des abgeschlossenen Rechtsgeschäftes. Heute noch kennt man, besonders auf dem Lande, den Weinkauf,[1]) wenn auch in veränderter Form, meistens ist er in ein Angeld umgewandelt.

War der Samen aufgegangen, hatte er gekeimt, dann begann die zweite Tätigkeit: das Jäten oder „jihen", wie es in der Geseker Mundart lautet. Es war eine mühsame Arbeit, das ganze Flachsfeld von jeglichem Unkraute zu reinigen. Man legte sich auf die Knie und suchte das ganze Land ab, bis es gesäubert war. Wohl mehrere Tage brachte man damit zu. Da es gleich in der ersten Zeit zu geschehen pflegte, so schadete dieses Liegen auf dem Felde den jungen Pflänzchen

[1]) Das Wort „Weinkauf" kommt, was die erste Silbe anbelangt, aus dem althochdeutschen wini der Freund, verwandt damit ist das angelsächsische wine, wyn, das dieselbe Bedeutung hat. Weinkauf heißt demnach nichts anderes als Kauf oder Erwerbung des Freundes oder der Freundschaft. Zur Vergleichung führen wir an: Wingolf = Ort der Wonne, der Freude oder bei Klopstock: Tempel der Freundschaft; ferner: Winfrid = Freund des Friedens, Oswin = Freund der Asen (Götter), Erwin = Ehrenfreund u. a. Auch das friesische winna gehört hierher, z. B. die oft erwähnten winna song = Gesang der Freunde. Schon in der Zeit Karls des Großen hören wir von winileodes, und einige Jahrhunderte später finden wir mehrere solcher winileodes in den „carmina Burana" aufgezeichnet. Der Ausdruck winileodes bedeutet Freundschafts- oder Freundeslieder, oder wie Vogt und Koch in ihrer Geschichte der deutschen Literatur Bd. I, S. 86 wollen: Liebeslieder. Weigand, Deutsches Wörterbuch Bd. II. S. 1231 leitet das Wort Weinkauf vom mittelhochdeutschen wîn ab und erklärt es als ‚Abgabe in Wein von einem Kaufe". Mit dieser Erklärung dürfte er nach unserer Etymologie und nach der noch jetzt auf dem Lande gebräuchlichen Anwendung des Wortes nicht das Richtige getroffen haben.

nicht, sie richteten sich von selbst wieder auf. War der Flachs reif zur Ernte, dann wurde er „gezogen", aber nicht eher, als bis er eine bestimmte Höhe erreicht hatte. Man maß mit den Händen, der Flachshalm mußte so groß sein, wie 13 Fäuste übereinandergelegt hoch sind, und ein „Käikiut"[2]) mußte übrig bleiben. Die gezogenen Flachshalme wurden dann in dicke Bunde gesammelt (die sogenannten „Knütlinge") und „nach Heime" (nach Hause) geholt. Hier wurden die „Knütlinge" losgemacht und warteten auf die „Ripe". Diese war ein langes Brett, das auf vier Füßen ruhte und an beiden Enden spitze Stacheln hatte. Es war also eine kammartige, mit spitzen Eisenzähnen versehene Vorrichtung, durch die jedesmal eine Handvoll Flachs hindurchgezogen wurde, um die Samenkapseln abzustreifen und auch wohl, um dem trockenen Flachshalme infolge des schnellen Hindurchreißens das Starre und Steife zu nehmen. Das Ripen nahm längere Zeit in Anspruch und war äußerst eintönig und einseitig, deshalb suchte man das Langweilige der Arbeit dadurch zu heben, daß man Lieder sang, das waren die Ripenlieder. Der eine sang den Text, sein Gegenüber den Refrain; oder wenn ein besonders kundiger oder witziger Sänger sich fand, so dichtete er oft aus dem Stegreif allerlei Verse, die wegen ihres lokalen Inhaltes die Schuljugend und auch Erwachsene anzogen und sie ergötzten, diese sangen dann, von den scherzhaften, oft bissigen Worten hingerissen, den Refrain. Diese Ripenlieder wurden in der plattdeutschen Sprache gesungen und behandelten in ergötzlicher Weise alles, was im Dorfe sich jüngst zugetragen hatte. Meistens behandelten sie eine Person, die etwas verbrochen oder unglücklich geliebt oder der das Schicksal sonst einen Streich gespielt hatte.

Was bedeutet nun das Wort „ripen"? Der Zusammenhang des Wortes mit der indogermanischen Wurzel rup = brechen oder auch mit der germanischen Wurzel hrap ist nicht zu leugnen. Im Althochdeutschen haben wir ein Wort

[2]) Kuckaus. Ein Halm wurde gezogen und unten an der Wurzel mit der linken Faust umklammert, dann die rechte Faust daraufgesetzt, dann wieder die linke, und so 13 mal fort, und es mußte der Kopf des Halmes aus der 13. Faust noch herausschauen.

hrëpan, raspôn und raffôn = rupfen, raufen, eilig zusammenraffen; das altnordische hrapa = stürzen ist verwandter Abstammung, ebenso das angelsächsische réofan = brechen, zerreißen. In der mittelhochdeutschen Sprache finden wir das Wort ebenfalls wieder in der Form raspen, rëspen, ripen und rëpen. Das Niederdeutsche, Niederländische und Englische, die auf derselben Lautstufe stehen blieben, indem sie von der zweiten Lautverschiebung unberührt blieben, kennen: rapen und repen (kämmen), repel und repelen (Flachs brechen), ripple (Flachsriffel) und rap, reap (raffen, reißen). Im Neuhochdeutschen müßten rapen, repen oder ripen, da ja gemäß der zweiten Lautverschiebung jedes p im Innlaute nach Vokalen zu ff würde, raffen, reffen oder riffen[3]) (riffeln) heißen, und tatsächlich haben wir in unserer jetzigen Sprache diese Wörter.

Was nun die Lieder selbst betrifft, so hat es sehr schwer gehalten, sie zu sammeln; was ich retten konnte, sind nur Bruchstücke, mitgeteilt von älteren Leuten, die bereits verstorben sind. Ich habe die hier und da vernommenen Verse selbst zusammengestellt und glaube, teilweise das Rechte getroffen zu haben. Die Melodie verdanke ich dem Pfarrdechanten Heinr. Schonlau, der im Jahre 1909 als 87jähriger Greis starb und in seiner Jugend die Ripenlieder oft mitgesungen hat.

Loht us mol riäwerrummeln, hei juch hei!
Wey wit N. N. dürtrummeln[4]); hei juch hei!
Einmol wol hey Egger halen[5]), hei juch hei!
Dat mochte ower[6]) dür betalen; hei juch hei!
Hey is, ach! van der Ledderen[7]) fallen hei juch hei!
Mit den vielen Eggern allen, hei juch hei!
Hiät sik den linken Feot[8]) terbruoken, hei juch hei!
Un nau[9]) 'n annern Knuokken[10]). hei juch hei!

---

[3]) Dieses Wort finden wir auch in „Felsenriff" wieder, das ursprünglich soviel wie „abgerissene", dann zerklüftete Felsmasse bedeutet.

[4]) Wir wollen besprechen. — [5]) holen, hier gleich stehlen. — [6]) aber. — [7]) Leiter. — [8]) Fuß. — [9]) noch. — [10]) Knochen.

N. N. stand up Friggersfeuten[11]), hei juch hei!
Gänk owends oft no seyner Seuten, hei juch hei!
Un kürde[12]) mit ihr viel und lange — hei juch hei!
Do kam de Bur mit 'ner dicken Stange hei juch hei!
Un hoggede[13]) 'n dür gans appelweik, hei juch hei!
Betreuwt[14]) hey sik van dannen sleik, hei juch hei!
Un in der Stadt, do seggt hey allen, hei juch hei!
Hey wöre[15]) van den Wagen fallen hei juch hei!

Mariechen, Riechen Linnenbrink, hei juch hei!
Dat is en gans verlaiwet[16]) Dink, hei juch hei!
Et snürt sik dünn un mäkt en Stoot, hei juch hei!
Drüm is auk gleyk en Bruime[17]) parot hei juch hei!
Jät[18]) hiät wual[19]) sässe an der Hand, hei juch hei!
Van allen ower hält keiner Stand hei juch hei!
Mariechen, Riechen, diu wäst alt, hei juch hei!
Un alle Friggers[20]) sit dann kalt. hei juch hei!

In dieser Form sind natürlich nicht alle Lieder gesungen, die Verse folgten vielfach ungebunden in endloser Reihe. Man sang eben, was man von der Person wußte, und wie es gerade einfiel. Groß im Versemachen und bekannt wegen ihres lauten Singens war eine Person, die vor einigen Jahrzehnten starb, aber noch heute hin und wieder genannt wird: Greunebiärgers Greite. Später schlichen sich auch Worte ein, die nicht für alle Ohren berechnet waren. Es wurde deshalb den Kindern von der Schule aus verboten, mitzusingen. Da aber die Hilfe der Kinder unentbehrlich war, so durften sie bei dieser Arbeit nur mehr Volkslieder singen. So kamen die Ripenlieder bald außer Gebrauch und allmählich ganz in Vergessenheit.

Verfolgen wir nunmehr weiter die Zubereitung des Flachses. Sobald dieser aus der Ripe kam, wurde er wieder in Bündchen gebunden (die sogenannten „Waterbauten") und ungefähr 14 Tage lang ins Wasser gelegt, damit der Flachs schön weich wurde. Besonders gutes Wasser zum Weichen befand sich im Stockheimer und Esbecker Bruch, auch wohl im „Öggendeyk"[21]).

[11]) Freiersfüßen. — [12]) sprach. — [13]) schlug. — [14]) betrübt. — [15]) wäre. — [16]) verliebt. — [17]) Bräutigam. — [18]) es. — [19]) wohl. — [20]) Freier. — [21]) Der Öggendeyk lag hinter dem Fronhofe, unmittelbar vor der Bahnstrecke Geseke—Paderborn. Mein Großvater hat diesen Teich zuwerfen und zu einer Wiese herrichten lassen. Öggendeyk = Ziegenteich.

Es durfte kein fließendes Wasser sein, sondern stehendes mit viel Morast (Mudder) oder „Slenke“. In solchem Gewässer wurde der Flachs halbfaul, aber weich. Des öfteren ging man hin und sah nach, hatte sich der Flachs über- oder untereinandergeschoben, sich also eine „Tokkelse“ gebildet, so wurde dieses beseitigt. Andere Teile wurden mit dem Spaten tief eingetaucht („indeyket“), auch wohl mit Steinen beschwert, damit das Wasser besser darauf wirken konnte. Unebenheiten an der Oberfläche („Frasen“) wurden ebenfalls ausgeglichen („leyke maket“). Zugleich sah man auch nach, ob sich die „Schiewe“ (Bast) schon gelöst hatte; war das der Fall, dann wurde der Flachs aus dem Wasser gezogen, man nannte das den „Flass iutwasken“. Sodann wurde der Flachs auf ein Stoppelfeld zum Bleichen ausgebreitet und öfters gewendet: ein Stoppelfeld wählte man, weil hier der Nachttau besser wirken kann. Darauf wurde der Flachs nach Haus geholt, um „gebukt“[22]) (gedroschen) zu werden. Zu diesem Zwecke wurde der Flachs in zwei Reihen „leyke sprett“, d. h. eben ausgebreitet und mit dem „Bukeknüppel“ oder der „Trente“ bearbeitet (gebukt). Nunmehr wurde der Flachs wieder zusammengenommen und in die Sonne gelegt, entweder an dem Hause entlang, oder besonders gern auf Hecken. Auch jetzt wurde der Flachs oftmals gewendet, zugleich mußte man darauf achten, daß er nicht gestohlen wurde, dies geschah oft, sogar die Kinder, wenn sie eben ein Röckchen an hatten, holten sich von dem in der Sonne ausgebreiteten Flachse, um Peitschen und dergl. daraus zu machen. Hatte der Flachs lange genug in der Sonne gelegen, dann begann das „Flass reysten“, d. h. den Flachs brechen. Man nahm eine Handvoll Flachs, faßte dieses Bündel in der Mitte mit beiden Händen und drehte den Inhalt kräftig herum, dadurch wurde der Flachs gebrochen. Das „Flass reysten“ geschah meist draußen, und zwar dann, wenn die Leute Zeit hatten, kurz vor Allerheiligen, war dann schönes, sonniges Wetter,

---

[22]) Der Ausdruck „durch die Bukemühle gehen“ rührt hierher. Man stellt sich in zwei Reihen auf, und einer läuft hindurch. Je schneller er ist, desto weniger Rückenschläge bekommt er.

so sagte man, es ist „reyste Wier“[23]). Nachdem der Flachs gebrochen, legte man ihn in den „Wann“. Jetzt folgte das „Braken“. Die Brake war ein hölzernes Gestell, das zum Reinigen des Flachses diente. Am hinteren Ende der Brake war ein Schwengel befestigt, der ebenfalls aus Holz war und vorn einen Griff hatte. Auf die Brake legte man nun den Flachs und zog ihn mit der linken Hand nach sich, zu gleicher Zeit fuhr man mit dem Schwengel darüber, dessen Griff die rechte Hand hielt. So oft der hölzerne Schwengel auf die Brake fiel, verursachte er ein großes Geräusch, und besonders in der mondhellen Nacht (das Licht mußte gespart werden) konnte man das Klapp, Klapp, Klapp weithin vernehmen. Durch das Braken fiel der grobe Bast, der Flachs wurde halbrein. Ganz rein wurde er erst durch die „Schawe“, ein der Brake ähnliches Instrument, nur mit Eisen im Innern ausgeschlagen; so war eine härtere Unterlage geschaffen, und dadurch eine gründlichere Bearbeitung des Flachses möglich. Sollte der Bast oder die Schiewe, wie er im Volksmunde hieß, noch nicht beseitigt sein, dann wurde, besonders bei recht zähem Flachs, das Schwingebrett hervorgeholt. Mit diesem Brett fuhr man im Schwunge an dem trockenen Flachse vorbei, so daß jede Umhüllung des Halmes fallen mußte. Hierauf wurde die „Hechel“ gebraucht. Diese ist der Ripe sehr ähnlich und hat ebenfalls an beiden Enden spitze Stacheln, aber bedeutend mehr, feiner und enger zusammen, gleichsam ein ganzes Nest von Stacheln. Durch diese wurde der Flachs nochmals hindurchgezogen oder „durchgehechelt“[24]), um den feinen Flachs von dem groben zu sondern. Man bekam auf diese Weise den Flachs allein und die Hede allein. Der durchgehechelte Flachs hieß „Deyste“. Zu einer Deyste gehörten acht bis zehn „Reysten“[25]), sechzig Reysten waren eine Baute (meistens waren es Doppelreysten, also 120 Reysten), die Bauten wurden zu einem „Bind“ vereinigt. Diese Binde

---

[23]) Wetter zum Flachsbrechen.

[24]) Den Ausdruck „durchhecheln“ kennen wir noch heute, allerdings in übertragenem Sinne, er bedeutet, von jemandem übel sprechen.

[25]) Eine „Reyste“ bedeutet hier soviel wie eine Lage, eine Schicht; gebräuchlich ist noch eine „Reyste Braut“, soviel wie eine Schnitte Brot.

wurden in „Klanken“ zugerichtet und dann gesponnen. Man befestigte zu diesem Zwecke die Klanken an dem „Wökkelse“ [26]) (Stock auf dem Spinnrade), gar oft mit seidenen Bändern, wie man es noch jetzt bei den Spinnrädern sehen kann, die heute das last not least der „guten Stube“ sind. Das Gespinst kam zuletzt auf die Haspel, zwei drehbare, kreuzförmig zusammengefügte Hölzer. Es wurde das Gesponnene so lange gehaspelt, bis man eine „Docke“ zusammen hatte. Das Haspeln war indes nicht die letzte Arbeitsleistung bei der Flachszubereitung. Der gesponnene Flachs wurde noch in Holzasche (bevorzugt wurde die Asche von Buchenholz) längere Zeit gekocht, dann in fließendem Wasser (in der Bache) gewaschen und endlich zum Trocknen aufgehängt. Während des Trocknens stieß oder schüttelte man öfter den Flachs, damit er auseinander ging und schneller trocknete. Damit nahm die Flachszubereitung ihr Ende. Eine langwierige Arbeit, die viel Zeit und Anstrengung erforderte!

Wenn der Dichter Simrock von der Mutter Karls des Großen, Bertrada, singt: „Die Zeit ist hin, da Berta spann,“ so passen diese Worte wohl kaum besser als auf unsere Zeit. Wer spinnt heute noch? Wer kennt heute überhaupt noch den oben beschriebenen Hergang der Flachszubereitung? Die fortschreitende Kultur und die moderne Technik haben das Spinnrad überflüssig gemacht, nur als Zierstück kennen es viele, ohne von seiner einstigen Bedeutung zu wissen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren in der Erinnerung wach zu halten, dann erfüllen sie ihren Zweck, und das ist der Wunsch des Verfassers.

---

[26]) Wökkelse kommt wohl aus dem niederdeutschen wocken = spinnen; ob das hochdeutsche Rocken daraus entstanden ist, läßt sich nicht beweisen. Nach Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, S. 375, läßt sich für Rocken nicht ein Zusammenhang mit dem gleichbedeutenden niederdeutschen wocken glaublich machen.

Volkslieder aus dem Bergischen.

Von **O. Schell.**

(Fortsetzung.)

21a. Es waren mal drei Gesellen.*)

(Mündlich aus Olpe.)

1. Es waren mal drei Gesellen,
Die hielten unter sich einen Rat,
Wer unter ihnen dreien
Das schönste Mädchen hat.

2. Es war aber einer drunter,
Der nicht verschweigen kunnte
Sein Mädchen zu verführen,
In Schande lassen stehn.

3. Das Mädchen stand an den Wänden;
Es hört' sich der Wörtchen ein Ende.
Gott gab ihm in den Sinn,
Daß es zu Bette ging;
Und ließ in dieser Nacht auch niemand herein.

4. Die Nacht wohl um die Mitten,
Kam sich ein Herr geritten;
Er klopfte sich so leise an
Mit seinem Siegelring.
Ei! schläfst du oder wachst du,
Mein auserwähltes Kind.

5. Ich schlafe nicht, ich wache,
Ich tu' dir nicht aufmachen;
Du hast mir gestern Abend
So vieles Leid getan:
Dein Mädchen zu verführen
In Schanden lassen stehn.

6. Gestr'n Abend war ich trunken
Und alle Sternlein dunkel;
Und alles, was ich redte,
Das tat der kühle Wein;
Das mußt du, mein Herzliebchen,
Schon lang vergessen sein.

*) Die drei ersten Strophen sind unvollständig. Man vergl. Simrock, Volkslieder, S. 105; Erlach, Volkslieder, IV, 43. Lahrer Kommersbuch (21. Aufl.) S. 450. Zurmühlen, Liederbuch, Nr. 44. Wunderhorn (Reclam, S. 25). Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde IX, 41 f.

7. Geh' du nur immer hin,
Wo du gewesen bist,
Und binde deinen Gaul
An einen dürren Ast.
Dann kannst du ruhig schlafen
Und schläfest ohne Traum.

21b. Es waren mal drei Gesellen.*)

1. Es waren mal drei Gesellen,
Die hielten unter sich einen Rat,
Wer unter ihnen dreien
Das schönste Mädel hat.

2. Es war aber einer drunter,
Der nicht verschweigen kunnte
Sein Mädchen zu verführen,
In Schande lassen stehn.

3. Das Mädchen stand an den Wänden,
Es hört' sich der Wörtchen ein Ende.
Gott gab ihm in den Sinn,
Daß es zu Bette ging.

4. Die Nacht wohl um die Mitten
Kam sich ein Herr geritten.
Er klopft sich so leise an
Mit seinem Siegelring.

5. Ei, schläfst du oder wachst du,
Mein auserwähltes Kind?
Ich schlafe nicht, ich wache,
Ich tu dir nicht aufmachen.

6. Du hast mir gestern Abend
So vieles Leid getan:
Dein Mädchen zu verführen,
In Schanden lassen stehen.

7. Gestern Abend war ich trunken,
Und alle Sterne dunkel.
Und alles, was ich redte,
Das tat der kühle Wein.

---

*) Simrock, Volkslieder, S. 105 (Noten im Anhang). Erlach, IV, 43. Lahrer Kommersbuch, 21. Aufl., S. 450 f. Anklänge an „Die plappernden Junggesellen" in Böhme, Altdeutsches Liederbuch, S. 162 f. Zurmühlen, Liederbuch, S. 35 f.

8. Das mußt du, mein Herzliebchen,
Schon lang vergessen sein.
Geh' du nur immer hin,
Wo du gewesen bist;

9. Und binde deinen Gaul
An einen dürren Ast.
Dann kannst du ruhig schlafen
Und schläfest ohne Traum.

Die letzte Strophe lautet in Rottpitz bei Ägidienberg:

Nimm des Pferdchens Zaum
Und bind' es an den Baum,
Und sag', du wärst verlassen
Von einer schönen Jungfrau.

22. Wie alleine wanderst du.*)

(Aus Elberfeld.)

1. Wie alleine wanderst du;
Mitternacht ist längst vorüber,
Regenwolken zieh'n vorüber.
Mädchen, Mädchen geh' zur Ruh'.

2. Ruhen kann ich nicht allein,
Denn mein Schatz hat mir versprochen,
Heute bei mir anzuklopfen,
Und nun läßt er mich allein.

3. Hat der Bube dich belogen,
Ei, so sei er selbst betrogen,
Führ' mich in dein Kämmerlein,
Führ' mich in dein Kämmerlein.

4. Führen will ich dich herein,
Denn es sind ja kaum drei Schritte;
Ruhen sollst du in der Mitte;
Ringsumher wächst Rosmarin.

5. Rosmarin sind schöne Blüten,
Wind' daraus, mein Schatz, ein'n Strauß;
Dies soll sein die letzte Ehre,
Dies soll sein der Abschiedsstrauß.

23. Ich liebte einst ein Mädchen.**)

(Mündlich aus Rottpitz.)

1. Ich liebte einst ein Mädchen,
Wie jeder Junge tut.
Ich wollt' sie nicht verführen,
:,: Dazu hatt' ich kein'n Mut. :,:

*) Man vergl. Zurmühlen, Liederbuch, Nr. 46.

**) Man vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XII, S. 221 ff.

2. Ich wurde ihr entrissen
Zum Kampf fürs Vaterland.
Sie schwor mir unter Küssen
:,: Die Treu' zu jeder Stund. :,:

3. Ich fuhr zu ihr in Urlaub,
Wohl in ein Gastwirtshaus.
Sie aber stellt' sich blöde
:,: Und eilt' zur Tür' hinaus. :,:

4. Das tät mich sehr verdrießen
Und faßte den Entschluß,
Ihr Leben sollt' es kosten,
:,: Es kost' ja nur ein'n Schuß. :,:

5. Wir trafen uns zusammen
Wohl auf dem Wilhelmsplatz,
Da schlug die Uhr wohl zwölfe
:,: Und sie wurd' totenblaß. :,:

6. Ich wurd' wohl arretieret
Noch in derselben Nacht.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

7. Sie legten mich in Ketten
An einen stillen Pfad,
Da sollte ich bekennen
:,: Die schauderbare Tat. :,:

8. Und als ich sie bekannte,
Da wurd' ich streng bewacht,
Und wurd' nach Köln geführet
:,: Zur Hauptwacht Nummer Acht. :,:

24. Es wollt' ein Mädchen tanzen geh'n.*)

(Aus Ägidienberg.)

1. Es wollt' ein Mädchen tanzen gehn,
Schneeweiß war es gekleidet;
Da sah es an dem Wege stehn
Einen Lorbeerbaum so grüne.

2. „Ach Lorbeerbaum, ach Lorbeerbaum,
Wie bist du doch so grüne?"
„„Mich hat ein frischer Tau erquickt,
Davon bin ich so grüne.""

*) Man vergleiche Jos. v. d. Höhe, Briefe meiner Wanderungen im untern Aggerthal, S. 42; Erlach, Volkslieder der Deutschen, IV, S. 8; Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, S. 66; Simrock, Volkslieder, S. 180; Zurmühlen, Liederbuch, Nr. 102; Wunderhorn (Reclam) S. 131.

3. „„Sag' Mägdelein, sag' Mägdelein,
Wovon bist du so schöne?““
„Ich esse süß und trinke Wein,
Davon bin ich so schöne.“

4. „Ach Lorbeerbaum, ach Lorbeerbaum,
Mach' nicht so viel Geschwätze!
Ich hab' zu Haus der Brüder drei,
Die hauen dich darnieder.“

5. „„Und hau'n sie mich zur Winterszeit,
Im Frühling grün' ich wieder;
Verliert ein Mädchen seine Ehr',
Sie bekommt sie nimmer wieder.““

25. Ich weiß nicht, was mir fehlet.*)

(Mündlich aus Solingen.)

1. Ich weiß nicht, was mir fehlet,
Ich sterb vor Ungeduld;
An allen meinen Leiden
War nur die Liebe schuld.

2. Ach Mutter, liebste Mutter,
Gieb du mir einen Rat:
Es folgt mir jeden Abend
Ein stolzer Jüngling nach.

3. Ach Tochter, liebste Tochter,
Den Rat, den geb ich dir:
Laß du den Jüngling laufen,
Bleib' noch zwei Jahr' bei mir.

4. Ach Mutter, liebste Mutter,
Der Rat der ist nicht gut;
Der Jüngling ist mir lieber
Als all dein Hab und Gut.

5. Ist dir der Jüngling lieber
Als all mein Hab und Gut,
So nimm dir deine Kleider,
Den Mantel und den Hut.

6. Ach Mutter, liebste Mutter,
Der Kleider sind nicht viel,
Gib du mir tausend Taler,
Dann kauf' ich, was ich will.

---

*) Man vergl. Wuttke, Sächs. Volkskunde² S. 254. Wunderhorn (Reclam) S. 309. Simrock, Volkslieder, S. 59.

7. Ach Tochter, liebste Tochter,
Der Taler sind nicht viel:
Die hat dein Vater versoffen
Beim Tanz und Kartenspiel.

8. Hat die mein Vater versoffen
Beim Tanz und Kartenspiel,
So gereut es mich doch nicht,
Daß ich seine Tochter bin.

26. Auf der Wildbahn bin ich gewesen.*)

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Auf der Wildbahn bin ich gegangen,
Des Nachts beim Mondenschein.
Schöne Mädchen hab' ich gefunden,
Des Nachts um zwei, drei.

2. — — — — — — —
Und sie wollte so gerne mit mir gehn,
Und sie konnte vor lauter Weinen
Den Weg nicht mehr sehn.

3. Kehre um, o du geliebtes Mädchen,
Denn der Weg ist dir ja viel zu weit;
Und der Tag fängt schon an zu grauen,
Und was sagen dann die Leut'.

27a. Ich stand auf hohem Berge.**)

(Aus Solingen und Radevormwald.)

1. Ich stand auf hohem Berge
Und schaut' hinab ins Tal,
Da sah ich ein Schifflein fahren,
Worin drei Schiffer waren.

*) Dieses Lied war in den 60er und 70er Jahren in der Gegend von Elberfeld sehr beliebt. Vergl. Zurmühlen, Liederbuch, Nr. 117.

**) Man vergl. Joh. v. d. Höhe, Briefe meiner Wanderungen im untern Aggertal, S. 49; Erlach, I. 176, III. 62, IV. 48; Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, S. 216 ff.; Simrock, Volkslieder, S. 55, 305; Wuttke, Sächs. Volkskunde. S. 254; Reclam (Wunderhorn), S. 50, 173; Zurmühlen, Liederbuch, Nr. 144, 93; Zeitschr. d. V. f. Volkskunde, III. 178 f. In Böhme (Altd. Liederbuch, Nr. 36, 37) mit Melodie und eingehenden kritischen Bemerkungen. Nr. 36 p. 11, Nr. 37 mit 10 Strophen. Böhme: „Das Lied usw. wird von allen deutschen Volksliedern noch jetzt am meisten gesungen und ist am weitesten verbreitet, daher die unendlich vielen verschiedenen Texte." Auch in den Niederlanden bekannt. Dort älter als in Deutschland. In Deutschland zuerst von Goethe 1771 im Elsaß aufgezeichnet.

2. Der Jüngste von den Dreien,
Der in dem Schifflein saß,
Der bot mir Wein zu trinken
Aus einem goldnen Glas.

3. Was gibst mir Wein zu trinken
Aus einem goldnen Glas?
Das tu' ich aus lauter Liebe,
Das tu' ich aus lauter Treu.

4. Du gibst mir Wein zu trinken
Aus einem goldnen Glas.
Du tust's aus lauter Liebe,
Du tust's aus lauter Treu.

5. Was zog er von dem Finger?
Ein goldnes Ringelein:
„Nimm hin, du Hübsche, Feine,
Es soll mein Denkmal sein."

6. „„Was soll ich mit dem Ringlein tun?
Ich bin ein junges Blut,
Dazu ein armes Mädchen,
Hab' weder Geld noch Gut.""

7. „Bist du ein armes Mädchen,
Hast weder Geld noch Gut,
So gedenk an unsre Liebe,
Die zwischen uns beiden ruht."

8. „„Ich denke an keine Liebe,
Ich denke an keinen Mann;
Ins Kloster will ich ziehen,
Will werden eine Nonn.""

9. „Willst du ins Kloster ziehen,
Willst werden eine Nonn',
Ei, so will ich die Welt durchreiten,
Bis ich ins Kloster komm."

10. Er sprach zu seinem Reitknecht:
„Sattle mir und dir ein Pferd,
Wir wollen die Welt durchreiten,
Die Lieb' ist reitenswert."

11. Ich stand auf hohem Berge
Und schaut hinab ins Tal;
Da sah ich das Kloster liegen,
Worin meine Liebste war.

12. Im Kloster angekommen,
Klopft' leise an die Pfort':
„Gebt heraus die jüngste Nonne,
Die zuletzt ins Kloster kam."

13. „„Ist keine angekommen,
Wir geb'n auch keine heraus.""
„So woll'n wir das Schloß anzünden,
Das wahre Nonnenhaus."

14. „„Wollt ihr das Schloß anzünden,
Das wahre Nonnenhaus,
So woll'n wir sie lassen ziehen,
Die jüngst ins Kloster kam.""

15. Ganz leis' kam sie geschlichen,
Schneeweiß war ihr Gewand,
Ihr Haar war kurz geschnitten,
Zu einer Nonn' war sie bereit.

16. Was trug sie unter der Schürze?
Ein Glas vergifteten Wein,
Bot ihm davon zu trinken
Von dem vergifteten Wein.

17. Als er davon getrunken,
Sank in die Knie' er ein,
Und blieb zu Füßen ihr liegen,
Bis er gestorben sei.

27b. Ich stand auf hohem Berge.*)

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Ich stand auf hohem Berge,
Schaut' hinab ins tiefe Tal:
Da sah ich ein Schifflein fahren,
Worin drei Grafen war'n.

2. Der Jüngste von den Dreien,
Der in dem Schifflein saß,
Der bot mir Wein zu trinken
Aus einem leeren Glas.

*) Man vergl. Hoffm. v. Fallersleben, Niederl. Volksl. I. 71 ff., II. 131. Sahr, Das deutsche Volkslied[2] S. 98 ff. Uhland I. 216 usw. Lahrer Kommersbuch, 21. Aufl., S. 372. Stierling, von rosen ein krentzelein, S. 127.

3. Was biet'st du mir zu trinken
Und schenkst mir doch nicht ein?
Das tu' ich aus lauter Liebe,
Weil du mein Schatz sollst sein.

4. Ich weiß von keiner Liebe,
Ich weiß von keiner Treu';
In ein Kloster will ich gehen,
Will werden eine Nonn'.

5. Willst du ins Kloster gehen,
Willst werden eine Nonn',
So will ich die Welt durchreisen,
Bis daß ich ans Kloster komm'.

6. Willst du das Kloster erstürmen,
Das schöne Gotteshaus,
So will ich nun verweilen,
Bis daß du kommst nach Haus.

27c. Ich stand auf hohem Berge.

(Aus einem handschriftlichen Liederbuch.)

1. Ich stand auf hohem Berge,
Schaute hin und schaute her;
Und da kam ein lust'ger Fuhrmann
Im Tale gefahren daher.

2. Sein' Peitsche tuet schnalzen,
Sein Wagen raucht wie Papier.
Und ein Fuhrmann ist mir lieber
Als von andern drei und vier.

3. Ach Tochter, liebe Tochter,
Was hast du in deinem Sinn,
Daß du dein junges Leben
Dem Fuhrmann gibst dahin?

4. Abends gehen sie spät schlafen,
Sind sie morgens frühe auf;
Und dann haben sie die Plage
Den ganzen Tag vollauf.

5. Ach Mutter, liebe Mutter,
Ich bin ja dazu bereit,
Denn die Landkutscher und die Fuhrleut'
Sein brave, kreuzbrave Leut'.

6. Denn sie haben ein reines Herze
Und dabei ein ruhiges Blut.
Darum bin ich ihm auch immer
Und auf ewig, ewig gut.

28. Hochzeitslied.

(Elberfeld.)

1. Die Hochzeit ist bei meiner Treu'
Ein pudelnärrisch Ding;
Man frißt und säuft sich voll dabei,
Man singt, man tanzt und springt.
Der Kehraus macht dem Spaß ein End',
Die Lichter löschen aus.
Der Bräut'gam macht sein Kompliment
Und führt die Braut nach Haus.

2. Sechs Wochen geh'n im Nebel hin,
Dann ist man taub und blind.
Die Ehleut' sind ein Herz und Sinn,
Dann heißt's: „Mein Schatz, mein Kind!"
Dann treibt man lauter närrisch Zeug,
Man lebt und weiß nicht wie:
Der Ehstand ist ein Himmelreich
Und lauter Harmonie.

3. Kaum fällt ein halbes Jährchen ein,
Dann dreht sich schon der Wind.
Das Weib schimpft den Mann, der Mann das Weib,
Dann kommt sogar ein Kind.
Dann brummt das Weib oft wie ein Bär,
Das Kind gibt auch kein'n Fried'.
Dann heißt's: „Nimm's Wiegenbändel her
Und sing' ein Wiegenlied!"

4. Der Ehstand ist gemischte Speis',
Halb sauer und halb süß.
Denn komm'n die Kinder dutzendweis',
Dann heißt es: „Auf die Füß'!"
Dann schrei'n die Fratzen: „Quak, quak, quak:
Die Ohren tun ein'm weh.
Die Kinder fressen wie die Wölf',
Das Weib säuft stets Kaffee.

29a. Ich habe den Frühling gesehen.*)

(Mündlich aus Elberfeld 1908, Burscheid 1911.)

1. Ich habe den Frühling gesehen,
Und habe die Blümlein begrüßt,
Hab' die Nachtigall im Stillen belauschet,
Und mein liebes Mütterchen geküßt.

*) Stammt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Melodie von Silcher. 7. Heft, Nr. 1. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XV, 261. Erk-Böhme Nr. 739. Köhler-Meier Nr. 69 usw, Jos. v. d. Höhe, S. 53. Reuschel, Streifzüge, S 70 ff.

2. Der liebliche Lenz ist verschwunden,
Verschwunden der Nachtigall Lied.
In das Grab ist mein Mütterchen gesunken,
Die mich einst so treu hat geliebt.

3. Da liegt sie, mit Erde bedecket;
Blaublümelein blüh'n auf ihr'm Grab.
Ach, könnt' ich sie doch wieder erwecken,
Die mir einstens das Leben gab.

4. Gott Vater im Himmel, erhöre:
Man hat mir mein Liebstes geraubt.
Es gibt zwar der Mütter so viele,
Aber keine ist für mich mehr erbaut.

29b. Sehnsucht.

1. Ich habe den Frühling gesehen,
Und habe die Blumen begrüßt,
Und die Nachtigallen im Stillen belauschet,
Und mein liebliches Mädchen geküßt.

2. Der liebliche Lenz ist verschwunden,
Und die Blumen sind alle verblüht,
In das Grab mein Liebchen gesunken,
Und verstummt ist der Nachtigallen Lied.

3. Du himmlischer Vater da oben,
Du hast mir mein Liebchen geraubt.
Es geben der Mädchen wohl viele,
Doch keine ist für mich mehr gebaut.

4. Hier liegt sie mit Erde bedecket,
Rosen blüh'n auf ihrem Grab.
Ach könnt' ich sie wieder erwecken.
Sie, die die einzige Rose mir gab.

5. Ja, der freundliche Lenz kehrt bald wieder,
Und die Blumen erfreuen das Licht.
Auch die Nachtigall singt ihre Lieder,
Doch mein Liebchen, das hört sie nicht.

30. Die Verlassenheit.*)

(Aus einem handschriftlichen Elberfelder Liederbuch.)

1. Steh' ich am eisernen Gitter
(Ich steh' an diesem Eisengitter)
In der stillen Einsamkeit,
Klage laut und weine bitter,
Klage Gott mein Herzeleid.

*) Man vergl. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XVIII, 185 Erk-Böhme II, 528. Köhler-Meier Nr. 29 usw.

2. Ach, wie bin ich so verlassen
Auf der Welt von jedermann!
Freund' und Feinde tun mich hassen,
Keiner nimmt sich meiner an.

3. Einen Vater, den ich hatte,
Den ich oftmals Vater nannt',
Eine Mutter, die mich liebte,
Die hat mir der Tod entwandt.

4. Beide sind für mich verloren,
Solche Opfer sind dahin.
O, wär' ich doch nie geboren,
Da ich so unglücklich bin.

5. „Trauter Jüngling, meinst du's redlich,
Oder liebst du nur aus Scherz?
Männerränke sind gefährlich
Für ein junges Mädchenherz."

6. Ach, was sind die Mauern düster,
Und was sind die Ketten schwer!
Ach, wie lange wird's noch dauern?
Ist denn keine Rettung mehr?

7. Warum mußte ich dich sehen?
War das Schicksal mir so gram?
Warum mußt' ich dorthin gehen,
Wo dein Blick mir alles nahm?

8. Ruh' und Friede sind zerrissen,
Trost und Freude sind dahin!
O, wär' ich doch nie geboren,
Da ich so unglücklich bin!

9. „Bester Jüngling! Nimm zum Pfande
Dieses blondgelockte Haar
Mit dem roten Seidenbande,
Das auf meinem Busen war."

10. Ach, wenn ich einst sterben werde,
Um getrennt von Dir zu sein,
O, so pflanz auf meinem Grabe
Rosen und Vergißnichtmein.

31. Es war einmal ein armes Kind.*)

(Aus Elberfeld.)

1. Es war einmal ein armes Kind,
Das ging im schlechten Kleide
So einsam durch den rauhen Wind
Verlassen auf der Heide.

*) Man vergl. Simrock, Volkslieder, S. 47 ff., Note zu Nr. 18 auf S. 596.

Das arme Kind litt bitt're Not;
Es bettelte sein Stückchen Brot.

2. So einsam ging der arme Wicht
Einher seit vielen Jahren;
Und doch der Arme wußte nicht,
Wer seine Eltern waren.
Auf Rasen oder hartem Stein
Schlief er des Abends weinend ein.

3. Da kam ein Herr, der sah das Kind,
Der rief: Daß Gott erbarm',
Verlor'nes Kind, o komm geschwind
In deines Vaters Arm.
Komm', setz' dich mit auf meinen Thron,
Denn du bist ja ein Königssohn.

32. Christinchen saß im Garten.*)

(Aus Elberfeld)

1. Christinchen saß im Garten,
Ihr'n Bräutigam zu erwarten.
Sie hatte schon längst am Himmel gesehn,
Daß sie im Rhein sollt' untergehn.

2. Sie ging zu ihrer Mutter:
Ach, herzgeliebte Mutter,
Könnt' dies, könnt' das nicht möglich sein,
Daß ich ein Jahr könnt' bei dir sein?

3. Ach nein, das kann nicht gehn;
Die Hochzeit muß geschehn,
Die Hochzeit muß gehalten sein,
Und du sollst fahr'n wohl über den Rhein.

4. Sie ging zu ihrem Vater:
Ach, herzgeliebter Vater,
Könnt' dies, könnt' das nicht möglich sein,
Daß ich ein Jahr könnt' bei dir sein?

5. Ach nein, das kann nicht gehn;
Die Hochzeit muß geschehn,
Die Hochzeit muß gehalten sein,
Und du sollst fahr'n wohl über den Rhein.

6. Der Bräutigam kam gefahren,
Mit sieben und siebzig Wagen;
Der erste war mit Gold beschlag'n,
Darinnen sollte Christinchen fahren.

*) Man vergl. Zurmühlen, Liederbuch, S. 24. Jos. von der Höhe, Briefe usw., S. 52 f.

7. Sie fuhren über die Brücke;
Die Brücke brach in der Mitte;
Christinchen brach wohl Arm und Bein
Und fiel dabei noch in den Rhein.

33. Ein Edelmann reitet zum Tor hinaus.*)

1. Ein Edelmann reitet zum Tor hinaus;
Die Schäferin weidet ihre Lämmer aus.
Valleri, Vallera, Vallerallalla;
Die Schäferin weidet ihre Lämmer aus.

2. Herr Edelmann zog sein Hütlein ab
Und sagte der Schäferin guten Tag.
Valleri usw.

3. Herr Edelmann, lassen Sie ihr Hütlein auf,
Ich bin ne arme Schäfersfrau.
Valleri usw.

4. Sind Sie ne arme Schäfersfrau,
Wie könnt' sie in Seide und Samt gehn.
Valleri usw.

5. Was geht's den lumpigen Edelmann an,
Wenn's nur mein Vater bezahlen kann.
Valleri usw.

6. So mußt du sterben, wenn's mir gefällt,
So mußt du sterben, wenn's mir gefällt.
Valleri usw.

7. Herr Edelmann, lassen Sie mir mein Leben,
Ich will ihnen all' meine Lämmer geben.
Valleri usw.

8. Herr Edelmann, lassen Sie mir mein Leben,
Ich will ihnen tausend Taler geben.
Valleri usw.

9. So mußt du meinen Sohn zum Manne nehmen,
So mußt du meinen Sohn zum Manne nehmen.
Valleri usw.

10. Ihren Sohn zum Manne will ich nicht,
Er ist ein Verschwender, ihr wißt es nicht.
Valleri usw.

---

*) Man vergl. Simrock, Die deutschen Volkslieder, Nr. 31. Wunderhorn (Reclam) S. 155.

34. In des Gartens dunkler Laube.*)

(Handschriftlich aus Elberfeld um 1900.)

1. In des Gartens dunkler Laube
Saßen abends Hand in Hand
Ritter Eward neben Mina,
Von der Liebe festgebannt.

2. „Liebe Mina!“ sprach er tröstend,
„Liebe, laß das Weinen sein,
Denn eh' die Rosen wieder blühen,
Werd' ich wieder bei dir sein.“

3. Und dann zog er hin zum Kampfe,
Zu kämpfen für das Vaterland.
Da gedacht er oft der Mina,
Wie sie weinend vor ihm stand.

4. Und kaum war ein Jahr verflossen,
Eh' die Rosenknospe brach,
Schritt Ritter Eward hin zur Laube,
Wo er seine Holde traf.

5. Doch was erblickt' er statt der Mina?
Einen großen Leichenstein.
Und in Marmor stand geschrieben:
„Mina lebt für dich nicht mehr!“

6. Und dann zog er hin zum Kloster,
Legte Schwert und Lanze ab;
Und eh' die Rosen wieder blühten,
Gruben Mönche ihm sein Grab.

35a. Es war einmal ein Mägdelein.**)

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Es war einmal ein Mägdelein,
Das wollt' so gerne Dienstmagd sein.
Das wollt' so gerne Dienstmagd sein.

2. Sie ging gleich vor Frau Wirtins Tür.
:,: Frau Wirtin, brauchen sie keine Dienstmagd mehr? :,:

3. Sie nahm sich gleich des Mägdleins an;
:,: Sie diente bei ihr sieben Jahre lang. :,:

*) Man vergl. Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde XVIII, 185. Erk-Böhme I, 410. Köhler-Meier Nr. 183. Lahrer Kommersbuch, 21. Aufl., S. 539.

**) Man vgl. Des Knaben Wunderhorn (Reclam, S. 58). Hoffmann von Fallersleben, Niederländische Volkslieder[2] S. 49. Simrock, Volkslieder, S. 47 ff.

4. Und als das siebente Jahr ankam,
:,: Da wurde das Mägdlein krank. :,:

5. Mein Kind, wenn du noch kränker wirst,
:,: So sag' mir, wo deine Mutter ist. :,:

6. Meine Mutter ist nicht weit von hier,
:,: Sie steht zu meiner Rechten mir. :,:

7. Mein Kind, mein Kind, da irrst du dich,
:,: Ich bin doch deine Mutter nicht. :,:

8. Dort in dem Eckschrank liegt ein Ring,
:,: Da steht meines Vaters Namen drin. :,:

9. Und als die Frau den Ring erblickt,
:,: Da wurd' sie blaß von Angesicht. :,:

10. Mein Kind, hätt'st du mir das eher gesagt,
:,: In Seid' und Samt und schönster Pracht. :,:

11. In Seid' und Sammet will ich nicht,
:,: Ein weißes Kleid bestellt für mich. :,:

12. Denn Christi Blut und Gerechtigkeit,
:,: Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. :,:

13. Ein weißes Kleid, ein Bretterhaus,
:,: So tragen sie mich zur Tür' hinaus. :,:

14. Damit will ich vor Gott bestehn,
:,: Wenn Erd' und Himmel untergehn. :,:

15. Und wenn ich komm vor's jüngst Gericht,
:,: Wo Jesus Christ mein Urteil spricht. :,:

35b. Es war einmal ein Mägdelein.*)

Es war einmal ein Mägdelein,
Das wollt' so gerne Dienstmagd sein.

Drauf ging es zur Frau Wirtin hin.
Frau Wirtin, brauchen sie keine Dienstmagd mehr?

Frau Wirtin sprach: Dich will ich nicht,
Du bist so schön von Angesicht.

Und als die Frau den Schrank aufschloß,
Eine Trän' aus ihrem Auge floß.

Und als das siebte Jahr anbrach,
Da wurd' das arme Mädchen krank.

*) Man vergleiche zu diesem Liede Simrocks Volkslieder, S. 47 ff., S. 596 (18).

Ach Mädchen, willst du kränker werden,
Sag' mir, wo deine Mutter ist.

Ach, meine Mutter ist nicht weit,
Die steht ja hier an meiner Seit'.

Ach, Mädchen, hättest du's eher gesagt,
In Samt und Seide hätt' ich dich gekleidet.

In Samt und Seide will ich nicht,
Ich bin ja nur auf Gott gericht't.

Ein weißes Kleid, ein hölzern Haus,
So tragen sie mich zur Tür hinaus.

36. Schön Hannchen saß im Grünen.*)

(Mündlich aus Ober-Garschagen bei Lüttringhausen und Elberfeld.)

1. Schön Hannchen saß im Grünen
Und spann und spann ein Fädchen,
Und sang ein Lied dazu,
Und sang ein Lied dazu.

2. Kaum hatt' sie ausgesungen,
So kam ein Herr gesprungen,
Ein Ritter hübsch und schön,
Ein Ritter hübsch und schön.

3. So fleißig?
Ach ja, mein Herr, mit Spinnen
Muß ich mein Geld gewinnen;
Stets muß man fleißig sein,
Stets muß man fleißig sein.

4. Hat sie auch noch Eltern?
Ach nein, ich habe keine,
Ich bin so ganz alleine;
Früh nahm sie mir der Tod.

5. Drum sitz ich armes Mädchen
An meinem Spinnrädchen,
Und sing' ein Lied dazu,
Und sing' ein Lied dazu.

*) In Elberfeld Kinderreigen. Man vergl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XII, 79. Es beginnt ursprünglich mit den Worten: Ein Mädchen holder Mienen, schön Ännchen saß im Grünen. Verf. Heinr. Wilh. v. Stamford. Zuerst im Nass. Musikalmanach 1781, S. 105—110 usw. Volksweise (m. vergl. Hoffm. v. F. [u. volkst. Lieder] S. 39.)

37. Es hatte ein Graf drei Töchterlein.

(Mündlich aus Elberfeld. Um 1900 aufgezeichnet.)

1. Es hatte ein Graf drei Töchterlein.
   O weh!
   Es hatte ein Graf drei Töchterlein.
   O weh! o weh! o weh!
2. Die erste, die starb in der Morgenstund' usw.
3. Die zweite, die starb in der Mittagsstund' usw.
4. Die dritte, die starb in der Abendstund' usw.
5. Die erste bekam ein'n goldenen Sarg usw.
6. Die zweite bekam ein'n silbernen Sarg usw.
7. Die dritte bekam ein'n bleiernen Sarg usw.
8. Und als sie vor die Himmelspforte kam'n usw.

(Fortsetzung folgt.)

Kinderlieder.

Gesammelt von **M. von den Hoff,** Warden b. Höngen (Kr. Aachen).

(Fortsetzung.)

7. Spiellieder.

I. Kreisspiel:

1. kruənə krānə,
   wisə fānə,
   welə vür net nô ängəlank fārə?
   ängəlank es jəšlausə,
   dər šlösəl es zərbrauxə,
   wān zoə vür ənə neuə krijə?
   wẹn dat kǫ̊rɣə rīf es,
   wẹn də mǫ̊lə stīf es,
   wẹn də popə dantsə,
   lisjə op də šantsə.
   (Bei der letzten Reihe hocken alle Kinder nieder.)
2. kruənə krānə,
   wat kǫstə də hānə?
   hǫndərt dūzənt dālər;
   dat kan iɣ net bətsālə.
3. āl ming ẹndɣərə
   šwemə op dər ze,
   kǫ̊pɣərə en ət wasər (Niederhocken),
   šwānsjərə en də hö (Aufspringen).

4. hǫp marʲjänɣə,
kafekänɣə,
lǫs də popə danksə,
du kris ənə man, ənə fingə man,
ənə man fa komplə šanksə;
dä kiərt diɣ ət hūz,
dä kiərt diɣ ət hūz
ǫn šǫ̊t dər dräk də fenstər ərūz.

5. hänsjə klēn
jēt alēn
en də wikə wǫlt ərēn;
stäk on hot
stēt əm jot,
hä es waəljəmot,
mä zing màma krīɣət ziər,
hau nu jaər jen hänsjə miə.
hänsjə klēn
jēt alēn,
en də wǫlt ərēn.

II. Ballspiel:

anə katringɣə zǫ̊əs hengər ə jardingɣə.
pǫ̊tɣə met wingɣə — zūv ūz.
iɣ wāiš miɣ də häng,
iɣ drüɣ zə wiər āf.
iɣ fal en ənə jrāf,
du stank iɣ wiər op,
iɣ jǫn nǫ̊ə ming tant;
iɣ strēk miɣ ə šwats bank,
dat driən iɣ dremǫ̊əl öm də hank:
ēmǫ̊əl, tswaimǫ̊əl, dreʲmǫ̊əl.
də kats en də kāmər,
də mūz en ət hūz,
nu es də jantsə präədiɣ ūz.

III. Vögelverkauf.

„tup, tup, tǫ̊ə.“
„wäə es dǫ̊ə?“
„enə man fa haəztrǫ̊ə“ (Dorf Hastenrath)
„wat welə dan?“
„ə fät, fät vüəlɣə.“
„wat för ē?“
„ə ruət stätsjə“ (oder ənə Boxfenk,
ən mäuəɣ, ən mäəl).

IV. Marschierlieder:

1. rī, rā, rūtš,
vür fārə met də kūtš,
vür fārə met də īsərbaən,
rī, rā, rūtš.

2. an os, an os,
an os ka jēnə tipə.
vür jönt, vür jönt,
vür jönt də stə^{a}rə kikə.

3. šret för šret,
on man för man,
on wäə dä šret net haldə kan,
dat es ənə domə äəzəlsman.

4. vür hant jen šǫ̈l,
vür hant jen šǫ̈l,
dər līrər hadət jəzāət,
trālălālā, trālălālā.

V. Trommellied:

trālălă bǫmm,
dər pätər šläət də trǫmm;
ət lizęt zäts zeɣ hengə drop,
dər pätər šläət met dər klǫ̈pəl drop:
trālălă bǫm.

VI. Beim Malen:

ponk, ponk, kǭma, streɣ,
es ə męnšə ājəseɣ.
nǫx tswai langə äəzəlsūrə,
dǫ̊för es dər menš jəbǫ̊rə.
häng wiən häks,
fös wiən zäks.
zätsə vür əm nǫx ə käpɣə op,
stäət dər man tsǫm ūzvərkǭf.

8. Wechselgesänge und Gespräche.

1. a. „maritsəbęl, wǫ̊ə jəztə hen?“
„nǫ̊ə bādəberg“ (Bardenberg, ein Dorf)
„wat dēztə dǫ̊e?“
„dər klengə zǭkə.“
„he^{i} es ə jǫ̊ə.“

1. b. „maritsəbęl, wôə jēstə hen?“
„nôə bādəberg“.
„wat dēztə dôə?“
„dər doktər hǭlə“.
„wä es da krank?“
„dubə, dubə, dub,
„mingə man es krank.“
„rubə, dubə, dub,
wat fäəlt əm dān?“
„dubə, dubə, dub,
ə stöksjə bruət“.
„rubə, dubə, dub,
ə es at duət“.

2. „ət jeng nə buər en dər bǭš.“
„wat dunkə en dər bǭš?“
„ə laət ən kaər hǫlts.“
„wat dētə met dat hǫlts?“
„ə jēt ət vərkōfə.“
„wat krit ə dęn dərföər?“
„nə wäk onənə dālər.“
„wat det ə met dā̄ dalər?“
„ə jētəm vərzŭfə.“
„wat dēt ə met dər wäk?“
„däm steɣ zeɣ də frau en dər būx.“

4. Einer: „di frau šek dä mäətə ūz, för dä havər tsə hauə. dä mäətə häut dä havər net on könt ox net nôhēm.“

Alle: „dä mäətə häut dä havər net on könt ox net nôhēm.“

Einer: „du šek di frau də maət ərūz föər dä mäətə tsə rǫfə, di maət rǭft dä mäətə net, dä mäətə häut dä havər net on könt ox net nôhēm.“

Alle: „di maət di röft usw.

Einer: du šek di frau dä pudəl əruz, för die maət tsə bisə. dä pudəl bīs di maət net, di maət röft usw.

Alle: dä pudəl bīs di usw.

Einer: du šek di frau dä knǭpəl ərūz, för dä pudəl tse hauə. dä knǭpəl häut dä pudəl net, dä pudəl usw.

Alle: dä knǭpəl häut usw.

Einer: du šek di frau ət füər ərūz, för dä knǭpəl tsə vərbränə. dat füər vərbränt dä knǭpəl net, dä knǭpəl häut usw.

Alle: dat füər vərbränt usw.

Einer: du šek di frau dat wasər ərūz, fər dat füər tsə lāīšə. dat wasər lāīšt dat füər net, dat füər vərbränt usw.

Alle: dat wasər lāīšt usw.

Einer: du šek di frau dä ôəs ərūz, fər dat wasər tsə zufə. dä ôəs züf dat wasər net, dat wasər lāīšt usw.

Alle: dä ôəs züf usw.

Einer: du šek di frau dä mätsjər ərūz, fər dä ôəs tsə šlāxtə. dä mätsjər šlāxt dä ôəs net, dä ôəs züf usw.

Alle: dä mätsjər šlāxt dä ôəs net, dä ôes züf dat wasər net, dat wasər lāīšt dat füər net, dat füər vərbränt dä knǭpəl net, dä knǭpəl häut dä pudəl net, dä pudəl bīs di maət net, di maət röft dä mäətə net, dä mäətə häut dä havər net on könt ox net nôhem.

5. „jank wasər hölə.“
„osə pǫt hat ə lāūx.“
„stǫbət tso.“
„womet?“
„met strüə.“
„et strüə es tsə lank.“
„šnigət āf.“
„womet?“
„met ət mäts.“
„et mäts es bǫt.“
„šlīvət.“
„worop?“
„op dər šlīvsten.“
„der šlīvsten es drüəɣ.“
„māxəm nas.“
„ət es ke wasər dô.“
„dô jank wasər hǭlə.“
„osə pǫt hat ə lāūx“ usf.

6. „mǫdər iɣ wel ənə fänik ha.“
„wat welztə met dä fänik?“
„streknǭldə kōfə.“
„wat welztə met di streknöldə?“
„zäk strekə.“
„wat welztə met di zäk?“
„stēn zökə.“
„wat welztə met di stēn?“
„vüəl wǫrpə.“
„wat welztə met di vüəl? brôənə?“
„modər hat ət jərôənə.“

7. „jong, fang ā.“
„hēr iɣ ha jəstôələ?“
„wat hastə da jəstôələ?“
„blôə jār.“
„jong jävət wiər.“
„hēr ēt wôr mer för ēn kiər.“
„jong, du kös en də hǫ̈l.“
„hēr, da wiəžtə mingə jəzäl.“

8. „hęndriɣ wôə bestə?“
„vădər iɣ ben hei.“
„hęndriɣ wat dēstə?“
„vădər iɣ studir.“
„hęndriɣ dat kanstə net.“
„vădər iɣ probir.“

9. Auszählreime.

1. itɣə, ditɣə, selvərə kitɣə,
itɣə, ditɣə drūz.
ming āl šwäjərmǫdər
met də dekə fūz,
es zǫ̈bə jôər em hęməl jəwäs,
köt zə wörm ərūz.
es dat net ə dǫm wīv?
dat zə net em hęməl blīv?
itɣə, ditɣə, selvərə kitɣə,
itɣə, ditɣə drūz.

2. op dər hǫf, dô lik ə ai,
wäət iəš spreɣ of lāx, dä mosət zai.

3. pätər penn
lǫs də fęrkə enn,
lǫs də ferkə ūz,
bēzdə ən āl fläərmūz.

4. älə, bälə, wäə ka tsälə?
iɣ ǫf dū?, bäkəš kū?
mǫ̃ləš äəzəl dat bez du.

5. en šlei (Schleiden) op də wei
dô esə rei,
węnt dat rei weit,
dô blönt də jantsə wei.

6. dǫl, dǫl, dǫ̃pɣə,
hengə likə mǫ̃pɣə.
hengə likə ditsjə,
hengə likə fitsjə.

7. dümɣə, dümɣə zupman,
ängəlbruət, tsandər nuət.
dup, dup, duət.

8. ət wǫr ənə man met brätsələbēn,
ə kǫnt ze net vərkōfə,
du mǫ̊ətə dreⁱmǫ̊əl ərop on ərafər lōfə:
e, tswai, dreⁱ.

9. būr, būr hǫl tabǎk
tsə kölə en dər stat,
tribəl ərop, tribəl ərāf,
šlǫn dər man də pīf āf,
lǫs əm nox ə stömpɣə drā,
dat ə nǫx ənz šmǫrə kā.

10. šǫtələ waišə,
pănə šūrə,
dat zə dūrə,
zǭbə ūrə,
kā, kā, fits.

11. enz, tswai, drēⁱ,
pǎtər kǫm ənz hēⁱ.
wǫnztə jēnə läfəl has,
kristə ox jēnə breⁱ.

12. e, tswai, drai,
də kiəšə blǭn en dər mai;
en dər juni jidət ke īs,
də zǫn di šink əzu hīs.
en dər juli jidət staxəlbiərə,
də dǭər dra, di staiɣə ziər,
dǫ̊ lǭf dat blǫt ərūz,
ǫn du bēs drūz.

13. e, tswai, dreⁱ,
di mǭdər kaux dər breⁱ;
dər vădər häutət holts;
dat jriət dat es əzu stolts,
dat ət ə nöⁱ rökzjə hat;
dər frants fiərt mǫ̊ə en də stat
ǫn jält ənə hǫt.
əzu ruət wi blǫt,
wi zī əzu feng,
du mosət zen.

14. e, tswai, drai,
op dər hǫf lik ə ai,
wäə drop träənt
dä mosət zēn.

15. ēnə, wēnə kŭtəbŭl,
ēnə, wēnə bŭl.

16. e, tswai, dreⁱ, fē, fönf,
strik miɣ ə pār strömpf,
net tsə jruəs, on net tsə klēn,
zǫns mos du dər fängər zēn.

17. „e, tswai, dreⁱ, fē, fönf, zäs, zębə,
pätər paul hät jəsrębə,
dreⁱ breⁱf ūz parīs
an dreⁱ pərzôənə.
ē för miɣ, ē för diɣ,
ē för dər bruər haindəriɣ.
haindəriɣ wel də mīna han,
mǫstə šwatsə kleər draɣə.“
„šwatsə kleər drax iɣ net.“
„kristə ox də mīna net.“

18. e. tswai, dreⁱ, fē, fönf, zäs, zębə, āx,
dər jäjər jeng op də jāx,
wīvöl hazə hǫtə jəšausə? fē.
e, tswai, dreⁱ, fē.

19. e. tswai, dreⁱ, fē, fönf, zäs, zębə, āx,
di kērɣ di krāx.
dər jong stēt dren,
di kerɣ fält en.

20. e. tswai, dreⁱ, fē, fönf, zäs, zębə, āx, nüng, tsen,
äləv, tswäləv, drǫtsen, fētsen, fönftsen, zästsen,
zębətsen, āxtsen, nüngtsen, zwantsiɣ:
də frantsuəzə reⁱstə nôə dantsiɣ,
dantsiɣ feng ā tsə bränə,
du môətə də frantsuəzə ränə.
ôənə strömp ǫn ôənə šoᵘ,
rēztə zə op frankreɣ tsoᵘ.

21. zäs môəl zäs es zäsondreziɣ,
es dər līrər nǫx əzu flīziɣ,
sent də kengər dǫx əzu fūl,
šläətə zə opət plapərmūl.

10. Rätsel.

1. huəx klǫm iɣ,
sębə aiər fong iɣ,
du klôpət iɣ ənz drop.
du mät ənə jäələ pätər op. (dər dǫtər.)

2. iɣ klôpət ənz an ə wis dürɣə
du kôəm ə jäəl mänɣə opdǫn.
(ət ai on dər dǫtər.)

3. üpɣə düpɣə op dər diš.
üpɣə dŭpɣə ongər dər diš.
ət es jengə dǫktər enət jantsə lank,
dä üpɣə düpɣə hēlə kan. (ə tsərbrauxə ai.)

4. hölə wölə zôəs op osə zölər,
hondərt duzənt päət
kǫntə hölə wölə net fan dər zölər krijə.
(də zǫn [Sonne].)

5. dô kôəmə drei düvə
öm dər kerɣtorm jəšnuvə.
də iəštə zät: „iɣ mǫ̈t liə, dat ət däɣ wör.“
də tswaidə zät: „iɣ mǫ̈t liə, dat ət nät wör.“
də dreidə zät: „ət es miɣ ålələ.“

(D. 1. = də zǫn, d. 2. = dər mǫnt, d. 3. = dər wēnk.)

6. ruə, ruə jädə,
on wisə paləsädə (Pfähle),
ət räənt net dren,
ət šneit net dren,
ət es dǫx emər wasər dren.
(dər mōnk = der Mund.)

7. fŭrə wôrə fē bēn,
en də medzə wôrə ken bēn,
hengə wôrə tswai bēn.
(ət päət, dər plox on dər bŭr,)

8. wat iɣ zôx, dat wou iɣ zaɣə,
tswai wôrə dər dreidə anət draɣə.
(tswai ęndə tsänkətə ziɣ öm ənə krôətš.)

9. nu zäx miɣ engə däət vərstēt,
wi wik də ęnt enət wasər jēt?
(bes datzə šwemt.)

10. huəx stǫn iɣ,
wik zęn iɣ,
krūts drāt miɣ;
wäə ben iɣ?
(dər hān ǫbəm kerɣtorm.)

11. huəɣə berɣ bŏ iɣ,
šwatsə kleər drāx iɣ,
ălə lū hasə miɣ;
wäə ben iɣ?
(dər mōthǫ̃vəl = Maulwurf.)

12. ən hoəl mǫdər, (dər kaisəl)
ənə krǫmə vădər (dər hęnkəl)
dre^{i} šnakə dǫ̃ətər. (də dre^{i} fös fam kaisəl.)

13. rôənə, rôənə, wä ka rôənə?
en dər šenk es ət net,
en dər brôədəm es ət,
en dər stäk fääldət.
en dər rôgə es ət,
en dər rus es ət.
wat es ət? (ət „r".)

14. iəš ben iɣ wis wi šniə.
dan ben iɣ jröng wi kliə,
dan wäət iɣ ruət wi blo^{u}t,
on dān šmāx iɣ ălə kengər jôət. (də kiəš.)

15. wat es fäədiɣ on wiət dǫx jădər dāx jəmāt?
(ət bät.)

Scherzrätsel.

16. haumiɣ on knīpmiɣ jengə ənz en dər wald.
haumiɣ kôəm nôhēm; wäə blēv dô? (knīpmiɣ.)

17. wikəs on wakəs
zôsə em bakəs.
wikəs flôx ərūz,
wäə wôr nǫx cm bakhūz? (wakəs.)

18. ət kôəm ənz ə mänɣə ǫ̃vər ən brök,
dat hǫt ə zäksjə an dər rök.
„wat" hǫtət drēn? („wat": d. h. Watte.)

19. at flejə! wat flejə! nǫx flejə?
wafər zent də šlemstə? (di staiɣə.)

20. ət zôəsə ənz tswai duvə opət dāx,
du šāūs dər jäjər ēn ərāf.
wivöl blivətər nǫx zetsə? (jēn.)

11. Zum Schnellsprechen.

1. dä dekə däədur drox dat dek
tring dörɣ dä dekə drẹk;
dat dek tring dank dä dekə
däədur, dat dä dekə däədur
dat dek tring dörɣ dä dekə drẹk drox.

2. bäbələ, bubələ, šǫtəlplăk.
(5 mal nacheinander.)

3. mǫrjə mēztər matəs mǫ̈lər,
māl miɣ mi mäəl;
ming mǫdər mos morjə
mītsə, mätsə mūtsə māxə.

4. op mi vădər zi šāf lekə
räət šläət brēt bleə beələ.
(liegt 1 recht schlechtes, breites, bleiernes Beil.)

5. ădəlman, bădəlman.
köstər, pastur,
doktər, aptekər,
tambur majur. (3 × nacheinander.)

6. fešər frets, fänk frešə feš. (3 × nacheinander.)

7. vür wāišwīvər wẹlə waišə, wẹn vür wöstə,
wôə wärm wasər wüər.

8. klēn kōfmanskengər kǫ̈nə kēn klēnə kiəšəkērə krāxə.

9. hängər hanəzə hänəzə hūz,
hangə hǫndərt hẹmdər ərūz;
dat dä deriɣ drēnk, dat däət dä duəš.

10. dər nonk fonk fa pōnk zingə honk,
hǫt dər monk jants wonk fa kafejronk,
däm dər nonk fonk fa ponk dər jantsə dāx dronk.
(Unter „ponk“ = d. Aachener Pontstraße gemeint.)

11. frankəns frānts fong tröər föl fusə frankələ.

12. hautiɣ hẹndriɣ häut hengər hön hūz häl (hartes) hǫlts.

13. kǫm ərop karling,
kristə enə hǫt karling;
zäts əm op karling,
stēt diɣ jot karling.
kǫm ərāv karling,
kristə ən kap karling;
dǫnzə āv karling,
bēstə brāv karling.

12. Scherzreime (Reimscherze).

1. ə jröng brinęlə blat,
šwęm plat dər bāx ərāv.

2. zäts di̯ bē mi̯ op də bānk,
dô fält di̯ ox də tsik net lānk.

3. tsi, tsa, tsǫ̊lə, də mędər es nô kǫ̊lə.

4. tūrə, lūrə lüt̯ə,
fa ęxə (Aachen) küt ət küt̯ə.

5. mędər, vadər i̯ han hongər. wôə? dôə
(auf den Mund zeigend).

6. jäv mi̯ ə häng̯ə, dāx žäng̯ə.

7. hastə ən tāi̯?
vərwār mi̯ dər waiš.

8. dat kēnk, fa də frau fēnk,
es əzu luəs (schlau) winə boxfenk.

9. äləwis klǫmpətis,
môə (morgen) kis də də šoən jəwis.

10. en ęxə an tsęnt fleng (St. Foïlan)
šlǫnt zə də bān övər də steng.

11. an dər hanzəmanplats (Aachen)
krit męni̯ enə də fänijə ūz də tāiš jəkrats.
(Dieser Platz weist eine Reihe Wirtschaften auf.)

12. enət wādər fäld (Wardener Feld),
dô wiəs för męni̯ dūzənt mark jäld.

13. ənə šnīdər on ən jeis,
zent də ärmstə dīrə, di i̯ weis.

14. kaux, kaux flīrətiə,
mengə man dä kanət miə.

15. han i̯ ət net jəzāt,
dər pätər wiət tsaldaət.

16. pitər, ət jit ə jəwitər,
ne klǫ̊əs, ət es net wôər,
hengə es ət at wörm klôər.

17. häustə dengə lange šwatsə frak mä ā,
met di selvərə pęrlə mętə knǫ̊fjərə drā.

18. ēvjə, mi lēvjə,
šek miɣ ə brēvjə,
nət tsə jruəs, on net tse klēn,
dat iɣ ət jot läəzə kā,

19. frau jrāv, zet əzu brāv
on kǫt ənz ərāv,
də frau bäkəš
hölt ziɣ jät läkəš.

20. lęɣ diɣ enət bät,
dǒ wistə węnistəns fät;
lęɣ diɣ en ənə jrāv,
dǒ wistə węnistəns brāv.

21. hastə dər pätər net jəziə?
ə es də pǫəts ərūz jəjangə
kāvərlengə (Maikäfer) fangə.

22. ət bränt, ət bränt,
də feuərwēr di ränt,
ət zets engə op də sprets,
dat əs dər burə frets.

23. hainə man, dä äləs kan,
mǫs ə kǫ̈pɣə kafe han.

13. Neck- und Spottliedchen.

1. „dants, dants kwiəzəlɣə,
dǒ kristə ox ə ai,“
dǒ zät dat ärm kwiəzəlɣə:
„iɣ dants nǫx net för tswai.“

„dants, dants kwiəzəlɣə,
dǒ kristə ox ən kou.“
dǒ zät dat ärm kwiəzəlɣə.
„ǒx lǫs miɣ dǫx en rou.“

„dants, dants kwiəzəlɣə,
dǒ kristə ox ə päət.“
dǒ zät dat ärm kwiəzəlɣə:
„dat es dər dants net wäət.“

„dants, dants kwiəzəlɣə,
dǒ kristə ox ənə man.“
dǒ zät dat ärm kwiəzəlɣə:
„nu dants iɣ wat iɣ kan.“

2. drükɣə, drükɣə stūr diɣ an nūz.
du krisənə man, dä käūz diɣ nūz,
du kris ding šōu met aiər jəwiks.

3. ādəlĕt hat tsup jəkaux,
viətsen daəx fa enə knaux.

4. matəs kaux kapəs, kaux fleiš,
dat di vadər ǫn di mǫdər ət net weis.

5. žängɣə wat hastə för ə böksjə ā?
ət es net jröng, net brung,
ət stēt diɣ net, ət pāzt diɣ net,
ət hat ox je fatsung.

6. zǒəs ə äfjə opət träpɣə,
för ming mǫdər zing dŭr.
hǫt ə löksjə enət röksjə,
ǫn ət kuənt net dərfŭr.

7. angəniəs, də kats es an dər kiəs,
dər honk es an də bǭtər.
iɣ saəx ət mi mǫtər.

8. o lūdəwiɣ, o lūdəwiɣ,
wat es miɣ dat met diɣ?
du lāxs miɣ net,
du krīɣs miɣ net,
du drenks miɣ net,
du es miɣ net,
du bes miɣ dǫx net krank?

9. nē, nē jup ə mai,
māx dox net zu völ bəhai.
stip di tsong ənz ūz dər mōnk:
jup, du bes nox jants jəzōnk.

10. kle šwats pătərɣə,
kōm miɣ net tsə nǒə,
zons kriɣ iɣ dər bäsəmstäk
on šlǫn diɣ šwats on blǒə.

11. kętš, kętš käər,
op wăm zi läər?
op di läər.

(Hat ein Kind einen Apfel oder eine Birne bis aufs Gehäuse verspeist, so singt es obigen Vers und wirft bei den letzten Worten das Gehäuse auf ein anderes Kind.)

12. ēmǒl jəjăvə blit jəjăvə,
āfjənǫmə es jəstǒələ,
kapĕlɣə, kapĕlɣə dər kǫp āf.

(Wenn ein Kind etwas zurückhaben will, was es einem andern geschenkt hat.)

13. zet əns, zet əns, dat es ə jəšäf
handələ met prikäts,
ǫn węn dat päət net träkə wēlt,
dô šlǫnt vür əm op dər stäts.
(Ein Spottlied der Kinder auf die Briketthändler.)

14. madăm, węn ür ment, ming bǫtər wür net jǫt,
dat es, dat ür ü̯ ärə̯ vərdǫt.
jöt fŭt fa ming waər,
zǫs kridər ə paər.
jöt nôhēm dräkjə honksmadām
on frāizt ən drŭjə bǫtərăm.
dat es fa Jöthe ni̯
on ox fa Schiller ke jədi̯.

14. Scherzliedchen und Sprüche.

1. węn də tsǫldātə dörə̯ də stat maršīrə,
öfnə də mădə̯ərə də fęnstər on də dŭrə.

2. „marĭə̯ə, marĭə̯ə wôə es dingə jong?“
„en ǫxə (Aachen), en ǫxə, ə šläət də dekə trǫm?“

3. ming mămă hat jəzāt,
kri̯ di̯ jeng būrə maət,
kri̯ di̯ ə mädə̯ə ūz də stat,
dat ən jlatsə täljə hat.

4. mădə̯ə, węns də freə wels,
dô fre a pătər jüpə̯ə,
ə hat ə lingə bǫ̈ksjə ā,
on ə wǫ̈lə stüpə̯ə (Wams).

5. i̯ ben ə mädə̯ə wi ə blat,
wäə mi̯ zit, dä es at zat.
i̯ ben ə mädə̯ə fa knauxə on blot,
wäə mi̯ zĭt, däə et mi̯ jot.

6. dre^{i} ruəzə em jādə,
dre^{i} lęnijə em fāld (fęld),
nu mos i̯ mi̯ hīrādə (hīrôdə),
zos wäət i̯ tsə ālt.

7. ət stīna mǫs ənə man han,
alt ǫdər jong,
zǫs blit dat stīna zetsə,
ət wüər šāt för zuə fatsong.

8. ət es jät tsə dǫn en dər wǫ̈lt,
wẹn mər ärpəl šält,
dô šnik mər zeɣ en dər fengər,
dat zent kǫdə dengər,
dô jēt mər əns bes hengə,
dô fänk mər ā tsə jrengə.

9. hē ə stǫ̈lɣə, dô ə stǫ̈lɣə,
op jędər stölɣə ə kǫ̈sə,
op jędər kǫ̈sə ənə panəkox,
dô hant vür äləmôəl jənox.

10. ət letɣə es jəzongə,
dər jrǫšə es vərdent,
on wäə miɣ nǫx ənə jrǫšə jet,
däm zeng iɣ nǫxə let.

11. ănə katringɣə, tsukərəmülɣə,
māx miɣ ə pār klǫ̈mpɣərə.
hengə ə käpɣə on fürə ə läpɣə,
dat zə net vərǫ̈mpələ.
zäts di leər an də wank,
pak də brôətwuəɣ en də hank,
šni an də langə; zent di langə jāisə,
dān zent di kǫtə ət bāistə.
juxhai, juxhai lēvər wel iɣ stęrvə,
levər wel iɣ stęrvə.

12. dər mǫnt šenk,
dər mǫnt šenk,
du lôx dər dǫktər em bät,
stip dər kǫp də fenstər ərūz
on srēt: „iɣ ha kēn däk.“

13. līrər, līrər lǫs də šǫ̈l ūzjǫn,
ət zent at tswälv ūrə,
də mădɣərə mǫ̈sə šūrə,
də jongə mǫ̈sə wasər hölə.
šūrə zə net, da blenkt ət net,
da könt ox môə (morgen) dər fraiər net.

14. iɣ han dər šlek,
iɣ han dər bek,
iɣ han əm zębə jôr jəhat.

(Wer aufstoßen muß, versucht diesen Spruch siebenmal zu sagen, ohne dazwischen aufzustoßen, und glaubt dann befreit zu sein.)

15. aiər on späk, dat es mi läəvə,
zalts on bruət es mingə duəd.

16. ət nômədaəxs öm ən ūr of viər,
du fenk jęt ā tse brǫ̈lə.
mə menk ət wör ə mǫrməldiər,
ət es də kafemǫ̈le.
haidi, haida, dər kàfə bǫvenā.

17. „wäə häu dat jədāt,“
zät dər auə flipəjrāt:
„du hät ə šwats hǫn
ə wis ai jəlāt.“

18. dęnk əns an də šǫ̈rəskār,
dęnk əns an dat rāt (Rąd),
an də būrəkərməs
on an dat ǫ̈xər plat.

19. a, b, bo, dər kǫ̈stər fält en də zoⁿ (Gosse),
a, b, bäk, dər köstər fält em dräk.

20. „jǫdən dāx, frau mǫndax!
wi jäət ət nǫx met də frau dēnsdāx?“
„jot, frau metwǫx,
bəstält ənə jrǫs an də frau dǫnəɣdāx,
zə zoⁿ an də frau frídāx zaɣə,
də frau zamsdāx zoⁿ äləs reng maxə,
dô küəmə vür met də frau zondāx op dər kafe.“

Ein Flachsriffellied.

Von **Bernhard Reinold** in Wamel (Amt Körbecke Kr. Soest).

Unter Flachsriffeln versteht man das Abstreifen der Fruchtkapseln von den Flachsstengeln.

Man bedient sich dazu der Flachsriffel, einer etwa zwei Meter langen Bohle, in deren Mitte ein Eisenkamm mit etwa 40 cm langen Zähnen angebracht ist.

Der Flachs wird, eine Handvoll nach der andern, so lange durch den Eisenkamm gezogen, bis die Stengel von den Fruchtkapseln befreit sind.

In früheren Jahren, als der Flachsbau in hiesiger Gegend noch in Blüte stand, wurde namentlich auf den Bauerngütern diese Arbeit vielfach des Abends vorgenommen. Dabei ging es gewöhnlich recht lustig her. Die jungen Burschen und

Mädchen des Ortes nahmen freiwillig und unentgeltlich daran teil. Es wurden reichlich Erfrischungen gespendet, und heitere Scherze und Lieder gab es in Fülle. Zu den Liedern, welche bei dieser Gelegenheit regelmäßig gesungen wurden, gehört auch das nachfolgende. Soweit mir bekannt, diente es nur diesem Zwecke allein und war weit und breit bekannt. Es wurde nur in plattdeutscher Sprache gesungen, und weil sein Urheber nicht bekannt ist, dürfen wir es als ein altes, schönes Volkslied im echten Sinne des Wortes betrachten.

Die jungen Burschen und Mädchen bedienten sich seiner, um sich gegenseitig einen Schatz anzusingen.

Meistens wurde die Person ersungen, welche die andere gerne hatte, mitunter aber auch in schalkhafter, neckischer Weise jemand genannt, der dem andern gleichgültig oder unlieb sein mußte.

Nun soll das Lied selbst nach dem alten Wortlaut und seiner Melodie folgen:

Wo hier die Namen „Georg“ und „Anna“ stehen, werden jedesmal die Namen derer genannt, welche man besingt.

Hochdeutsch.

Was steht auf unsrer Misten oder Düngerstätte? Ein Baum mit Haselnüssen. Wer soll die Nüsse pflücken? Und das soll unser Georg tun. Flierenflarenflitterjohn und das soll schöne gehn. Wer soll ihm helfen pflücken? Und das soll unsre Anna tun. Flierenflarenflitterjohn, und das soll schöne gehn.

Der Refrain „Flier un Flareu" kann als Ausdruck der Verwunderung und des Erstaunens aufgefaßt werden und „Flierenflarenflitterjohn" den höchsten Grad davon bezeichnen. Mit „Flieren" und „Flareu" benennt der Volksmund hierselbst Neigungen zum Leichtsinn, der Flatterhaftigkeit und Überspanntheit. Demnach könnten diese Worte auch bedeuten: „Unser Singen ist nur im Scherz gemeint".

Sprichwörter und Redensarten aus der Soester Börde.*)

Gesammelt von Lehrer **Otto Remmert,** Sprockhövel.

Unter Weglassung einiger auch in der hochdeutschen Sprache überall bekannter Sprichwörter gebe ich nachstehend eine kleine Auslese trefflicher, aus der Lebenserfahrung heraus entstandener Worte, die ich 1909—10 bei den Bauern der Soester Börde sammelte.

I. Von Eigentum und Vermögen.

1. Pachtland ias Schmachtland.
(Sassendorf, Meiningsen.)

2. Wann die Muise satt sind,
schmeket dat Miähl bitter.

3. Vam Schimmel kritt me klare Äogen.

Noch weiter geht man in der Sparsamkeit, wenn man die Mäuse sprechen läßt:

4. Wei nit mag, wo iak von buite,
dei maut ärten, wo iak in schuite.
(Schwefe, Sassendorf.)

*) Vgl. Unsere Zeitschrift 6 (1909), S. 141 ff.

Auf die Mitgift bezieht sich:

5. Wann de Frau en goldenen Stauhl miatbrenget, well se äok drop sitten. (An der Haar, Sassendorf.)

II. Eigenart und Wesen der Leute.

Der Bauer ist einfach:

1. Blou un grein driäget de Gecken intgemein.

Dem Heuchler wird vorgehalten:

2. Diu hiäst fallske Pannen op em Dak.

Dem Dummen sagt man:

3. Do härs te wuier en dullet Piärd rien.

Vom Faulen:

4. Däi wahrt de Kräggen im Siuerlanne. (Dinker, Bergede, Lippstadt, Sassendorf.)

Vom fleißigen und besonders starken Arbeiter dagegen

5. Däi härt de Düigen in de Moggen. (Tugend im Ärmel.) (Hemmerde.)

Den allzu Gleichgültigen und Selbstzufriedenen warnt man:

6. „Alles ias in bester Ordnung", sagg de olle Kino (= Kuno), do har hä den Henkel am Stocke hangen un de Kriuke verluarn. (Lünern, vor 40 Jahren sehr bekannt.)

Dagegen:

7. Guat kuiern un wuit struien (= streiten – schreiten) dat helpet en mannichen dör de Welt.

Junge Mädchen, die beobachtet werden, sprechen:

8. Wat kikste mi an? Wos te mi, dann lach mi an!

Das bekannte Wort von dem in seinem Vaterlande nicht geachteten Propheten drückt der Bauer in seiner Sprache aus:

9. Dä Iasel wät do nit krönnt, wo hä gebuarn ias.

Zur Vorsicht mahnt:

10. Dat Feld hiärt Äogen un de Busk hiärt Ohren.

Wer ein Loch im Strumpf hat:

11. Dä hiärt en Loak in de Hoasen, do kann ne Kauh iut siupen.

Erbschleicherei und ähnliches kennzeichnet man:

12. Häi schmitt mit ne Mettwuorst no ne Suie Speck.

Davon zu unterscheiden ist rechte Sparsamkeit:

13. Hä schmitt koine twoi Knüppel no nem Rüien, oder hei süt tau, datt hei oinen wuier kritt.

Der Selbstbewußte, Zufriedene:

14. Dä schmökt suin Puipken är de Biuer op sünte Mäten. Auch: Hai schmitt sick int Dämpken är . . .

(Am Martinstage hat der Bauer die Arbeit vorbei.)

Wer Pfingsten als letzter aufsteht, (als letzter die Milch bringt usw.) wird das ganze Jahr faul sein, denn:

15. Pingsbruit, fiule Hiut. (Wer Pfingsten den Garten noch nicht umgegraben hat, dem wird nach altem Brauch ein Strohkerl hineingepflanzt.)

Dem Aufschneider sagt man:

16. Julen Pinksdag, wann de Kauh de Ledder ropper löppt, un wann se op de öärwersten Sproatte ias, dann reipste: „Hoi, Kauh, fall nit!“

Wer mittags „kräftig dreinhaut“:

17. Dei friatet, är wann hei vandage noch hangen möchte.

Nachher aber

kann hait för drei Dage wuier iuthollen.

III. Verschiedenes.

1. Wo dä Tiun te suige (= niedrig) ies, do stigt jöider gäne dröiwer.
2. Et giat kein grötter Leid, as wat sick de Mensk selwer andeiht.
3. Wei de Welt vermährt, ias den Himmel währt. (Spruch für Wöchnerinnen.)

Eine alte pädagogische Wahrheit kleidet der Bauer in die Worte:

4. Wat me läert (lernt) fräuh (früh), dat hängt em lange täu.

Die Liebe zum Althergebrachten beweist treffend das Wort:

5. Wann de Biuern Schnurbiärde driäget un de (jetzt fast ausgestorbenen) Keipenkäls Förhirmden, dann geiht de Welt unner.

An derbe Strafpredigten, die die Bauern mitunter von den Kanzeln hören mußten, erinnert das Wort:

6. Spitz, kumm, de Pape stiakelt.

Mittags wird genaunt (= geschlafen). Die Mittagstunde ist die Naune. Wenn's auch nicht immer viel gibt,

7. man maut iäben von de Welt wiäsen sin.

Irgend eine Dummheit soll einer ausführen,

8. wann Pinksen op en Fruidag fällt un de Kalwer op em Uise danzet.

IV. Zum Schluß noch einige Bauernregeln.

Die Küken dürfen nicht zu spät ausgebrütet werden, denn

1. de öisten Küiken mött vam Pinksstiuten woat miäthewen.
(Sassendorf.)

Bienen sollen im Mai schwärmen

2. Ein Bienenschwarm im Mai
Ist wert ein Fuder Heu.

Zwei Sprüche vom Wetter:

3. Geht's nach der Ruhr, die schickt's retur,
geht's nach der Lippe, die nimmt's in die Schlippe.

Schönes Wetter gibt's,

4. wenn die Haar scheint und die Lippe greint.

Kleinere Mitteilungen.

Besprechungsformeln. Aus Deuselbach, Post Thalfang, im Hochwald sende ich aus meinem diesjährigen Osterferien-Aufenthalte die nachstehenden „Besprechungsformeln", die ich auf drei geschriebenen Zetteln in einem alten Gesangbuche (1766!) vorfand.

I. Für das Zahnwehe.

Petrus stand unter einem Eichenbusch. Da sprach unser lieber Herr Jesus Christ zu Petro: „Warum bist du so traurig?" Petrus sprach: Warum wollt' ich nicht traurig sein? Die Zähne wollen mir im Munde verfaulen!" Da sprach unser lieber Herr Jesus Christ zu Peter: „Peter, geh hin in Grund und nimm Wasser in den Mund, und spei es wieder aus im Grund!" ††† Amen.

II. Vor den Mangel.

Jerusalem, du heilige Stadt, darin ein Christus lag begraben ward, daraus seinen Wunden fließt Wasser und Blut, das ist für allen Mangeln und Fehler gut.

††† ††† †††
Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geist.

III. Für das Vieh, wenn es zuviel Klee gefressen hat.

Der Wind geht geschwind wie Maria.
†††

Daß in der Neuzeit der Glaube an solche Besprechungen usw. noch nicht ganz geschwunden ist, beweist ein Zettel, der vor rund zehn Jahren von einem Deuselbacher Bürger zur Zeit der Grummeternte an einem Mühlengraben aufgefunden wurde. Er hatte die Aufschrift:

„Gelbsucht.
Du tust den J. Ph. Sch. henken,
ich aber tu dich ertränken!"

Offenbar hatte der Zettel sein Ziel — das Wasser im Mühlengraben — verfehlt und blieb im Grummet liegen. Der Mäher erkannte die Bedeutung des Spruches und warf ihn nach dem Lesen in das Wasser.

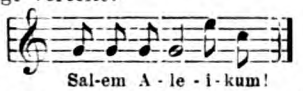
Karl Pfeiffer, Lehrer in Elversberg, Bez. Trier.

Musikalische Rufe. Ein interessantes Gebiet ist mir durch Vergleiche in verschiedenen Gegenden unseres volkskundlichen Gebietes aufgefallen: das der musikalischen Rufe. Sie gehören hauptsächlich dem Kinderliede an. Sie haben in ihrer Grundform wohl schon ein hohes Alter. Neuerdings werden ihnen Texte unterlegt, die sie modern erscheinen lassen. Es ist an der Zeit, die älteren Formen festzuhalten. Zweck dieser Arbeit ist, auf dieses wichtige Kapitel hinzuweisen.

In Wetzlar ist folgender Ruf üblich:

1.

Scherzweise wird aber auch unter Weglassung des ersten Tones gesungen: „Lausbub". Das ist wohl durch Ausgleichung an die Vokale des ursprünglichen Rufes entstanden. Der neueste Text aber ist „Salem Aleikum". Das ist ja der bekannte Name einer gegenwärtig viel genannten Zigarettensorte. (Von Haus aus natürlich der orientalische Gruß: „Friede sei mit Euch!"). Die Worte werden auf die Noten von Melodie 1 wie folgt verteilt:

2. 

Ein kürzerer Ruf ist folgender der etwa heißt: 3.

Ob dies eine Verkürzung des Rufes 1 ist, oder ein selbständiger Ruf, sei dahingestellt. Der letzte Ton in 3 ist ein unbestimmter, höher gesungener bezw. gejauchzter. Ruf 3 hörte ich als Jubelruf eines radfahrenden Jungen.

In Frankfurt ist ein Ruf ähnlich wie 1 üblich.

In Hanau a. M. wird, auf den Tönen 4. sich bewegend, folgender Text gesungen:

Salam alaikum, Loben alle Geister,
Spiritus, Petroleum, Fressen gerne Kleister.

Hier beachten wir die Entstehung eines Kinderliedes, wahrscheinlich doch auch aus einem ursprünglichen Rufe ähnlich wie Ruf 1.

In Saarbrücken-St. Johann sind folgende Rufe üblich: Wohl zum Herbeirufen eines entfernten Spielkameraden und auch zur Unterhaltung wird gesungen:

5.

Ein kürzerer Ruf heißt: 6.

In Solingen wird auch Ruf 2 gesungen. Die ursprünglichen Laute waren dem Mitteiler nicht mehr bekannt. Dagegen kannte er noch einen kurzen Ruf, wie folgt:

7.

Das h hinter dem E ist hörbar. Ein dritter Ruf in Solingen lautet: 8.

In Minden i. W, soll es heißen:

9.

Das wäre Ruf 1, doppelt gesungen. Ob die ursprünglichen Laute dort bekannt sind, weiß ich nicht.

Dies der mir bekannte Tatbestand. Es wäre nun sehr interessant, wenn entsprechende Aufnahmen auch an anderen Orten unseres rheinisch-westfälischen Gebietes gemacht würden. Speziell müßte das Alter der Rufe festgestellt werden. Sind sie in ihrer ursprünglichen Form doch wohl schon ziemlich alt und können sie vielleicht der Forschung wichtige Aufschlüsse geben. Friedrich Schön.

Beerenopfer. Wenn wir als Kinder Heidelbeeren suchten, so versäumten wir nie, die ersten drei Beeren, die wir fanden, nach rückwärts über den Kopf zu werfen. Wir vollzogen diesen Brauch, weil man uns sagte, es müsse so geschehen, wenn man viele Beeren finden wolle. Wir mögen auch wohl dunkel gedacht haben, daß Gott ein solches Opfer verlange; aber wir ahnten nicht, daß wir damit einem alten heidnischen Aberglauben unsern Tribut entrichteten, der noch tief im Gemüte unsers Geschlechts steckt und überall verbreitet ist.

So erfuhr ich kürzlich, daß in dem Stadtwald von Lemgo, der sog. Lemgoer Mark, in der Nähe der „faulen Wiese“ ein großer Granitstein liegt, auf dem die Beerensucher drei Beeren zerdrücken, und daß zwischen dem Dorfe Cappel und dem heidelbeerreichen Knick ein Teich liegt, in den die Beerensucher drei mal drei Beeren werfen, wenn sie mit vollen Körben heimkehren. H. Schwanold, Detmold.

Die Kröte als Votivgabe. Auf dem Tönsberge bei Örlinghausen an der Westgrenze des Lippischen Landes liegt, auf dem Ostrande des Bergrückens, eine vorgeschichtliche Wallburg, wahrscheinlich ein Sachsenlager, das vielleicht in den Kämpfen Karls des Großen gegen das Sachsenvolk eine Rolle gespielt hat. Innerhalb des Kernwerkes der Befestigung steht die Ruine einer Kapelle, die, nach den Bauresten zu schließen, aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammt und heute die Hünenkirche oder die Tönskapelle genannt wird; auch der Berg hat wohl von ihr den Namen.

Es wird eine dem h. Antonius geweihte Wallfahrtskapelle sein, mit der eine Klausnerwohnung verbunden war. Urkundliche Nachrichten über sie haben wir nicht.

Der h. Antonius erfreute sich im Mittelalter in Deutschland eifriger Verehrung. Es wurden ihm oft Armen- und Krankenhäuser geweiht, seit der großen Pest, die Deutschland und ganz Europa im Jahre 1348 heimsuchte, besonders Pesthäuser und Kapellen, da er der Schutzpatron gegen die Pest und das sog. Antoniusfeuer, eine böse Hautkrankheit, war.

Im Jahre 1900 wurde nun im Boden der Kapelle — nach Mitteilung des Herrn Lehrer a. D. Th. Deppe in Örlinghausen — eine aus Metall gegossene Kröte gefunden, die ich für ein Weihgeschenk an die Antoniuskapelle halten möchte, da die Kröte, nach dem Glauben des Volkes durch ihren giftigen Hauch, eine Entzündung der Haut hervorruft. Nach dem „Globus“ Bd. 87, Nr. 6, S. 93, Sp. 1 ist die Kröte das Symbol der Gebärmutter, der man mitunter ein menschliches Gesicht gegeben hat.

H. Schwanold, Detmold.

Bauer, setz' de Käs op! Eines der beliebtesten Kinderspiele in Dattenberg bei Linz am Rhein ist das in der Überschrift genannte. Einige dickere Steine werden zusammengelegt, aufgehäuft etwa 30—40 cm hoch. Etwa 10—12 Schritte davon entfernt wird ein gerader Strich gezogen, an dem die Mitspieler antreten müssen. Jeder Knabe hat sich einen etwa faustdicken Stein gesucht. Ein Knabe legt nun seinen Wurfstein, der nun „Käs“ benannt wird, auf den kleinen Steinhaufen. Er spielt den Aufpasser und hat dafür zu sorgen, daß sein „Käs“ immer aufliegt. Von dem Striche, „Môôl (= Mal)“ geheißen, werfen nun die Spieler mit ihren Wurfsteinen und suchen den „Käs“ hinabzuwerfen.

Betrachten wir den Gang des Spieles: der erste wirft fehl, sein Stein liegt weit hinter dem „Käs“. Er darf sein Wurfgeschoß nicht mit der Hand anfassen. Tut er es doch, so geht der Aufpasser hin und gibt ihm einen Schlag. Der Übeltäter muß nun seinen Wurfstein auflegen und Aufpasser spielen. Der andere stellt sich mit seinem abgenommenen „Käs“ zu den andern Spielern an dem Male in die Reihe. — Ein anderer wirft — der Käs bleibt liegen. Einem dritten, vierten geht es ebenso. Da trifft ein fünfter den „Käs“, der hinabfällt. Schnell raffen alle ihre Wurfsteine auf und laufen bis zum Male. Denn ehe der Aufpasser seinen „Käs“ wieder aufliegen hat, müssen sie unten sein, wenn sie dem Spiele nicht untätig zusehen wollen. So lange nämlich der „Käs“ nicht aufliegt, ist das Schlagen seitens des Aufpassers unwirksam. Das Werfen beginnt wieder von neuem. Dabei fliegt der Stein des einen etwas abseits. Ist der Knabe kühn, so rafft er beim Umdrehen des Aufpassers sein Wurfgeschoß auf und „brennt durch“. Gelingt es ihm, ungeschlagen bis an den Strich zu kommen, so darf er wieder werfen. Andernfalls hat er „seinen Käs“ zu hüten.

Ist es keinem gelungen, den Käs abzuwerfen, so stellt sich der Aufpasser zwischen den Strich und seinen aufliegenden Stein und paßt

auf, daß keiner durchbrennt. Dann läßt er den einen oder andern ein-, zwei- oder dreimal „stusse“ (= stoßen), „scheere“ (= scharren) oder „schöbbe“. Glaubt der Spieler, die gestellte Aufgabe lösen zu können, so hebt er beim „Stusse“ einen Fuß rückwärts und stößt mit der Fußspitze kräftig wider seinen Wurfstein, wodurch dieser vorwärts fliegt. Zum „Scheere“ stellt er seinen Fuß dicht neben den Stein und sucht ihn mit einem Rucke dem Male zu nähern. Soll der Knabe „schöbbe“, so legt er seinen Stein auf den Schuh und schleudert ihn dann nach vorne. Gelingt es einem Mitspieler, die gestellte Aufgabe zu lösen, d. h. seinen Wurfstein bis hinter den Strich, das Mal, zu bringen, so darf er wieder werfen. Andernfalls hat er verloren, er „eß dran“, muß seinen Stein als „Käs“ auflegen und den Aufpasser spielen. „Föüteln“ (= unrichtig, falsch spielen) wird dadurch bestraft, daß er sogleich „senn mooß“ (sein muß) als Aufpasser.

Beim Wechsel eines Aufpassers dürfen alle ihre Wurfsteine heben und sich an dem Male aufstellen, denn das Spiel beginnt von neuem.

Weidenbach, Andernach a. Rh.

Himmelfahrts-Waldfeste. In verschiedenen Gegenden ist es üblich, am Himmelfahrtstage eine allgemeine Frühlingsfeier im Walde abzuhalten, so z. B. in den Städten Blomberg und Salzuflen in Lippe. Das Waldfest in dem erstgenannten Orte habe ich selbst häufig mitgemacht. Nachmittags gegen 2 bis 3 Uhr zogen und ziehen noch heute die Gesangvereine und mit ihnen viele Bürger hinaus nach dem nahe gelegenen Hurn, einem großen Waldbestande im Südwesten der Stadt, wo an der nächstgelegenen Waldecke seit alten Zeiten Rasenbänke zum Ruhen einladen. Einige Wirte haben ihre Tische aufgeschlagen und versehen die Gäste mit Speisen und Getränken. Die Gesangvereine singen in freier Gottesnatur abwechselnd einige der herrlichen Frühlingslieder. Jung und alt, zahlreich erschienen, freut sich an dem Wiedererwachen der Natur. Manche jungen Leute machen von da aus dann noch einen weiteren Waldspaziergang, bis man sich abends wieder in den Lokalen der Stadt zusammenfindet, wo die Fortsetzung der Feier vor sich geht. Seit einigen Jahren geht man jedoch nicht mehr in den Hurn, der in Privatbesitz ist, sondern zum Braunenkampe, einem der Stadt gehörigen Waldbezirk.

Ähnlich feiert man in Salzuflen das Himmelfahrtsfest, nur zieht man seit alten Zeiten nicht, wie in Blomberg, nachmittags aus, sondern des Morgens in aller Frühe. Auch hier sind es wieder die Gesangvereine, die die Pfleger und Hüter der alten Sitte sind. Unter den Klängen einiger Frühlingslieder marschieren sie in den grünen Wald; auf besonders hervorragenden Stellen, so auf der Höhe des weit ins Land blickenden Vierenberges, an einem herrlich gelegenen Teiche mitten im Walde und anderswo wird Halt gemacht, um wiederum einige fröhliche Lieder durch den Wald ertönen zu lassen.

In den meisten lippischen Orten ist es seit alters her üblich, an den hohen Frühlingsfesten, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten, in den

nahen Wald zu gehen. Sonst macht der Landmann ja für gewöhnlich keine Spaziergänge, aber an diesen Tagen muß er in den wiedererwachenden Wald, es hält ihn nichts zu Haus, wenn wenigstens Mensch und Vieh gesund sind. Jedenfalls ist das auch ein Beweis für das Festgewurzeltsein alter Sitten. K. Wehrhan.

Vertreibung der Hexen in der Mainacht. In der Mainacht bewaffnen sich in Lippe noch heute junge Burschen mit Peitschen und „knallen" oder „knällern" die in dieser Nacht ihr Unwesen treibenden Hexen und Teufel hinweg. Man nennt diesen Brauch „den Möjjedag inklappen". Die Burschen gehen um die mitternächtige Stunde in Trupps vor die Häuser kinderloser Ehepaare und beginnen auf ein gegebenes Zeichen mit dem „Klappen", dabei einen Höllenspektakel verursachend. Heutzutage werden natürlich solche Bräuche von der Ortsobrigkeit nicht mehr anerkannt, und wenn der Hüter der Nacht auf dem Plane erscheint, verschwinden die Burschen, die „Klapper", in den dunklen Gassen und Winkeln des geschlossenen Dorfes, aber nur, um alsbald vor einem andern Hause das „Jungklappen" zu wiederholen. Auch den Inwohnern solcher durch die „Klapper" erwählten Häuser sind über die ihnen zugedachte „Ehre" nicht immer sonderlich erbaut und suchen sich davor zu schützen. Ein Liter echten alten Korns, frühzeitig vor die Haustür gestellt, ist häufig das bewährteste Mittel gegen den Überfall durch die Maiklapper.

In den am Teutoburger Walde liegenden lippischen Dörfern, die der eindringenden Kultur bisher noch immer am meisten entrückt waren, wie beispielsweise Veldrom, Schlangen u. a., hat sich der Brauch des Maiklappens am längsten erhalten und wird noch heute fleißig gepflegt.
K. Wehrhan.

Diebbannen. Der Besitzer eines Kornfeldes kann einen Dieb, der in der Nacht Korn stiehlt, bei Ausführung seines Diebstahls „stehen lassen" bis zum Morgen. Ehe die Sonne aufgeht, muß er ihn aber schon wieder gelöst haben, sonst ist der Gestellte unrettbar dem Tode verfallen. (Kohlstädt u. a.) K. Wehrhan.

Sage über die Gefangenschaft des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Lüneburg. An die geschichtlich beglaubigte Gefangennahme des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Lüneburg durch den Grafen Bernhard zur Lippe 1404 knüpft sich unter anderm folgende Sage, die, soviel ich weiß, noch niemals bekannt geworden ist.

In Aerzen bei Hameln (die Schlacht, in der die Gefangennahme erfolgte, fand am Ohrberge bei Hameln statt) befindet sich ein größeres Fachwerkgebäude, das sogenannte alte Bürgermeisterhaus, am östlichen Ausgange des Ortes, links an der Straße nach dem Kirchhofe; das Haus soll über 500 Jahre alt sein. Unter der Küche dieses Hauses befindet sich ein Kellerraum ohne Ein- noch Ausgang. Nur ein in die starke, von Bruchsteinen gemauerte Scheidewand gebrochenes, etwa 50 bis 60 cm weites Loch verrät, daß diese Kellerabteilung in früheren Zeiten, so

meint der Erzähler, einmal besonderen Umständen gedient hat. Die Bewohner des Hauses berichten: In alter Zeit ist von dem damaligen Besitzer des Hauses, dem Bürgermeister, in dieser Kellerabteilung ein Herzog längere Zeit versteckt gehalten worden. Im Fußboden in der Küche war eine kleine Öffnung, wodurch dem Herzog die nötige Nahrung gereicht wurde. Die Feinde desselben haben aber Lunte gerochen und das Haus des Nachts heimlich bewacht. Sie bemerkten, da sich die Hausbewohner unvorsichtigerweise eines Lichtes dabei bedienten, wie in der Nacht der Küchenschrank, der eben über jenem Loche stand, weggerückt wurde. So erst wurden die Leute auf das Versteck des Herzogs aufmerksam, drangen in das Haus und nahmen ihn gefangen. (Nach Mitteilungen des Herrn H. Richter, Hohenhausen.) K. Wehrhan.

Sagen vom Hohlenstein. Im Teutoburger Walde befindet sich in der Nähe des Dorfes Veldrom, zwischen Horn und Paderborn, eine erst vor einigen Jahren als solche entdeckte Tropfsteinhöhle, die von jeher den Namen Hohlenstein geführt hat. Von ihr plauderte ein alter Bekannter u. a. folgendes: Schon im Jahre 1873, als ich zum erstenmal in diese Gegend kam und auch den eigentümlichen Felsspalt im Hohlenstein in Augenschein nahm, erzählte mir der nun verstorbene Brauereibesitzer Honerla, man habe in diesen Felsspalt vor vielen, vielen Jahren einmal zwei Enten hineingesetzt, um zu erfahren, wie tief dieser unterirdische Spalt wohl führen würde. Die Enten seien unter dem Dome in Paderborn, wo bekanntlich die Pader entspringt, nach einigen Wochen wieder zum Vorschein gekommen. Diese Erzählung, die ich anfänglich für eine Aufschneiderei hielt, fand ich wirklich und finde sie noch heute in unsrer Gegend als Sage in Umlauf.

Andere meinen, daß man die Schnattertierchen darum in den Hohlenstein gesetzt habe, um festzustellen, ob die Quellen der Pader nicht von dem Wasser aus dem Teutoburger Walde, d. h. im besonderen aus dem des Hohlensteins gespeist würden.

Diese Sage hat Anlaß gegeben zur Entdeckung der tief im Innern des Hohlensteins verborgenen schönen Tropfsteinbildungen. Vor nun bald 10 Jahren war in Schlangen ein Schuhmacher, namens Budde, der viel und gern auf einsamen Wegen im Walde umherschweifte und gewissermaßen von einer Art Naturforschergeist beseelt war. Er war nicht von dem Gedanken abzubringen, man müsse doch den geheimnisvollen Gang, den vor vielleicht mehreren hundert Jahren die Enten durchschwommen hätten, wenn auch nicht ganz verfolgen, so doch wenigstens noch auffinden können. Mit einigen Freunden, ausgerüstet mit Feuerwehrleinen, Gurt und Haken, ging er mutig auf sein Entdeckungswerk los, wagte sich, an der Feuerwehrleine festgebunden, einige 400 Meter weit in den Gang hinein, hat festgestellt, daß im Innern schöne Tropfsteinbildungen waren, und wurde so der Entdecker der Tropfsteingebilde. (Nach Mitteilungen des Herrn Lehrers Bökemeier, Kohlstädt.) K. Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Essener Sagenbuch. Sagen aus Essen und seiner Umgebung. Gesammelt und bearbeitet von H. Vos und M. Weinand. Verlag H. Vos, Essen. Preis Mk. 0,80.

In einem schmucken, zierlichen Bändchen liegen zweiundvierzig Sagen aus der Kanonenstadt und ihrer näheren Umgebung vor uns. Die Ernte ist nicht allzugroß, die die eifrigen Sammler in jahrelanger Sammlertätigkeit in ihre Scheuern gebracht haben. Möge jede neue Auflage auch neue Schätze zeigen und so den Sammeleifer der beiden Bearbeiter lohnen. Dankbar muß man diese kleine Sammlung begrüßen, wenn auch für den wissenschaftlichen Gebrauch man ungern auf die Quellennachweise verzichtet. Doch ist das Büchlein ja zunächst dazu bestimmt, in den Schulen und im Hause daheim wieder die Liebe zur engeren Heimat zu wecken und zu pflegen und zu erhalten. Möge dem übrigens gut ausgestatteten und mit glücklich gewählten Bildern geschmückten Büchlein eine weite Verbreitung beschieden sein. Es hat es verdient. A. O.

Das Jülicher Land. Von Hermann Ritter. Berlin-Dahlem 1912. F. Fontane & Co. VIII, 551 S. Mk. 6.—.

Das Buch bildet den ersten Band einer neuen, groß angelegten Sammlung von Darstellungen, die den Titel „Deutsche Erde", Bücher der Heimat, tragen sollen, in denen nach und nach das ganze Deutsche Reich in seinen vielen einzelnen charakteristischen Landstrichen vor uns erstehen soll. Mit seinem „Jülicher Land" hat Ritter einen guten Anfang gemacht. In seiner bekannten Weise schildert er in groß angelegten Bildern das Jülicher Bergland (Montjoie, Das hohe Venn, Gemünd-Nideggen, Wildenburg-Reifferscheid, Im Schleidener Tale, Die frühere Eisenindustrie der Nordeifel, Münstereifel), den Fuß der Eifelberge (Euskirchen, Zülpich, Düren mit seinen Industrien, Eschweiler, Stolberg), Inseln im Ährenmeer (Jülich, Linnich, Heinsberg-Geilenkirchen, Bergheim-Bedburg, Grevenbroich, Odenkirchen usw.), und zuletzt die Goldene Meile (Remagen, Oberwinter, Sinzig, Das Weinland der Ahr). Von engerem volkskundlichen Interesse ist die ausführliche Schilderung der Narrenakademie zu Dülken, einem der bekanntesten der Rheinischen Schilda. Sonst tritt eigentlich das Volkskundliche, soweit es sich namentlich um die Werke, die Erzeugnisse volkstümlicher Arbeit handelt, etwas zurück zugunsten der Welt- und Kulturgeschichte. Auch wäre wohl die eine und andere Einzelheit zu berichten. Indessen wird man sich trotz derartiger Hinweise den Genuß des stilistisch fein ausgearbeiteten Buches nicht verkümmern lassen. Der Verfasser aber wird wohl in einer späteren Auflage Gelegenheit haben oder nehmen, nach der rein sachlichen Seite hin zu bessern.

Dr. A. Wrede.

Aus vergangenen Tagen nennt der Aachener Stadtrat A. Thissen eine Reihe von Aufsätzen, in denen er „Die Festlichkeiten bei der Feier der Taufe des Königs von Rom (Napoleons I. Sohn) im Juni 1811 in Aachen“ schildert. Diese Aufsätze erschienen zuerst in der Zeitschrift „Oecher Platt“ (1911) und sind dann auf den Wunsch vieler in einem Sonderdruck vereinigt herausgegeben worden. Die Darstellung baut sich auf gleichzeitigen Zeitungsberichten (Journal de la Roer), Briefen, Rechnungen und Akten der französischen Verwaltung auf und fördert volkskundlich Wissenswertes, auch namentlich für Aachen geschichtlich wertvolles Material zutage. Soviel mir bekannt, haben wir Darstellungen der König von Rom-Feier für Köln in der Zeitschrift Alt-Köln (1. Jahrg., Nr. 1, 1906) und eine andere: Die Feier der Geburt des Königs von Rom im ehemaligen Herzogtum Arenberg-Meppen. Osnabrücker Monatsblätter 1907, Nr. 17. Vielleicht ist auch noch an der einen oder andern Stelle darüber gehandelt. Wenn nicht, dann möge man dem Beispiele der Verfasser der drei Abhandlungen folgen, namentlich Herrn Stadtrat Thissen, der den Gegenstand so ausführlich und uneigennützig behandelt hat. Dr. A. Wrede.

Der Narrenbaum. Deutsche Schwänke aus vier Jahrhunderten. Hrsg. von Heinrich Mohr. Dritte Auflage. Freiburg i. Br. 1911. Herder XII, 317 S. Geb. in Leinw. Mk. 2.50.

Die Erneuerung alten Volksgutes ist in den letzten Jahren auch den echt volkstümlichen Schwänken zugute gekommen. In vorliegender ausgewählter Sammlung sind die besten alten Schwankbücher vertreten, von älteren wie „Pauli, Schimpf und Ernst“ und „Wickram, Rollwagenbüchlein“ bis zu neueren wie „Hebel, Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes“. Von rheinischen Autoren kommen zur Geltung Karl Simrock und Johann Wilhelm Wolf, dann Anton Birlinger, der zwar von Geburt ein Schwabe war, aber längere Jahre als Germanist in Bonn wirkte. Die prächtige, hübsch ausgestattete Sammlung kann unbedenklich jedem empfohlen und in die Hand gegeben werden. Dr. A. Wrede.

Das Oberbergische Land. Jahrg. 5, Heft 3 der Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. Düsseldorf, L. Schwann. Das vorliegende Heft bringt kunstgeschichtliche Aufsätze von verschiedenen Verfassern, die im wesentlichen sich auf die drei Kreise Gummersbach, Waldbröl und Wipperfürth beziehen. Architekt Klotzbach (Barmen) schildert oberbergische Städte und Dörfer, Prof. Dr. jur. F. W Bredt (Barmen) Dorf- und Landkirchen, Kgl. Baurat F. C. Heimann (Köln) Mittelalterliche Kirchenausstattung im Oberbergischen und Prof. Dr. Bredt und Dr. Bruno Hirschfeld Oberbergische Burgen und Schlösser. Die volkstümliche Bauweise im Bergischen und die Bergische Volkskunst sind in diesen Aufsätzen und auf den dazugehörigen Tafeln aufs beste herausgehoben. Von den Oberbergischen Naturdenkmälern handelt im letzten

Teile Dr. Hans Foerster, indem er charakteristische Eichen, Linden, Rotbuchen, Fichten und Pappeln, vor allem zwei baumartig gewachsene vielhundertjährige Stechpalmen (Kr. Wipperfürth) als der Erhaltung würdig darstellt. Das Heft bedeutet wiederum eine schöne Gabe des Vereins.

Dr. A. Wrede.

Mielke, Robert, Wilibald von Schulenburg, Heinrich Lohre und K. Kiekebusch. Landeskunde der Provinz Brandenburg. III. Band: Die Volkskunde. Berlin 1912. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). XVI und 516 S. Lex.-Form. Mit 272 Abbild. im Text, 19 Tafeln u. 1 Karte. Preis brosch. Mk. 4.—, elegant geb. Mk. 5.—.

Das vorliegende Monumentalwerk bildet den dritten Teil der fünfbändigen Landeskunde der Provinz Brandenburg, die unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von Ernst Friedel und Robert Mielke im Erscheinen ist. Mit diesem eingehenden Werke erhält Brandenburg als erste preußische Provinz eine vollständige Volkskunde. Sie ist in Anlage und Durchführung vorbildlich, märkisches Volkstum: Sagen, Märchen, Sang, Wohnart, Gebräuche und Vorgeschichte enthaltend. In dem ersten Kapitel, das von der äußeren Volkskunde handelt, sucht Robert Mielke, der bekannte Volksforscher und geschätztes Mitglied unseres Vereins, den Märker in seiner ethnographischen Stellung zu umgrenzen, die Herkunft des brandenburgischen Volkstums, besonders auch die geistige Struktur des Berlinertums zu schildern. In reicher Mannigfaltigkeit ziehen die Lage der Siedelungen, ihre Formen und Verbreitung, Haus und Hof, die Wohnung, Trachten, die verschiedenen Formen der Arbeit in Stadt und Land, Speise und Trank in Wort und Bild an uns vorüber. Aus alledem ergibt sich das auf weite Vergangenheit zurückgehende besondere märkische Gepräge. Recht überzeugend tritt uns diese Folgerung auch in der Darstellung der inneren Volkskunde entgegen, von Wilibald von Schulenburg bearbeitet. In fein psychologischen Untersuchungen über Sage, Märchen usw. erkennen wir, wie er das Volk bis in das Tiefste seiner Seele hinein belauscht hat. Er zeigt in einer kartographischen Übersicht, wie sich die nachweislich spät eingewanderte Bevölkerung den vorhandenen Überlieferungen unterworfen hat, indem er analytisch dem Fortbestehen altheidnischer Formen bis in die Gegenwart hinein nachgeht und die Verbreitung einzelner dieser Formen auf der Karte einträgt. Besonders instruktiv sind die zahlreichen Abbildungen des vorzüglich ausgestatteten Werkes auch in dieser Abteilung, wo man sonst nicht gewohnt ist, anschauliches Bildermaterial zu finden; die „Kluge Frau", der „Kluge Mann", das „Mädchen mit dem Kennzeichen einer Mare", die „Hexe", der „Hexenmeister", der „alte Schweinestall, an dem man Weissagungen empfing", „Der Tote trägt den Lebendigen", der „Schimmelreiter", die „Mütze vom Toten" und andere Abbildungen, die der Verfasser nach dem Leben bringt, reden eine besondere Sprache. Die Volksdichtung ist von Heinrich Lohre behandelt. Die zahlreichen Noten bei den noch zahlreicheren Balladen, den lyrischen Gesängen, den

vielfältigen Soldaten-, Jäger-, Handwerks- und geistlichen Volksliedern wie auch bei den Kinderliedern und -Spielen geben ein schönes Bild von der Liebe des Märkers zur Sangeskunst. Schließlich ist unter dem Namen der Volkskunde auch hier die Vorgeschichte behandelt, die Stein-, Bronze-, Eisen-, La Tène-, die römische und die Wendenzeit, woran sich die Behandlung der Frühgeschichte schließt. Auch hier finden wir, wie das ja in ähnlichen Arbeiten immer der Fall ist, zahlreiche Abbildungen.

Das vorliegende Werk, d. h. der volkskundliche Band, hat nicht nur provinziellen Wert. Die eingehende und doch übersichtliche Behandlung der Volkskunde Brandenburgs ist für jeden Volksforscher der Beachtung sicher, dann hat man ja z. T. in näheren wie ferneren Provinzen denselben Überlieferungsstoff, wie ihn die Märker haben, so daß man unmittelbar auch für andere Gegenden daraus schöpfen kann. Wir können dieser brandenburgischen Volkskunde nur unsere besten Empfehlungen mit auf den Weg geben und den Wunsch aussprechen, daß die Behandlung dieser ersten preußischen Provinz vorbildlich für die andern werden möge. K. Wehrhan.

Leithaeuser, Julius, Professor. Bergische Pflanzennamen. Elberfeld, Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien. 61 S. 8°. Preis 1.20 Mark.

Im Vorwort bemerkt der Verfasser: „Den im Jahre 1906—07 veröffentlichten „Tiernamen“ folgen hier die „Bergischen Pflanzennamen“. Auch sie beruhen, wie jene, auf der gemeinsamen Sammelarbeit vieler Bergischer Mitarbeiter aus den verschiedensten Teilen des Landes. — Außer den Namen konnte in vielen Fällen ihr Vorkommen in Redensarten, Sprichwörtern und Liedern, sowie die Verwendung der betreffenden Pflanzen als Nahrungs- oder Heilmittel und endlich ihre Bedeutung im Volksglauben berücksichtigt werden.“

Gerade der letztere Umstand berechtigt uns, die fleißige Arbeit auch hier zu erwähnen. Sie sei allen Freunden der Bergischen Heimat, aber auch andern Forschern der Volkskunde bestens empfohlen.

-e-

☛ **Hauptversammlung: Sonntag, 7. Juli,** vormittags $11^1/_2$ Uhr in **Duisburg** in der „Städtischen Tonhalle“ (Königstraße).

Tagesordnung:

1. Jahresbericht. 2. Rechnungsablage. 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Vorträge.

Um zahlreiches Erscheinen bittet

Der Vorstand.

A. Martini & Grüttefien (vorm. Baedekersche Buchdruckerei), Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

9. Jahrgang. **1912.** **Drittes Heft.**

Das Spiel im alten Ägypten.

Von **Alfred Wiedemann.**

Vortrag, gehalten bei der Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde zu Duisburg, am 7. Juli 1912.

Bereits frühzeitig haben die Volkskunde-Forscher den Wert der Spiele für die Beurteilung des Lebens und Treibens der einzelnen Völker erkannt und sich ihrer Sammlung und Untersuchung zugewendet. Ihr Ursprung, ihr gegenseitiges Verhältnis, ihre Beziehungen zu den Spielen anderer Länder und Stämme wurden behandelt. Eine reichhaltige Literatur ist ihnen gewidmet worden, wobei das Kinderspiel, das am meisten in die Augen fiel und sich am klarsten verfolgen ließ, vor allem Besprechung fand. Der Spielsport der Erwachsenen, bei dem vielfach andere, weniger volkstümliche Beweggründe Einfluß ausübten, mußte demgegenüber im allgemeinen zurücktreten.

Zwei Quellenreihen sind es, die in den Kinderspielen und in den mit ihnen zusammenhängenden, nicht sportsmäßig organisierten, Spielen der Erwachsenen ihren Niederschlag gefunden haben. Zunächst die Beschäftigungsfreude des Kindes und des ihm in seinem Fühlen und Denken nahestehenden primitiven Menschen und der damit in Verbindung stehende Wunsch, neu erlernte Geschicklichkeiten in entsprechender Weise an den Tag zu legen und weiter auszubilden. Es handelt sich hierbei im Grunde um den gleichen Trieb, den man, wenn auch naturgemäß schwächer entwickelt und mit weniger Überlegung verknüpft, bei dem Tier, besonders in seiner Jugend, beobachten kann. Auch der junge Hund sucht, sobald ihn die Erfahrung den Gebrauch seiner Muskeln

gelehrt hat, diese durch Umhertollen und durch gleichmäßige Bewegung zu erproben. Und wenn dem Tier Künste, wie das Apportieren, Pfote geben und ähnliches beigebracht worden sind, dann ist es stolz auf das neue Können. Es ist bestrebt, dieses nun auch möglichst oft zu zeigen, so gut wie das Kind sein Spiel, mag es auch noch so ermüdend sein, immer wieder von neuem wiederholt. — Die zweite Quellenreihe ist ernsterer Natur, sie entspringt tief innerlichen Empfindungsreihen. Alte religiöse Gebräuche und dramatische Vorführungen büßen im Laufe der Zeit ihren tieferen Sinn ein, sie werden zunächst zu Volksspielen, die zu bestimmten Zeiten innerhalb einzelner Gemeinschaften oder im Kampfe mit andern Kreisen abgehalten werden. Allmählich aber hören sie späterhin auf, die Volksgemeinschaft zu interessieren und leben, entkleidet aller ihrer alten Weihe, nur noch als Kinderspiele fort.

Die Scheidung zwischen diesen beiden Quellenreihen ist im Einzelfalle nicht leicht. Eine unmittelbare zuverlässige Überlieferung über den Ursprung bestimmter Spiele liegt so gut wie nie vor. Theoretische Erwägungen nützen wenig, da bei ihnen in allzu hohem Grade Vermutungen Tür und Tor geöffnet ist. Den besten Weg bietet im allgemeinen die Vergleichung dar, die Untersuchung entsprechender Gebräuche bei örtlich und zeitlich möglichst weit voneinander entfernten Völkern. Hierbei, wenn an gemeinsamen Ursprung und gegenseitige Beeinflussung nur in den seltensten Fällen gedacht werden kann, lassen sich am ehesten Andeutungen gewinnen, inwieweit man es bei den verschiedenen Spielarten mit individuellen Äußerungen der Gestaltungskraft des einzelnen Volkes zu tun hat, inwieweit allgemein menschliche Gedankengänge vorliegen.

Von derartigen Erwägungen ausgehend sollen im Folgenden die Spiele der Kinder und der Erwachsenen im alten Ägypten in das Auge gefaßt werden. Sie bieten für die Volkskunde ein wichtiges Vergleichsmaterial vor allem dadurch dar, daß man auf dem Boden des Niltales an der Hand zahlreicher Inschriften, Darstellungen und Spielzeugstücken das Spiel bis etwa zum Jahre 3000 v. Chr. hinauf verfolgen kann. Man gelangt damit in Zeiten, aus denen

sonst auf der Erde so gut wie keine andern sicher datierbaren Überlieferungen vorliegen. Die örtliche Entfernung des Landes anderseits von den Sitzen der deutschen Kultur[1]) läßt einen wechselseitigen Austausch zwischen diesen beiden Kulturkreisen von vornherein als unwahrscheinlich und im allgemeinen als ausgeschlossen erscheinen.[2])

Des Kindes Lieblingsspielzeug war an den Ufern des Nils genau wie bei uns die Puppe. Und wie bei uns, so waren auch im Niltale die Puppen zum weitaus größeren Teile weiblichen Geschlechts. Es ist bei dieser prinzipiellen Gleichheit aber doch ein beachtenswerter Unterschied vorhanden. Während bei unsern Puppen die Körperformen, abgesehen von dem Gesichte, nur in großen Umrissen angedeutet werden, sind die besser gearbeiteten ägyptischen Puppen vielfach völlig naturalistisch gebildet. Dieser Unterschied erklärt sich aus der Verschiedenheit des Klimas und der Sitten. In modernen Zeiten und in nördlichen Ländern ist das Kind gewohnt, den Menschen, der sich ihm in der Puppe verkörpert, bekleidet zu sehen. Infolgedessen wird ihm bei der Puppe die Kleidung zur Hauptsache. Unter der warmen Sonne Ägyptens arbeitete der Bauer auf dem Felde, die Dienerin im Hause so gut wie unbekleidet, die Kinder liefen bis etwa zum zehnten Jahre vielfach nackend umher. Und auch die Erwachsenen der

[1]) Für das deutsche Kinderspiel ist in erster Reihe das Werk von K. Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1909, zu nennen, welches in seiner Literaturübersicht auch das Ausland in großem Umfange heranzieht.

[2]) Ältere Darstellungen von Spiel und Tanz im alten Ägypten finden sich bei Wilkinson, The Manners and Customs of the ancient Egyptians (Auszug daraus Wilkinson, A popular Account of the ancient Egyptians. London 1854. S. 100 ff., 133 ff., 188 ff. [zitiert W.]), neueste Auflage besorgt von Birch. London 1878. I. S. 500 ff., II. S. 54 ff., dessen Wert auf den zahlreichen Illustrationen beruht [zitiert W. B.]. Kürzer ist Erman, Ägypten. Tübingen 1885. S. 333 ff. [zitiert E. Bei Erman beziehen sich die Zahlen der Zitate auf die Seiten, bei Wilkinson auf die Illustrationen]. Die Angaben in den sonstigen Schilderungen Ägyptens gehen meist auf diese Werke zurück. — In den letzten dreißig Jahren hat sich das verfügbare Material durch Publikationen und Ausgrabungen sehr vermehrt, das wichtigste hiervon ist im Folgenden mit verwertet worden.

höheren Stände zeigten häufig ohne Scheu vor der Öffentlichkeit ihren Oberkörper, ihre Arme und Beine unverhüllt. Was das Kind derart an Körperformen alltäglich vor Augen hatte, das wollte es in seinem Spielzeuge wiederfinden, und so gab man diesem ohne Bedenken eine entsprechende naturgemäße Ausgestaltung.

Gelegentlich hat man freilich vorgeschlagen, für diesen Naturalismus eine andere Erklärung vorzuziehen. Man wollte in den naturalistischen Figuren keine Puppen, sondern für das Grab bestimmte Ersatzbeigaben sehen. Zaubersprüche sollten den Gestalten Leben verleihen und dann sollten sie den Verstorbenen als Genossinnen und Dienerinnen im Jenseits zur Seite stehen.

Richtig ist bei diesem Gedankengange, daß es derartige Ersatzbeigaben im Niltale gegeben hat. Anfangs hatte man hier wie anderswo bei der Bestattung vornehmer Persönlichkeiten Menschenopfer dargebracht, um auf diesem Wege den Verewigten die wünschenswerte Begleitung in die Totenwelt nachzusenden. Als die Zeiten milder wurden und das Menschenleben mehr Wert gewann, trat das Menschenopfer in Ägypten mehr und mehr zurück, wenn es auch, solange es eine einheimisch ägyptische Kultur gab, nicht vollständig aus dem Bewußtsein des Volkes verschwand. Wenn man aber auf das Opfer lebendiger Mitmenschen verzichtete, so gedachte man deswegen doch nicht einsam und unbegleitet in das Jenseits einzugehen. Man fertigte plastische Figuren, welche man in die Gruft legte, oder malte Gestalten an die Grabwände, und nahm an, die magische Kraft, mit welcher der Tote ausgerüstet war, werde imstande sein, diese Bildwerke in ihre Urbilder zu verwandeln. Er werde sich auf diesem Wege Verwandte, Freunde, Diener für die Ewigkeit verschaffen.

Zunächst wurden die Statuetten, auf welche hierbei das Hauptgewicht gelegt wurde, in den charakteristischen Stellungen der Einzelberufe ausgearbeit: Der Bäcker knetete und buk das Brot, der Koch zündet das Feuer an, der Bierbrauer füllte das Brot zur Gärung in Töpfe, der Schreiber saß da und lauschte den Worten des Herrn, bereit, dieselben aufzuzeichnen, die Dienerinnen brachten Kästen und Körbe mit

Fleischspeisen. Später gab man im allgemeinen die individuelle Ausführung der Statuetten auf und fertigte, wohl wesentlich aus Sparsamkeitsgründen, statt dessen typische Bildnisse, die sogenannten Uschebti, welche meist Mumienformen erhielten und dabei Ackerbauwerkzeuge in der Hand trugen. Wie die Texte lehren, sollten sie, trotz dieser Charakterisierung als Bauern, nicht nur als solche tätig sein, sondern zu jeglicher Dienstart bereit stehen. Daß man die Ackerarbeit betonte, beruht nur darauf, daß die Feldarbeit den Weg bildete, auf welchem der alte Ägypter bei Lebzeiten und dem entsprechend auch im Jenseits das nötigste Lebensmittel, das Brot, zu erlangen vermochte.

Obwohl die Uschebti-Statuetten so gut wie immer durch die Bezeichnung als Osiris und durch den künstlichen Bart als Männer gekennzeichnet sind, so konnten sie doch bisweilen weibliche Obliegenheiten übernehmen. Insbesondere traten sie als Klageweiber auf und erfüllten in weiblicher Gestalt die übrigen den Frauen bei der Bestattung vorbehaltenen Verpflichtungen. Dieses Zusammenfassen beider Geschlechter in dem männlichen Osiris hängt damit zusammen, daß nach ägyptischem Glauben jeder Tote ein Osiris wurde. Nach dem Vorbilde des Gottes, der gestorben und dann zu neuem, ewigem Leben wieder auferstanden war, sollte sich auch das Schicksal des Menschen gestalten. Bei der Schilderung der göttlichen Auferstehung hoben die altüberlieferten Texte mehrfach die Männlichkeit des Gottes hervor. Man verfuhr daher in gleicher Weise bei der Darstellung der Geschicke des menschlichen Toten, unbekümmert darum, daß dieser gegebenenfalls bei Lebzeiten eine Frau gewesen war. Derartige Angaben hinderten es freilich nicht, daß man daneben annahm, der Tote werde im Jenseits völlig die gleiche Gestaltung besitzen wie einstens im Diesseits; der Mann werde demnach Mann, die Frau Frau bleiben. Es liegt bei diesen verschiedenen Auffassungen des Geschlechts des Verstorbenen einer der zahlreichen Widersprüche vor, wie man sie in den religiösen Gedankengängen der alten Ägypter sehr häufig festzustellen vermag. Der Mangel an systematischem Sinn, den das Volk von alters her besaß und stets beibehielt, hat es verhindert, daß derartige

Gegensätze von ihm so scharf empfunden wurden, wie dies in modernen Zeiten geschehen würde. Man fühlte infolgedessen auch keinerlei Bedürfnis, solche Unstimmigkeiten auszugleichen, die eine oder die andere Lehre als unberechtigt und unmöglich zu tilgen.

Aus den Uschebti-Statuetten konnte man je nach Bedarf männliche oder auch weibliche Urbilder herauszaubern, andere Figuren besaßen ausschließlich weiblichen Charakter. Es sind dies in nicht unerheblicher Zahl an den verschiedensten Stellen des Niltales entdeckte, häufig wenig künstlerisch ausgeführte Bildnisse weiblicher, meist mit einer großen Perücke geschmückter, sonst aber im allgemeinen unbekleideter Persönlichkeiten, welche flach auf einer Art Ruhebette liegen. Neben ihnen liegt in sehr vielen Fällen ein kleiner Knabe auf dem Lager.[3]) Diese Bildnisse gehören in den weitverbreiteten Kreis der „Totenhochzeit". Zahlreichen Völkern gilt als der richtige Zustand des vollkommenen Menschen das Verehelichtsein. Sank ein Mensch in das Grab, bevor er zur Ehe hatte schreiten können, so fehlte ihm etwas zur Vollkommenheit. Es war eine heilige Pflicht der Hinterbliebenen, danach zu streben, ihm für das Jenseits diese Verbindung zu ermöglichen, welche ihm das Diesseits versagt hatte. In der verschiedensten Weise ist eine solche Beschaffung versucht worden. Bald hat man dem Toten den fehlenden Gatten oder die Gattin in Gestalt eines ihm dargebrachten Menschenopfers nachgesendet, bald hat man ihn feierlich mit einem andern Toten vermählt, bald ihm eine Ersatzgestalt angetraut, oder doch wenigstens das Begräbnis in der Art einer Hochzeitfeier gestaltet. Anklänge an derartige Gedankengänge leben bis in unsere Zeit hinein nicht nur bei primitiven Völkern, sondern auch in deutschen Volksgebräuchen fort.[4])

Zu gleichem Zwecke, behufs einer Totenhochzeit, wurden

---

[3]) Petrie, Kahun., Taf. 18 Nr. 37 (aus der 19. Dynastie, um 1300 v. Chr.), 32, 33; Erman, Ägypt. Religion, Fig. 92; Ägypt. Zeitschrift 46, S. 31 (Spätzeit); Petrie, Naukratis I. Taf. 17, Fig. 2, 7, 8, 9, S. 40 (mehrfach die Frau allein).

[4]) Sartori, Sitte und Brauch I. S. 152 f.

die erwähnten ägyptischen Figuren gefertigt. Dabei muß man aber im Auge behalten, daß bei zahlreichen Exemplaren im Niltale das Hauptgewicht nicht auf die Frau gelegt worden ist, sondern auf das Kind, das neben ihr erscheint. Wenn die rechtliche Stellung der Frau im alten Ägypten auch verhältnismäßig günstig war, weit günstiger wie in den meisten sonstigen Ländern des Altertums, so spielte das weibliche Wesen doch, besonders wenn es verheiratet war, so gut wie gar keine Rolle. Die Aufgabe der Ehefrau in der Familie war eigentlich nur die, Mutter, und zwar Mutter eines Sohnes, zu werden. Der Sohn war es, der den Namen, d. h. die Wesenheit, des Vaters hier auf Erden fortbestehen ließ. Er war nach uraltem Glauben berufen, in richtiger Weise die Totengebete zu sprechen und die regelmäßigen, an bestimmten Tagen wiederkehrenden Totenopfer darzubringen. Um dem unverehelichten Toten einen solchen Sohn noch nachträglich zu gewähren, wurde ihm hier im Niltale bei der symbolischen Totenhochzeit nicht nur eine Gattin verliehen, welche ihn ihm schenken konnte, sondern man gab ihm gleichzeitig der Sicherheit halber auch den erwünschten Sohn im Bilde mit in das Grab.

In anderen Fällen war man nicht so besorgt, und begnügte sich mit der Begründung der Ehe, der dann der Sohn entsprießen sollte. Wieder andere hielten es für richtiger, dem Toten nicht eine menschliche Frau mitzugeben, welche auf dem Lager ruhte, sondern ein weibliches Wesen, welches unbekleidet in einer Art Kapelle steht. Hier liegt eine Verschmelzung der irdischen Frau mit der Gattin des Osiris, der Göttin Isis, vor. Sobald man sich gewöhnt hatte, den Verstorbenen dem Totengotte gleichzustellen, so wurde naturgemäß seine Gattin auch zu dessen Gemahlin. War dieses aber geschehen, dann hatte bei der Totenhochzeit der Sohn zu fehlen, entsprechend den eigenartigen Vorstellungen, welche sich die Ägypter von der Entstehung des Sohnes Horus nach dem Ableben des Osiris entwickelt hatten, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.[5])

Wenn aber dergestalt weibliche Ersatz-Beigaben im

[5]) Vgl. hierfür Wiedemann, Rec. de trav. rel. à l'Égypt. 20 S. 134ff.

Niltale sehr verbreitet waren, so darf man sich durch diese Tatsache nicht verführen lassen, alle oder doch den größten Teil der ägyptischen weiblichen Bildwerke in diesen Kreis einordnen zu wollen. Gerade bei den naturalistischen weiblichen Puppen steht durch die Art ihrer Ausführung, ihren Fundort, gelegentliche Notizen, ihr Puppencharakter, ihre Bestimmung, als Kinderspielzeug zu dienen, fest.

Gefertigt wurden die Puppen im allgemeinen aus Holz, doch kommen daneben solche aus Elfenbein, glasierter Kieselerde, roh gebranntem Ton vor.[6]) Arme Kinder begnügten sich damit, ein paar Lumpen zusammenzubinden und ihnen wenigstens in etwa die Gestalt eines menschlichen Wesens zu geben.[7]) Es hat etwas Rührendes, diese elenden Lumpenpuppen zu finden als das Einzige, was vor Jahrtausenden die trauernde Mutter ihrem Lieblinge zur Begleitung und zur Beschäftigung in das Jenseits mitzugeben vermochte.

Gelegentlich haben die Puppen bewegliche Arme und häufig Haare auf dem Kopfe. Haben doch die alten Ägypter und Ägypterinnen auch im bürgerlichen Leben auf schöne, kunstreiche Haartrachten großes Gewicht gelegt. Dabei benutzte man für die Herstellung der Puppen entweder echte Menschenhaare oder Leinwandfäden, an welchen man in kleinen Abständen voneinander eine Reihe von Lehmkügelchen befestigt hatte. Letztere sollten die durch Fettkugeln verzierten Haare nachahmen, welche die Nubierinnen trugen, die als Dienerinnen in den reichen ägyptischen Häusern tätig zu sein pflegten. Bisweilen gehört ein ziemlich großer Aufwand von Phantasie dazu, um in den Puppen Menschengestalten wieder zu erkennen. Das ist aber nicht selten auch bei den modernen Puppen der Fall, ohne daß hierdurch das Kind sich in seiner Freude, in seiner Liebe zu der Puppe stören

[6]) Eine längere Reihe von Puppen und anderem Spielzeug aus Berlin: Phot. Mertens I. 75; aus London: Phot. Mansell Nr. 308 und Budge, Guide to the 3. and 4. Rooms. British Museum, Taf. 5. — Weitere Puppen z. B. W. B. 327 (W. 214, E. 235); Stratz, Ägypt. Zeitschrift 38 S. 149 (Erman, Äg. Religion, Fig. 90); Petrie, Hawara, Taf. 21.

[7]) Petrie, Hawara, Taf. 20 Nr. 22; Taf. 21 (mit echten, in die den Kopf bildenden Lumpen gesteckten Menschenhaaren); Petrie, Ten Year's Digging in Egypt. S. 103.

ließe. Der Ägypter bevorzugte in einem solchen Falle kleine flache längliche Bretter mit Ansätzen für die Arme und für den Hals. An letzteren klebte man ein Stück Lehm, das den Kopf bildete, und steckte in diesen Haare. An die Armansätze band man als Gliedmaßen ein paar Lumpen, und das Wickelkind war fertig.[8])

Die Brettchen sind häufig mit Kleidermustern oder auch mit den Bildern von Gottheiten bemalt. Hierzu verwertete man diejenigen höheren Wesen, welche bei den wirklichen Kindern als Schützer gegen bösen Zauber und die durch diesen veranlaßten Krankheiten galten. Vor allem erschien demnach hier das dickbäuchige, auf den Hinterpfoten stehende und sich mit den Vorderpfoten auf das Zeichen des göttlichen Schutzes stützende weibliche Nilpferd. Es war dies die Göttin Thueris, welche einst die Welt geboren hatte, welche dann bei der menschlichen Geburt hilfreich zur Seite stand und die Hut des neugeborenen Kindes übernahm. Um bei der großen Zahl der Schutzbefohlenen der Göttin diese Aufgabe zu erleichtern, nahm man gelegentlich an, es gebe nicht nur eine Thueris, welche das ganze Jahr hindurch tätig sei, es gebe vielmehr zwölf, je eine für jeden Monat des Jahres.[9]) Der Göttin Thueris zur Seite trat der fratzenhafte Gott Bes mit seinen krummen Beinen, dem dicken Kopfe, den allzu langen Gliedmaßen. Ihm hatte es in der Vorzeit obgelegen, das neugeborene Sonnenkind mit seinen Sprüngen zu erheitern, es zu dem heiligen, böse Geister verscheuchenden Lachen zu bringen. Dabei hatte er ein Schwert ergriffen, um diejenigen Dämonen, welche es trotzdem wagen sollten, das Kind anzugreifen, mit Gewalt zu vertreiben. Sein Zweck war ihm gelungen, und so galt denn sein Bild als eine der wichtigsten Übel abwehrenden Gestalten im Niltale. Auf Holzbüchsen, Löffeln, Möbeln und ähnlichem ward es angebracht, um sie und ihren Inhalt vor allem Bösen zu sichern. Zu gleichem Zwecke gab man sogar ganzen Tongefäßen seine Gestalt oder doch die seines Kopfes[10]) und erhielt auf diese Weise

[8]) W. B. 327 (W. 214, E. 235).

[9]) Vgl. Daressy, Rec. de trav. rel. à l'Égypt. 34 S. 189 ff.

[10]) Gute Exemplare aus London Phot. Mansell 295.

Gefäßformen, welche nicht selten auf den ersten Blick auffallend an unsere heimischen Gesichtsurnen erinnern.

Den eigentlichen Puppen trat eine Art Hampelmann aus Holz zur Seite.[11]) Bei diesem beugt sich eine menschliche Gestalt über ein Brett und hält einen Klumpen in den Händen. Zieht man an einem Faden, so bewegt sich die Figur und schiebt den Klumpen auf dem Brette hin und her. Es ist ein Bäcker in voller Tätigkeit, welchen das Kind damit zum Spiele vor sich hatte. Aus späterer, römischer Zeit stammt eine Gruppe aus gebranntem Ton, bei der zwei Männer eine in einer Sänfte sitzende Frau, die man herausnehmen kann, forttragen.[12]) Dann fanden sich Puppenmöbel: Eine aus Palmstäben zusammengesetzte Bettstelle, Spiegel, Tische, Kleiderkasten, Toiletteschachteln, u. a. m.[13])

Neben den zum Spielzeug bestimmten Gestalten von Menschen gab es hölzerne Bildnisse von Tieren, bei denen häufig ein Anstrich die natürlichen Farben andeuten sollte. Da konnte man ein sanftes Kalb wählen, oder einen Vogel, den man auf Räder gesetzt hatte, damit ihn der glückliche Besitzer hinter sich her ziehen konnte,[14]) oder einen Fisch, der im Wasser zu schwimmen vermochte. Daneben gab es böse Tiere, wie das Nilpferd und vor allem das im Lande stark verbreitete, bald als heilig verehrte, bald eifrig verfolgte Krokodil. Seine Bildnisse sind bisweilen so gearbeitet, daß sie den Unterkiefer zu bewegen und somit scheinbar zuzuschnappen vermögen.[15]) Diese Beweglichkeit zeigt, wie viel besser mitunter die alten Ägypter die Natur beobachteten wie die sonst als scharfsichtige Naturforscher geltenden Griechen. Herodot[16]) und im Anschlusse an ihn eine längere Reihe klassischer Schriftsteller behaupten, das Krokodil könne

[11]) W. B. 328 (W. 214, E. 236, Kayser-Roloff, Ägypten, Fig. 112).

[12]) Petrie, Hawara. Taf. 20 Fig. 7, S. 12.

[13]) a. a. O. Taf. 19 Fig. 5; Petrie, Ten Year's Digging in Egypt. S. 101 f.

[14]) Petrie, Hawara, Taf. 13 Fig. 21.

[15]) Exemplare zu Leyden und zu Berlin mit beweglichem Unterkiefer, W. B. 328 (W. 215, E. 236); mit festem Unterkiefer u. a. in Sammlung Wiedemann.

[16]) II. 68.

die untere Kinnlade nicht bewegen. Wie das Kinderspielzeug lehrt, haben sie diese naturgeschichtliche Unmöglichkeit nicht von den Ägyptern erfahren, sondern sich selbst zurecht gelegt. Mit derartigen Krokodilbildern werden die ägyptischen Kinder ihre Wärterinnen ebenso zu erschrecken gesucht haben, wie unsere Kinder die ihrigen, wenn sie sie mit dem Bilde eines grimmigen Löwen in der Hand durch die Zimmer verfolgen.

Neben den Bildern von Tieren dienten die Tiere selbst als Spielzeug. Mit Vorliebe schleppten die Kinder unglückliche Vögel, vor allem die durch ihr buntes Gefieder und ihren Kopfputz auffallenden Wiedehopfe, mit sich, nachdem sie ihnen die Flügel geknickt hatten.[17]) Dann erfreute man sich an den komischen Sprüngen und der Naschhaftigkeit der Meerkatzen, die man aus südlichen Gegenden bezog, seltener an dem gravitätischen, schwerer zu zähmenden, leicht bissig werdenden und außerdem vielfach als göttlicher Natur teilhaftig verehrten Pavian. Besonders aber bevorzugte man bereits im Niltale den treuesten Freund des Menschen, den Hund, den man in den verschiedensten Rassen besaß und ebensowohl als Jagd- und Wachttier wie als Haus- und Spielhund verwertete. Dabei freute man sich geradeso wie in neuerer Zeit, nicht selten dann am meisten, wenn es gelungen war, ein auffallend häßliches, krummbeiniges Geschöpf als Begleiter und Spielzeug aufzutreiben.[18])

Ein griechischer Schriftsteller, Strabo, der um 25 v. Chr. Ägypten bereiste und dann mehrere Jahrzehnte später in einem durch zahlreiche wertvolle Angaben über das Ägypten der Spätzeit ausgezeichneten Werke schilderte, berichtet,[19]) man habe in der Nähe des Hephaestos (Ptah)-Tempels zu Memphis Stierkämpfe abgehalten. Für diese seien die Tiere besonders aufgezogen worden und habe man bei ihnen Preise verteilt. Ob derartige Kämpfe bereits in vorgriechischer Zeit

[17]) z. B. Davies, Mastaba of Ptah-hetep II. Taf. 6.

[18]) Hundebilder gesammelt W. B. 359 (W. 245), Birch, Transactions Soc. Bibl. Arch. 4 S. 173 ff.; gute farbige Hundebilder Beni Hasan publ. von Newberry und Griffith (vgl. Montet, Bull. Institut Français du Caire 9 S. 1 ff.; die Gräber stammen aus der 12. Dynastie, um 2500 v. Chr.) IV. Taf. 2—4.

[19]) XVII. 807.

im Niltal vorkamen, muß fraglich erscheinen. Unwahrscheinlich ist es für die alte Zeit besonders in Memphis, welches in dem Apis-Stiere die Verkörperung eines Gottes verehrte. Andern Gewährsmännern zufolge hätte es als eine große Schlechtigkeit des sagenberühmten Königs Bokchoris gegolten, daß er einen Kampf zwischen dem heiligen Mnevis-Stier von Heliopolis und einem andern Stiere veranstaltete.[20]) Man hat freilich einige Reliefs als Darstellungen solcher Stierkämpfe angesehen,[21]) allein diese führen tatsächlich freiwillige Kämpfe zwischen den halbwilden Stieren der ägyptischen Rinderherden vor, bei denen die Hirten nach Kräften bestrebt sind, die Tiere auseinander zu bringen. Es handelt sich also nicht um sportsmäßige Stierkämpfe, wie sie noch jetzt in Spanien beliebt sind. Ähnlich, als ein Abbild eines in der Natur häufig zu beobachtenden Vorganges, ist es auch zu erklären, wenn auf einem Kalksplitter zu Kairo[22]) zwei miteinander kämpfende Widder vorgeführt werden.

Einen großen Umfang unter dem ägyptischen Zeitvertreib nahmen die Geschicklichkeitsspiele ein. Dieselben werden in den Reliefs, welche überhaupt nur selten Kinder darstellen, regelmäßig als von Erwachsenen ausgeführt abgebildet, sie werden aber, in etwas einfacherer Ausgestaltung, auch als Kinderspiele anzusehen sein. Die Spielenden sind in allen Fällen in den Darstellungen Personen niederen Ranges. Diese Tatsache hängt unmittelbar mit der durch die klimatischen Verhältnisse veranlaßten Abneigung des antiken wie des modernen Orientalen gegen eigene körperliche Anstrengung zusammen. Dagegen sah man es bereits im Altertume im Niltale als eine Würze des eigenen bequemen Nichtstuns an, wenn man zusehen konnte, wie andere sich abmühten. Diese Scheu vor eigener Arbeit ging so weit, daß, während andere Völker den Fleiß der Biene als nachahmenswertes Beispiel hinstellen, der alte Ägypter den Mann bedauert, welcher selbst tätig sein muß und, wie die Biene, nur nach Maßgabe des Ertrages seiner Arbeit zu leben hat.

[20]) Aelian, Hist. anim. XI. 11.

[21]) Beni Hasan I. 30, II. 7, 12; vgl. W. B. 342, 345 (W. 230, E. 334) aus Beni Hasan; W. B. 343—4 (W. 229, 231) aus Theben.

[22]) Cat. Kairo: Daressy, Ostraca, Taf. 13, S. 13.

Unter den Geschicklichkeitsspielen ist an erster Stelle das Ballspiel zu nennen. Die bei ihm verwendeten Bälle entsprachen in einer Reihe von Fällen den unsrigen. Man fertigte zwei Halbkugeln aus Leder oder aus engmaschigem Leinwandgeflecht, füllte sie mit Stroh oder zerschnittenem Schilf und nähte sie dann aneinander, um einen Ball von durchschnittlich 9 cm Durchmesser zu gewinnen. Kleinere, nur etwa 4 cm im Durchmesser zählende Bälle fertigte man aus einem für uns auffälligen Material, aus buntglasierter Kieselerde.[23]) Sie waren äußerst zerbrechlich; um so größer war daher die Kunst, mit ihnen zu spielen, ohne sie zu Boden fallen und damit zerschellen zu lassen. Man benutzte stets die Bälle allein, nicht etwa daneben Schläger, wie es bei dem modernen Tennis geschieht. Auch waren die Bälle niemals sehr umfangreich, sie wurden daher auch nur mit den Händen, nicht mit den Füßen geworfen. Die Feinheit des Spieles beruhte, wie bei unseren Ballspielen, darauf, daß man mehrere Bälle gleichzeitig in die Höhe warf und entweder selbst wieder auffing oder von einem Mitspieler auffangen ließ. Daneben suchte man unbequeme und verrenkte Stellungen beim Werfen einzunehmen, stand auf einem Bein, sprang in die Höhe, setzte sich rittlings auf einen anderen Spieler u. s. f.[24])

Vor allem waren es Frauen, welche dem Ballspiel sich widmeten, die Männer bevorzugten die mehr Kraft erfordernden Ringspiele und Wettkämpfe. Ein Wettkampf fand auf dem Wasser statt. Die Beteiligten bekleideten sich mit einem schmalen Gurt und begaben sich zu je vier bis fünf auf leichte Papyrus-Nachen. Jeder Teilnehmer erhielt eine lange Stange. Mit dieser suchte man das eigene Boot vorwärts zu stoßen, die Gegner in das Wasser zu werfen oder über den Kopf zu schlagen Die wechselnden Stellungen der Spieler, die bald aus den Nachen fielen, bald wieder hineingezogen wurden, ihre Schläge empfingen und austeilten, miteinander

---

[23]) W. B. 332 (W. 219).

[24]) Beni Hasan II. 4, 8a, 13 (W. B. 329—331, W. 216—8, E. 339 Kayser-Roloff, Ägypten Fig. 113).

rangen, wenn sie ihre Stangen verloren hatten,[25]) scheinen den ägyptischen Zuschauern ein ganz besonders großes Vergnügen bereitet zu haben.

Andere Ringkämpfe spielten sich zu Lande ab. Die Beteiligten traten sich, in Ausnahmefällen bekleidet,[26]) meist dagegen völlig unbekleidet, zu je zweien gegenüber. Dann blieben sie entweder nackt oder banden sich einen Strick um den Leib, packten einander mit den verschiedensten Griffen und suchten sich in die Höhe zu heben oder zu Boden zu werfen. Es konnte dabei derart ernst zugehen, daß nach Abschluß des Kampfes einzelne Ringer wie tot von ihren Genossen vom Platze getragen werden mußten.[27]) Meist waren die Leute unbewaffnet, doch kommt es ausnahmsweise vor, daß sie einen langen Schurz anlegten, Brettchen als Schild an den linken Unterarm banden und dann mit kurzen Stöcken, die sie in der rechten Hand hielten, aufeinander losschlugen.[28])

Andere Männer zeigten in anderer Weise ihre Geschicklichkeit. Sie standen auf dem Kopfe,[29]) kletterten übereinander fort, verschränkten Arme und Beine, setzten sich auf den Boden, streckten Arme und Beine gerade aus und sprangen mit einem Ruck in die Höhe.[30]) Oder zwei Männer setzen sich Rücken an Rücken auf die Erde, einer steckte seinen gebogenen Arm in den gebogenen Arm seines Hintermannes und dann sprangen beide gleichzeitig auf.[31]) Wieder andere machten teils allein kühne Sprünge, teils sprangen sie andern auf den Rücken. Die Hauptkünstler erhielten zur Belohnung

---

[25]) W. B. 341 (W. 228); Prisse, Histoire de l'art Égyptien II; Paget, Tomb of Ptah-hetep Taf. 32; Reliefs der 6. Dynastie aus Saqqara in Kairo (Phot. Brugsch).

[26]) Catalog Kairo: Daressy, Ostraca. Taf. 25, S. 26.

[27]) Beni Hasan I. 14, 15, 16, II. 5, 8, 15, 32 (W. B. 169, 338; W. 60, 225; E. 335; Bissing, Einführung in die ägypt. Kunst Taf. 7, 2 — Einzelgruppen: Champollion, Monuments pl. 371, 374, daraus Perrot-Chipiez, Ägypten S. 728 f.); Paget, Tomb of Ptah-hetep Taf. 33.

[28]) W. B. 339 (W. 226).

[29]) W. B. 170.

[30]) Paget, Tomb of Ptah-hetep Taf. 33.

[31]) W. B. 334 (W. 221).

von dabeistehenden Frauen Halsbänder als Siegespreis überreicht.[32]) Ähnliche Sprünge waren bei den Soldaten vor dem Kampfe beliebt, sie gaben sich ihnen dann mit Bogen und Pfeilen bewaffnet hin.[33])

Selten waren Frauen bei solchen Vorführungen selbsttätig beteiligt, nahmen Ringerstellungen ein,[34]) schnellten sich aus der Rückenlage in die Höhe[35]) oder beugten sich rücklings in einer Bogenlinie so lange, bis ihre langen, losen Haare und ihre Hände auf die Erde aufstießen.[36]) In einem andern Falle legten sich zwei Frauen steif, Füße an Füße gestemmt, auf den Boden, zwei nebeneinander stehende Männer rissen sie nunmehr, ohne daß sie ihre steife Lage verändern durften, in die Höhe.[37])

Neben den Freiübungen kamen solche mit und an Geräten vor. Man kletterte,[38]) vor allem bei Gelegenheit des Festes des Gottes der neu erwachenden Naturkraft Min, an schräggestellten Stangen der Spitze zu. Offenbar galt der Mann, der zuerst ankam, als Sieger. Andere hoben schwere, Sand gefüllte Säcke mit kühnem Ruck in die Höhe,[39]) oder zwei Männer suchten sich gegenseitig mit krummgebogenen Haken einen zwischen ihnen senkrecht auf dem Boden stehenden Ring zu entreißen.[40]) Dieses Spiel nannte man „Fischen", jedenfalls weil der eine Spieler dem andern den Ring wegzufischen bestrebt war. Wieder andere trieben spitze Stäbe

[32]) Beni Hasan I. 13 (W. 203).

[33]) Ob die Darstellung einer Festungs-Einnahme in Beni Hasan I. 14 (vgl. 47), II. 5, 15 ein Kriegsspiel vorführt, wie W. B. II. S. 73 f. vermutet, oder eine wirkliche Kampfszene, muß dahin gestellt bleiben. Von hier stammen die springenden Bogenschützen bei Cailliaud, Arts et Métiers de l'Égypt. pl. 45, Maspero, Ägypten und Assyrien Fig. 49.

[34]) Beni Hasan II. 13 (W. B. 316, W. 204).

[35]) Beni Hasan II. 13 (W. B. 316, W. 204), Kalkstatuette einer derart liegenden Frau in Berlin, publ. Bissing, Ägypt. Zeitschrift 37 S. 77.

[36]) Zeichnung auf einem Kalkstein-Splitter zu Turin Nr. 224 (Phot. Petrie, Italien Nr. 203).

[37]) W. B. 333 (W. 220).

[38]) Lepsius, Denkmäler IV. 42 (Mariette, Dendérah I pl. 23; Lanzone, Dizionario di mitologia, Taf. 334).

[39]) Beni Hasan II. 7 (W. B. 340).

[40]) W. B. 325 (W. 210).

in Bretter ein[41]) oder schossen mit dem Bogen Pfeile nach einer Scheibe,[42]) welche meist durch ein aufgehängtes Tierfell gebildet wurde. Diese Kunst galt als so groß und wichtig, daß die Götter selbst auf die Erde herabstiegen, um den König in sie einzuführen.[43])

Bis zu einem gewissen Grade gehört zu den Geschicklichkeitsspielen auch der Tanz, der in Ägypten eine große Bedeutung besaß.[44]) Freilich muß hier wieder betont werden, daß der Ägypter der höheren Stände nicht zu seinem Vergnügen tanzte. Er tat dies ebensowenig, wie der Römer, von dem Cicero an einer bekannten Stelle[45]) hervorhebt: So gut wie niemand tanzt in nüchternem Zustande, wenn er nicht zufällig verrückt ist.

Ein Tanz, oder richtiger gesagt, ein vergnügtes Herumspringen galt im Niltale wie sonst auf der Erde als ein Zeichen der Freude. So hebt ein Papyrus hervor, daß Freudengeschrei, Gesang und Tanz dem schöngesichtigen Gotte gelten solle,[46]) und andere Texte[47]) berichten, wie die Hundskopfaffen aus Freude über die Geburt des Sonnengottes tanzten. Man stand auf einem Bein, hob das andere ganz oder teilweise in die Höhe, reckte die Arme dabei nach oben. Dieses Umherspringen erfolgte nicht immer nach eigenem Belieben. Wenn der König ausfuhr oder der vornehme Herr sich zeigte, dann hatten die Untertanen oder Diener ihre Sprünge zu machen.[48]) Dabei lassen es die Darstellungen als wahrscheinlich erscheinen, daß diese Bewegungen in einer fest geregelten Form zu erfolgen hatten. Ähnlichen Sprüngen, dem „Tanz der

---

[41]) Beni Hasan I. 7 (W. B. 335; W. 222); Paget, Tomb of Ptah-hetep Taf. 33.

[42]) W. B. 176.

[43]) Lepsius, Denkmäler III. 36 (Prisse, Mon. égypt. pl. 17 Nr. 1; Lanzone, Diz. di mitol. Taf. 376).

[44]) Wiedemann, Der Tanz im alten Ägypten in Am Ur-Quell IV. (1893) S. 3—6.

[45]) pro L. Murena cap. 7. § 13.

[46]) Papyrus Harris I. 22. 10.

[47]) Dümichen, Hist. Inschriften II. 46.

[48]) Gutes Bild der vor Freude springenden Männer: Lepsius, Denkmäler III. 104.

Temhu (Libyer)“ geben sich zwei mit Wurfhölzern bewaffnete Soldaten bei einem feierlichen Festzuge zusammen hin, während drei danebenstehende Männer mit Wurfhölzern den Takt zu ihren Bewegungen schlagen.[49]) Bei festlichen Umzügen wurde die Barke, welche das Götterbild oder das als Gott verehrte Tier enthielt, von Priestern auf einer Bahre umhergetragen. Diese Gruppe umtanzten Tamburine und Castagnetten schlagende Frauen, welche in einzelnen Fällen unbekleidet waren, in andern ein langes, auf der Vorderseite offenes Gewand trugen, welches die Körperformen sehen ließ. Als Festordner waren bei solchen Gelegenheiten gelegentlich Männer tätig.[50]) Die für unser Gefühl überraschende Nacktheit bei einer solchen feierlichen Gelegenheit geht auf den vielfach verbreiteten Gedanken zurück, daß man durch die Entblößung des Körpers imstande sei, bösen Zauber fern zu halten. Die fehlende oder doch ungenügende Bekleidung sollte demnach hier so gut wie die Musik und die Bewegungen dem Schutze des Gottes zugute kommen.

Nach strengen Vorschriften vollzog sich jedenfalls die Feier, welche bei dem großen Erntefeste vor dem eben genannten Gotte Min von Koptos stattfand,[51]) um das Entzücken über die Reichhaltigkeit der Garben und den Dank für die höheren Mächte, die sie gewährt hatten, an den Tag zu legen. Nicht nur gewöhnliche Leute und priesterliche Beamte hatten bei solcher Gelegenheit einen Tanz aufzuführen; ein Relief des Tempels von Dendera stellt den Kaiser Trajan dar, wie er vor zwei Göttinnen Tanzbewegungen macht.[52]) Freilich ist dieses Relief keinesfalls die Vorführung eines Vorganges, der sich wirklich einmal in dem Tempel vollzogen hätte. Trajan war nie in Dendera und war auch nicht der Mann, sich einem solchen ägyptischen, dem römischen Gefühle widersprechenden Ritus zu unterziehen. Das Anbringen der Darstellung an einer Tempelwand zeigt

[49]) Naville, Temple of Deir el bahari IV. Taf. 90.

[50]) Mariette, Abydos II. 52; Prisse, Hist. de l'art Égyptien II. 45 (Perrot-Chipiez, Ägypten S. 637, E. 340).

[51]) Lepsius, Denkmäler III. 162—4, 212—3.

[52]) a. a. O. IV. 83 c.

aber, daß noch damals die ägyptischen strenggläubigen Priester einen derartigen Tanz für die Pflicht ihres Königs hielten. Die alten Pharaonen werden die Zeremonie denn auch zweifelsohne tatsächlich in der hier vorgeführten Form vollzogen haben.

Der Gedanke, durch rhythmische Tanzbewegungen die Gottheit zu ehren, ebenso gut wie dies durch Musik und Gesang geschah, findet sich über die ganze Erde hin verbreitet. Um für ihn Parallen zu finden, braucht man nicht bis zu den sog. Naturvölkern herabzusteigen. Auch im Kreise höherer Religionen tritt er, wenn auch mehr vereinzelt, auf. Aus dem Gebiete des Islam sind die religiösen Feiern der sich wild verbeugenden und heulenden und der tanzenden Derwische allgemein bekannt. Aus Israel wird überliefert, daß der König David vor der Bundeslade einher tanzte, als sie nach Jerusalem gebracht wurde,[53]) und daß bei dem Feste Jehova's zu Silo die jungen Mädchen Reigentänze aufführten.[54]) Selbst im Bereiche des Christentumes treten ähnliche Erscheinungen auf. Bei dem Feste Johannis des Täufers um die Sommer-Sonnenwende ist lange Zeit ein Tanz üblich gewesen. Die Wiedertäufer und eine Reihe ähnlicher fanatischer Sektierer haben auf Tänze großes Gewicht gelegt. Und in der Springprozession von Echternach liegt ein Beispiel für die Tatsache vor, daß die Vorstellung vom Werte einer rhythmischen Bewegung in Verbindung mit einer religiösen Handlung auch jetzt noch im Gebiete des Rheinlandes nicht völlig erloschen ist.

Den größten Umfang gewannen im Niltale die religiösen Tänze bei den Beerdigungen. Im Leichenzuge erschienen Frauen mit lang herabwallenden Haaren, in langen, bis zu den Füßen reichenden Gewändern. Sie hielten Musikinstrumente und Zweige in den Händen und führten um den Sarg unter gelegentlich heftigen Bewegungen einen Tanz auf.[55]) War dann der Sarg zu der Gruft gelangt, dann trat man, wie die Texte sich ausdrücken, „zu dem schönen Tanze für die göttliche Persönlichkeit des Verstorbenen" an. Männer traten vor, welche bisweilen aus Schilf zusammengebundene,

[53]) II Samuel. 6. 14.

[54]) Richter 21. 19 ff.; vgl. Jeremias 31. 12—13.

[55]) W. B. 220; Maspero, Lectures histrioques fig. 91.

hohe, kronenartige Mützen auf den Kopfe trugen,[56]) hoben die Arme in die Höhe und bewegten sich in langsamen Schritten hin und her, während Frauen, um den Takt der Bewegungen anzudeuten, in die Hände klatschten. An andern Stellen wurden die Bewegungen lebhafter, man führte Pirouetten und Drehungen aus.[57]) Oder man bewegte sich unter der Aufsicht eines Vortänzers schnell vorwärts, warf den Oberkörper zurück und schwang mit den Händen Gerätschaften, welche bei den Begräbniszeremonien gedient hatten.[58]) Weit eifriger als die Männer erwiesen sich bei solcher Gelegenheit die Frauen. Zwar traten auch sie zunächst mit feierlichen Schritten an, dann aber warfen sie Arme und Beine mit derartig jähen Bewegungen hoch in die Höhe,[59]) daß man beim Anblick der Darstellungen zunächst eher an einen zügellosen Cancan denken könnte als an ernst gemeinte Grabestänze.

Der Zweck dieser Tänze war in erster Reihe, die bösen Geister zu verscheuchen, welche den Sarg und das Grab umschwirrten, um den durch den Tod eines großen Teiles seiner Kraft beraubten Verstorbenen zu schädigen. Man erinnerte sich dabei häufig der bereits erwähnten mythologischen Erzählung, der zufolge einst der verwachsene Gott Bes auf solche Weise allein oder mit mehreren ihm ähnlichen Zwerggestalten das Sonnenkind umtanzte und im Verein mit dem weiblichen Nilpferd vor bösem Zauber schützte.[60]) Daher war man, wenn irgend möglich, bestrebt, die Grabtänze außer durch Männer und Frauen auch durch Zwerge[61]) ausführen

[56]) W. 110; vgl. Virey, Tombeau de Rekhmara (Mém. du Caire V) pl. 26; Tylor, Tomb of Paheri pl. 8.

[57]) Lepsius, Denkm. II. 14, 35, 36, 41, 52, 53, 61a, 101 (E. 337) 109; Rosellini, Mon. civ. pl. 94, 99; Beni Hasan I. 13, II. 7, 13, 17 (W. B. 262, W. 152); Griffith. El Bersheh II. 14.

[58]) Petrie, Deshasheh pl. 12 (Capart, Débuts de l'art. fig. 189).

[59]) Davies, Deir el Gebrâwi II. 17, 20, 7; Capart, Une Rue de Tombeaux à Saqqarah. pl. 69.

[60]) Gute Darstellung des Bes und seiner Genossen beim Tanze: Davis, Tomb of Jouiya S. 39 f.

[61]) Bilder von Zwergen: Beni Hasan II. 32 (W. B. 337, W. 224); aus Amarna Leps. Denkm. III. 91. Als Tänzer genannt: Mariette, Mon. div, pl. 61, vgl. Papyrus Berlin I. Z. 194 ff.; Piehl, Inscr. hiérogl. 44. 73; Virey, Tombeau de Rekhmara (Mém. du Caire V) pl. 21. Eine nackte Zwergin.

zu lassen und bezog solche verwachsene Geschöpfe, wenn sie Ägypten nicht in genügender Zahl darbot, bisweilen von weither. Der König Assa aus der um 2800 v. Chr. regierenden fünften Dynastie erhielt einen Tanzzwerg aus dem an den südlichen Küsten des Roten Meeres gelegenen Lande Punt. Und nicht lange nachher wurde dem Könige Pepi II. ein solcher aus dem „Geisterlande" tief im innern Afrika gebracht. Letzterer wird dabei in der Inschrift, die uns sein Kommen berichtet, bezeichnet als „ein Tanzzwerg des Gottes um zu erfreuen das Herz, um zu beglücken das Herz des Königs".[62]) Beamte, denen es gelang, eines solchen Wesens habhaft zu werden, wurden für diese nützliche Tat von dem Könige hoch belohnt und der Zwerg selbst erhielt eine angesehene Stellung am Hofe. Sein Posten galt als derartig angenehm, daß der verstorbene König unter den verschiedenen Wünschen für sein eigenes zukünftiges Leben auch den ausspricht, im Jenseits ein Tanzzwerg des Gottes, der erfreut das Herz des Gottes, zu werden.[63])

Neben dem religiösen Tanze kennt das alte Ägypten den gymnastischen, der freilich niemals in der Art unserer Rundtänze oder sonst gemeinsam von Männern und Frauen ausgeführt wurde. Bei Gastmählern erschienen Frauen in trikotartigen Stoffen, in langen, seltener in kurzen Gewändern, mit Musikinstrumenten in den Händen, zu deren Klang sie verhältnismäßig langsame Schrittbewegungen machten.[64]) In anderen Fällen waren die Mädchen nur mit einem Gurte bekleidet und schleuderten in Gruppen von je zwei bis drei,

---

die neben Tanzenden steht, Leps. Denkm. II. 36. Der Sarg eines Zwerges aus der Spätzeit ist im Museum zu Kairo (Maspero, Guide du Musée du Caire. 1912. S. 254). Daß die altägyptischen Zwerge, Verwachsene, nicht Angehörige der Pygmäen-Völker sind, zeigte Ruffer, Bull. Soc. Archéol. d'Alexandrie. Nouv. Sér. III. S. 162 ff.

[62]) Schiaparelli, Tomba egiziana inedita della VI dinastia p. 50 ff. Vgl. Ägypt. Zeitschrift 31 S. 66 ff.; Recueil de travaux rel. à l'Egypt. 17 S. 1 ff.

[63]) Pyramide Pepi I. Z. 401 = Pyramide Râ-mer-en Z. 573.

[64]) W. B. Taf. 11, 212 ff.; W. 100, 151; E. 318; Ebers, Ägypten II, S. 360; Rosellini pl. 96, 98, 99; Perrot-Chipiez, Ägypten S. 637; Prisse, Hist. de l'art Égypt. II. 7.

seltener einzeln oder in größerer Zahl, zu der Musik einer Damenkapelle und zum Händeklatschen anderer Mädchen ihre Glieder lebhaft hin und her.[65]) Soweit diese letzteren Darstellungen Rückschlüsse gestatten, handelte es sich bei ihnen vor allem um schnelle Bewegungen nur des Unterleibs und nur des Oberleibs.[66]) Man wird daher in diesen Tänzen, welche in der Kaiserzeit auch in Rom beliebt wurden, die Vorläufer der Bauchtänze zu erkennen haben, welche noch jetzt im Orient bis nach Spanien hin weit verbreitet sind und auf den orientalischen Ausstellungen von den Tänzerinnen vorgeführt zu werden pflegen. Zu betonen ist aber in diesem Zusammenhange, daß die koketten Haltungen und das stereotype Lächeln, welche bei diesen Tänzen heutzutage üblich sind, und welche auch sonst die Berufstänzerinnen der Neuzeit zu zeigen pflegen, im alten Ägypten, soweit sich auf Grund der Reliefs urteilen läßt, keine Rolle gespielt haben.

Männer erschienen seltener wie Frauen bei Gastmählern als Tänzer. Zum Klange von Kastagnetten und begleitet vom Händeklatschen von Frauen gaben sie ihre Sprünge zum Besten.[67]) Auf der Straße führten andere Männer unter Trommelbegleitung und lebhafter Verrenkung ihrer Körper Tänze auf, bei denen schon die eigenartigen Haarschöpfe, welche die Tänzer tragen, auf ihren komischen Charakter hinweisen.[68]) Ihre Leistungen entsprechen denen der Grotesktänzer, welche sich noch in unserer Zeit in den Städten Nordafrikas vom Nile bis nach Marokko hin unter Gesang und Musik auf den Straßen und in Cafés sehen lassen und besonders bei den Angehörigen niederer Volksklassen bewundernde Zuschauer finden.

Gefehlt zu haben scheinen im alten Ägypten die Zufallsspiele. Nirgends wird auf den Denkmälern das Würfeln, Knöcheln oder etwas ähnliches dargestellt. In den Ruinenstädten hat man Würfel aus Knochen, Elfenbein oder Stein in der uns von unsern Würfeln her geläufigen Ausführung

---

[65]) W. B. 303 (E. Taf. zu S. 339; Hirth, Der schöne Mensch. Taf. 22).
[66]) Vgl. Prisse, Hist. de l'art Égypt. II. 7.
[67]) W. B. 223 (W. 109); Prisse, Mon. égypt. pl. 44. 1.
[68]) W. B. 226 (W. 111).

gefunden.[69]) Dieselben stammen aber insgesamt aus römischer oder höchstens vereinzelt aus griechischer Zeit, so daß die Sitte des Würfelns erst im Gefolge der fremden Einwanderer in das Niltal eingedrungen sein wird. Die Stäbchen, welche sich nicht selten in ägyptischen Brettspiel-Kästen finden, haben gleichfalls kaum den Zweck des Loswerfens gehabt. Andernfalls müßte man in den Reliefs oder Texten eine Anspielung hierauf erwarten. Sie dienten vermutlich nur, wie bei unserem Salta, den Spielern als Hilfsmittel zu einem bequemeren Hin- und Herschieben der Steine.

Eine Reihe von Spielen setzte bei den Beteiligten selbst oder bei den Zuschauern einen gewissen, wenn auch meist nicht sehr erheblichen Aufwand von geistiger Denkkraft und Kombinationsfähigkeit voraus. Hierher gehören zunächst die Pantomimen oder Scharaden. Zwei bis drei Männer oder Frauen traten zusammen auf und nahmen Stellungen ein, deren Umrißlinien etwa denen eines Hieroglyphenzeichens oder einer von den Denkmälern her allgemein bekannten typischen Gruppe entsprachen. Die Zuschauer hatten dann zu erraten, was die Gruppe darstellte. In einzelnen Fällen standen die Teilnehmer still, in andern bewegten sie sich, wobei ein dabei stehender Mann den Takt durch in die Hände Klatschen angab. Man konnte da beispielsweise das Zeichen Gold, oder das Halle, oder das Sitz, oder das Schiff, oder das im Winde geschwellte Segel sehen,[70]) oder auch die auf den Denkmälern ungemein häufig sich findende Gruppe des seinen vor ihm knienden Feind erschlagenden Pharao, welche von zwei Frauen gestellt wurde.[71])

Dann wäre zu nennen eine Art Zimmerkegelspiel, bei dem die Bahn durch eine Umwallung eingeschlossen war. Man hatte die Kugel durch ein Törchen rollen zu lassen, um die

---

[69]) W. B. 326 (W. 213).

[70]) W. B. 265 (W. 153); Leps. Denkm. II. 52 (Champollion. Mon. pl. 414); Beni Hasan I. 29 (Lepsius, Denkm. II. 126; besser W. B. 316); Rosellini pl. 101.

[71]) Beni Hasan I. 29 (Leps. Denkm. II. 126; E. 338). Fast Strich um Strich die gleiche Gruppierung Leps. Denkm. II. 2a, wo der König Snefru einen Beduinen erschlägt.

neun Kegel alle oder doch zum Teil zum Fall zu bringen.[72]) Weiter findet sich das auch im alten Rom bekannte, in Süd-Europa noch jetzt beliebte Mora-Spiel, welches darauf beruht, daß die beiden Mitspielenden einander gegenüber sitzen und einige Finger der einen oder beider Hände schnell ausstrecken und wieder zurückziehen. Der Partner hat die Zahl der ausgestreckt gewesenen Finger anzugeben. Den Spieleinsatz pflegt dabei im alten Ägypten ein Topf zu bilden.[73]) Bei einem andern Spiel hockte der eine Teilnehmer auf dem Boden, das Gesicht der Erde zugekehrt, zwei andere legten je eine Faust auf seinen Rücken und einer von ihnen schlug dann im gegebenen Augenblick zu.[74]) Der hockende Spieler hatte zu erraten, wer von den beiden ihm den Schlag versetzt hatte. Es handelt sich hier um ein Spiel, welches in zahlreichen Abarten weite Verbreitung gefunden hat. Niederländische Genre-Maler[75]) haben es dargestellt und in unsern Straßen und Schulhöfen kann man es noch jetzt vielfach beobachten.

Zu andern Spielen waren Spielbretter erforderlich. Bei einem derselben war das meist aus Stein gearbeitete Brett durch Erhöhungen in einen langen, eine Spirale bildenden Gang zerlegt.[76]) Die Spieler, deren zwei tätig waren, hatten durch diesen Gang Kugeln rollen zu lassen, welche dann zu einem bestimmten Endpunkte gelangen mußten. Das Erreichen dieses Ergebnisses wurde in einzelnen Fällen dadurch erschwert, daß die erhöhte Spiralwindung, welche eine eingerollte Schlange darstellte, durch zahlreiche Quergräben durchschnitten war,[77]) so daß die rollende Kugel leicht anstoßen und aus der richtigen Bahn gebracht werden konnte. Von einem andern Spiele ist nur das Brett erhalten. Dasselbe hat die Gestalt eines roh gearbeiteten flachen menschlichen Rumpfes, auf dem zahlreiche

[72]) Petrie, Naqada pl. 7, S. 14.

[73]) W. B. 317 (W. 205).

[74]) W. B. 324 (W. 209, E. 349).

[75]) z. B. David Ryckaert der Jüngere. München. Pinakothek Nr. 933 (jetzt in Erlangen).

[76]) Leps. Denkm. II. 61a (W. B. 323) aus der 5. Dynastie um 2800 v. Chr. Das Spiel hieß das Vase-Spiel und wird als solches auch inschriftlich (Mémoires du Caire V. S. 633) erwähnt.

[77]) Petrie, Naqada pl. 43 Nr. 2, S. 42.

kleine Löcher angeordnet stehn.[78]) Man hatte hier vermutlich die Kugel in bestimmte dieser Löcher zu werfen oder zu rollen.

Endlich gab es zwei Brettspiele, welche an unsere Dame oder an das Festungsspiel erinnerten.[79]) Bei dem einen war das Spielbrett der Länge nach in zwölf Felder zerlegt; an die oberen vier dieser Felder stießen dann jederseits je vier weitere Felder. Wie auf diesen zwanzig Feldern gespielt wurde, ist nicht bekannt. Bei dem zweiten, dem Lieblingsspiele der alten Ägypter, war das Brett in dreimal zehn Felder[80]) zerlegt.[81]) Eines der gewöhnlichsten Hieroglyphenzeichen, das Zeichen für „fest stehen" stellt dieses Brett mit seinen Spielsteinen dar. In Reliefs der verschiedensten Zeiten sieht man je zwei Partner mit dem Spiele beschäftigt. Sogar der um 1250 v. Chr. herrschende König Ramses III., der reiche Rhampsinit des ägyptischen Märchens, wird abgebildet, wie er dasitzt und zusammen mit einem vor ihm stehenden jungen Mädchen dem Spiele huldigt.[82]) In einem satyrischen Papyrus etwa der gleichen Zeit spielte es der Löwe mit der Gazelle.[83])

Die Ägypter waren von dem Spiele derart begeistert, daß sie es im Grabe und im Jenseits weiter zu spielen wünschten. Infolgedessen bilden der dazu erforderliche hölzerne Spielkasten[84]) und seine meist aus glasierter Kiesel-

---

[78]) Petrie, Kahun pl. 16.

[79]) Wiedemann, Das Brettspiel bei den alten Ägyptern (Actes du X. Congres intern. des Orient. Genf IV. S. 37 ff. Nachträge: Rec. de trav. rel. à l'Égypt. 20 S. 142 f.; Wochenschrift für klassische Philologie 26 Sp. 865 ff.), wo die ältere Literatur aufgeführt und die analogen Brettspiele der Griechen besprochen sind. Pieper, Das Brettspiel der alten Ägypter, Berlin 1909 (Daß dem Spiele eine religiöse Grundbedeutung zukommt, erscheint sehr wenig wahrscheinlich).

[80]) Bei der Darstellung dieses Spieles auf einer Kalkplatte (Kat. Kairo: Daressy, Ostraca pl. 31, S. 35) ist oberhalb jeder der drei langen Felderreihen noch ein halbkreisförmiges Feld angebracht.

[81]) Eine abweichende Feldereinteilung zeigt ein Spielkasten: Transactions Soc. Bibl. Arch. 9. Taf. zu S. 340.

[82]) W. B. 321—2 (W. 209); Leps. Denkm. III. 208a.

[83]) Lepsius, Auswahl der wichtigsten Urkunden Taf. 23; Budge, Guide, British Museum S. 30.

[84]) z. B. Spielbrettkasten in Sammlung Abbott: W. B. 320 (W. 212; E. 350; Prisse, Mon. 49, p. 9).

erde gefertigten Spielsteine eine häufige Grabbeigabe. Die übliche Form der letzteren war die eines Kegels, doch kommen daneben plattenartige Stücke vor und solche, welche als Krönung den Kopf eines Menschen, eines Schakals, einer Katze, des Gottes Bes zeigen.[85]) Ein solcher Stein im British Museum trägt den Namen des um 600 v. Chr. herrschenden Königs Necho, andere haben zu dem Besitze der Königin Hātschepsut gehört, welche um 1500 v. Chr. den Thron Ägyptens inne hatte.

In den Totenpapyris wird der Verstorbene dargestellt, wie er sich dem Spiele hingibt, zur Not, wenn er im Jenseits keinen Partner gefunden hat, es mit seiner eigenen Seele spielt.[86]) Er verfährt dann nicht anders wie bei uns der begeisterte Schachspieler, der mit sich selbst Kombinationen beim Schach durchspielt und durchdenkt. Und wie es für den Schachspieler Aufzeichnungen von Musterpartien gibt, aus denen er feinere Züge erlernen kann, so sind für das ägyptische Brettspiel Papyri mit Musterpartien erhalten geblieben. Leider setzen dieselben die im alten Ägypten allgemein verbreitete Kenntnis der Spielregeln voraus, genügen daher für uns Uneingeweihte nicht, um den Gang und die Regeln des Spieles im einzelnen wieder herzustellen. Man ersieht aus ihnen aber immerhin, daß bei dem Spiele nicht um das Recht, die Steine fortzubewegen, gewürfelt, sondern daß nach bestimmter Reihenfolge gezogen und gesprungen wurde. Die Stellung der Figuren des einen Spielers war von Bedeutung für die Figuren des Gegners, Dieser wurde durch geschickte Züge in Bedrängnis gebracht und konnte man ihm Figuren in das Wasser werfen, d. h. zur Untätigkeit zwingen. Der Verlust von Figuren bedeutete eine Schädigung, doch scheint der Ausgang des Spieles nicht auf der Fortnahme aller gegnerischen Steine beruht zu haben, sondern darauf, daß es dem einen Spieler gelang, eine Reihe bestimmter Felder auf dem Brette mit seinen Steinen zu besetzen.

Die meisten der ägyptischen Spiele, welche bisher zu

[85]) W. B. 318 (W. 191); Budge, Guide to the 3. and 4. Rooms. British Museum pl. 5.

[86]) Vgl. z. B. Papyrus Hunefer zu London ed. Budge pl. 8.

betrachten waren, finden sich in gleicher oder doch in ähnlicher Form an andern Stellen und auch bei uns wieder. Wenn dies aber der Fall ist, dann ist man berechtigt anzunehmen, daß es allgemein menschliche Gedankenreihen, daß es der sich überall auf der Erde in annähernd der gleichen Formen ausdrückende Beschäftigungstrieb war, welcher ihnen den Ursprung gegeben hat. Sie gehen demnach nicht auf religiöse Vorstellungen zurück, welche auf das eine oder andere Volk beschränkt gewesen wären und welche nun in diesen Spielen ihre letzten Ausläufer gefunden hätten. Einer Ausnahme sind wir freilich bei unseren Erörterungen begegnet, bei welcher denn auch eine genauer entsprechende neuzeitliche Parallele fehlte. Es war dies der Zauber abwehrende Tanz, besonders der Zwergtanz, der bei der Bestattung und am Grabe stattfand. Dieser Tanz stand, und darauf ist zum Schlusse kurz hinzuweisen, in seiner Erscheinung als eine Art religiöser Aufführung im alten Ägypten nicht vereinzelt da.

Es gab im Niltale eine längere Reihe von dramatischen Festspielen, welche in regelmäßiger Wiederkehr Ereignisse aus dem Leben der Götter vorführen sollten.[87]) Ein doppelter Gedankengang lag ihrer Aufführung zugrunde. Einmal wollte man, ähnlich wie bei den Mysterienspielen des Mittelalters oder bei den Passionsspielen der Neuzeit, Ereignisse aus der heiligen Geschichte durch die profan-dramatische Form dem Verständnisse der Menge näher bringen. Dann aber glaubte man im Niltale, auf diesem Wege durch Sympathiezauber wirken zu können. Die Darstellung der Vorgänge sollte die Wirkungen, welche die Ereignisse selbst einst gehabt hatten, von neuem hervorrufen. Man hoffte auf solche Weise den Feldern Fruchtbarkeit, dem Nile das Steigen, dem Verstorbenen die Auferstehung verschaffen zu können.

Vor allem war es das Sterben und Wiederaufleben des Gottes Osiris, welches in seinen Einzelvorgängen dramatisch in den verschiedensten Tempeln Ägyptens zu bestimmten Zeiten des Jahres in gelegentlich mehrere Tage dauernden

---

[87]) Wiedemann, Die Anfänge dramatischer Poesie im alten Ägypten (Mélanges Nicole. Genf. 1905. S. 561—77).

Aufführungen dargestellt wurde.[88]) Die Haupthandlung lag in den Händen von Priestern, neben ihnen beteiligte sich aber auch das Volk an einzelnen Szenen. Dieses trat wesentlich in Tätigkeit, wenn der Gegensatz der breiten Masse der Anhänger des Osiris zu den Verehrern anderer dem Osiris wenig freundlich gedachter Gottheiten zum Ausdrucke gebracht werden sollte. Dann veranstaltete man zwischen den verschiedenen Gruppen förmliche Prügeleien, von denen noch Herodot, als er um 450 v. Chr. das Niltal bereiste, hörte.[89]) Ähnliche Schlägereien fanden häufig unvorbereitet statt, wenn die Anhänger bestimmter Tiergottheiten mit Leuten zusammentrafen, welche die betreffenden Tiere nicht verehrten, bisweilen sogar schlachteten und aßen. Die Leidenschaften wurden bei solchen Gelegenheiten mitunter derartig erregt, daß es zu Mord und Totschlag kam. Noch aus der römischen Kaiserzeit wird berichtet, daß es bei einem Feste der Menge gelang, der Leiche eines bei der Prügelei erschlagenen Gegners habhaft zu werden. Man habe die Leiche in Stücke zerrissen und die Stücke verschlungen.[90])

Hier hat man in ihrer äußeren Erscheinung ähnliche, aber auf ganz andere Gedankengänge zurückgehende Kämpfe vor sich, wie sie auf deutschem Boden Dorfgenossenschaft mit Dorfgenossenschaft führt. Am Nile lernt man dieselben in einer Zeit kennen, in welcher sie noch völlig mit echt ägyptischen religiösen Vorstellungen verwachsen sind und daher mit wildem Fanatismus ausgefochten werden, nicht als eine Art Spiel gelten. Nicht nur die Durchführung des Kampfes ist von der in andern Ländern auftretenden verschieden. Überall, wo man ihre Entwicklung zu verfolgen vermag, zeigt sich die durchgängige Selbständigkeit dieser religiösen Vorführungen in den verschiedenen Ländern, in denen sie aus dem eigensten Empfinden und Denken der einzelnen Volksseele hervorgegangen sind.

[88]) Die zahlreichen Angaben der Klassiker und Inschriften über diese Feiern zusammengestellt Wiedemann, Herodots Zweites Buch. S. 261 f., 585 ff.

[89]) Herodot II. 63. Vgl. die Darstellung aus einem thebanischen Grabe: Brugsch, Thesaurus V. S. 1190 ff.

[90]) Juvenal, Sat. 15; vgl. Plutarch, de Iside cap. 72.

Volkslieder aus dem Bergischen.

Von **O. Schell.**

(Fortsetzung.)

39. Handwerkslied.*)

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Es wohnte sich ein Meister zu Frankfurt an dem Main
Der hatte der Gesellen zwei oder dreie.
Der erste, der sprach: Mir ist gar nicht wohl;
Der andre war besoffen; der dritte, der war voll.

2. Gesellen alle drei, kommt, seid ein wenig verschwiegen,
Wir wollen dem Meister die Arbeit lassen liegen;
Wir wollen ein wenig spazieren geh'n zum roten, kühlen Wein,
Wo die schönen, schönen Mädchen sein.

3. Die Gesellen wohl nach der Herberg sind gegangen;
Frau Mutter und Herr Vater taten sie fröhlich empfangen:
Seid uns willkommen, ihr Gesellen alle drei,
Was wollt ihr essen und trinken, was wollt ihr für 'nen Wein?

4. Hat sie keinen rheinischen, so hat sie doch noch franzen,
Hat sie keinen franzen, so hat sie doch noch rheinischen.
Der rheinische Wein, das ist ein edler Wein,
Da wollen wir es bei lassen und lustig dabei sein.

5. Der Meister schickt den Lehrjungen nach der Herberg
Und ließ die Gesellen wohl ganz freundlich grüßen:
Und wenn sie nicht kämen in einer Viertelstund',
So könnten sie den Abschied nehmen, nach seines Meisters Mund.

6. Die Gesellen, die kamen gesungen und gesprungen,
Das Weib fing an zu schelten, der Mann fing an zu brummen:
Ihr sollt mir die rechten Gesellen wohl sein,
Zum Fressen und zum Saufen, zur Arbeit aber kein'.

7. Die Gesellen, sie nahmen den Bündel auf den Rücken,
Marschierten wohl über die Sachsenhäuser Brücken.
Das wurde dem Meister sein Töchterlein gewahr:
Gesellen, wollt ihr wandern, so bleib' ich auch nicht da.

8. (Die letzte Strophe kann hier nicht angeführt werden.)

*) Man vergl. O. Schade, Handwerkslieder, S. 219; Simrock, Volkslieder, S. 423.

39. Die schöne Müllerin.*)

(Mündlich aus Elberfeld 1908.)

1. Es war einmal 'ne Müllerin,
Ein wunderschönes Weib.
Sie wollt' so gerne mahlen,
Das Geld wollt' sie ersparen —
Wollt' selber Müller sein.

2. Es war einmal ein Müller,
Ein wunderschöner Mann.
Er tat die Mühl' verkaufen,
Das Geld tat er versaufen
In Bier und Branntewein.

3. Und als der Mann nach Hause kam,
Vom Regen war er naß:
„Steh' auf! steh auf! du Stolze,
Mach' Feuer an vom Holze!
Ich bin vom Regen naß!"

40. Steh' auf! steh' auf!**)

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Steh' auf! steh' auf! du Handwerksgesell'!
Du hast zu lange geschlafen.
Und hörst du nicht die Vöglein im Wald,
Den Fuhrmann auf der Straßen?

2. Was frag' ich nach dem Vogelsang
Und nach der Fuhrmannsgerte?
Ich bin ein lustiger Handwerksgesell',
Muß wandern meine Fährte.

3. Im Preußischen liegt eine wunderschöne Stadt:
Berlin, so tut sie heißen.
Da wollen wir nach Handwerksgebrauch
Zusammen hinnen reisen.

4. Auf der Kugel—Kugelstraß', in dem grünen, grünen [Wald,
Da wollen wir einkehren.
Da wollen wir nach Handwerksgebrauch
Den Herbergsvater verehren.

---

*) Simrock, Volkslieder. S. 438.

**) Man vergl. O. Schade, Handwerkslieder, S. 122; Simrock, Volkslieder, S. 427.

41. Der Bergmann.*)

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Wohlauf, wohlauf, der Bergmann kommt;
Er hat sein helles Licht bei der Nacht.

2. Er hat sein helles Licht schon an;
Es brennt so schön, es gibt seinen Schein,

3. Damit man gehen kann bei der Nacht,
Damit man gehen kann ins Bergwerk.

4. Und dann hauen sie das Silber
Und dann hauen sie das Gold,

5. Und dann hauen sie das Silber und das Gold,
Bei der Nacht aus dem Felsenstein.

42. Es ging ein Jäger wohl jagen.**)

(Elberfeld, Ägidienberg usw.)

1. Es ging ein Jäger wohl jagen
Drei Stündlein vor dem Tage,
Ein Hirschlein oder ein Reh.

2. Da begegnet ihm auf der Reise
Ein Mädchen in schneeweißem Kleide,
Ein Mädchen und das war schön.

3. Er tat sich das Mädchen befragen,
Ob sie wollt' mit ihm jagen
Ein Hirschlein oder ein Reh.

4. Helfen jagen, das kann ich nicht,
Ein anderes Pläsierchen versag' ich nicht,
Es sei denn, was es sei.

5. Sie setzten sich beide ins Grüne
Und schenkten sich große Liebe,
Bis daß der Tag anbrach.

6. Steh auf, du fauler Jäger,
Die Sonne scheint über die Berge;
Eine Jungfrau bin ich noch.

---

*) Man vergl. Simrock, Deutsche Volkslieder, S. 417. Wunderhorn (Reclam), S. 78 ff. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, S. 570 ff. Bergliederbüchlein (ca. 1730), Nr. 75. L. Erk's Liederhort I, Nr. 79. Lahrer Commersbuch, 21. Aufl., S. 456.

**) Zurmühlen, Liederbuch, S. 16. Jos. von der Höhe, Briefe usw. S. 40. Simrock, Volkslieder, S. 192. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, XII, 79, XVIII, 185. Erk-Böhme III, 298, 301. Köhler-Meier Nr. 235, 236.

7. Das wollt' den Jäger verdrießen;
Er wollte das Mädchen erschießen,
Wohl um das einzige Wort.
8. Er tat sich noch einmal bedenken
Und wollte das Leben ihr schenken
Bis auf ein anderes Mal.
9. Ein andersmal werd' ich's wohl besser verstehn
Und werde die Flinte was besser versehn
Mit und mit Blei.

43. Jägerlied.*)

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Auf, auf zu fröhlichem Jagen,
Wohl in die grune Heid'.
Es fängt schon an zu tagen,
Es ist die höchste Zeit.
Auf, auf zur frohen Stunde,
Mein Herz, ermunt're dich.
:,: Die Nacht ist nun verschwunden
Und Phöbus zeiget sich. :,:
2. Seht, wie das Heer der Sterne
Den schönen Glanz verliert;
Und wie sie sich entfernen,
Wenn sich Aurora rührt.
Die Vöglein in den Wäldern
Sind schon vom Schlaf erwacht.
:,: Sie haben auf den Feldern
Ihr Morgenlied gemacht. :,:
3. Auf, auf zum frohen Hetzen
Wohl in die grune Heid',
Wo man mit Tuch und Netzen
Das Wild gefangen hält.
Drauf ladet nur die Röhren
Mit Pulver und mit Blei.
:,: Und macht dem Tag zu Ehren
Ein fröhlich Jagdgeschrei. :,:
4. Auf, rüstet euch zum Streite
Und jaget Paar bei Paar.
Der Hoffnung reiche Beute
Versüßet die Gefahr.

*) In Gerreshagen und Hülsenbusch pfiffen die Dompfaffen das Lied Man vergl. Erlach II, 492; III, 137. F. M. Böhme, Altd. Liederbuch Nr. 411 resp. 448. Gesungen nach der Melodie „Wilhelm von Nassau (nähere Angaben in Böhme). Büschings Volkslieder, 1807 Nr. 74.

Obgleich ein Ungeheuer,
Oder sonst ein wilder Bär,
:,: Oder sonst ein wildes Stücke
Nicht ferne von uns wär. :,:

5. Will gar ein wilder Hauer
Mit seinen Waffen drein,
So fängt man ohne Schauer
Huche! wohl an zu schrei'n.
Damit das Ungeheuer,
Wenn es die Kugel brennt,
:,: Und nach Verlauf der Feuer
In sein Verderben rennt. :,:

6. Das Gras ist unser Bette,
Der Wald ist unser Haus.
Da trink'n wir um die Wette
Das klare Wasser draus.
Will uns der Schlaf erreichen,
So schläft man auf dem Klee.
:,: Das Laub der hohen Eichen
Ist unser Kanapee. :,:

7. Ein weichliches Gemüte
Hüllt sich in Federn ein.
Ein tapf'res Jägergeblüte
Muß nicht so träge sein.
Kommt, laßt die Faulen liegen,
Gönnt ihnen ihre Ruh;
:,: Und eilet mit Vergnügen
Dem grünen Wald hinzu. :,:

44. Es ging bei hellem Mondenschein.

(Ägidienberg.)

1. Es ging bei hellem Mondenschein
Ein Jäger stolz und fein,
Er ging in seinen Wald hinein:
Er ging in seinen Tod.
Sein Mädchen, das ihm lieber war
Als alles in der Welt, ja Welt,
Ging ohne Rast, ging ohne Ruh
Ihm heimlich nach ins Feld.

2. Sie ging ihm nach, sie ging ihm nach
Und dacht in ihrem Sinn
Von Feld zu Feld, von Wald zu Wald,
Ging immer näher hin.

Auf einmal sprang des Jägers Hund
N'm jungen Rehlein nach, ja nach,
Das kaum vor einer halben Viertelstund
Im Mutterschoße lag.

3. Das Rehlein sprang bald hin, bald her,
Bald blieb es stille stehn;
Es suchte sich ganz kümmerlich
Dem Hunde zu entgehn.
Aber leider fand es keine Ruh,
Wohin es sich ja wand, ja wand;
Auf einmal sprang's dem Busche zu,
Wo des Jägers Liebchen stand.

4. Der Jäger kam herbeigeeilt
Und merkte was im Busch.
Er schoß sein mörderisches Blei
Seinem Mädchen in die Brust.
Sie schrie: Ach du Geliebter, was habe ich getan,
Daß ich hier sterben muß, ja muß;
Die dunkle Nacht war schuld daran,
Das ich hier sterben muß.

5. Er nahm sein Mädchen in den Arm
Und drückt es an die Brust.
Ja, die dunkle Nacht war schuld daran,
Daß du hier sterben mußt.
Indessen lud er sein Gewehr
Und schoß sich durch die Brust, ja Brust.
Ja, die dunkle Nacht war schuld daran,
Daß auch ich hier sterben muß.

45a. Es ging ein Jäger jagen.*)

(Ägidienberg.)

1. Es ging ein Jäger jagen,
Ja jagen ganz allein.
Da begegnet ihm auf der Reise
Ein Mädchen und das war fein.

2. Wohin du hübsches Mädchen,
Sag', wohin willst du denn geh'n?
Ich geh' zu meinem Vater
In das grüne, grüne Tannenholz.

*) Simrock. Deutsche Volkslieder, S. 195. Man vergl. dazu die Noten auf S. 603 (Nr. 101).

3. Gehst du zu deinem Vater
In das grüne Tannenholz?
Deine Ehre sollst du lassen
Bei einem Jäger stolz!

4. Soll ich meine Ehre lassen
Bei einem Jäger stolz?
Viel lieber will ich lassen
Das grüne Tannenholz.

5. Da zog er aus der Tasche
Einen Ring und der war Gold.
Steck' ihn in deine Tasche
Er soll ein Denkmal sein.

6 Was soll ich damit machen?
Was soll ich damit tun?
Denn ich hab' in meinem Herzen
Einen andern auserseh'n.

7. Hast du in deinem Herzen
Einen andern auserseh'n?
Ei, so muß ich armer Jäger
Ja jagen, jagen ganz allein.

8 Mußt du armer Jäger
Ja jagen ganz allein?
Ei so muß ich armes Mädchen
Ja schlafen ganz allein.

45b. Es ging ein Jäger jagen.

(Aus Hilgen. Mitgeteilt von Fritz Halbach dort.)

1. Es ging ein Jäger jagen
Wohl in das grüne Tannenholz,
Da begegnet ihm auf der Reise
Ein Mädchen und das war stolz.

2. Ei wohin, du hübsches Mädchen?
Ei wohin steht dir dein Sinn?
Ich will zu meinem Vater
In das grüne Tannenholz!

3. Willst du zu deinem Vater
In das grüne Tannenholz,
Deine Ehre sollst du lassen
Bei einem Jäger stolz.

4. Soll ich meine Ehre lassen
Bei einem Jäger stolz,
Viel lieber will ich wandern
Wohl in das grüne Tannenholz.

5. Was zog er aus der Tasche?
Ein Ringlein, das war Gold.
Hier hast du, hübsches Mädchen,
Dies soll ein Denkstein sein.

6. Ei was soll ich damit machen?
Ei was soll ich damit tun?
Denn ich hab' in meinem Herzen
Einen andern auserkor'n.

7. Hast du in deinem Herzen
Einen andern auserkor'n.
Ach, so muß ich armer Jäger
Jagen, jagen ganz allein!

Melodie.

46. Es ging sich ein Jäger jagen.*)

(Mitgeteilt von K. Thomas in Olpe.)

1. Es ging sich ein Jäger jagen
Wohl in das Tannenholz.
Was begegnet' ihm auf der Reisen?
Ein schönes Mädchen stolz.

2. Wohin, woher des Weges?
Wo willst du reisen hin?
Ich will zu meinem Vater
Wohl in das Tannenholz.

*) Man vergl. Simrock, Deutsche Volkslieder, S. 195; Zurmühlen Liederbuch, S. 17.

3. Willst du zu deinem Vater
Wohl in das Tannenholz,
Dein' Ehr' sollst du verlieren
Bei einem Jäger stolz.

4. Sollt' ich mein' Ehr' verlieren
Bei einem Jäger stolz —
Viel lieber wollt' ich meiden
Den Wald, das Tannenholz.

5. Was zog er von seinem Finger?
Ein'n goldnen Ring allein.
Sieh hier, sieh da, Feinsliebchen,
Das sollt' dein Denkmal sein.

6. Was sollt' ich damit machen?
Was sollt' ich damit tun?
Schließ du's in deinen Kasten
Und laß es sanfte ruhen.

7. Der Kasten ist zerbrochen,
Der Schlüssel ist verlor'n;
Ich hab' in meinem Herzen
Einen andern auserkor'n.

8. Hast du in deinem Herzen
Ein'n andern auserkor'n,
So wollt' ich, daß ich nimmer
Als Jäger wär' gebor'n.

47. Jägerlied.

(Mündlich aus Olpe.)

1. Auf und an;
Spann' den Hahn;
Lustig ist der Jägersmann.
Ja, ich sag' und bleib' dabei:
Lustig ist die Jägerei!

2. He, he, he,
Hirsch und Reh
Dorten ich von ferne seh.
Ach! ihr Götter, gebet zu,
Daß ich ja nicht fehlen tu!

3. Puff und Knall,
Daß das Hirschlein fall'.

— — — — — — — — —

Ja ich sag' und bleib' dabei:
Lustig ist die Jägerei!

4. Selbst der Löw',
Ein wildes Tier,
Kommt zu mir ins Jagdrevier.
Schlag' ich an,
Daß ich gar nicht fehlen kann,

5. Daß er muß
Mit Verdruß
Fallen mir zu Fuß.
Ja, ich sag' und bleib' dabei:
Lustig ist die Jägerei.

48. Jägers Traum.

(Mündlich aus Elberfeld. Nach einer Aufzeichnung von Artur Pattberg.)

1. Ich stand einst unter grünen Eichen;
Des Nachts bei hellem Mondenschein
Sah ich von fern' ein Mädchen stehn,
Die war so schön wie eine Rebe,
Ich hab' bei Gott, so wahr ich lebe,
So etwas Schönes nie gesehn.

2. Als sie mich sah, da wollt' sie flieh'n,
Doch fruchtlos nur blieb ihr Bemüh'n.
Ich faßte sie am Kleid und sprach:
Ach, Mädchen, willst du mich verlassen?
Willst du mich lieben und nicht hassen?
Ihre Antwort war ein leises: Ja!

3. Wir setzten uns ins Grüne nieder,
Ich küßte sie und sie mich wieder;
Wir kannten uns vor Liebe kaum.
Und so verschwand sie unter Küssen.
Und wollt ihr's denn noch weiter wissen:
Als ich erwacht, da war's ein Traum.

49. Es wollt' ein Jäger wohl früh aufsteh'n.

(Um 1890 mündlich in Elberfeld.)

1. Es wollt' ein Jäger wohl früh aufstehn,
Dreiviertel Stund' vor dem Sonnaufgehn.
Er nahm sein Weibchen bei der Hand
Und führte es durchs ganze Land.

2. Ade! ade! mein liebes Kind,
Jetzt muß ich scheid'n von dir geschwind.
Und in demselben Augenblick,
Vergeß ich auch das Küssen nicht.

50a. Pitterken list sin Patschen beschlonn.*)

(Elberfeld.)

Pitterken liet sin Patschen beschlonn,
Liet et den huagen Berg ropgonn,
Huagen Berg on diepes Dahl,
Wiet nit, wann eck stärven sall.
Wann eck stärv, dann sie eck duat,
Grawen se meck onger de Ruasen ruad.
Wenn de Ruasen fallen,
Sengen de Neitegallen.
Bûr, lot meck de Lelgen stonn,
De Hiemelsdüar well ôpengonn;
Kömmt Maria—Muəder,
Met dem gäulnen Bruəder,
Het en Stöcksken en der Hank,
Wiest de Wolken dörch dat Lank.
Blaue, blaue Wolken,
Maria het gemolken,
Siewenzig Küh en ênem Stall:
Sipp, sipp, sipp, sua gêht et dann.

oder:

Dat eß gelogen, dat wiet eck wall.

50b. Pitterken leth sin Patschen beschlonn.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß von Prof. Wilh. Crecelius.)

Pitterken leth sin Patschen beschlonn,
Leth et den hogen Berg herop gonn;
Hogen Berg on depes Dâl —
Gott weth, wann eck stärwen sall.
Wann eck stärf, dann sie eck doth,
Begrawen sie meck onger de Rosen rot,
Setten se meck Lelgen op dat Graf,
Kömmt de Bûr on plöckt se af.
Bûr, lot meck de Lelgen stonn,
Die Hêmelsdör weth open gedonn;
Kömmt Maria Moder met dem göldnen Brôder,
Het en Stöcksken en der Hank,
Wîst de Wolken dörch dat Lank.

*) Nahe Verwandtschaft hat dieses Lied mit Nr. 16 und Nr. 152 bei Zurmühlen (Liederbuch.) Eine etwas andere Form hat dieses Lied bei Firmenich (Germaniens Völkerstimmen) I, 425, III, 194. Anklänge weist ein Lied bei Erlach (Volkslieder der Deutschen), I, 270 auf. Ferner vergl. man Simrock, Deutsche Volksbücher, S. 110, Hoffmann von Fallersleben, Niederl. Volkslieder, I, 110.

Öwer das Feild on dörch den Bosch,
Sank Katharina, ruade Voß,
Loth die Sonn schînen, loth den Regen öwergonn,
Loth die Kenger no Schualen gonn,
Loth se flîtig liaren:
Danket Gott dem Herrn.

50c. Pitterken lêt sin patschen beschlonn.

(Aufgezeichnet von dem verstorbenen Professor Wilh. Crecelius.)

Pitterken lêt sin patschen beschlonn,
lêt et den hôchen berg eropgonn;
hôchen berg on dêpen dâl,
wer wêt wannêr dat ik sterwen sall!
Wenn ek sterf, dan sî ek doª t,
begrâven se mek oñger de rôsen roª t.
[wenn die rôsen fallen
dan singen de neitegallen]
setten drei lilien op dat grâf:
Kömmt de Pater on plöckt se mek af:
Pater, lott mîn lilien stonn.
De hîmelsdoer sall ôpen gonn,
kömmt Maria Môder
met dem göulen brôder,
het en stöcksken an der hañg,
weist dômit nô Brôbant,
von Brôbant nô Engelland,
von Engelland nô Spanjen,
von Spanjen nô Orânien
(auch: drei äppelsches ôranien).
Maria kocht den appelbrei,
settet sek alle keñger bei,
arm on blôª t, klên on grôª t,
(Name eines Kindes) én Maria schôª t.

50d. Pitterken leit sin Pettken beschloaen.

Barmen.

Pitterken leit sin Pettken beschloaen,
Leit et den hogen Berg rop goaen.
Hogen Berg und tiefes Dahl,
Gott wet, wann ek sterwen sall.
Wann ek sterw, dann si ek dot,
Dann begrawt se mi unner den Rosenboom.
Wann die Rosen fallen,
Singen dä Nachtigallen.

Dann sett se mi Lelgen op min Graw
Kömmt dä Bur un plückt se af.
Bur, loat mi dä Lelgen stoaen,
Dä wäth die woall nicks angoaen.
Dann kömmt Maria Joseph
Hät en Stöcksken an dä Hand,
Geht doa met no Broabant;
Broabant es geschloatten,
Schlöttel es tebroacken.
Wä sall dän wiermaken?
Dä Timmermann in Braken.

(Aufgezeichnet von dem † Professor Wilh. Crecelius.)

50e. Pitterken liet dat Patschen beschlonn.

(Aus Sonnborn.)

Pitterken liet dat Patschen beschlonn,
Liet däm huhen Berg erop gon;
Huhen Berg hät tieben Tal —
Gott weth, wann ech sterwen sal.
Wenn ech sterf, dann sin ech dudt,
Begrawen sie mech onger die Rusen routh;
Wenn die Rusen fallen, sengen die Neitigallen.
Poten sie mech Nelgen op dat Graff,
Kömt der Bur on plöckt se af.
Bur, lot de Nelgen stonn,
De Hemmelstör wät open gedonn.
Kömmt Maria Mouder
Met dem gölden Bruder,
Hät en Stöcksken en der Hank,
Wieß de Wolken en dat Lank.
Lopen, lopen Wolken,
Maria hät gemolken,
Siewen Küh en enem Striehk,
Maria hät jetzt gude Tiet.
Mouder Katharine lot die Sonne schienen,
Lot den Regen üwer gon,
Dat die Kenger en die Schuhl können gonn.
Mester lot die Schuhl ut gonn,
Lot die Kenger spelen gonn!
Ech mott an der Wiegen stonn;
Die Wiag die get die Krick die Krack,
Schlop du klene Putesack.

51. Bitte.

(Mündlich aus Elberfeld 1908.)

1. Geh' nicht aus bei der Nacht, o Vater,
Hör' auf deines Kindes Flehn;
Sieh, die Mutter liegt im Sterben,
Bald wird sie verloren gehn.

2. Gedenk dazu des kleinen Willi,
Unsers Lieblings, hold und mild;
Bald wird er der Mutter folgen
Und ins bess're Leben ziehn.

3. Geh' nicht aus bei der Nacht, o Vater,
Hör' auf deines Kindes Flehn;
Rette, rette deine Seele,
Sonst wirst du verloren gehn.

4. Morgens lag die kleine Bitterin
Auf dem Flur im Todeskampf:
Vater hatte ihre Bitten
Fluchend mit der Faust bezahlt.

5. Ihre Händlein war'n gefalten.
Ihres letzten Hauchs Gebet:
Herr sei gnädig meinem Vater,
Daß er nicht verloren geht.

52. Die Waisenkinder.

(Mündlich aus Elberfeld 1908.)

1. Es gingen zwei Waisenkinder,
Sie gingen den Kirchhof entlang;
Und als sie kamen wohl an das Grab,
Wo ihre Mutter lag:

2. Ach, herzgeliebte Mutter,
Ach, kehre doch bald zurück;
Wir haben jetzt eine Stiefmutter,
Die gönnt uns kein Krümchen Brot.

3. Das Grab, das tat sich öffnen,
Der Deckel, der sprang entzwei;
Sie nahm das Jüngste wohl auf den Arm
Und drückt es an ihre Brust.

4. Dem Ält'sten gab sie ein Körblein:
„Geh hin vor der Leute Tür;
Und wenn sie dir etwas geben,
So sag ihnen: Gott lohn Euch dafür."

53. Perrlala.*)

(Mündlich aus Elberfeld.)

1. Als Perrlala spazieren woll gonn,
Da hatt he kennen Hot.
Do nohm sing Moder de Zoppenpott
On satt'n dem Perrlala op den Kopp.
Si eck stats? si eck stats?
Seit Perlala.
O weh! o weh! o weh!

2. Als Perrlala spazieren woll gonn,
Do hatt he kennen Schlips.
Do nohm sing Moder de Schöttelplangen
On dätt'n dem Perrlala öm den Hals.
Si eck stats? usw.

3. Als Perrlala bi de Soldaten kom,
Do hatt he kennen Säbel.
Do nohm sing Moder de Owespiep
On dätt's dem Perrlala an di Sitt.
Si eck stats? usw.

4. Als Perrlala bi de Soldaten kom,
Do hatt he kenne Sporen.
Do nohm sing Moder die Owesklout
On dätt's dem Perrlala öm de Schau.
Si eck stats? usw.

5. Als Perrlala gestorwen wor,
Do hatt he kennen Sarg.
Do nohm sing Moder de Eierkest
On dätt den Perlala en de Kest.
Wie stats! wie stats es Perrlala.
O weh! o weh! o weh!

54.**)

(Aus Hilgen. Mitgeteilt vom Herrn Fritz Halbach in Hilgen.)

1. Jetzt fällst du Reif, du kalter Schnee
Mir nicht mehr auf den Fuß;
Dort unten wohnt mein treues Lieb,
Jetzt ist des Wanderns Schluß!

*) In unzähligen Varianten. Wir verweisen nur auf: Hoffmann von Fallersleben, Niederl. Volkslied, I, 285. Pommer, Das deutsche Volkslied VIII, S. 25 f. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. XVIII, 81 ff. 184. 187.

**) Anklänge an Simrock, Volkslieder, S. 325. L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, S. 93 (Noten.)

2. Ich ging hinunter heimlich still,
Ich schlich nur auf den Zeh'n;
Da sah ich die Herzliebste mein
Wohl in der Türe stehn.

3. Grüß Gott, grüß Gott, mein holdes Lieb!
Und bist du auch noch froh?
Du wendest deine Äuglein ab,
Dein Herz ist anderswo.

4. Verblichen ist dein Mund,
Ist nicht mehr wie zuvor;
Das Wandern, das ist schuld daran,
Daß ich mein Lieb verlor!

5. Nun fall du Reif, du kalter Schnee
Nur fort mir auf den Fuß,
Dieweil ich bis ans End' der Welt
Jetzt wieder wandern muß.

55. Das Lied vom Hahn.*)

(Hilgen. Mitgeteilt von Herrn Fritz Halbach in Hilgen.)

1. Wer kaufet, wer kaufet
Ein wachsames Hähnchen?
Es krähet so lieblich,
Ist weiß wie ein Schwänchen!
:,: Wer kaufet einen wachsamen Hahn? :,:
Er weckt euch im Winter, im Sommer so früh,
Er kräht so lieblich sein Kickerikikikiki!
:,: Sein Rucketucketucketucktuck
Sein Vallerallerallara! :,:

2. Er nährt sich von Brocken,
Er kostet nur wenig;
Er suchet zu locken,
Regiert wie ein König;
:,: Er streitet gleich wie ein Held. :,:
Er weckt euch usw.

3. Und hat er gelocket
Des Morgens so früh,
So regt sich, so bewegt sich
Der Mensch und das Vieh;
:,: Er schreitet so lieblich einher. :,:
Er weckt euch usw.

*) Heute noch von alten Leuten gesungen.

4. Er trägt wie ein Ritter
Seine silbernen Sporen,
Und wer mit ihm streitet,
Ist gleich verloren,
:,: Er streitet gleich wie ein Held. :,:
Er weckt euch usw.

56.

(Hilgen bei Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Fritz Halbach.)

1. Es war einmal ein Mädel jung,
Dem war kein Freier gut genung,
Nein, nein, nein, nein,
Ihr Herz sollt' keiner haben.

2. „Und kommt so manch ein junges Blut,
Das taugt mir grad zum Spielen gut!"
Und ach, und ach!
Sie mußten's all' verschmerzen.

3. Und kam einst ein frischfroher Gesell,
Der lacht so hell und küßt so schnell;
So schnell, so schnell
Hat er ihr's Herz genommen.

4. „Und bist du ein so junges Blut,
Das taugt mir grad zum Küssen gut!
Leb' wohl! leb' wohl!
Ein' Andere will ich freien."

5. Und was du And'ren Schmerz bereit't,
Nun blüht dir selber ein Herzeleid.
O weh! O weh!
Das mag dich spät gereuen!

57.

(Hilgen b. Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Fritz Halbach.)

1. Ringsum so totenstill,
Es reget sich kein Laub,
Ein eisig kalter Wind
Weht durch das Heidekraut;
Mit ahnungsvollem Gram
Senkt sich herab die Nacht;
Wer hätt' so bald, so bald
An bitt'res Leid gedacht!

2. Jugendfroh schlug mein Herz,
Das jetzt so todeswund;
Hier schwuren wir uns Treu,
Hier küßte mich ihr Mund;

Nieder zum Nacken hing
Ringsrum ihr dunkles Haar;
Ach wie so schön, so schön,
Ach wie so falsch sie war!

3. Stumm wand're ich einher
Am grauen Waldesrand,
Rost decket mein Gewehr,
Mich freut kein Vogelsang;
So leb' denn ewig wohl,
Die mich getäuscht so sehr;
Mein schönes, falsches Lieb,
Wir sehn uns nimmermehr.

58.

(Aus Hilgen bei Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Fritz Halbach.)

1. Ach, ich armes Klosterfräulein!
Ach Mutter, was hast du gemacht?
Lenz ging am Gitter vorüber,
Hat mir kein Blümlein gebracht.

2. Ach wie weit, wie weit dort unten
Zwei Schäflein, sie weiden im Tal!
Viel Glück, ihr Schäflein, ihr sehet
Den Frühling zum ersten Mal.

3. Ach wie weit, wie weit hier oben
Zwei Vöglein, die fliegen zur Ruh!
Viel Glück, ihre Vöglein, ihr flieget
Der besseren Heimat zu.

59.

(Hilgen bei Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Fritz Halbach.)

Schön Ännchen auf der Mühle
Saß eines Abends kühle
:,: An ihrem Rad und spann. :,:

Kaum hat sie angefangen,
Da kam ein Herr gegangen,
:,: Ein Ritter jung und schön. :,:

„Ach Mädchen, hast du Eltern?"
„Ach nein, ich habe keine!"
:,: „Geh mit mir auf mein Schloß!" :,:

„Als Fürstin sollst du leben,
In Seid' und Sammet schweben,
In Gold und Edelstein
Sollst du gekleidet sein."

60.

(Hilgen bei Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Fritz Halbach.)

Ein Fischermädchen saß im Grünen,
Sie dachte stets an ihren Lieben,
Sie dachte stets in ihrem Sinn:
Ach, wär' ich eine Jägerin!

Und als sie so saß in Gedanken,
Schnell schritt ein Jäger durch die Ranken;
Er sah sie an und sie ihn auch,
Er sprach: Du bist des Jägers Braut!

Drauf setzten sie sich beide nieder,
Er küßte sie und sie ihn wieder,
Er fragte sie wohl hin und her,
Wo ihrer Eltern Wohnung wär'.

Dort oben auf der grünen Heide,
Da wohnen uns're Eltern beide,
Da steht des Jägers schönes Haus,
Da suchen wir die Wohnung aus.

Der Vater in dem blauen Himmel,
Der führt uns durch das Weltgetümmel,
Der führt uns beide zum Altar,
Da sprechen wir ja beide: Ja!

61.

(Hilgen bei Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Fritz Halbach.)

Heiter war der Frühling meines Lebens,
Rosen blühten rings wohl um mich her,
Aber alles, alles ist vergebens,
Für mich gibt es keine Ruhe mehr.

Ach, hätt' mein Aug' das deine nie gesehen
Und mein Mund den deinen nie geküßt,
Heiter froh könnt' ich durchs Leben gehen,
Das mir jetzt so schwer geworden ist.

In der Blüte meiner zarten Jugend
Gab ich mich zum Opfer für dich hin,
Raubtest mir der Unschuld sanfte Tugend,
Spott und Hohn war dafür mein Gewinn.

Nimmermehr will ich mein Herz verschenken,
Dieweil mir and're Lieb nicht möglich ist,
Nur an dich, an dich tu ich gedenken,
Bis der Tod mein mattes Auge bricht.

Führt dich einst der Weg zu meinem Grabe,
Siehest du den Leichenstein von mir,
Gönne mir die letzte, liebe Gabe,
Eine heiße Träne weine mir.

(Fortsetzung folgt.)

Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen.

Von **Th. Imme**, Essen.

(Fortsetzung.)

A. Naturnamen.

III. Berg- und Talnamen.*)

a. Bergnamen.

Ein anderer Wortstamm für Bodenerhebungen ist knap, knip, knup, knop; vergl. den Flurnamen auf dem Knappen in Holsterhausen (Essen), Bögelsknappen in Kettwig (vgl. unten), am schiefen Knappen in Heidhausen bei Werden und Haus Knippenburg bei Bottrop. Verwandt sind Wörter wie Knopf, Knauf, Knospe, Knubben und Ausdrücke der Essener Volkssprache wie Knipp = Knoten und Knubbel 1) dasselbe, 2) = Anschwellung, Beule. Eine bekannte Redensart lautete hier „sik in den Knipp kallen oder küren" = sich so fest reden oder fest lügen, daß man nicht wieder herausfindet. Ganz nahe stehen diesem Wortstamm aber ohne Zweifel auch Flurnamen wie der Knot in Leithe und der Knottenberg in Kray der steilste Berg im Bereich des Oberhofs Eickenscheidt bei Steele, von dem dann auch wohl der von Steele dorthin führende Weg den gleichen Namen erhalten hat. In Steele kannte man früher auch den Familiennamen Knotte. Vergl. auch Knoten und Knödel. Wie Knüppel und Knüttel dasselbe sind, so gehen gewiß auch diese Flurnamen auf eine Doppelwurzel mit ein und derselben Grundbedeutung zurück. Ja, man wäre beinahe versucht, jenen zuerst genannten Stamm knock nock hier auch noch mitheranzuziehen, vergleiche die Doppelwurzel sik und sip (Siepen = Siek u. a.) stok und stop (Stankenberg = Stoppenberg u. a., vergl. 6. Jhg. S. 179 und

7. Jhg. S. 28) und so viele entsprechende Fälle, die sich bei der Vergleichung des Sanskrit, Griechischen und Lateinischen darbieten (vergl. Skt. vâk, Lat. vox [St. voc], Gr. ἔπος [St.-F. ἐπ] u. a.; doch verzichten wir lieber darauf, uns auf dieses immerhin etwas unsichere Gebiet noch weiter hinauszuwagen.

Ähnlich wie knock und nock, finden wir in Orts- und Flurnamen auch einen Doppelstamm knoll und noll (auch nüll u. a.) für eine rundliche Erhebung, einen Bergkegel (vergl. Wurzelknolle); doch finde ich Beispiele für ihn nur in unserer weiteren Umgebung, z. B. Knollen bei Nierenhof und am Knollen bei Hardenberg (Kreis Mettmann), auf der Nüll bei Elberfeld u. a. (vergl. Leithaeuser a. a. O. S. 58 f.).

Zur Bezeichnung von Bergen namentlich mit scharf hervortretendem Gipfel braucht man in unsern Gegenden oft kopf, ndd. kopp (vergl. Kuppe und Koppe, wie Schneekoppe u. a.). In Altenessen findet sich der Flurname auf den Koppen (uch auf den Küppen); hier gibt es auch einen Kopmannshof, der im Essener Kettenbuche Kophuve heißt (14. Jahrhundert und älter, s. darüber 7. Jhg. S. 23). Ferner Koprath in Rotthausen (= Rodung auf der Kuppe), der Horster Kopp in Langendahl (Kettwig vor der Brücke), am Witkop in Bredeney, Wittkopp oder Wittkopf in Heidhausen bei Werden und Mühlenkopf am Werdener Bahnhof auf Bredeneyer Gebiet. Auch den Ortsnamen Kupferdreh führen Ortseingesessene mit großer Wahrscheinlichkeit darauf zurück. Die Ruhr macht an dieser Stelle einen Dreh fast unter einem rechten Winkel. Schiffe nun, die hier vorbeifuhren, mußten darauf achten, daß sie nicht an dem „Kopp" des sogenannten Phönixberges festfuhren. Die Schiffer sollen sich daher oft warnend zugerufen haben: Achtung! Koppdreih! So nannten sie eben die Stelle zum Unterschiede von anderen Drehen, d. h. Flußkrümmungen an der Ruhr. Durch eine Art Volksetymologie hätte man dann mit Anlehnungen an den hier schon lange bestehenden Kupferhammer, dem die Schiffe die dort zu verarbeitenden Kupferladungen zuführten, aus Koppdreih Kupferdreh gemacht. Als Ortsname kam aber dieser Name für das ältere Hinsbeck (wozu dann noch Rodberg, Dill-

dorf u. a. hinzukamen), wie so manche andere Namen (z. B. Oberhausen) in allgemeinen Gebrauch erst durch die Eisenbahn Steele-Vohwinkel, die älteste in unserer Gegend. Sie soll im Jahre 1847 eröffnet worden sein, hatte Anschluß an die noch ältere Bahn Düsseldorf-Elberfeld und wurde in erster Linie zu dem Zwecke erbaut, die Steinkohlen zunächst von Zeche Gewalt bei Steele, dann aber überhaupt die Kohlen des Ruhrreviers, für die damals die Ruhr selbst den Hauptverkehrsweg bildete, dem industriereichen Wuppertal und auch Düsseldorf zuzuführen. Da der Bahnhof für Steele damals noch jenseits der Ruhr lag, so nannte man ihn Steele-Überruhr und dann einfach Überruhr und dieser Name wurde dann auch die amtliche Bezeichnung für die beiden Gemeinden Hinsel und Holtkamp. In engeren Kreisen hatte man diesen Namen für sie allerdings wohl schon lange gebraucht; lagen sie doch auch vom Stift Rellinghausen aus gesehen, zu dem sie gehörten, jenseits der Ruhr, und als sie nach Aufhebung desselben der Bürgermeisterei Steele überwiesen wurden, unterschied man sie auch wieder als Steele-Überruhr von dem eigentlichen Steele.

Das Wort Kopf, ndd. Kopp ist auch heute noch in der Volkssprache für einen Bergvorsprung nicht unbekannt. Noch bekannter aber war das Wort hier wohl von jeher für eine Obertasse, allerdings vorzugsweise in der Verkleinerungsform Köppken. Sehr beliebt war hier noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der sogen. Nohberskoffi (Kaffee beim nachbarlichen Besuch). Nichts ging einer Essenerin dieser alten Zeit über ein Köppken Koffi (Schölken hieß die Untertasse), das sie daher wohl auch ein Köppken Trost nannte. Es stand dann immer eine große Kanne mit einem Kran in der Mitte, man trank recht viele Tassen und aß Beschüt (= Biscuit, hier Zwieback gemeint) und Bretzeln dazu. Wenn es hoch herging, gab es auch noch einen Kringelkauken oder Rodonkuchen. Man trank recht viele Tassen und zum Schluß noch ein sogen. Nödigköppken (das einem aufgenötigt wurde); dann aber, wenn man durchaus ein Ende machen wollte, kippte man sein Täßchen um.

Nicht gehört hierher, wie ich in meinen „Ortsnamen

des Kreises Essen und der angrenzenden Gebiete" (S. 46) noch irrtümlich annahm, die Kaupenhöhe in Essen. Das Wort geht vielmehr auf lat. cupa (Kufe) zurück, was in der hiesigen Volkssprache von selbst zu Kaupe wurde (so heißt es hier Blaut, Bauk, Hauhn, Kauh, daun = tun, raupen = rufen usw.). Diese war ein eingemauerter Behälter, der das Wasser des quellenreichen Geländes zwischen der heutigen Friedrichs- und Kahrstraße sammelte. Die Essener nannten diesen Behälter auch Kettelken und danach die ganze Gegend am Kettelken. Das Wasser wurde durch hölzerne, zuletzt gußeiserne Röhren in die Stadt geleitet, wo es vier Zapfstellen gab, die man Fontänen nannte. Diese Kaupenleitung hat 300 Jahre lang die Stadt mit Wasser versorgt; mit dem Beginn der 1840er Jahre aber begann infolge des Bergbaues, der die Quellen zum Teil versiegen ließ, in Essen eine zeitweise einen bedrohlichen Charakter annehmende Wassernot, der endlich durch Anlage des städtischen Wasserwerks an der Ruhr im Jahre 1864 ein Ende gemacht wurde.

Wie mit „Nacken" und „Kopf", so übertrug man auch mit Rück(en), ndd. Rügge, einen Teil des menschlichen Körpers auf eine Bodenerhebung. Auch dieser Bergname findet sich häufig bei uns, so in Huttrop, Kray und Rüttenscheid; ferner: auf dem Rücken in Stoppenberg, Eiberg. Altendorf (Ruhr), auf dem Rüge in Umstand bei Kettwig, Langerücken in Caternberg, Rückenkamp in Rüttenscheid, oberste und unterste Rück in Lippern (heute Oberhausen). In seiner eigentlichen Bedeutung erscheint das Wort z. B. in einem Sprichwort, das im Essener Platt lautet: Müggen het de ouk Rüggen? d. h. Kann man schwächlichen Wesen schwere Lasten zumuten? Für einen Kamm oder Bergrücken lernten wir schon oben den Namen Egge kennen (s. Eiberg S. —; vgl. auch das im 7. Jhg. der Ztschr. S. 23 zu dem Namen Ardey — aus Hardecke, Ardegge entstanden — Bemerkte). Er kommt in seiner vollen Form in den Flurnamen Scharpegge in Byfang bei Kupferdreh vor, und auch den Ortsnamen Hattingen (1019 Hatneghen, 1364 Hattenegge) führt Jellinghaus darauf zurück (= Chattenegge?), während andere, wie Leithaeuser, den oben behandelten Stamm nick, neck

und in dem Bestimmungswort einen alten Wassernamen (ada) annehmen (= Erhebung am Wasser).

Auffallend ist es, daß in der Umgegend von Kettwig, in Umstand, Ikten, Roßkothen, wie ich hörte, die Bauern unter einem Dümpel (Döumpel ausgesprochen) einen kleinen Bergrücken oder Buckel auf ihrem Lande verstehen, wie sie dort vielfach vorkommen sollen, während dieses Wort doch sonst für eine Wasserlache gilt.

Der Wortstamm boll(en), poll, beul, der eine rundliche Erhöhung bedeutet, findet sich bei uns in den Flurnamen am Pollen bei Kupferdreh, Bollenberg bei Roßkothen, wohl auch im Pollerbergshof in Frohnhausen, ob aber in dem, alten Essenern noch wohlbekannten Bollerbusch in der Nähe des alten Brünglinghaushofes in Huttrop, läßt sich schwer sagen. Sodann gehört aber hierher der Ortsname Beule, älter Beuel, ein Teil von Horst a. d. Ruhr, sowie die dazugehörigen Flurnamen Beuler Bruch und im Beuler Felde; vgl. auch Beuel gegenüber Bonn, Beule bei Barmen-Wichlinghausen u. a. Wie jeder aus der Schriftsprache das Wort Beule kennt, so ist auch Bolle, wenn auch nur mundartlich, wohlbekannt als Bezeichnung für Zwiebel, Knolle, Oberschenkel mit den angrenzenden rundlichen Teilen u. a. So kannte man hier den Spruch: Kinner, die wat wollen, kriegt wat op den Bollen. Rundliche Erhöhungen bilden auch die große und kleine Kogel in Bergerhausen. Sonst bedeutet Kogel im Ndd. gewöhnlich Kapuze; da aber auch ndl. Kogel = Kugel ist, so kann es auch hier kaum etwas anderes sein. Ein im Niederdeutschen beliebtes Wort für eine mantelartige Kopfbedeckung oder Kapuze ist ja auch Kappe, und auch dieses Wort ist in Orts- und Flurnamen nicht unbekannnt. Bei einem nach oben abgerundeten Berge kann gut der obere Teil als eine Kappe erscheinen. So findet jedenfalls der Name Cappenberg (bei Lünen) eine Erklärung, und auch eine Höhe bei Kettwig, auf der nordische Granitsteine, Findlingsblöcke sich finden, führt den Namen Kappe, und ein Kotten dabei heißt an den Kappen.

Unser schriftdeutsches Wort Hügel ist ursprünglich nur mitteldeutsch und hat erst seit Luther die noch im Mhd.

geläufige Form hubel, hübel (von heben) verdrängt: diesem letzteren aber entspricht ndd. hovel, hövel, hüvel u. a Daher Großhövel in Rodberg (Kupferdreh) und Hüvelskamp, im Volksmund Hövelskamp, in Rotthausen. In weiterer Entfernung ist ja Sprockhövel als Bahnstation zwischen Hattingen und Barmen besonders gut bekannt. Das Bestimmungswort in diesem Ortsnamen bezeichnet dürres, sprödes, leicht brechbares Holz; in der Mundart von Geldern bedeutet sprockeln „dürres Holz, Reisig holen“; dasselbe ndl. sprokkelen; ndl. sprokkelhout = dürres Holz; sprockwide wird lat. erklärt als salix fragilis usw. Mit Vorliebe brauchte man das Wort aber vom Wachholder, und so hat auch von ihm Sprockhövel unzweifelhaft seinen Namen, zumal der Wachholder dort so reichlich wächst oder wuchs, daß man, wie Crecelius berichtet, ihn oft zum Räuchern des Fleisches und zum Fang der Krammetsvögel von dort nach Barmen-Elberfeld holte. Zu demselben Wort gehört aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch ndl. sprokkelmaand, niederrheinisch sporkel, spörkel, der auch in Essen früher allgemein gebrauchte Name für den Februar. J. Grimm brachte den Namen zwar zusammen mit lat. spurcalia, das man als einen landschaftlichen Namen für die Fastnacht ansieht. Die eine einzige Angabe über diese spurcalia (aus d. J. 743) ist aber so unbestimmter Natur, daß man gar nichts Rechtes damit anfangen kann. So versuchte schon K. Weinhold eine andere Erklärung, und neuerdings hat, von ihr ausgehend, Gust. Bilfinger in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung Bd. V 1904 S. 263 ff. eine sehr ansprechende Deutung des Wortes gegeben. Er weist nach, daß es aus dem rheinfränkischen Gebiet von Mosel und Lahn rheinabwärts gewandert ist, und er erklärt den Sprockelmonat entsprechend dem alemannischen Rebmonat als den Monat, in dem die Weinstöcke beschnitten werden. In dem lateinischen Lehrgedicht eines Mönches aus dem Benediktinerkloster in Prüm vom Jahre 854 heißt es vom Monat Februar:

Vitibus hinc cultum mos est adhibere putandis
Larmentisque novas gemmas proferre recisis

d. h. mit einem Worte: er ist der Monat des Rebschnitts.

Nun entspricht dem lat sarmentum das (von sarpere = schneiteln, Bäume und Sträucher beschneiden) ndl. sprok, sprokkel, ja, ein Breslauer Wörterbuch erklärt geradezu sprock als sarmenta ligna vitis, d. h. also als das Reisholz des Weinstocks. Das Umspringen des r (sprock in spork) entspricht ganz dem sonstigen Sprachgebrauch des Niederdeutschen; vgl. Born = Bronn, Kürste = Kruste, Bernstein = Brennstein, Forsch = Frosch usw. Diese Deutung des Monatsnamens Spörkel hat daher, scheint mir, sehr viel für sich.

Der Name Auf dem Hügel für den Standort der Kruppschen Villa ist natürlich erst eine Schöpfung unserer Zeit.

In Steele kommt 1627 ein Hermann im Steine vor; in Hinsel (Überruhr) gibt es einen Kalverstein, in Delwig (Borbeck) wie bei Hattingen (auf letzterem ein Bismarckturm) und in Werden einen Hohenstein (am Fuße des Werdener Hohensteins liegt die bekannte Bierbrauerei von Haverkamp) und bei Werden sowohl wie bei Kettwig einen Billstein. Stein war eben früher auch die Bezeichnung für einen Felsen, ist also ebenfalls ein Bergname. Besonders bekannt sind ja manche der hierher gehörigen Namen aus unserer weiteren Umgebung, wie Blankenstein, Volmarstein, älter Volmuntstein = Stein an der Mündung der Volme, auch Müngsten, 1593 Müngstein = Stein an der Mündung des Morsbachs in die Wupper (vgl. berg. monk = Mund). Da „blank" in der älteren Sprache = glänzend weiß ist, so denkt man bei Blankenstein, wozu allerdings die heutigen Verhältnisse nicht mehr stimmen, am natürlichsten an einen kahlen Sandberg. Diese Erklärung gilt ja z. B. auch für Blankenese bei Hamburg (Nase, Nese = vorspringender Berg); vgl. auch Namen wie oben Wittenberg und Kahlenberg (bei Mülheim (Ruhr)). Nach dem Muster derartiger Namen ist in neuerer Zeit der Name Ruhrstein in Bredeney bei Essen entstanden.

Was noch die Erklärung des vorher erwähnten Billstein anbetrifft, so hängt das Bestimmungswort dieses in unsern Gegenden mehrfach vorkommenden Bergnamens wohl mit billen = behauen, spalten und bîl oder bîle, wie man hier gewöhnlich sagt (= Beil) zusammen (s. Jellinghaus Wf ON.[2] S. 3). Vgl. auch das hie und da vom Volke gebrauchte

Bille = Hacke. Einen Bilstein gibt es auch in der Gegend von Fulda, im Kreise Gummersbach und sonst sehr häufig in verschiedenen deutschen Gegenden. S. darüber Altdeutsches Namenbuch von Förstemann[3])-Jellinghaus (Bonn 1912) Sp. 453, wo es dann heißt: Richtig schon Vilmar Idiotikon: Nichts weiter als ein steil ansteigender oder hervorragender stein; denn diese bedeutung paßt ausnahmslos auf alle Bilsteine und stimmt zugleich mit der wurzel bil (vom spalten des erdbodens). — Diese Deutung erscheint besonders einleuchtend auch für den Billstein bei Kettwig; denn er reichte einst bis unmittelbar an das Wasser der Ruhr heran und mußte zum Zweck der Herstellung eines Uferweges zum Teil weggesprengt werden. Eine Stelle dieses Kettwiger Billsteines (schöner Aussichtspunkt über einem Steinbruch) führt den uns heute in Berggegenden nicht selten aufstoßenden Namen der Kanzel.

Für hochgelegene Punkte gibt es aber auch noch andere Bezeichnungen, so zunächst allerlei Namen mit hoch, u. a. wie wir soeben schon in Hohenstein einen solchen kennen lernten; so Howinkel in Eiberg, Hochwinkel in Delwig, Homberg (= am hohen Berg) in Hamm bei Werden und in Hattingen, vgl. Homberg am Rhein u. a.; das hohe Feld in Schnir bei Kettwig, vgl. Hochfeld bei Duisburg; auf den Höhen in Altenessen, die Höhe in Kray, opper Höchte in Altenessen und Huttrop. Hierher gehört auch die Howarde, der höchste Punkt in Holsterhausen, und der danach benannte Howardenhof (1472), später Howarskotten. Es gab dort auch ein Howarenfeld und eine Howarenstraße. Einen Hof an der Hohwar gibt es auch bei Landsberg gegenüber Kettwig. Auch Warte allein bezeichnet ja schon einen hoch gelegenen Punkt, von dem man ausspähen, Umschau halten kann; daher: in der Warte in Schonnebeck, wie oft im Bergischen auf (an, in u. a.) der Warth, Wahr u. a. (s. Leithaeuser a. a. O. S. 107). Vgl. auch westf. ON. wie Howarde bei Mengede, Howahr bei Volmarstein, Warburg (1028 Wartburg), gleichbedeutend mit der Wartburg in Thüringen (s. Jellinghaus, die westf. ON.[2] S. 129).

Endlich möchte ich hier noch das Hoh-Holz erwähnen, zu dem man auf dem Wege von Kettwig nach Velbert gelangt

und an dem man die sogenannte „dicke Hülse“ sehen kann, angeblich Deutschlands größte Stechpalme (von etwa 12 m Höhe und 60 cm Durchmesser). (s. Kettwig. Führer- und Wanderbuch. Hrsg. vom Verkehrs- und Verschönerungsverein Kettwig. S. 11.)

Sinnverwandt sind auch Namen wie der Kikenberg in Holsterhausen (Essen) und Kikut, auch Name eines Kottens in Schönebeck (Borbeck). Und auch dem Namen Seumannshof in Altenessen muß ein ähnlicher Sinn zugrunde liegen. Es heißt im Essener Kettenbuch (auf Quellen aus dem 14. Jahrhundert und früher zurückgehend) upper Hozune, später auch auf der hohen Soenen und upper hoseune. Nun ist mnd. sune 1. = sichtbar, 2. = Sehen, Anblick. Das Wort bezeichnet also doch wohl auch eine hohe Aussicht. Man machte freilich, während aus seune der Familienname Seumann (= Seunemann) hervorging, später auch eine „hohe Sonne“ daraus. So nannte man einen Altar in der alten Gertrudiskirche (jetzt Marktkirche) in Essen, für dessen Vikarie jener Hof eine Kornspende zu liefern hatte „zur hohen Sonne“ (daneben „zur hohen Seune“). Vgl. Franz Arens, Der liber ordinarius der Essener Stiftskirche, Paderborn 1908, Kap. 8. Nun kommt der Name „hohe Sonne“ auch sonst für einen hochgelegenen Aussichtspunkt vor, z. B. in Thüringen unweit der Wartburg. In unserer Gegend aber begegnen wir mehrfach dem Namen Sonnenschein, der dann auch zu einem hier wohlbekannten Familiennamen geworden ist, für einen hohen, von der Sonne beschienenen Punkt, so in Fischlaken bei Werden, ferner bei Schnir und bei Kettwig, wo sich heute ein Geflügelhof „im Sonnenschein“ und eine Deckstation für Ziegen befindet. In Heidhausen bei Werden gibt es einen Sonnenberg. Bei hosune scheint indessen doch die Länge des Vokals dieser Deutung zu widersprechen, und so können wir darin nur eine der auch bei Ortsnamen so beliebten Volksetymologien erblicken. — Für eine Anhöhe findet sich in Steele auch der Name in der Locht (= Luft); vgl. unten den Luftigen in Kettwig.

Ein hochgelegener Hof heißt endlich auch Terboven, so in Frillendorf (Bgm. Stoppenberg). Aus dieser Bauerschaft,

die nur aus wenigen Höfen besteht, stammt ein hübscher Neckreim, der zu den sogen. Nachbarreimen gehört (in denen die einzelnen Dorfgenossen der Reihe nach verspottet werden), also lautend:

Wisthoff is en schworen Mann,
Den Waterfohr nich dragen kann.
Schulte N. is en Tettelbart,
(ein Umstandskrämer, der die Sachen hinzettelt)
Sch. . . . frett sik ok noch satt,
(er war durch die Kriegszeiten und eine Viehseuche verarmt)
Bomder Bur (= Terboven) reip Wopen,
Da gehn Brandt un Langmann lopen.

Wâfen! ndd. Wôpen! war bekanntlich der alte Schlacht- oder Alarmruf, Wopen raupen = zu den Waffen rufen. Unter einem Wâpenräuper aber verstand man bei uns einen Menschen mit einer überlauten Stimme, auch im übertragenen Sinne, was man sonst eine Groutmule oder Groutschnute nannte. In unserem Fall aber ist wohl nur die kräftige Stimme des Betreffenden gemeint, die hier eine besonders starke Wirkung übt, weil er über den beiden anderen (terboven) wohnt. die obendrein — von dem einen von ihnen ist es bekannt — etwas ängstlicher Natur gewesen sein müssen.

Auch in Delwig (Borbeck) gibt es einen Hof ther Boven, mit dessen Namen allerdings die örtlichen Verhältnisse nicht im Einklang stehen sollen; der Name an sich läßt aber keine andere Erklärung zu. Vgl. auch den Boverbusch in Hamm bei Werden und den Böverbusch in Lippern gegenüber einem Unterbusch daselbst. Im Gegensatz zu Terboven gibt es in Frohnhausen den Hofnamen ter Nedden, später Niermannshof genannt; ein zweiter gleichen Namens findet sich in Mülhoven (Borbeck), früher ter Neden. Vgl. auch Nierenhof bei Kupferdreh, Nierenkotten in Hinsel und bei Nieren in Altenessen.

Über die Bedeutung des Flurnamens Platte bezw. Plattenberg bin ich leider nicht zu voller Klarheit gekommen. „Er bezeichnet in Gebirgsgegenden am Rhein und in Nassau eine breite Fläche, kleine Hochebene“ (Leithaeuser,

a a. O. S. 76). Auch für unsere Gegenden, wo die Bezeichnung sich seltener findet, mag dies im allgemeinen wohl zutreffen; ob nicht aber daneben die schon mnd. Bedeutung von platte „Tonsur des Kopfes, Glatze“ und dann allgemeiner „Kopf überhaupt“ die Bedeutung des Flurnamens mit beeinflußt hat? Die Platte bei Werden, ein vielbesuchter Aussichtspunkt, könnte an sich ganz gut eine abgeplattete Höhe genannt werden: der Name ist aber auf diesen Punkt und das ganze umliegende Gelände erst übertragen worden. Der ältere Name ist Plattenberg, der an einem oberhalb eines Steinbruchs gelegenen, jetzt abgerissenen Kotten haftete. Für die Örtlichkeit hier würde die Bedeutung „waldfreie Stelle“ (eigentlich Glatze) eher passen. Die derbe Bezeichnung „an der Lauseplatte“ bei Dahlhausen (Ruhr) läßt an den Kopf im allgemeinen denken. Diese Bedeutung des Wortes zeigt uns z. B. die westfälische Redensart: Mâk mi de platte nich hêt = Mach mir den Kopf nicht warm. Auch der Flurname op der Platte in Frohnhausen (Essen) ließe diese Deutung wohl zu. Doch fand ich leider die Zeit nicht, hierüber Genaueres festzustellen. Auch Plattenberg in Stiepel bei Hattingen und weiterhin Plattenberg bei Hagen; Plettenberg im Kreise Altena u. a. wären dabei noch zu berücksichtigen.

Auch den Ortsnamen Steele müssen wir zu den Bergnamen rechnen. Der Ort heißt eigentlich Steile, so urkundlich 1314/16 Steyle, 1495 Steyl und im Volksmunde ebenso auch noch in unseren Zeiten. Genauer müßten wir sagen: an der Steile. Flurnamen dieser Art sind ja sehr beliebt; vgl.: aufm Krummen, aufm Schmalen (Acker), aufm Starren, aufm Gleichen, am Pielen, am Scheven (Berge); an der Bredde (zer Bredden, an der Brei u. a.), auf der Gleichen, die Dickde, die Höchte, die Woeste (= schriftdeutsch Wüste) u. a. Aus solchen wie aus anderen Flurnamen entstanden dann oft eigentliche Ortsnamen: so in unserem Falle. Vgl. auch den Hofnamen Stiel (Kreis Mettmann) und Steyl, Niederlassung der Jesuiten an der niederländischen Grenze. Die ältere Form des aus unseren Gegenden, dem westlichen Niederdeutschland, stammenden Wortes lautete steigel (zu steigen gehörig).

Wir kommen mit diesem Flurnamen zu denjenigen Wortstämmen, die vorzugsweise den Bergabhang bezeichnen. So zuerst helde, helle, hill u. a. Hierher gehört aus unserer Schriftsprache das Wort Halde, das, abgesehen von den Kohlenhalden, heute mit Vorliebe von den Dichtern gebraucht wird; vgl. Uhlands Singental (Der Herzog tief im Walde am Fuß der Eiche saß, als singend an der Halde ein Mägdlein Beeren las). Verwandt damit sind auch hold (= geneigt) und Huld. Oft begegnen uns Flurnamen wie: auf der Helde, in der Helle u. a. Auch der Flurname auf der Hölle in Huttrop gehört sicherlich hierher. In unserer Nachbarschaft gehören wohl Kirchhellen bei Bottrop (1150 einfach Hillen genannt) und Laupendahl, dessen Hauptteil das heutige Kettwig vor der Brücke bildet, im 9. Jahrhundert Lopanheldi (das Bestimmungswort wohl von dem Bach Lopina, der als Grenze des Werdener Gebiets bezeichnet wird) hierher.

Auch im großen Hochfelde bei Duisburg findet sich der Flurname op der Hellen in entsprechender Bedeutung (s. Averdunk a. a. O. S. 43). Der Name Helweg gehört wohl kaum hierher. Von den verschiedenen Deutungen des Wortes, die man früher kannte, erschien diese allerdings noch die ansprechendste. Die alten Heerstraßen führten ja mit Vorliebe an den Höhen, den Bergabhängen entlang, und es soll manche alte Hellwege geben, für die diese Erklärung gut paßt. Der bedeutendste aller Hellwege, an den wir bei dem Worte gewöhnlich denken, war bekanntlich die große, von Karl dem Großen im Anschluß an sein Vorgehen gegen die Sachsen angelegte Heer- und später auch Handelsstraße, die, wenigstens zu Anfang auch an Berghängen hinziehend, von Duisburg über Essen, Steele, Bochum, Dortmund, Soest nach Paderborn und von da weiter an die Weser führte, und im weiteren Sinne versteht man darunter das fruchtbare Hügelland, das, hier bei Essen beginnend, sich bis in die Nähe der Lippequellen erstreckt. An dem Wort haftet aber doch zu sehr der Begriff „Königstraße", und bei vielen Hellwegen ist an Höhewegen nicht zu denken. Andere Deutungen, die man hin und wieder noch bis in die neueste Zeit vertreten fand, sind völlig unmöglich, so die Herleitung vom Eigen-

schaftswort „hell“, das sich in unserer alten Sprache noch gar nicht auf den Gesichtssinn, sondern nur auf den Gehörsinn bezog (zu „hallen“; Grundbed.: laut, tönend) oder von heil = ganz (Hellweg = Hauptweg), dessen Vokal lang ist (as. und mnd. hêl), während Helweg mit der Nebenform Hilleweg stets einen kurzen Vokal hat. Auch die von Jak. Grimm vertretene Herleitung des Wortes von helle (= Hölle, Unterwelt; der N. sei von den Leichenwegen auf die Heerwege und öffentlichen Landstraßen übertragen worden) würde nur für Westfalen passen, während uns der Name über dessen Grenzen hinausführt und von den Franken zu stammen scheint. Dagegen hat, wie es scheint, die ein ganz neues Licht auf den Namen werfende, manchem zunächst vielleicht etwas auffällige, aber durch gewichtige Gründe gestützte jüngste Deutung von Prof. Jostes (s. diese Ztschr. 8, 225 ff.) Helweg = Hildenweg viel für sich. Er hebt hervor, daß die alten Römerwege insgemein den Namen einer berühmten geschichtlichen bez. mythischen Königin oder Fürstin führten, denen man überhaupt gern allerlei Wunderwerke zugeschrieben (vgl. Semiramis), daß man Hilde nicht nur mit der geschichtlichen Brunhilde, sondern auch mit der mythischen Helena vielfach gleichgesetzt habe und daß in England und in Austrasien viele Straßen und Wege (auch die Milchstraße am Himmel) sowie andere Bauten einen dieser Namen führten. Welches aber auch die richtige Deutung in diesem schwierigen Falle sein mag, jedenfalls war Helweg gleichbedeutend mit Reichsstraße oder Königstraße (via regia), d. h. eine Straße, die der König, der ja überhaupt allein in der Lage war derartige Straßen anzulegen, für seine Zwecke gebrauchte, die er kraft seines Königsrechts mit Zollstätten besetzen konnte u. dgl. m. Es muß schon damals unter Karl dem Großen im Anschluß an die von ihm angelegte Hauptstraße zwischen Rhein und Weser ein ganzes Netz von Straßen entstanden sein, das dann Otto dem Großen in seinen schweren Kämpfen mit seinen aufständischen Brüdern Thankmar und Heinrich sehr zu statten kam. Von Dortmund z. B. gingen Verbindungen zur Hohensyburg, damals noch Sigiburg (Siegburg) genannt, die den Zusammenfluß der Lenne und Ruhr deckte, sowie

zur Lippe. Namentlich nach letzterem Flusse hin, an dem ja die ältere, von den Römern angelegte Straße vom Rheintal in das Innere Deutschlands führte, gab es eine Reihe von Verbindungswegen, und alle diese führen den Namen „Hellwege“ oder „Königstraßen“ *). Der Überrest des ersten von dem eigentlichen Hellweg ausgehenden Teiles eines solchen Verbindungsweges ist noch die heutige Königstraße in Essen.

Ein anderer Stamm, der den Abhang eines Berges bezeichnet, steckt in Ortsnamen wie Linnep, Lennep, wohl auch in Linden (Kr. Hattingen) (1150 Linnen) und Lendorf, 5 Höfe in Leithe. Unser nhd. lehnen, Berglehne, ist damit verwandt. So redet auch eine Urkunde aus dem 16. Jahrhundert von einem Flurnamen up der Lehn in Huttrop, boven der Donau (zwischen der heutigen Ruhrstraße und Steeler Straße). Eine Weiterbildung ist der Stamm lit, leit, der auch in unserm Wort „Leiter“ steckt. Der Ortsname Leithe hat freilich seinen Namen von dem gleichnamigen, in die Emscher mündenden Bach (Lacomblet, U.-B. I, 79. vgl. darüber: Nachträge zu den Wassernamen 7. Jhg. dieser Ztschr. S. 9) und erst später eine Umdeutung in dem hier besprochenen Sinne erfahren. Wohl aber bezeichnen die Flurnamen auf der Litte in Leithe und auf der Litter in Frillendorf Bergabhänge. Vgl. auch: an der Lithe bei Hattingen, auf der Lithe bei Sprockhövel u. a. Vielleicht gehören auch die Flurnamen Litter in Stoppenberg und das Leiterken in Holthausen (Überruhr) — mit Umdeutung des Sinnes — hierher. Was übrigens den Ortsnamen Leithe anbetrifft, so hat man das westfälische Niederleithe, früher zur Grafschaft Mark gehörig, von dem kleinen rheinischen Oberleithe, früher zum Stift Essen gehörig, zu unterscheiden. Das letztere führte beim Volk gewöhnlich den Namen Fünfhöfe, wiewohl es doch eine etwas größere Zahl von Höfen umfaßte. Amtlich heißt heute das westfälische Leithe (Kr. Gelsenkirchen), das rheinische Leythe (Kr. Essen). Beide müssen aber ursprünglich einen Ort gebildet haben. Auch

*) Vgl. K. Rübel: Beitr. zur Gesch. Dortmunds und der Grafschaft Mark X und Derselbe: Karl der Große und die Sachsenkriege (Rh.-Wf. Zeitung 10. und 27. Juli 1904).

der alte Herrensitz Haus Leithe (Kr. Recklinghausen) steht mit ihnen in Zusammenhang. Die beiden soeben besprochenen Stämme haben im Anlaut ein h verloren und gehen auf eine Wurzel hli, vorgermanisch kli zurück, die auch in den verwandten Sprachen zahlreiche Vertreter hat; gr. κλίνω lehne, beuge, κλίνη Lager (daher Klinik = Stätte für Krankenbetten), κλῖμαξ Leiter, κλιτύς Abhang, lat. clivus Abhang, clinare, inclinare, declinare u. a. gehören hierher; ebenso gr. κλίμα, dem unser „Klima“ entstammt, bei den Geographen des Altertums der Neigungswinkel, unter dem die Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche auffallen.

Auch bei bögel oder bogel (zu „biegen“ = hochd Bügel) hat man an eine Berglehne, einen Abhang zu denken. Das heute seltener gewordene, aus Bügel entstandene Bühel, Bühl bezeichnet ja gleichfalls einen solchen. Hierher gehört Isenbögel zwischen Kettwig und Heiligenhaus, aufm Bögel in Heisingen, Bögel und Bögelheck in Hamm bei Werden und der Hofname Bögel (früher Bogelshove) in Holsterhausen (Essen). Auch die allgemein unter dem Namen des „Luftigen“ bekannte Anhöhe in Kettwig, auf der neuerdings die Stadthalle errichtet worden ist, gehört hierher; denn sie hieß ursprünglich up den Bogel, während man die darüber emporsteigende höhere Erhebung Bogelsknappen nannte (vgl. oben). Der „Luftige“ ist ein verhältnismäßig noch junger Name. Wie man schon vorher in Broich gegenüber Mülheim einen „luftigen (d. h. in luftiger Höhe wohnenden) Schneider“ kannte, so taufte man danach hier zunächst einen „luftigen Schuster“, worauf der Name verallgemeinert wurde (Mitteilung des Herrn Fr. Flothmann in Kettwig), vgl. oben „in der Locht“ in Steele.

Für einen Felsabhang kennt man bei uns auch noch, wie sonst vielfach auf deutschem Boden, den Stamm klef, kliff, klipp, in dem schriftdeutschen „Klippe“ in der Bedeutung „schroffer Fels“ bekannt. Vgl. Klef und im Kleverkämpchen in Eiberg bei Steele, Haus (oder Schloß) Kliff in Hattingen (von seiner Lage so benannt; heute nur noch wenige Überreste), Kliffgen ebendaselbst, Klipp in Schönebeck (Borbeck) und Leimklef in Heidhausen bei Werden.

Ein Hohlweg, der früher aus der sogen. Dermberger Ruhraue (Dermberg ein Hofname) nach Altendorf (Ruhr) führte und, wie es heißt, steil und felsig war, hieß Altenbecks Klippe. Auch Personennamen wie Kliff in Schönebeck (Grundsteuerrolle 1807) werden davon herrühren. In der Bedeutung scheint ihm auch rîk, reek, reck ganz nahe zu stehen (vgl. Leithaeuser, a. a. O. S. 76). Hierher gehört wohl die Reck in Schnir (früher gab es hier auch einen Recker Hof); ob auch der Flurname im Reike in Schonnebeck?

Zu erwähnen ist an dieser Stelle sodann noch der Flurname an der Rötsch für die Höhe des schon oben erwähnten, sehr steil abfallenden Hausberges gegenüber Kettwig. Vgl. damit die Flurnamen Steinrutsch in Stockum (Kreis Düsseldorf) und Steinrütsche bei Burscheid und n. Großbruch (Solingen). Auch die später Flachsmarktgasse genannte, steil berganführende Klimmstraße in Werden mag hier noch Erwähnung finden.

Nicht so einfach zu deuten ist das häufig bei uns in Flurnamen vorkommende brink. Es bezeichnet zwar ohne Zweifel nicht selten einen ansteigenden Hügelrand; ja, bei uns wird dies wohl in den meisten Fällen anzunehmen sein. So sieht man dies z. B. deutlich beim Langenbrink und Hackenbrink in Frohnhausen. Nicht immer aber trifft diese Erklärung zu. Man geht wohl am besten mit ten Doornkaat-Koolman (Wtb. der ostfriesischen Sprache) von der allgemeinen Bedeutung „Rand“ aus — dies bedeutet ja auch englisch brink —; in seinen besonderen Anwendungen konnte das Wort dann je nachdem den Rand eines Ackers, eines Dorfes, eines Flusses (woraus vielleicht die Bedeutung „Abhang, Hügel“ entstand) u. a., bedeuten, endlich auch, wohl namentlich in den nördlicheren Teilen Niedersachsens (bei uns ist mir diese Bedeutung noch nicht aufgestoßen) ein unangebautes Stück Land, einen grasreichen, auch für Gemeindeversammlungen oder ländliche Feste geeigneten Platz, wofür man sonst vorzugsweise das Wort „Anger“ verwendet. (Vgl. Kück-Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks, Einleitung.) In einem Falle meint das Wort bei uns ohne Zweifel

einen Uferrand: am Brink in der Nähe der Spillenburg bei Rellighausen, hier geht der Name auf eine Halbinsel.*)

Auch für andere Fälle mag dies wohl zutreffen, doch wird, wie gesagt, wohl öfter bei uns ein Hügelrand gemeint sein. Sicheres vermag ich darüber nicht zu sagen. Es gab einen Brinkhof oder Brinkmannshof in Steele, früher aufm Brink, und auch heute kennt man dort noch einen Brinker Platz, im Volksmunde am Brink. Desgl. kommt in Rüttenscheid ein Bringhof vor, früher op dem Brinke und in Borbeck ein Brinkmann, früher (dat gut) op dem Brink. Auch in Altendorf (Ruhr) gibt es einen Brinkmannshof, früher opm Brinke. In Eiberg begegnet uns der Name aufm Brinken und in Bredeney — merkwürdigerweise in weiblicher Form: auf der Brink. In Essen aber hieß der östliche Teil des heutigen Gänsemarktes vordem Brinkstraße.

Einen Steinbrink gibt oder gab es in Altenessen (buten Veyhover Porten, achter den Sleenhove, 16. Jhh.), Stoppenberg, Vogelheim, Delwig und Hinsel. Ferner begegnet uns in Schonnebeck ein Erdbrink, in Delwig ein Holbrink, in Altenessen ein Hundebrink (Hofname), in Carnap ein Hasenbrink und Havekesbrink (= Habichtsbrink) und in Holsterhausen (Essen) ein Musebrink (= Mäusebrink). Einzelne dieser Namen kommen auch als Familiennamen bei uns vor, daneben auch andere wie Wieschebrink. Im Oldenburgischen soll man unter letzterem einen Hügelrand über einer sogen. Heuwiese verstehen (die man nicht zum Weiden, sondern nur zum Heumachen benutzt); auf diese Höhe bringt man dann das Heu zum Trocknen. Ob etwa dergleichen auch bei uns vorkommt, habe ich bisher noch nicht feststellen können. Bei Duisburg, wo uns die Bezeichnung Brink auch sehr häufig begegnet, scheint damit überall eine Anschwemmung im Bette eines Baches oder Flusses, die eine

*) Ähnlich gilt für die Insel bei Werden der Name auf dem Brem (auch Breminsel, verderbt zu Prieminsel); denn auch brem, bram bezeichnet einen Rand (vgl. verbrämen), Wasserrand, Waldrand u. dgl. — Bremen = Uferstadt. Weil aber am Waldrand vorzugsweise Dornsträucher wachsen, ist dasselbe Wort dann wohl auf diese, wie Brombeersträucher u. a., besonders auch auf den Ginster übertragen worden.

Pflanzendecke erhalten hat, gemeint zu sein. (Averdunk, a. a. O. S. 27 f.).*)

*) In der Unterhaltungsbeilage der Rheinisch-Westfälischen Zeitung vom 25. Oktober 1911 erschien ein Aufsatz „Malberge und Salberge in der Rheinprovinz", worin der Verfasser die Bestimmungswörter dieser Bergnamen als keltisch nachzuweisen sich bemüht. Indem er nun zunächst die verschiedenen Malberge in der Rheinprovinz aufführt, behauptet er, der Name (von keltisch maol = Hügel, Berg, also eine Doppelbenennung oder Tautologie) finde sich auch zweimal im Landkreise Essen. Da mir, der ich die Flurbücher und Flurkarten unseres Kreises ziemlich genau kenne und mich auch sonst viel in unserer Gegend umgesehen habe, dies völlig fremd war, bat ich den Verfasser schriftlich um nähere Aufklärung, erhielt aber zur Antwort, er wisse leider nicht mehr, aus welcher Quelle er diese Mitteilung habe. Auch weitere Nachforschungen auf dem Landratsamt und den verschiedenen Katasterämtern ergaben, daß ein Malberg hier nicht bekannt sei. Mit einer derartigen unbekannten Größe kann ich natürlich nicht rechnen.

Daß, namentlich unter den zu unserm ältesten Sprachgut gehörenden Wassernamen, auch bei uns hie und da sich ein keltischer oder überhaupt vordeutscher Name finden wird, stelle ich nicht in Abrede; ihrer können aber nach meinen Beobachtungen doch nur verschwindend wenige sein. Auch Lamprecht (Fränkische Wanderungen und Ansiedlungen vornehmlich im Rheinland. Ztsch. des Aachener Gesch. Vereins IV) kommt zu dem Ergebnis, daß in der Rheinprovinz weiter nach Norden hin die keltischen Namen immer seltener würden; sie beschränken sich da im wesentlichen auf die Rheinufer selbst. Den Grund hiervon sieht er in dem uralten Hofsystem dieser niederrheinischen Gegenden, das eine feste Überlieferung von Ortsnamen durch Jahrhunderte ausschließe. Hierzu kommt aber für unsere Gegend noch ein anderer Grund. Die älteste Hauptverkehrsstraße nach dem Osten führte bekanntlich nicht an der Ruhr, sondern an der Lippe hin. Erst Karl der Große schuf in dem Hellweg eine neue Heerstraße, die jene ältere römische in den Hintergrund drängte. In den früheren Zeiten bedeckte das ganze Ruhrgebiet ein unermeßlicher, fast ganz geschlossener Wald, so daß es naturgemäß von den alten Heereszügen gemieden wurde und hier auch die Römer nur vorübergehend einmal eindrangen. Ist ihnen doch die Ruhr allem Anschein nach ein unbekannter Fluß; von keinem römischen Schriftsteller geschieht ihrer irgend welche Erwähnung. Unter diesen Umständen hielt ich mich für berechtigt, von einem Übergreifen auf keltisches Sprachgebiet als für meine Untersuchungen unwesentlich überhaupt abzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Hausmittel aus Lippe.

Von **H. Schwanold,** Detmold.

In einem Anschreibebuche aus Brake i. L. vom Ende des 18. Jahrhunderts — die erste Eintragung ist v. J. 1777, die letzte v. J. 1814 — fand ich u. a. die folgenden Hausmittel und Segensformeln, die ich wörtlich wiedergebe.

Balsam Dikturr ist gudt zu heilen wunden mus nähmen eine fäder und streigen bey der Wunden herrum und uf die weigen Klein wehnig.

Vor die seuch daß Klahen leidt. Die hintere beiden Klauen loschen apgeschnitten werden, daß sie bluhten, mus man nähmen vor ein Mattier peitter stein öhl, oder Jbenblätter ist auch gudt darvor.

Vor die butter zu kriegen. Mus die Kerre mit reuger inwendig werden nicht auswaschen. Erstlig Deubels Anbis Würtzel 2 Meister Würtzel 3 Aller Mant Harrniswürtzel.

Vor das Viee wan Es blaueh Milg gieb oder wirdt. Soh mus man nähmen vor 3 fän Kalte Qwinten 3 fän Jehannes Würtzel 3 fän schwartzen Küm. Das mus man ein gäben.

Sieben baum öhl ist gudt vor die milg vor 1 gro — wieder hausmitel Erstlig Wermudt kän [?] rut [?] renestahnen [?] Dordt mus man daß geschirr mit aus böhnen das ßu der milg gebraugt wirdt. Wieder vor daß fiee den Kühen gestoßen über Würtzel und grieße grehten des morgens früh nüchtern gäben in den drang.

Vor runen geblüdt nimt man ein flaster Nürrnberger salbe und lägt man daß darauf.

Vor die schlimme augen nimt man mußcahten nähgelgen und Klarraugen Steine und ein Ey gekocht daß gelbe muß man herauß und in die Külze von den Weißen daß Ey und klopfedt daß Klein und tuhdt daß in daß Ey und nimbdt man ein rein leine Wandt läpgen und wringedt den sabt dadurch streigedt dar auf die augen midt.

Vor die Würm. Erstlich weißen Klameh 3 fenninge Qwecksilber 3 fenninge lauberren öhl 3 fenninge mit einander einkocht.

Vor die mosucht. Erstlich Balsam sulferrus 2te muß-kahten nus 3te magollern berren. Wieder geschmoltzen bärgel spräk mit branntwein und schißpulfer soh viell als einen schuß anwendt.

Wan ein fieh die Mehzugt hatt, ist nicht bässer als in der Manneshose vor den Knieen das aufgeschitten wirrdt das schaff mit seinen eignen Waßer einzupäwen.

Wan ein flüßigeren Koft hat nimdt man die ersten blauen fijolen und magt dordt einen Krantz von und legt den oben auf den Koft das sihet ale feutigkeidt außich.

Wieder die böhse (Läuse?) nimt man schweine schincken Mark in einer fannen ummegewendt worden 3ten Mirian dicken terpentin Johannes öhl Zucker Kangen.

Vor die leuse. So muß man nähmen Qwecksilber und ein gebraten Apfel und schmirren damit an den halse herrum.

Vor die multwürmer oder amster Mäuse mus man nähmen Erstlich vor 3fen leinöhl 3fen Kruse münter öhl 3fen Qwecksilber das muß gerührdt werden. Soh muß man was auf das laub wischen oder doch sonst was Soh mus du in rühren lägen und fäst zu machen das keine luft dabey komt. Oder eine handt voll mike die müßen mit den öhl brahten lassen und das mus man in die löhger lägen und fest zudecken die Röhren.

Wieder vor die Fische. Erstlig eine Witterunge nimt man laubärren öhl und leinen öhl und glüedt das und drückedt die Würm da ein.

Vor die fische. Erstlich ein Hun in ferdemist gelegedt werden, wieder die Würmer in Johannes öhl ummegedredt werden, wegen die Vorrellen zu fangen.

Eine Farbe leinen garn auf ein pfund garn 4 lodt braunsielligen holtz und ein lodt grünspan mit den holtze eine gantze stunde kohgen und hernahger den grünspan dar ein getahn in die sudt.

Einne fahwe zu eine ledere hose. Erstlich braun-siligen holtz und allaun und Elleren barken zusamen gekocht und midt übergestrigen werden müßen. Wieder rechte fahwe / braunsiligen Holz / allaun, Galapffel, Fittoril, Ellerren borken und Keerauck der mus midt übergestrigen (zum 2. mahl) werden.

Eine helle blaue farbe. Erstlig nimbdt man barliner blau, auf ein jeder lodt barliner blau ein halbt fundt silbergelidt und ein ordt und ein halbt ordt lein öhl die farbe mit traktiren. Die farbe mus aber geriben werden auf einem stein.

Wieder das Bludt besprägen. Vor Menschen oder fieh In einem Christen garten dordt stehen rosen der seyn gemühte die ander seyn geblühte seyn guter Wille dar auf stehedt Christi bludt stille im Namen des Gottes des Vaters Sohn und des heiligen Geistes. Mit eurn fieh nahmen Stille nicht Menschen nahme genendt werden als Christie bludt.

Wieder die fahrren zu sähgen. Mir oderren andern mit den sey nahmen genendt werden die fahren zu sahgen heißt soh. Ich sähgene die farren und die gicht geihtt weg mit den übel damit sie seyn wie sie wollen

die weißen und die schwartzen
die grießen und groben
die bunten und die blogen
die rohten und die gelben
und die grünen — daß sie nicht reißen
johten und glagen
nicht kalten nicht schwellen
nicht udt fährdt nicht in fährdt

den im Nahmen Gottes des Vahters Sohn und heilligen Geist, bey den 3ten mahl mus amen gesprogen werden.

Vor daß wille feuer des [rüidt sich?]
Soh ich dich hirr finde
da die macht verschwinde

mit der Handt da de Wieden Wandt da mit den Herren Jesum bandt mit den Worte Im nahme Gottes Sohn und des heilligen Geistes.

Kleinere Mitteilungen.

Die Glocke von Enger. Zu den vielen Gebräuchen, die nicht nur verschwunden, sondern von deren früherem Vorhandensein im Volksmunde nicht mehr die geringste Spur zu entdecken ist, gehört auch folgender.

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts war nach altem Brauch jede durch die Stadt Enger zur Hochzeit fahrende Braut verpflichtet, vom

Brautwagen abzusteigen. Den Weg durch den Ort mußte sie zu Fuß machen, und erst dann konnte sie wieder auf dem Wagen Platz nehmen. Der Volksmund wußte für obige Sitte folgende Erklärung.

Als die Kirche zu Enger einst eine neue Glocke bekam, gehörten bei deren Einweihung zu den Paten auch einige junge Mädchen. Eine von ihnen fuhr nach kurzer Zeit als Braut durch Enger, und der Zufall wollte es, daß gerade des Mädchen Patenglocke läutete. In Gedanken versunken sprach die Braut: „Komm, Patenkind!“, und zum Erstaunen und Schrecken der Braut machte die folgsame Glocke daraus Ernst. Im Nu flog sie vom Turme herunter und setzte sich hinter die Braut auf den Brautwagen. Als sie endlich vom Wagen herunterflog, hoffte man, sie würde die Rückreise antreten. Aber weit gefehlt. In Westerenger auf dem sogenannten Raumpotte verschwand sie in einem Abgrunde. Ein schwarzer Hund, der unter der Glocke liegt, vereitelt alle Versuche, die Glocke wieder heraufzuholen. Schon manche Leute wollen den Ton der unterirdischen Glocke gehört haben. Wilhelm Kleineberg, Enger.

Kinderspiel mit Strichen. (Vergl. Oeke 1909 S. 34 Nr. 52, Wortmann bezw. P. S. 1910 S. 295). In Aachen lautet ein ähnlicher Kinderreim wie folgt:

E^{a},	zwiə,	zwǫə,
fillə,	fillə,	fǫə,
fillə,	fillə,	fillə, fillə,
fillə,	fillə,	fǫə.
De Mad,	di ka jeng[1])	zwanzig zälle,
zwanzig	stönt'r[2])	doə[3]).

Beim Hersagen werden keine Steinchen aufgehoben, sondern das Kind muß, wie angedeutet, gleichzeitig in der Weise auf die Schiefertafel Striche machen, daß beim Schluß 20 dort stehen.

M. Schollen, Aachen.

Aberglaube das Vieh betreffend. I. Bei den Bauersleuten meiner Heimat Mehring a. Mosel herrschte in früheren Jahren, als das Doppeljoch noch in Verwendung war, folgender Gebrauch:

Hatte eine Kuh in eine „Pinne“ (Schuhnagel) getreten, so wurde diese herausgenommen und oben auf das Kuhjoch geschlagen und zwar

[1]) In der Aachener Mundart sagt man bei der Verneinung nicht er kann nicht bis (20), sondern er kann keine (20) zählen. So heißt es auch zur Bezeichnung eines dummen Menschen: He^{a} ka jeng drəi zälle. [2]) stehen ihrer. [3]) da.

über den Kopf der andern Kuh. Durch dieses Einschlagen in das Joch wurde ein „Falschwerden" der Wunde verhütet, und man konnte, ohne dem Fuß Schonung gönnen zu müssen, ruhig zur Arbeit fahren. So habe ich oft Kuhjoche gesehen, die wohl mit einem Dutzend solcher „Pinnen" dekoriert waren.

II. Wenn ein Stück Vieh beim Gewöhnen an das Joch sich störrisch zeigte, so gab es dagegen ein ganz einfaches Mittel. Einer ging ins Nachbarhaus und entwendete heimlich aus der Küche die „Spül-Lump", d. i. den zum Abtrocknen der Spüle bestimmten Lappen. Diese wurde dann dem ungelehrten Stück Vieh unter das Joch-Kissen gelegt, und es zeigte sich lammfromm. Doch durfte die Nachbarsfrau nichts davon wissen, sonst blieb die Wirkung aus.

III. Wollte man haben, daß eine Kuh beim nächsten Kalben ein Mutterkalb zur Welt bringe, so begrub man die „Fege" (Nachgeburt) unter einen Apfelbaum. Pet. Schroeder, Trier.

Aberglaube bei Wallfahrten. In meiner Heimat Mehring (Mosel) ist es Sitte, daß nach dem Begräbnis eines Familienmitgliedes die nächsten Angehörigen bis zu den entfernten Verwandten eine Wallfahrt nach dem drei Stunden entfernten Wallfahrtsorte Clausen machen. Am Ausgang des Dorfes ist der Sammelplatz. Sind alle Teilnehmer an dem Bittgang versammelt, so sagt einer der nächsten Angehörigen des Toten, ehe sich der Zug in Bewegung setzt: „Wer noch mitgehen will, der gehe vor!" Diese Worte sind an den Verstorbenen gerichtet, der die Wallfahrt mitmachen muß und dem Zuge vorangehen soll. Unterläßt man es, diese Worte auszusprechen, so darf der Verstorbene nicht vorangehen und findet keine Ruhe. Dann geschieht oft ein Unglück. So wird erzählt, daß ein Mann, der die Worte nicht gesprochen hatte, auf dem Wege plötzlich von unsichtbarer Hand derart geohrfeigt wurde, daß er infolge der ausgestandenen Schrecken bald darauf starb.

Peter Schroeder, Trier.

Bauopfer. Daß beim Bau von Brücken, Burgen, Kirchen und Wohnhäusern zur Versöhnung der Erdgeister oder zur Beeinflussung der Gottheit Opfer gebracht und in die Fundamente eingemauert werden müssen, ist alter und über die ganze Erde verbreiteter Glaube.

Aus Lippe sind mir in letzter Zeit die folgenden hierher gehörigen Tatsachen bekannt geworden.

Bei der Reparatur der alten reformierten Kirche in Detmold fanden sich Tierknochen im Mauerwerk vor. Vom Detmolder Schloß geht die Sage, daß beim Bau desselben ein Gefangener lebendig eingemauert sei. Unter der Schwelle eines vor dreißig Jahren abgebrochenen Hauses in Heidenoldendorf, das auf Holzhauers Hofe stand, lag ein Schädel von einem Menschen. Ein gleiches Vorkommnis wird aus Schlangen berichtet. Aus Heesten wurde mir mitgeteilt, daß unter der Haustürschwelle eines im Jahre 1625 erbauten Wohnhauses

außer Geld auch ein Hund eingemauert sein soll. Beim Abbruch oder bei einer Ausbesserung des alten Amthauses in Schötmar fanden sich im Mauerwerk sieben heile Eier, deren Inneres zu einer schwarzen Masse zusammengetrocknet war. Etwas Ähnliches fand sich in einem alten Hause zu Salzuflen. In seinen „Baul. Altertümern" berichtet Preuß, daß man in Horn beim Abbruch eines Mauerturmes, der sog. Windmühle, in einem vermauerten hohlen Raume Tierknochen vorgefunden habe, deren einige von Tauben herrührten.

Im Sommer des Jahres 1909 brachte mir einer meiner Schüler die Nachricht, daß auf dem Schlepperhofe in Hiddesen bei Detmold in den Grundmauern eines abgebrochenen Hauses eigentümliche Gefäße gefunden seien. (Sie befinden sich jetzt im Detmolder Museum). Es waren drei Töpfe, ein großer und zwei kleine. Der große bestand aus gelbgebranntem, teilweis grün gestrichenem Ton, hatte unten drei fingerlange Beine und oben am Rande einen Henkel; seine Höhe betrug etwa 25 cm. Die beiden kleinen Töpfe waren aus Steingut, ohne Füße und Henkel, von schlankem Bauch und weitem Hals, der eine 5, der andere 12 cm hoch Außer ein wenig Staub bargen die Töpfe keinen Inhalt.

Bald darauf erhielt ich ein viertes Töpfchen, das dem größeren Steinguttöpfchen vom Schlepperhofe glich. Es war beim Abbruch der Mauer des Burggrabens gefunden, wo früher eine Brücke von der Bruchstraße zur Burg führte.

Ich vermute nun, daß diese Töpfe Bauopfer enthalten haben, und würde dankbar sein, wenn ich von ähnlichen Funden Mitteilung erhalten könnte. H. Schwanold, Detmold.

Die Kirsche im Volksmund. Die Kirsche begegnet uns in Kempen (Rhein) in einigen treffenden mundartlichen Wendungen.

Sich nicht den Großen, den Reichen zugesellen wollen, diese Bedingung des Glückes, die schon Horaz vom Landmanne erfüllt sieht („. . vitat superba civium potentiorum limina"), rät auch der Volksmund an, wenn er sagt: „Mit jruətə Heərən ös nit jut Kiərschən eəten; di schmitən iəmə möt də Schtęng ent Jəsech." Die beigefügte Begründung will offenbar sagen: „Sie lassen ihre Überlegenheit an Macht und Reichtum gern empfindlich fühlen." — Für das Alter dieses Sprichwortes zeugt der Umstand, daß es schon 1609 in einer lateinisch-niederdeutschen Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten vorkommt, in welcher es ein gewisser Godefridus Noten, grammatista Kempensis, in der Form anführt: „et is nit got keirssen essen mit grote heren" und als lateinisches Seitenstück beifügt: „Procul a Jove, procul a fulmine". (Proverbiorum libellus 1609; nach den mitgeteilten Proben in der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Königlichen Gymnasiums zu Kempen).

Die im Vergleich zur Erntezeit des Kernobstes nur kurze Dauer der Kirschenernte dient dem Volksmunde zur Bezeichnung eines Unternehmens, das aller Voraussicht nach bald ungünstig enden wird. Dann heißt es nämlich: „Dat düərt mar ənə Kiərschentiit".

Solange etwas noch selten ist, verlangt man dafür einen Preis, der den reinen Wert des Gegenstandes weit übersteigt. Das sieht man an den ersten Frühkirschen. Wer daher über den hohen Preis des ersten Obstes oder auch eines neueingeführten Gegenstandes sich wundert, hört zuweilen die Entgegnung: „Də üərschtə Kiərschə kǫstən ət Jęld“.

Endlich dient dem Volksmund der Vergleich mit den schönen roten Bäckchen der Herzkirschen dazu, das gesunde, blühende Aussehen eines Menschen zu bezeichnen, wenn er sagt: „Dęs° (— dęn ös so) ruət wi'n Kiərsch“. Wilh. Sieben, Viersen.

Geistersagen aus Lippe. Wie mir ein über 80 Jahre alter Mann mitteilte, ist (seiner Ansicht nach!) die älteste Sage im ganzen Lande die von einem Geiste in dem Dorfe Mosebeck (zwischen Detmold und Blomberg). Die Einwohner in dortiger Gegend glauben noch heute fest an diese Sage, die mein Gewährsmann wie folgt erzählte:

Auf dem Spruteschen Hofe in Mosebeck war eine zweite junge Frau eingezogen, die aber in jeder Nacht von einem Geiste belästigt wurde, so daß sie keine Ruhe hatte. Auf Anraten der nahen Verwandten wurde beschlossen, einen Pater aus Paderborn kommen zu lassen, damit dieser den Geist bespreche, aus dem Hause treibe und in den Brockhauser Mühlenteich banne. Zu diesem Zwecke wurde ein großer Leiterwagen rückwärts auf die Diele geschoben; dann wurden die Pferde vorgespannt. Der Pater setzte sich auf den Wagen, betete und betete und beschwor den Geist, der auf dem Boden (Balken) war, herunterzukommen und sich auf den Wagen zu setzen. Der Geist blickte durch die Bodenluke und weigerte sich, herabzusteigen; allein der Pater ließ nicht nach mit Beten, und der Geist bequemte sich zuletzt, kam herab und setzte sich hinten auf den Wagen. Dem Knechte, der die Pferde mit Mühe und Not hielt, war vorher verboten worden, sich umzusehen, allein er konnte seine Neugier nicht beherrschen. Er sah sich nach dem Geiste um, jedoch im nächsten Augenblick hatte sich dieser schon auf den armen Kutscher geworfen und sich festgeklammert. Der Pater hatte jetzt seine ganze Macht anzuwenden, um durch sein Beten und Besprechen den Geist wieder von dem Knecht loszubekommen. Endlich setzte sich der Geist wieder auf den Wagen; er wurde zum Brockhauser Mühlenteiche gefahren und hinein gebannt.

Die Bewohner der Gegend glauben noch immer, daß der Geist in dem Mühlenteiche verborgen sei und das dabei liegende Brockhauser Holz unsicher mache. „Als ich vor ungefähr 30 Jahren“, so erzählte mein Gewährsmann, „meinen Schwager in Cappel besuchte, begleitete dieser mich bis zum Kruge in Mosebeck, wo wir uns nach einem kleinen Trunke trennten; es konnten wohl gegen 11 Uhr nachts sein. Der Wirt Tegeler fragte mich ganz erstaunt, ob ich denn durch das Brockerholz heimgehen wollte, und als ich das bejahte, erklärte er, ihm könne einer 100 Taler geben, er ginge in der Nacht nicht durch das Holz, denn da sei es ganz gewiß nicht richtig. — — —

Eine nach der lachhaften Seite ausklingende Geistergeschichte erzählte derselbe Mann von Schling bei Berlebeck. Auf Alberts Hof vor dem Schling hatte sich ebenfalls ein Geist gezeigt. Dadurch wurde aber die Behörde, die also nicht mehr an Geister glaubte, veranlaßt, eine Abteilung Soldaten heimlich in der Nacht nach dem Schling zu senden, um dem Spuken zu wehren. Richtig wurde das Gespenst abgefaßt und unter allgemeiner Erheiterung der Bewohner, besonders der Schuljugend, in seiner Geistertracht am hellen Morgen gegen 11 Uhr auf einem Leiterwagen nach Detmold gefahren und sofort der damaligen Hauptwache überliefert. K. Wehrhan.

Kölnische Volksschauspiele. In den Tagen vom 1. bis zum 16. Juni dieses Jahres wurden im Kölner Schauspielhause die ersten Dramen in Kölner Mundart aufgeführt, „Heimjefunge“ und „De Eierkönejin“, beide von dem nunmehr fünfzigjährigen kölnischen Dialektdichter Prof. Dr. Wilhelm Schneider-Clauß, den auch unser Verein zu den Seinen zählen darf. Auf die besondere Empfehlung des Oberbürgermeisters Wallraf hatten die Kölner Stadtverordneten dem Dichter das Schauspielhaus für die genannte Zeit mietfrei überlassen. Etwa fünfzig in Köln geborene und im deutschen Vaterlande zerstreute Berufsschauspieler hatten sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, bei der Aufführung der Volksschauspiele mitzuwirken. Dadurch war von vornherein Gewähr für Erfüllung einer der wichtigsten Forderungen geleistet, für die echte, unverfälschte Darbietung der Kölner Mundart. Unter großem Zulauf des Volkes aus allen Schichten gingen die Stücke*) über die Bretter. Von ausgezeichneter Wirkung waren die Bilder aus dem Volksleben, in dem ersten Stücke die Kirmesszenen mit den eingestreuten Kinder- und Volksliedchen, in dem andern das Leben in der köl-chen Kneipe, im reichen Kaufmannshause und beim Maskenfeste auf dem Gürzenich. Wie mitten aus den einzelnen Kölner Gesellschaftschichten und Berufsständen herausgegriffen und auf die Welt der Bretter verpflanzt erschienen die Hauptfiguren der beiden künstlerisch durchgeführten Stücke. Hatte sich der allverehrte Dichter bisher in mundartlichen Prosaschriften und Gedichten als den besten Kenner und Darsteller des aussterbenden altkölnischen Volkstums gezeigt (vgl. 7. Jahrgang dieser Zeitschrift, 1910, S. 158), so trat er also auch in den beiden Bühnenstücken als ein Bewahrer und Hüter altkölnischer Eigenart hervor. Gleichzeitig weckte er mit seinen Dichtungen mächtigen und freudigen Widerhall in der eingesessenen Bürgerschaft ebenso sehr, wie er vorher schon mit seinem Plane der Volksschauspiele bei der städtischen Verwaltung und namentlich bei dem Oberbürgermeister verständnisvolles Empfinden gefunden hatte. Der allgemeine Wunsch der Bürgerschaft lautet, es möchten die Kölner Volksschauspiele eine alljährlich wiederkehrende Einrichtung werden und ein Volkstheater zur Pflege von Dialektstücken wie in Hamburg, in Mecklenburg und im Elsaß erstehen. Dr. A. Wrede.

*) Im Selbstverlage des Dichters erschienen (Eupen 1912).

Berichte und Bücherschau.

Hans Bongardt, Der Rappenhof. 1911. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 241 S.

Der Verfasser schildert uns, entsprechend den Gestalten seines Romans, in schlichten Worten das Leben und Treiben der niederrheinischen Bauern.

Wir verfolgen vornehmlich den Lebenslauf der Abkömmlinge des Rappen- und Mühlenhofes und zwar fast ex ovo, d. h. von den Tagen der Kindheit und Schulzeit an bis zum Alter, bezw. bis zur Schicksalswendung oder Katastrophe. Wir sehen, wie sich die Charaktere, entsprechend der Erziehung und Veranlagung, entwickeln, im Kampf mit sich selbst, mit ihren Leidenschaften und im Schmiedefeuer des Schicksals, das den einen Bauernsohn auf die Höhe des Glücks, den andern in den Abgrund führt.

Während der eine, erblich belastet, in den Fesseln eines liederlichen Weibsbildes, den Hof seiner Vorfahren leichtsinnig im Stich läßt, vom eigenen Weibe verraten, ins Gefängnis wandert und, nach allzuspäter Erkenntnis seiner und seines Weibes Schuld, der Kraft ermangelt, sich wieder emporzuarbeiten und den Hof zu retten, gilt dem andern noch das klassische Wort: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen, und, der Widerwärtigkeiten und Lockungen nicht achtend, rettet er, in zähem Bauerntrotz, den verschuldeten Rappenhof und erwirbt noch den benachbarten Mühlenhof seines verschuldeten und, im Schiffbruch des Lebens, zugrunde gegangenen Schulfreundes hinzu.

Der Verfasser ist ein genauer Kenner des Landlebens und der Sitten und Gebräuche der niederrheinischen Bauern. Seine Naturschilderungen zeugen von feiner Beobachtungsgabe. K. Prümer.

De Kiepenkerl, Westfälischer Volkskalender für 1913. Begründet von Augustin Wibbelt. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. 93 S. 4°. Mit vielen Abbildungen. Preis Mark —.50.

Zu rechter Zeit, wie seit einigen Jahren, erscheint auch dieses Mal der Kiepenkerl, dessen heimatlichen Charakter wir begrüßen. Die Erzählungen wurzeln alle in der Heimat; entweder entnehmen sie dieser ihren Stoff oder sie stellen ihn auch in der heimischen Mundart dar. Besonders volkskundlich ergiebig sind Karl Wagenfeld, „Die Vögel im Volksmund des Münsterlandes", Louis Stüve, „Was wir als Kinder spielten" (Aus dem Kreise Tecklenburg), Heinr. Guthmann, „Das Jahr in Volksmund und Volksbrauch der Markaner". Der Kalender sei, wie immer, warm empfohlen. K. Wehrhan.

Prümer, Karl, Kornblaumen un Hiegenrausen 'n Struß füört Hus. Dortmund, Druck und Verlag von C. L. Krüger, G. m. b. H. (1912.) 264 S. 8°.

Es ist notwendig, auf dieses neue Werk unseres lieben Freundes besonders hinzuweisen, da es durch und durch volkskundlich ist und so,

wie alle Arbeiten Prümers, auch dem volkskundlichen Forscher eine reiche Fundgrube für sein Gebiet sein wird, zumal der Verfasser das westfälische Volk kennt, wie kaum ein zweiter.

Das Buch zerfällt in zwei Teile; der erste, in Prosa geschrieben, bringt vier hübsche Erzählungen aus dem Volksleben, unter denen mich „De Huoffschulte" am meisten gefesselt hat. Der zweite Teil enthält eine Reihe gelungener Gedichte, von denen eine besondere Serie „Westfölschet Burenliäwen" darstellt. Auch sie werden, wie die Erzählungen, dem Leser viel Freude, Anregung und Genuß bereiten, so daß wohl niemand das Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen wird. K. Wehrhan.

Kück, Eduard. und Elfriede Schönhagen, Heidjers Tanzmusik. 28 Bauerntänze (für Klavier) aus der Lüneburger Heide in Verbindung mit dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben. Mit Tanzerläuterungen, 12 Abbildungen und einer Abhandlung über Tanzbräuche und Heidekomponisten. Berlin S. W. 11. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H. 1911. 68 S. Querfol.-Form. Preis geb. Mark 3.—.

Wenn hier auch nur Tänze aus der Lüneburger Heide gebracht worden sind, so ist der Gegenstand doch so wichtig, daß wir nicht ohne Stillschweigen daran vorübergehen können. Die alten kräftigen Kontratänze, die wir in unserm niederdeutschen Volksleben gehabt haben und noch hier und da antreffen können, sind wirklich in Gefahr, durch die modernen städtischen Tänze bald vollkommen überwuchert zu werden. Ich kann das aus eigener Erfahrung bestätigen. Ich habe in den letzten Jahren verschiedene Bauernhochzeiten in Lippe mitzumachen Gelegenheit gehabt und habe gesehen, wie wenig heute von den Tänzen übrig ist, die beispielsweise noch vor etwa 25 bis 30 Jahren zu sehen waren; das junge Volk kann sie eben nicht mehr. Als ich dann im vorigen Herbste in der Lippe-Festnummer der Zeitschrift „Niedersachsen" eine Arbeit über lippische Volkstänze veröffentlichte, war es mit großen Schwierigkeiten verknüpft, das eine oder andere Zweifelhafte in der Ausführung aufzuklären. Wir müssen den Herausgebern dankbar sein, daß sie hier eine ganze Anzahl der alten Tänze gerettet haben, den Kontra Hinterum, den Kontra ausgezogen, den Föftehalftourigen, den Siebensprung, den Voß vor de Eggen u. a. Wer sammelt in unserem Gebiete mit, auf daß wir bald eine ähnliche Sammlung westfälischer Tänze bekommen? Das vorliegende Werk wird jedem Sammler ein gutes Vorbild geben.

K. Wehrhan.

Thies, Wilhelm, Niedersächsisches Bauernleben. Kulturgeschichtliche Bilder. Hannover 1911. Ernst Geibel. IV und 240 S. 8°. Preis geb. Mark 4.—

Behandelt das vorliegende Werk auch in erster Linie das nördliche Deutschland, besonders die Landesgebiete Hannovers, so darf es doch auch an einer Anzeige in unserer Zeitschrift nicht fehlen, da einerseites das westfälische Bauerntum mit dem eigentlich niedersächsischen enge Be-

ziehungen hat, andererseits Thies Bilder bringt, die uns direkt angehen, wie Bauernhochzeiten aus dem Schaumburgischen u. a. Der Verfasser bringt eine Menge Einzelbilder aus dem bäuerlichen Leben, wie: Bauernart, Der Bauer, Die Bäuerin, der Hütejunge, Der Schäfer, Die Heimat, Die Dorfmusikanten, Der Dorfkrug, Bäuerliche Bescheidenheit, Das Dorfoberhaupt, Der Dorfhandwerker, Die plattdeutsche Sprache, Das Dorfbild Die Dorfstraße usw. usw., so die Heimatkunst- und Heimatschutzbestrebungen mit der Volkskunde verbindend. Das reichhaltige Buch ist sehr anregend geschrieben. K. Wehrhan.

Kimakowicz-Winnicki, M. von, Spinn- und Webewerkzeuge. Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. Mit 107 Abb. (Darstellungen über früh- und vorgeschichtliche Kultur-, Kunst- und Völkerentwicklung herausgeg. von G. Kossinna. 2. Heft.) Würzburg. Kurt Kabitzsch (A Stubers Verlag). 1910. 70 S. gr. 8°. Preis Mark 4.50.

Jetzt, wo sich bei uns die Forschung über die Flachsbereitung und Flachsverarbeitung sehr rege zeigt, mag es angezeigt erscheinen, auf ein Werk hinzuweisen, das der Erforschung der geschichtlichen Entwicklung der Spinn- und Webetechnik gewidmet ist. Wir dürfen annehmen, daß gerade auf diesem Gebiete die Überlieferung alter Werkzeuge und deren Handhabung sehr weit zurückgeht, denn wohl erst in den letzten Jahrzehnten hat die moderne Zeit daran wesentlich geändert. Der Verfasser gibt hier die Entwicklung und Gliederung der Textiltechnik in ihrem Anfangsstadium, berichtet über Webstuhl und Flechtrahmen in alter Zeit, über Tonwinden und Spinnwirtel, über das Spannen der Kette, über das Köpergewebe und sein erstes Auftreten, über Webeschiffchen usw. Gerade in unserem Gebiete, in dem früher die Weberei und Spinnerei so außerordentlich stark verbreitet war, wird vorliegende Schrift deshalb sehr willkommen geheißen werden. K. Wehrhan.

Lippische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von K. Wehrhan (Frankfurt a. M.) und Fr. Wienke (Brakelsiek). Detmold 1912, Meyersche Hofbuchdruckerei. 147 S. Mk. 0.75.

Die Sammlung bringt in sieben Abteilungen Freundschaftslieder, Mundartliche und Heimatlieder, Balladenartige Lieder, Liebeslieder (Der Liebe Lust und Leid), Wander- und Jägerlieder, Soldatenlieder und Lieder vermischten Inhalts, im ganzen 159 Lieder. Die meisten dieser Lieder sind Gemeingut des deutschen Volkes, viele sogar bis in die Schweizer Kantone hinein verbreitet. Nur acht weisen mundartlichen Text auf; von diesen ist zudem noch der größere Teil nicht im Lande selbst entstanden oder wenigstens nicht ihm allein zugehörig, so das Falkenstein-Lied, das Lied vom kleinen Mann (Et was mol seu 'n lütken Mann), vom Bierlala und andere. Eine besondere Gruppe bilden die Zieglerlieder, die wegen ihres sozialpolitischen Charakters Beachtung verdienen. Operetten- oder coupletartige Lieder scheinen, nach der Samm-

lung zu urteilen, im Lippeschen nicht sonderlich aufnahmefähig zu sein. Gott sei Dank! Nur das eine und andere von den Lieder: vermischten Inhalts, z. B. Die Ehestiftung, erweckt den Eindruck eines Couplets. Sofern nun die Lieder ein Spiegel der Volksseele sind, ist auch die vorliegende Sammlung lehrreich; sie zeigt einen mehr auf das ernste Denken und Fühlen gerichteten Zug im Wesen des lippeschen Volkes. Die Herausgeber haben alles Beiwerk weggelassen, wohl mit Absicht deshalb, weil sie ihre Sammlung in den weitesten Volksschichten verbreitet, Schund- und Schmutzliederhefte dadurch verdrängt sehen wollen, also in erster Linie einen praktisch-erzieherischen Zweck verfolgen. Daran erinnert auch der niedrige Preis. Ihre Absicht ist löblich: Aus dem Volke für das Volk. Es steht zu hoffen, daß Wehrhan-Wienke später in einer größeren Ausgabe auch die Weisen bringen und alles das, was zur vergleichenden Liedforschung gehört. Nichtsdestoweniger werden auch die Volksliedforscher jetzt schon an dem anspruchslosen Büchlein nicht vorübergehen. Dr. A. Wrede.

Dr. Hermann Schmoeckel, Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatze dargestellt. Erstes Sonderheft des Vereins für Heimatkunde und Heimatschutz im Siegerlande samt Nachbargebieten (E. V.), Siegen 1912. 138 Seiten, 6 Tafeln mit Abbildungen, 1 Karte. Mk. 1,25. — Zu beziehen vom Verein oder durch die Buchhandlung Hermann Montanus, Siegen.

Die auf sorgfältigem Studium beruhende Arbeit liefert nicht nur sehr schätzenswerte Beiträge zur Haus- und Dialektforschung, sondern sie teilt auch Sitten und Bräuche, Sprüche und Redensarten mit, die sich an das Haus oder einzelne Teile desselben knüpfen. Nach Vorbemerkungen über niedersächsische und fränkische Bauart und über Besiedlung des Siegerlandes schildert der Verfasser ganz anschaulich zuerst den äußeren Aufbau des Hauses in allen seinen Einzelheiten, darauf die Raumverteilung (Erdgeschoß, Obergeschoß, Nebengebäude) und die Ausstattung der Räume. In seine Ausführung über den ofschlaach (Aufschlag des Hauses, anderswo Haushebung), bei dem die Nachbarn bereitwillig Hilfe leisten, konnte Schmoeckel eine längere Darstellung der früher allgemein üblichen Sitten und Gebräuche beim Aufschlag einflechten. Ein alter, eingeborener Zimmermeister war die beste Quelle hierfür. Bezüglich der Siegerländer Bauweise gelangt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß in vielen Dörfern die westfälisch-niedersächsische und die fränkische selbständig nebeneinander vorkommen, ja, daß das Siegerländer Bauernhaus eigentlich dem westfälischen näher steht als dem fränkischen. Dem Thema entsprechend werden die volkstümlichen Bezeichnungen für die einzelnen Arbeiten beim Bau, für die Hausteile und Hausgeräte genau angeführt und viele von ihnen auf historisch-etymologischer Grundlage behandelt. Eingehender noch befaßt sich der zweite Hauptteil der Untersuchung mit sprachlichen Dingen. Er bezweckt nachzuweisen, daß, wie die Bauweise im Siegerlande nicht einheitlich erscheint, auch die Sprache eine Mischmundart

ist, in lautlicher Hinsicht und ebenso im Wortschatz. Nach Schmoeckel nimmt das Siegerländische die Mitte ein zwischen den beiden mittelfränkischen Dialektgruppen, zeigt aber auch Einflüsse von Hessen und Westfalen her. Die zum Beweise hierfür herangezogenen Wörter entnimmt der Verfasser dem schon vorher dargestellten Wortvorrat, z. B. die siegerländischen Ausdrücke für Hausflur, Schrank, Speicher, Rauchfang, Keller, Scheune und andere. Ein Verzeichnis der in der ganzen Arbeit etymologisch behandelten und mit den ähnlich lautenden in anderen deutschen Mundarten und alten germanischen Dialekten verglichenen Wörter ist beigefügt. Zu den rein sprachwissenschaftlichen Etymologien kann hier im einzelnen nicht Stellung genommen werden. Für die Dialekt-Wortforschung sind sie durchweg wertvoll. Dr. A. Wrede.

Joseph Lappe, Dr. phil. et rer. polit., Die Bauerschaften und Huden der Stadt Salzkotten (Deutschrechtliche Beiträge, herausgegeben von Prof. Dr. K. Beyerle, Göttingen, Bd. IV, Heft 4). Heidelberg 1912, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Mk. 2.—.

Die Frage nach dem Ursprung und der Bedeutung der Sondergemeinden in den mittelalterlichen Städten im allgemeinen und in den westfälischen Städten im besonderen behandelt Lappe schon seit längerer Zeit. Bei zwei Städten, bei Geseke (Die Geseker Huden, 1907. Die Bauerschaften der Stadt Geseke, 1908) und bei Lünen (Die Sondergemeinden der Stadt Lünen, 1909) hat er die Frage bereits mit Geschick gelöst. An einem dritten Beispiele, an dem ebenfalls westfälischen Städtchen Salzkotten (Rgb. Minden) legt er jetzt wiederum dar, wie Sondergemeinden entstanden und welche Stellung sie im Rechts- und Wirtschaftsleben der jeweiligen Stadt einnahmen. Dabei dringt Lappe stets tief in das innere Leben der Sondergemeinden ein und fördert Dinge zutage, die nicht nur für die Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, sondern auch für die historische Volkskunde von Belang sind. In vorliegender Arbeit werden namentlich Bräuche, die sich auf den Austrieb der Kuhherden und auf die Schweinemast beziehen, hervorgeholt, gelegentlich auch andere erwähnt wie die Bauernzehrung (Jahresfest) auf Fastnacht, die Prozession durch die Feldmark und die Schnadzüge (Grenzbegänge) um die städtische Feldmark. Außer einem Sachregister ist der Untersuchung noch ein Glossar (Wörterverzeichnis) beigefügt, das um eine Reihe von eigenartigen Bezeichnungen noch hätte vermehrt werden können, z. B. um den Ausdruck Krümmel oder Ringelbengel für Hirtenstock. Sonst ist die Arbeit wohlgediegen wie die übrigen des Verfassers. Dr. A. Wrede.

Joseph Bayer, Dr. med., Kölner Originale und Straßenfiguren. Selbstverlag des Verfassers, Köln 1912. 100 Seiten, 7 Abbildungen.

Vor Jahrzehnten noch erfreute sich Köln gewisser Berühmtheiten, die ein absonderlich Wesen auf den Straßen trieben und deren Name und Gestalt jedem Kinde und Erwachsenen sich unauslöschlich einprägte. Joseph Bayer hat diese Straßenfiguren, im ganzen 33, in seinem flott

geschriebenen Büchlein der großstädtischen Nachwelt, die solche zweifelhaften Ortsreize nicht kennt, überliefert und alle die bunten Anekdoten, die im Volksmunde über sie herrschen, getreulich verzeichnet. Es waren Männlein und Weiblein, z. B. et Böckderöck-Wauwau, das die Kinderwelt durch den Spottvers reizte: „Böckderöck-Wauwau, häss en naas wie 'n hoonderklau", et Bolze-Lott, d'r Zebingemann, et Fleute-Arnöldche, d'r Maler Bock, d'r Urjels-Palm (Orgeldreher Palm), de Läsche-Naas (weiland Hundefänger der Stadt Köln), d'r Plaatebützer, et Männchen em Mond, die meisten heruntergekommene, dem Trunke ergebene Subjekte oder auch schwachsinnige oder verblödete Menschen, wie sie auch heute allenthalben noch vorkommen, aber im Straßenverkehr verschwinden oder durch die Fürsorgepflege den Lieblosigkeiten der Nächsten entzogen werden. Neben diesen Straßenfiguren führt der Verfasser eine Reihe anderer Gestalten vor, die er Originale nennt. Von ihnen gehören einige noch dem 18. Jahrhundert an, Lindenborn, der kölnische Diogenes, und der Raritätensammler Hübsch. Von den übrigen ist einer der bekanntesten d'r Freß-Klötsch. Auch die gelehrte Welt stellt ihren Teil, so den Professor Kreuser. Bei dem Weltruf, den die kölschen Kneipen genießen, ist es nicht verwunderlich, daß auch Kölner Gastwirte sich zu Originalen entwickelten und bis in die allerneueste Zeit hinein zu sehen waren, so der lustige Wirt aus der „Zweipann", d'r Schäbens Tünn, und dann d'r Dores (Theodor Töller auf der Weyerstraße), der leider in diesem Jahre aufhörte, selbst jedes Glas Kölsch zu „zappen" und sich dem Gaste mit einem übertrieben strengen Ordnungssinn zu produzieren. Außer Anekdoten bringt Bayer auch Charakterschilderungen und biographische Notizen über seine Straßen- und Stadtfiguren. Sein Büchlein ist geeignet, andere zu reizen, die Originale ihrer engeren Heimat oder Vaterstadt ähnlich zu verewigen.

Dr. A. Wrede.

Johann Peter Hebel, Das Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes. Herausgegeben von Prof. Karl Voll, München. Delphin-Verlag (Landauer & Zutt). München 1912. 508 Seiten. Als Sammlung von Kalendererzählungen erschien Hebels Schatzkästlein zuerst 1811 bei Cotta in Tübingen. Von seinen köstlichen Stücken, die Vilmar die Freude der Jugend und die Unterhaltung des Alters nennt, die niemals durchzulesen und auszuschöpfen seien, haben viele schon seit Jahren ihren Platz in unseren Lesebüchern. Das Mittagessen im Hof, Kindesdank, Der schlaue Husar, Seltsamer Spazierritt, Untreue schlägt den eigenen Herrn, vor allem Kannitverstan und andere Erzählungen ernsten und heiteren Charakters sind uns allen aus unserer Jugend- und Schulzeit wohlbekannt. Und alle, ob jung oder alt, werden sie immer wieder gern hervorholen. Gerade in der heutigen Zeit ruhelosen Hastens wirkt Hebels Erzählungskunst durch ihre Volkstümlichkeit und ihren abgeklärten Stil wohltuend, wie eine grüne Oase, auf der das Auge fröhlich ruhen bleibt. Kommt dazu, daß man das alte Gut in schönem Gewande, wie es die vorliegende Ausgabe von Voll bringt, sieht, so erfreut

es doppelt. Ein besonderer Vorzug dieser geschmackvollen Neuausgabe sind die 30 Abbildungen, die nach den alten Holzschnitten der von Hebel herausgegebenen Kalender wiedergegeben sind. Über diese alten Holzschnitte verbreitet sich der bekannte Münchener Kunstgelehrte Prof. Voll in einem interessanten Nachworte. Volls Ausgabe dieses echten Volksbuches ist die vollständigste, die wir überhaupt haben; außerdem enthält sie noch eine Reihe bisher in alten Kalendern verborgener Erzählungen. So verdient sie denn die weiteste Verbreitung.

Dr. A. Wrede.

August von Löwis of Menar, Der Held im deutschen und russischen Märchen. Jena 1912, Eugen Diederichs. 139 S. Mk. 3.—.

Die vorliegende Untersuchung ist, um es gleich zu sagen, eine Pionierarbeit auf dem Gebiete der Märchenforschung. Sie beabsichtigt, eine Charakteristik des Helden (oder der Heldin) nach seinem Alter und Äußeren und seiner Benennung zu geben; ferner nach der Gesellschaftsschicht, der er entstammt und in der er stirbt, nach seinen Verwandtschafts- und Familienverhältnissen und seinem ehelichen Stande. Es werden dann die einzelnen Charakterzüge (Eigenschaften) des Helden im Märchen untersucht, Mängel und Vorzüge, geistige Fähigkeiten, Kenntnisse und Kunstfertigkeiten. Die Triebe, die den Helden beseelen und die Märchenhandlung beeinflussen, werden ebenfalls beleuchtet und zuletzt wird die Art der Taten und Erlebnisse des Helden aufgezeigt. Die wesentlichen Personen oder Nebenfiguren, zu denen der Held in ein bestimmtes Verhältnis tritt, möchte der Verfasser in drei Gruppen teilen, in die der Widerspieler, Helfer und in die der vom Helden errungenen, erlösten oder beschützten Personen. Nach diesen verschiedenen Richtlinien bearbeitet der Verfasser zuerst die Charakteristik des Helden in deutschen, dann in russischen Märchen. Er beschränkt sich jedesmal auf die Wunder- oder Zaubermärchen, schließt alle sagen- und legendenhaften Stoffe und Schwänke aus. Immerhin ist, wie der Literaturnachweis im Anhang zeigt, eine recht stattliche Zahl von Märchensammlungen und Abhandlungen herangezogen worden, die eine Fülle von Belegen lieferten. Diese sind immer kurz unter dem Text angezeigt. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die gesamte Entwicklung des Märchenhelden bis zum Höhepunkt der Märchenhandlung typisch ist, d. h. daß sein Verhalten in ähnlichen Situationen verschiedener Märchen sich gleich bleibt und sein Charakter bestimmte, häufig wiederkehrende Züge aufweist. Sehr lehrreich ist der Vergleich, den der Verfasser am Schlusse der ganzen Abhandlung zwischen der deutschen und russischen Märchengruppe und ihrem Heldentypus auf Grund der gefundenen Ergebnisse zieht. Ziemlich einschneidende und tiefliegende Unterschiede findet er z. B. bei der vergleichenden Betrachtung des sozialen Milieus in den beiden Märchengruppen. Die mühevolle Arbeit wird von grundlegender Bedeutung bleiben

Dr. A. Wrede.

Wörterbuch des Saarbrücker Landes. Die Sammelarbeit des vergangenen Jahres hat, mit Einschluß der Sammlung der früheren Dialektkommission des Historischen Vereins der Saargegend 10000 ungesichtete Wörter ergeben. Dazu gerechnet ist auch der Wortschatz, den die jüngst erschienene Schrift „Abweichungen der Mundart des Kreises Ottweiler vom Hochdeutschen nebst einem Verzeichnisse mundartlicher Ausdrücke. Zu Schulzwecken zusammengestellt im Auftrage der Kreisschulinspektion“ mitteilt. Beiträge zu dem Wörterbuch nimmt mit Dank entgegen

F. Schön, cand. theol., c. Seminarlehrer.
Adresse: Saarbrücken, Bismarckstrasse 16.

Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Duisburg am 7. Juli 1912.

Die Versammlung wurde kurz nach $11^1/_2$ Uhr durch den 1 Vorsitzenden, Prof. Sartori, eröffnet, indem er die Erschienenen herzlich begrüßte. Dann erstattete er den Jahresbericht. Die Mitgliederzahl beträgt 585. An den Jahresbericht schloß sich eine anregende Aussprache über die Werbung an, die eine besondere Gruppe von Mitgliedern in Dortmund in die Hand nehmen will. — Herr Grüttefien gab eine Übersicht über die Kassenverhältnisse; einer Einnahme von 2739.70 Mark (einschließlich des vorjährigen Guthabens) steht eine Ausgabe von 1812.77 Mark gegenüber, sodaß ein Guthaben des Vereins von 926.93 Mark bleibt. Die Rechnung wurde von Herrn Dr. Ruhfuß, Dortmund, und einem Duisburger Mitgliede geprüft und für richtig gefunden. Dem Kassierer wurde daraufhin Entlastung erteilt und Dank ausgesprochen. — Der bisherige Vorstand wurde durch Zuruf wiedergewählt. — Für die volkskundliche Zeitschriftenschau wurden wiederum 40 Mark bewilligt. — Als Ort der nächsten Hauptversammlung ist Lüdenscheid in Aussicht genommen. — Darauf hielt Herr Prof. Dr. Wiedemann, Bonn, einen Vortrag über „Das Spiel im alten Ägypten“, der in diesem Heft zum Abdruck gekommen ist, leider ohne die zahlreichen Zeichnungen und Bilder, die in der Versammlung zirkulierten. — Den zweiten Vortrag hielt Herr Oberlehrer Dr. Wippermann, Duisburg, über „Englisch und Plattdeutsch mit besonderer Berücksichtigung der Mundart von Duisburg-Meiderich“. — Schluß der Versammlung nach 1 Uhr. — Nachmittags fand eine gemeinsame Dampferfahrt zur Besichtigung der weiten Hafenanlagen statt. — Der „Verein für Heimatkunde und Verkehrsinteressen in Duisburg“ hat sich durch die zweckmäßige Vorbereitung und Anordnung der Tagung den Dank unseres Vereins erworben.

A. Martini & Grüttefien (vorm. Baedekersche Buchdruckerei), Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

9. Jahrgang. 1912. Viertes Heft.

Einen Stein über eine Wasserfläche hüpfen lassen.

Rheinische Bezeichnungen dieses Spieles,
aus der Stoffsammlung des Rheinischen Wörterbuches,

zusammengestellt von **Dr. Jos. Müller,** Bonn.

„Ein altes Spiel" behandelt J. Pradel in Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, XI (1909), 56 ff. und leitet mit Recht seine Ausführungen ein, indem er sagt: „Es ist ein sehr beliebtes Kinderspiel, einen Stein so über ein Wasser zu werfen, daß er dessen Oberfläche möglichst oft berührt." Indem er zunächst aus der Deutschen Literatur von Goethe an Belege für dieses Spiel zusammenstellt, beweist er aus Schriften der klassischen Zeit, daß dieser Zeitvertreib „unendlich alt sein muß". Die Griechen nannten es Epostrakismos. Eustathius, ein Byzantiner des 12. Jahrh., der Suetons Schrift über die Kinderspiele bei den Griechen benutzt hat, beschreibt (in den Scholien zur Ilias 8, 543) unser Spiel folgendermaßen: „Es ist das eine Art Kinderspiel, darin bestehend, daß man flache Steinchen, die vom Meere geglättet sind, auf den Wasserspiegel wirft; mitunter hüpfen sie mehrmals über ihn hin, bis sie ihre Kraft verlieren und untersinken." Bei Minucius Felix in seiner Schrift „Octavius" (dem 3. Jahrh. angehörend) heißt es am Ende des 3. Kapitels: Wir sehen, wie die Kinder um die Wette eifrig Scherben ins Meer werfen. Zu diesem Spiele werden vom Strande abgeplattete Steine aufgelesen, die das Spiel der Wellen geglättet hat. Man nimmt einen solchen flachen Stein wagerecht zwischen die Finger, beugt sich dabei so tief als möglich und schleudert ihn dann so über die Wellen,

daß er bald die Oberfläche des Meeres trifft und gleichsam auf ihr schwimmt, in leiser Bewegung dahingleitend, bald die Wellenkämme schneidend herausspringt und weiter fliegt, von der Bewegung beharrender Kraft gehalten. Unter der Jugend fühlte sich der als Sieger, dessen Stein am weitesten flog und am meisten Sprünge machte.[1]) Nicht besser als mit den Worten dieses alten römischen Apologeten läßt sich die Eigenart des Spieles wiedergeben, das heute in gleicher Weise zum Wettkampfe die Jugend herausfordert.

Turnvater Jahn führt in seiner Deutschen Turnkunst (Recl. S 112) etwa 43 deutsche Bezeichnungen für dieses Spiel an, auf die im einzeln vergleichend verwiesen werden wird. O. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, S. 604 (Nr. 469) gibt eine reichhaltige Zusammenstellung aus den verschiedenen Mundarten unter Benutzung von E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel (1857). der S. 465 (Nr. 92) mannigfache Benennungen anführt unter Verweisung auf J. W. Petersen, der im Morgenblatt 1816, Nr. 16—19, mannigfache Benennungen aus verschiedenen deutschen Landstrichen gesammelt hat.

Wenn nun die folgende Behandlung der rheinischen Bezeichnungen an Menge und Mannigfaltigkeit weit über die bis jetzt vorhandenen Zusammenstellungen hinauskommt, so verdankt sie dies der reichen Stoffsammlung des Rheinischen Wörterbuchs. Eigene Sammlungen, die den Reichtum der Mundart an Bezeichnugen für dieses Spiel erwiesen, veranlaßten mich, in Fragebogen I z. Rh. Wb. eine diesbezügliche Frage zu stellen.

Bei der Behandlung der Synonymen eines großen Mundartgebietes ist die geographische Betrachtung eine durch die Wissenschaft gebotene Notwendigkeit; die Frage nach Wortgrenzen, Wortenklaven, Wortverstreuungen ist für die wissenschaftliche Lexikographie ebenso wichtig wie für die mundartliche Lautlehre die Durchführung von Lautgrenzen. Ob in gewissen Fällen Laut- und Wortgrenzen zusammenfallen oder auseinandergehen, dieser Frage muß die mundartliche Lexikographie näher treten, da stammheitliche Grenzen nicht

[1]) Pradel a. a. O., S. 57, 58.

allein durch Lautgrenzen sicher gestellt werden können. — Allein bei der Behandlung der aus der Kindersprache zumeist sich ergebenden Benennungen reizt eine andere Durchführung in einer Hinsicht mehr. Die Frage, welche Vorstellungen, welche Phantasiegebilde die Benennung eines so eigenartigen Spieles geleitet haben, führt so tief in die Sprachschöpfung durch Kindermund hinein, daß diese Gelegenheit nicht gerne versäumt wird, zu zeigen, wie die vorhandenen Sprachelemente metaphorisch von der Kinderwelt verwertet werden. Denn es zeigt sich auch hier, mit wenigen Ausnahmen, daß die Spielbezeichnungen nicht neue Sprachelemente bieten, sondern mit Umwertung und Umwandlung vorhandener sich begnügen. Indem sich ergeben wird, daß im Süden wie im Norden oft dieselben Vorstellungen dieselben Bezeichnungen zeitigten, ohne daß eine Übertragung anzunehmen ist, fällt auf die geographische Verbreitung der Synonymen ein eigenartiges Licht. Da bei der Behandlung der Spielbezeichnungen auf diese Eigenart immer hingewiesen wird, zugleich aber auch festumgrenzte Mundartenbezirke mit gleichem Vorstellungsinhalte hervortreten, wird dem geographischen Gesichtspunkte genügend Rechnung getragen. Es besteht kein Zweifel, daß ein Spiel mit so wenig komplizierten Regeln, ein Spiel, das nur bei günstigen Wasserverhältnissen dauernde Freude und Betätigung erweckt, eher in seiner Bezeichnung von Generation zu Generation wechseln kann, wie etwa die Klickerspiele. Ein in seiner Benennung nicht festes Spiel aber wird auch durch Beeinflussung von anderen oft seine einheimische Bezeichnung wechseln, und wenn an einem Orte mehrere Bezeichnungen vorkommen, so besagt dies eben, daß hier entweder das Spiel kein festes Eigentum der Jugend bei mangelhafter Gelegenheit zur Betätigung ist, oder daß die Jugend, wie immer, recht empfänglich für Bezeichnungen aus der Fremde ist, wie sich dies ja auch beim Kinderlied in mannigfachen Varianten und Anleihen, in der allgemeinen Verbreitung bestimmter Formen über das ganze Vaterland bekundet. Aus diesem Grunde ist eine geographische Festlegung schwer möglich, zumal trotz umfangreicher Belege eine Aufnahme von Ort zu Ort fehlt.

Kulturkreise scheiden sich hier ebensowenig, wie bei anderen Spielen, obwohl das moselfränkische, in einer Hinsicht (s. u. Braut schlagen) von den übrigen fränkischen Mundarten getrennt, mit den obd. Vorstellungsarten zusammenzugehen scheint.

1. Es liegt nahe, daß das Schleudern der Steine selbst als Ausgangspunkt für die Bezeichnung des fröhlichen Spieles genommen wird, und so finden wir mancherorts das Spiel verbal bezeichnet durch Verben, deren Grundbedeutung eben eine ‚schnellende Vorwärtsbewegung' ist. Die Jugend von Treis und Dhron schlaurert die Steine über die Mosel, und ihnen nach schlaudern die von Kirsch (Kr. Trier) und die von Fremersdorf (Kr. Saarlouis), während die von Mitlosheim und Wallerfangen (Saar) schleidern, die von Pellingen (Kr. Trier) e staan schludern; schneller sind die von Mauschbach (Kr. St. Wendel) und Ulmet a. Glan bei der Hand; denn sie schnellern übers Wasser; es feuern schnellches die von Niederbraubach, ihnen gleich tun die von Bierfeld (Hsr.) und die von Erbringen, sie sintsen, die von Schillingen simmen, in Laubach (Eifel) simsen die stan wie in Andernach; die von Traben schlindern, die von Loef schländeren, wie auch in Abenden (rip.), Karthaus (mfr.); am Rhein zu Trechtinghausen belustigt sich die Jugend mit schlitzern. Moselfränk. Jugend kam bis jetzt zu Wort, aber auch unten am Rhein zu Dinslaken schlinkern sie; aus Altenessen ist schlitschkern überliefert. Ein Wortstamm vor allen bezeichnet für die Jugend das ‚Vorwärtsschnellen', es ist die Stammwurzel, wie sie vorliegt in flitschen nebst vielen anderen: und so flitschen zunächst nicht nur moselfränkische Jungen (Cochem, Buprich, Gransdorf usf.), auch ripuarische Jugend vergnügt sich mit dem flitschen (Münstereifel, Brück); noch mehr aber am Niederrhein übt man das flitschen (Wermelskirchen, Duisburg usf.); aus nicht weniger denn 56 Orten, die über das ganze frk. Land verbreitet liegen, ist dies Wort für unser Spiel überliefert. [Über botər ‚Butter' flitschen s. im folg.]; denen von Grevenbroich, Wanlo genügt einfaches fl. nicht, sie gehn ans Wasser flitsch wörpe, die von Rheindahlen flitschkes schmieten (od. werpe); im Kreise Wittgenstein (so auch in Weidenau (Kr. Siegen)

flitschern die Burschen, aber auch zu Merl an der Mosel und weit entfernt davon zu Obermendig; die von Mörsdorf flitsern mit dem flitserstän; im Saarfr. flittern die Jungen, so zu Differten, Hostenbach (flettern), zu Nohn (flöttern) sie lon fleddere (Völklingen), während sie in Leiwen (Mosel) fläddern, auch in Cochem gehn die Jungen zum flidare wie zum flitschen, während die Mosel bei Ellenz von den Burschen aufgesucht wird, um zu flintern. In Frensburg bei Kirchen sehen wir die Jugend eifrig mit dem flintschen beschäftigt und weit davon zu Kettwig, ohne daß eine Brücke über diese Weite führt, ergötzt sich die Knabenschar am flintschen, sogar am boter flintschen. — Aber die Reihe der zur gleichen Wurzel gehörigen Ableitungen wäre nicht voll, wenn nicht auch die Ablautreihe i-a-u zu ihrem Rechte käme: flatschjes spielen die Knaben von Grund bei Hilchenbach, man flätscht zu Nerdlen (Kr. Daun), Braunshausen, Bez. Trier, und zu guterletzt tief unten zu Utfort-Mörs! Zu Mayen und Marienberg flutscht der stän üwert waser, und zu Poltersdorf flutschern die Jungen mit Steinen über die Mosel hinweg, wie auf dem Westerwald man flutscht (Limbach, Kroppach); fitschen ‚mit schneller Bewegung über etwas gleiten' (drüverfitschen) ist besonders im Kr. Wipperfürth, Waldbroel, Gummersbach zur Bezeichnung gewählt, aber auch in Wesel, Neuenahr, Elberfeld, Raeren hört man es; in Heisingen fitschen sie boter. Auch jitschen bedeutet die schnelle Bewegung: in Schleiden ruft der Sieger dem andern zu: kik ens, wat ech fein jitschen kan, und in Neuß löt me en lei jitsche; glitschern können die Jungen von Hespert b. Eckenhagen und Berleburg; am einfachsten wird die schnellende Bewegung durch schieven ‚scheiben' (Commern, Zülpich), scheiwen (Fickingen, Kr. Merzig), schibbele (fact. zu schieben) wiedergegeben; es ist aus Ruhrort, Mülheim, Duisburg, Meyerode, aber auch aus Münstereifel überliefert; schiwele aus Mayen; wipələ ‚drüberwippen' ist aus Fischbach, Kr. Saarbr., Hierscheid, Saarwellingen und Walporzheim überliefert, wippe wirft man in Cöln-Nippes.[2])

[2]) S. Jahn a. a. O. flatter, auch Pflätter werfen, pfleizern, pflinzern. Schneller schlagen, schnellern.

Im Hsr. zu Schlierscheid b. Simmern schliwern die Knaben; sie gebrauchen dabei ein Wort, das sonst im Moselfr. ‚über die Eisbahn gleiten, schlittern' bedeutet (s. auch schlindern, schlendern in der Bed. ‚schlittern auf der Eisbahn'); aber auch in Heinsberg und zu Kirchhoven (nfr.) kehrt stengke schlibere wieder, ein Ausdruck, dem auch die Grundbedeutung des ‚vorwärts Bewegens' zukommt, wie auch das vereinzelte schlimpere aus Jülich, schlämbere (Lasserg bei Münstermaifeld), schlengere[3]) aus Montjoie und letschere (Beddelhausen b. Wittgenstein) hierhin gehören mag. Eine geogr. wichtige Rolle spielt das rip. schintseln (aus Rhöndorf, Königswinter), das ‚wälzen, rollen' bedeutet (den Berg erafschintseln, den Berg herabwälzen usw.); freilich ist das Wort fast ausschließlich nur noch für unser Spiel im Gebrauch, so daß hier das Kinderspiel ein gutes, altes Wort, wie so oft, allein zu bewahren scheint. Dasselbe Wort ist als schänseln aus Wissen, Betzdorf überliefert, also in weitem Abstande; aus einem andern rip. Orte, der mir entfallen ist, kenne ich schänzele und in Flammersheim mag stinsele wohl aus dem merkwürdigen Worte verderbt sein.

2. Der beim Auffallen des Steins erfolgende Schall (Plumps) wird zum Ausgangspunkt verbaler Bezeichnung genommen für dieses Spiel; so fordern die Burschen von Roxheim (Nahe) zum Wettwerfen auf, rufend: mer welə blumbsə gin, und weit unten zu Goch plumpsen die Burschen gleichfalls; zu Badorf platschen die Jungen den Stein übers Wasser, während sie zu Rengsdorf (b. Neuwied) und zu Eller a. Mosel plätschern oder läpschen, zu Berghausen (Kr. Gummersbach) plätschen, zu Sinzig klatschen die Jungen am Rhein, wenn sie ‚brüütche werfe' (s. d.): klätschelcher werfen die in Berncastel, wie sie auch klätschern; heller erklingt der Aufstoß den Jungen von Wiedenest (Kr. Gummersbach), von Helberhausen b. Hilchenb., von Leingen (Westerw.), die alle klitschen gehen ans Wasser, wie man auch im Hsr. zu Sohren klitscht. (Über boter klitschen s. folg.); in Geistenbeck b. Odenkirchen sieht man die Jugend klitsch werpen, zu Wickrath werpen sie klintsch, woselbst sie auch dat

[3]) Vgl. vlämisch: slingherspel (Rochholz a. a. O.); s. schlinkern.

water klitschen. In Odenkirchen hört man sowohl sten klutsche wie klitsche und flitsche; putschenellche wirft man in Roedingen. Schwer fällt der Stein aufs Wasser, wenn die Cochemer Burschen trätschen (auch in Küdingh. bei Beuel trätschen sie); freilich können sie ja auch flidern und flitschen. tätschen können die Eupener Jungen, die aber auch tätschke werpen. Scharf schneidet der Stein das Wasser mit hellerem Klang, wenn die Jugend von Schweinheim b. Mülheim (Ruhr), von Neusen (Aachen), Wiesbaum (Krs. Daun), Cuchenheim b. Eusk., Worm b. Herzogenrath, Berensberg (b. Aachen) [man achte auf die örtlich getrennte Lage!] titscht, oder titsch werpt, wie die von Inden und Jülich. Das titsch tatsch werpe der Jungen von Eynatten wird hellerem und dumpferem Aufschlag gerecht. öwert water kitschen nennt man das Wettspiel in Mülheim (Ruhr), und so kitschen auch die Jungen von Rebbelroth, Hückeswagen, Badberg, Capellen b. Moers u. a. (alle nfr.), kitschkoltern spornt die geübte Jugend von Scheiderhöhe und an der Sülz zum eifrigen Wettkampf an.

Scharf durchschießt der Stein die Oberfläche des Wassers, wenn die von Ittenbach (Siebengeb.) und die von Unkel tsitschen, einem Geflüster gleich klingt das Sausen des Steines, wenn die Bollendorfer an der Sauer pesbern; dagegen schlagen (šlǭn) laut de bämm[4]) die Burschen in der Umgegend von Euskirchen (Weingarten, Billig), de bäms schlon die von Steffeln, Kr. Prüm, heller schlagen de bimsch die von Hohn b. Münstereifel. Wenn die Jungen von Kettig b. Coblenz dengeln, so ahmen sie das feierliche Geläut der Glocken nach (dengeln = baiern). Gehört auch in diese Vorstellungswelt et schellche werpe (Wikrath, Waldorf, Harff, Königsdorf, Balkhausen, alle rip. Orte!) oder wird der aufspringende Wasserstrahl mit einer Schelle verglichen?[5])

3. Leben verleiht das Kind dem hüpfenden Stein, es sieht ihn springen wie einen Fisch übers Wasser, wie eine Bachstelze hüpfend von Stein zu Stein; nichts liegt der jugendlichen

[4]) de bämm schloon ‚auf die Glocke schlagen' (rip.)

[5]) Schallbezeichnungen bei Jahn a. a. O. bämmeln, plätschern, putjen, bei Böhme a. a. O. pfütscheln, titschen.

Phantasie näher als aus solch lebensvollen Beziehungen Bezeichnungen für unser Spiel zu nehmen. pilenke schmieten sie in Oedt b. Altenessen; pielendsche in Breyell, Leuth, pulenke in Crefeld, Kempen. bachsteltsjes werfen die Burschen von Argenschwang und Hennweiler (Kr. Kreuznach), bachsteltse machen die von Holzmülheim (Kr. Schleiden) bachstertse machen die von Obersgegen (Kr. Bitburg), wipstätscher sieht man die Jugend von Deutz am Rhein nachahmen; pannepitschen maken die von Mühle: aber auch das Wasserhühnchen fordert zum Vergleich heraus: wasserhinkelcher machen die Jungen von St. Johann an der Saar, während im Westfälischen, so in Langendreer, Blankenstein man die Jugend fischken schmieten sieht, denen die von Mayen nacheifern: sie werfe frelle (Forellen).[6])

Wie eine Wassermaus durchschneidet der Stein die Flut, also machen die Burschen von St. Wendel, Coblenz-Neuendorf wassermeisjer, während die von Wittlich, Trier sich mit meischer wärfen (od. mache) begnügen, die von Güdingen b. Saarbr. gar machen flerrmißje (Fledermäuschen) Aus Püttlingen (Saarbr.) ist haas schießen[7]) überliefert. Man dürfte glauben, daß die kindliche Phantasie versuchte, die gesamte Tierwelt in dem hüpfenden Stein zu verkörpern, wenn wir sehen, daß die von Elberfeld rietpetchen schmieten, die Jungen von Roden (Saarlouis) esel und auch ochs machen, daß man kuh und kälbcher macht in Merchweiler, Wellesweiler, Dillingen, Wiebelskirchen (alle an der Saar), wobei kuh das einmalige, kälbcher das zweimalige Abspringen des Steins bedeutet; gelingt es dem Schützen, den hüpfenden Stein zum dritten Male zum Aufhüpfen zu bringen, dann hat er gar eine gäs ‚Geiß' gemacht, so in Ippenheim, Kreuznach. Aber auch der gefährliche Wassermann muß zur Namengebung herhalten: wassermännchen

[6]) s. Jahn a. a. O. fischeln, (Staren stechen); Böhme a. a. O, Wassermännchen machen, Wasserhühnlein, Entlen werfen (Schwaben): engl. duck and drakes. (Enten und Entriche machen). s. o. pielenke schmieten.

[7]) s. Böhme a. a. O. S. 604 hasen schießen (schwäb.) Rochholz a. a. O. Hasen werfen (Oldenburg)

machen nicht nur die Jungen von Cöln-Ehrenfeld, auch oben an der Mosel zu Hetzerath und zu Erlenbach im Kr. Wittlich, spoutsemänncher machen die Jungen von Serrig, Conz und Teltingen, alle an der Saar, während das pitschmännche seine Sprünge macht in Oberlinxweiler. Eigenartig sind die Ausdrücke de brout schlin (Merzig, Mettnich), brout schloon (Katzwinkel, Neustraßburg, Bonsfeld, Seffern (alle Eifel-Prüm), brout werfen (Mitlosheim, Merzig, Wiltingen, Nunkirchen, Hüttesdorf, Wincheringen, Castellaun) (alle Saarfr.), (Spang, Kr Wittl.), de brout schießen (Losheim), brout schmeißen (Büschfeld), de brout bəglädən (begleiten?) (Maring, Mosel), brout lęədən (Wasserliesch, Speicher), sämtlich mfr. Orte, am häufigsten an der Saar belegt, nördlich bis Prüm reichend. Diese Ausdrücke entsprechen dem obd. ‚Bräutlein lösen' (s. Fischer, Schwäb. Wb. I, 1375.)[8]) und stehen nahe dem westf. ne juffer smiten (s. Woeste, S. 116), das übrigens in der Form jungfrou werfen aus Müllenbach (Kr. Cochem)[9]) auch aus dem mfr. einmal überliefert ist. Ob hierin wirklich, wie angenommen wird, die Wassernixe verborgen ist, kann recht zweifelhaft sein; eine Bestätigung dürfte vielleicht aus dem oben behandelten Vorstellungskreise sich ergeben, der ja mit der Belebung des hüpfenden Steines uns vertraut macht.

4. Ein andermal begnügt sich die sprachschöpferische Phantasie der Spieler mit einfachen Bezeichnungen, die nichts anders ausdrücken, als ‚einen stein hupsen, springen' lassen; so looso die von Herrstein (Birkenfeld) den stein hupse, die von Witten das steinke hüppen, von Borbeck die looten nə steen dantsen, die von Enzen b. Eusk. lose dən steen bromme, die von Dreis (Kr. Wittlich) lassen den stään

[8]) s. Jahn a. a. O. die Braut führen, die braut schlagen, Jungfern schießen, -werfen, eine ein-, zwei- oder dreibeinige Jungfer (Kindli) werfen, die liebe Frau lösen; Böhme a. a. O. Unsere Frau überschiffen, Mannlen und Weiblen (Tirol); Jungfern machen, Jungfernsprüng machen (Österreich), die liebe Frau erlösen, Bräutle lösen (Schwaben); vgl. auch westf. heiden werfen (Woeste S. 116). Rochholz a. a. O. brütli machen (Gurrli die Platte dazu) Götten (Paten) ausführen, die Großmutter mit Holzschuhen tot werfen (Oldenburg).

[9]) de brout stechen, einen Stein ins Wasser werfen, ohne daß es Wellen gibt!

betscheln ‚springen wie ein Lämmchen', in Mettendorf macht man butsche; in Herforst (Kr. Bitb.) butschen die Jungen, die von Wiesbach (Kr. Ottw.) lose də stään iiwət wasər sbrengə; andere lassen den stein fitschən (Rotthausen), den stein flitschen (Mittelhees, Kr. Siegen; Niederseßmar, Rodenbach usw.); die von Badorf lassen den Stein platschen; schon mehr getan in sprachlicher Beziehung haben die Jungen von Oberelz, welche springstein werfe. Andere begnügen sich damit, daß sie statt des prosaischen ‚Stein' besser klingende Bezeichnungen einsetzen: in Erkelenz und Hochneukirch wirft man mit scherfkes (Scherben), und in Alsdorf (Kr. Aachen) wirft man scherfche, zu welchem man auch Zeitwörter bildet, so in Barmen scherveln und Mülheim (Ruhr) schirbeln; in Meckenheim wirft man schwämmche, und an vielen Orten wirft oder schmiet man schöttelcher (Rohren, Kr. Montj., Groß-Boßlar; Lövenich, Dreiborn (Kr. Schleiden u. a.); deutlicher sprechen die Jungen von St. Vith und Hackenbroich (Kr. Neuß) und Viersen, die schöttelche spölen ‚spülen', oder die von Duisburg, die schöttelkes waschen; was aber wollen die Dormagener Jungen wohl meinen, wenn sie Kraneschöttelcher wörpən? köpke (Tassen) spölt man in Wegberg und Merbeck (Kr. Erkelenz). Den ‚Schüsselwerfern' nahe stehe die, welche tellere werfen (Erpel, Siegburg, Duisburg), während diejenigen, welche muschel werpe (Merken b. Düren), panne schieven (Hardt b. Engelsk.) oder plättchen werfən (Neuenahr), blętšər māchen[10]) (Graach) oder bretcher machen (Graach) oder śchiwerə (Spähne) schmeisen (Bendorf) oder schüfelchə (Schaufel) werpe (Gelsdorf b. Ahrweiler) oder gar schibeleröllche werpen (Thorr b. Berghausen) oder schlibletchə schloon (Schlagplättchen) (Reil a. Mosel), oder nur schöllche werfe (Koenigdorf b. Köln) sich mit weniger zerbrechlicher Ware begnügen. schiffeschöllche werpen die von Godesberg, Friesdorf, Elsdorf, Heppendorf. Wenn die Jungen von Detzem über die Mosel det rad scheiwen, so tun sie in kindlichem Spiel nichts anders als die erwachsenen Burschen, welche in

[10]) Rochholz a. a. O. plätteln Tirol: blattlen, Stein blattlen.

früheren Zeiten zur Sonnenwende das Feuerrad von den Bergen in die Mosel rollen ließen.[11])

5. Die kindliche Phantasie kommt schon mehr zu ihrem Rechte, wenn sie in dem schwirrenden Steine ein die Fluten durchfurchendes Schiff sehen kann, und so werfen (oder werpen) schefche (oder schifke) die Jungen von Rheinbach, Odendorf, Blatzheim, Schlebusch, Sintheim, M.Gladbach, Aachen, Neuß, Lobberich, Bonn, Olewig b. Trier, Grevenbroich, Euskirchen, Erkelenz, schifche schlage (Bedburg a. Erft), schepke schmieten (Vluyn, Kr. Mörs), schefcher wörpele (Hüchen, Kr. Grevenbroich): schiffe schöllche werfen die in Hüchelhoven, Heppendorf, Elsdorf, Thor (Kr. Bergh.), und in Friesdorf; aber die Varianten schipeleschöllche (Elsdorf) und schipeschöllche (Bergheim), schiffeschöllche werpen (Godesberg, Elsdorf, Heppendorf), wie auch schiffeschöppche wärpe (Ahrem, Kr. Eusk.), schiffescheppche (Grevenbroich) lassen eine Beeinflussung durch schibbeln, schieven ‚schieben, mit der Scheibe rollen' wahrscheinlich erscheinen. Wie zu schirvel, scherf, schütt, kiesel, muschel, schiver (Schiefer) die Zeitwörter schirvele, scherve, schütte, kiesele (Cöln-Poll), muschele (Beuel), schivere (Dierdorf, Neuwied) zur Bezeichnung des Spieles gebildet werden - hier ist die Kindersprache auf eigenstem Gebiete tätig -, so von schiff schiffeln (Elberfeld, Zweifall), schiffern (Orsoy, Brünen b. Wesel, Bensberg, Hoitzfeld, Kr. Mülheim); schiffen (Dümpelfeld [Ahr], Bürvenich, Niederembt, Berghausen, Kr. Gummersb.): schiffeln ist auch zahlreich aus dem Hunsrück (Sohren, Simmern, Dickenschied, Ellern, Ravengiersburg, Argenthal, Waldrach, Kaimt, Herrstein, Ruwer) überliefert, doch hier kann auch schiffeln ‚eine Rasenfläche mit der schiffelhou abhauen' vorliegen (welche Vorstellung aber?); schieferen ist aus Neuwied, Dierdorf bezeugt; vielleicht liegt hier schiwwere ‚mit Schieferplatten werfen' zugrunde; schīfen (Geich, Winden b. Düren, Hardt b. Engelskirchen) könnte eine Schreibung für schīven ‚scheiben' sein,[12])[13]). In Kenn maachen die Jungen

[11]) Fischart im Gargant. cap. 25. ‚dess Plättlins'.

[12]) In den andern Gauen Deutschlands ist der hüpfende Stein mit einem ‚Schiff' vielfach verglichen: Jahn a. a. O.: Schiffchen machen, —

muselschefjer: mit dem kleineren schüttchen (Nachen) begnügen sich die Schützen von Steinfurt, Stolberg, Aachen, Mularzhütte, Rödingen, Meyerode, Lendersdorf, alle in derselben Gegend bei Aachen gelegen; ja in Herzogenrath ruft man dem herrenlosen schüttchen zu:

schüttche op der weijer,
der düvel es dinnə freijər;[14])

in Düren bildet man davon ein eignes Zeitwort ‚schütten'. Ins Schiffsfach schlägt es auch, wenn die von Müllekoven sägel werpe oder die von Cleve över et water seile ‚segeln'.

6. Ist es einmal der hüpfende Stein selber, den man mit glücklicher Phantasie vergleicht mit Schiff, Segel, Rolle usf., oder dem man gar Leben verleiht, indem man ihn dem Wassermann oder der Bachstelze gleichstellt, so fordern das andere mal die aufspritzenden Wasserteile zu sinnfälliger Bezeichnung auf: In Coblenz und Enkirch (Mosel) macht die Jugend wasserstrets-cher, während die Saarhölzbacher sdrintselcher ‚Spritzen' machen; schiffeschumm ‚Schiffschaum' wirft man in Oberembt b. Düren. Auch die sich weit ausdehnenden Wasserkreise als Folgeerscheinung des Spieles werden vielfach benannt, und demnach wird auch die Belustigung anschaulich bezeichnet. Erkennen die Weitener (Saar) wohl in den Kreisen routen? Sie scheisen nämlich routen; nahe der Wirklichkeit bleiben die Dalbendorfer (Eifel), wenn sie rengelcher machen, wie die von Illingen ringele oder kreis werfen, oder die von Bunnefeld, die einfach en well machen, oder die von Polch (Maifeld), die kränzje wirfe. Von den Jungen in Wetteldorf (Prüm) wird der Kreis mit einer Brille verglichen, sie schloon brell; der Abstufung der Kreise entspricht es, wenn die von Niederbieber treppcher machen oder die Mondorfer rädcher werpen. Die durcheinander-

schlagen. schiffeln, schippern; s. auch Böhme a. a. O. S. 604. schippern, flötzen. Schiffe machen, — werfen (Schwaben); fläm. botten opt water. seilen; engl. shipping; holl. enghelen.

[13]) söpke schären (Walsum), schiepke werpe (Erkelen-Rheindahlen) = Schäfchen scheren, — werfen oder Schiffchen sch.?

[14]) Vgl. den nd. Vers „ei, ei butterbrod. Schlag den Frosch (das Weib) mit Holzen todt" (bei Böhme a. a. O. S. 604).

fahrenden Kreise gleichen füglich einer 8, so daß man in Laasphe acht oder achterches wirft. Wenn man in Dieblich b. Coblenz und in Breitenheim (Kr. Meisenh.) drillert, in Platten (Kr. Wittlich) trendelt, so ist hier der trindel, dort der driller ‚Wasserstrudel, Wasserwirbel' Ursache der Bezeichnung. Vielleicht auch gehört hierhin tellere werfe (Erpel, Siegburg, Duisburg), eierpäncha werfe (Altenahr), indem die Kreise mit Tellern oder Pfannen verglichen werden. Die Kreise gestalten sich wie Taschenuhren, und so dürfte der Ausdruck uhre werfe (Rheinbrohl) hierhin gehören; doch die Verbindungen de uhr schlon (Oberfischbach), uhr schlon (Weißenturm), de auer schlohn (Bescheid, Kr. Trier), auer schlohn (Gräfendrohn, Kr. Bernc., Welkenbach [Westerw.], Rengsdorf) dürften durch die aus Schiffweiler (Kr. Ottw.) überlieferte Formel: mer guge, wifil ur es es, in eine andere kindliche Vorstellungsart hinweisen, indem die Zahl des Aufschlages die Stundenzahl angeben soll. Gehört auch in diese Vorstellungsart der Ausdruck schlößcher boue (Niederbieber), — werfe (Neuwied-Heddesdorf), der nur aus der Neuwieder Gegend beigebracht ist? Auch hier stammen die Belege verstreut nur aus dem mfr.

7. Nicht nur im Rheinischen (Fränkischen), auch in andern deutschen Gauen müssen häusliche, alltägliche Verrichtungen zur Bezeichnung des Spieles herhalten. Jahn a. a. O. führt an: „Butterbemme streichen, Butterbrot schmieren, — werfen, Butterstollen werfen", in Sachsen „Butterwecken schieben", in Schlesien „Butterschnitte schmieren" (Böhme, Kinderlied und Kinderspiel S. 604); auch Fischer, Schwäb. Wb. I, 1566 erwähnt „Butter und Brod schneiden". Welche Beziehungen zwischen den einzelnen Erscheinungen des Spiels und jenen häuslichen Verrichtungen zum Vergleiche und so zu sprachlicher Bezeichnung führten, kann bei den oft unfaßbaren Irrgängen kindlicher Phantasie nicht recht klar begriffen werden. Ist der hüpfende Stein als Brot gedacht, den man in den Backofen einschießt oder mit Butter geschmiert denkt, die der Schaum oder die Wasserspritzen vertreten? Für die Geschichte der Spielbezeichnungen ist es vor allem wichtig, daß jene Vorstellungsart sich durch ganz Deutschland zieht, daß sie im moselfr., im rip. und im nfr. heimisch ist.

Die rhein. Mundarten bieten außerdem eine reichhaltigere Gestaltung dieser Vorstellungsweise, als bis jetzt bekannt war. Man wirft brüdche in Remagen, Sinzig, Mehlem (beieinander am Rhein liegend) und in Cöln und Mülheim a. Rhein;[15]) aber auch in Erbach im Hunsrück; man scheist brēdercher in Neumagen a. Mosel, schießt brou̯t en in Beltheim (Hsr.), Laubach (Hsr.), Ebschied (Hsr.), man schüs brütche en in Dattenberg b. Linz; man mecht (macht) brou̯t in Conzem a. d. Saar; man schneidet (schnik) brut (bruət) in Wermelskirchen, Elbringhausen, Dierath, Burscheid (Wuppergebiet); aber auch an der Ahr in Wershofen schnek mer brūt; aber Kinder sehen lieber ‚Zuckergebäcks', und so machen die von Rachtig a. d. Mosel nonebriitcher, die von Cues, Zeltingen milchbreetche, die von Luxemburg werfen mötschen (Semmel); oben an der Nahe ist der Käsefladen bekannter; Keesflaare mache die von Weinsheim; aber auch boderflaare machen (oder werfen) dieselben, wie die von Sien und Niederhausen (nicht weit davon entfernt), während in Bonn man lieber boterstütche wirft und man sich in Geldern mit botrame schmeere begnügt. Am Niederrhein trifft man die Bezeichnungen: boter flitschen (Leichlingen, Velbert, Solingen, Neviges, Mettmann, Werden, Kupferdreh.); boter fitschen (Heisingen); boter kletschen (Emmerich) boter flintschen (Kettwig); boter feschen (Düsseldorf), wobei auch die Beziehungen recht unklar bleiben. Aber auch sieht man an die Saar die Jugend eier backen (Luisenthal, Burbach, Rockershausen), und auf dem Westerwald speck schneiden (Montabaur, Freiendiez, Höhr), und wieder an der Saar brockel schiesen (Pachten, Guisingen, Bixen); gromberabuli (Kartoffelbrei) macht man in Tettingen (Saar), göllentsöppercher in Luxemburg, wassertseppches in Kreuznach, man schlägt subbe in Meisenheim.[16])

8. Einige Ausdrücke, deren Etymologie nicht sicher ist und die daher nicht in die verschiedenen Abschnitte eingereiht werden können, mögen folgen. Im nfr. allein ist schäären (Rees, Bruchhausen, Remscheid, Cronenberg, Brünen b. Wesel),

[15]) Aus Cöln ist auch schivenbrütchə werfe überliefert.

[16]) vgl. Jahn a. a. O. suppen schlagen, — schmeißen, — schmelzen.

scheiren (Wermelskirchen) überliefert; davon abgeleitet scheint schää(r)tsen (Wesel, Elten) und schirtsen (Weeze, Uedem, Kevelaer). Hasenclever[17]) weist auf die schon im mhd. hervortretende Bedeutung von scheren „ruhig gleitende Bewegung“ hin; in den heutigen frk. Mundarten heißt es: doo küte jəschoren oder jeschert ‚er kommt eilig daher‘; doch glaube ich in den nfr. Wörtern das Grundwort des nhd. Scherz wiederzuerkennen; mhd. schërzen ‚fröhlich springen, hüpfen, sich vergnügen‘; mhd. scharz ‚Sprung‘; ahd. scerôn ‚lascivire‘. Wie im mhd. zu dem Stamme scher durch n-Suffix ein schërn ‚Scherz, Spott‘, schërnen ‚spotten‘, durch -zen-Ableitung ein schërzen gebildet wurde, so leitete das nfr. durch k-Suffix ein scherken[18]) ab, das in der Form schirken im nd. überliefert ist; an dieses scherken schloß sich eine -sen-Ableitung (schërkisôn > schirksen), die scherksen > schertsen, schirtsen ergab, so daß also in der Tat die nfr. Ausdrücke schäären, schärtsen, schirtsen jenen alten Wortstamm zu enthalten scheinen, der in nhd. Scherz vorliegt. Die Bedeutung ‚fröhlich springen, hüpfen‘ tritt noch deutlich hervor. Ockfen (Saar) überliefert kläneren, das als glänern aufgefaßt werden kann; dann entspricht es hess. glänər ‚Eisbahn‘ (Crecelius, S. 128) und elsässisch gländeren ‚auf dem Eise rutschen‘ (zu mhd. glander ‚Glanz‘? Vgl. els. Wb. I, 259 b), tritt also in dieselbe Vorstellungsreihe wie schliwern, schlibern (s. S. 246). (rip. nfr. klännen ‚tüchtig aufschmieren‘, in Eupen auch ‚werfen, schmeißen‘, mhd. klenen, kommt kaum in Betracht.) schippen, aus Lieser und Osann (Mosel) überliefert, kann lautlich gleich schüppen ‚schaufeln, mit der Schüppe stechen, arbeiten‘ gedeutet werden; Böhme a. a. O. führt schippen neben titschen aus Thüringen an, schippern aus Schwaben. Ist diese Deutung richtig, dann steht das moselfr. schippen mit dem aus Barmen, Elberfeld (und Hagen) überlieferten schüffeln (water sch.) ‚schäufeln‘ unter derselben Vorstellungsart, die freilich schwer gedeutet werden kann. schelvern (Dons-

[17]) Hasenclever, Der Dialekt der Gemeinde Wermelskirchen, Marburg 1904, S. 92 b.

[18]) Böhme a. a. O. S. 604: schirken; Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel, S. 70: schierzken (aus Lippe).

brüggen b. Cleve) kann ich ebensowenig auf ein Grundwort zurückführen, wie schillern (Hespert b. Eckenhagen), (schilwe ‚Umhüllung der Spelz', ‚Schuppen auf dem Kopfe' moselfr. liegt zu weit ab; schilbe f. ‚ein größeres, flaches Stück Stein' (Saarbrücken) liegt sachlich nahe, lautlich und örtlich aber recht ferne); sängeln (Oberjeckendorf b. Hadamar) kann mit dem aus Steinbach, Kr. St. Wendel, überlieferten sängeln ‚langsam gehn, arbeiten' verglichen werden, obgleich auch hier örtliche Beziehungen fehlen. biichten (Prüm) (< büchten) bedeutet eigentlich ‚zielen, drohen'; diese Grundbedeutung kann sich leicht dem Spiele anpassen. flekes werfe (Oberthal, Kr. St. Wendel) erinnert an das frk. fleker schloon ‚eine Art Kunsttanz tanzen' und dies an das nfr. flikkern ‚flimmern, sich hurtig bewegen'. (de) klenk schloon (Rocherath, Kr. Malmedy), klink werpen (Mürringen, Eifel) trifft zusammen mit nd. klinkenschlagen (vgl. Picks Monatsschr. I, 577, 69: im lentzen gaen klinken slaen) ‚sich müßig umhertreiben' (vgl. Woeste, S. 131). gohjen (Isselburg, Kr. Rees), flirtsen (Elten), schlietsen (Wesel), schlunjen (Mayen, dort auch flutschen), schittern (Aachen), tsiltsen (Urft) bedürfen noch der genauern Aufklärung.[19])

In das Gebiet rein kindlicher Sprachschöpfung verweise ich ginggäsjer machen (Leiwen a. Mosel), tudätsch werfen (Issel a. Mosel), dindeldintjes maachen (Dusemond a. Mosel), traubätsche (Cobern a. Mosel), duwetcher maan (Wallerfangen, Saar), kaalétschelcher schmeiße (Berncastel).

9. Auf S. 248 habe ich schon angeführt, daß man das einmalige, zweimalige, dreimalige Aufschlagen an mehreren Orten sogar verschieden benennt (s. Kuh, Kälbchen, Geiß)[20]; in Eupen wirpt man köükepänschke, wenn der Stein nur

[19]) Bei Böhme a. a. O. schielen, flaigern (Schwaben). Buchholz a. a. O. zweien. Jahn a. a. O. hitzerln, pfleizern, spätzeln, Steinblitzer machen, steineln, stelzeln, Staren stechen, flacheln.

[20]) Rochholz a. a. O. S. 465. Der erste Bogen des springenden Steins heißt Vater, sein zweiter die Mutter, die nachfolgenden immer kürzer werdenden die Kinder; das ganze Spiel deshalb: Vater und Mutter schlagen, küssen, erlösen (Appenzell).

einmal aufhüpft, tätschke wirpt man, wenn er mehrmal aufspringt. Ebenso werden die verschiedenen Schallwirkungen besonders bezeichnet: ən fläsch (Flasche) wirpt man, wenn der Stein mit hellem Klang auffällt, ən bütt bei dumpfem Auffall, ən stoppen bei kurzem Auffall (Dormagen, Heppingen).

Diese Wanderung durch ein beschränktes Gebiet des rheinischen Kinderspieles zeigt zunächst, wie gerade das Kinderspiel altes Sprachgut verwahrt und wie es den alten Zusammenhang der deutschen Volksstämme bezeugt. Deshalb wird jede Sammlung volkstümlicher Sprache gerade diesem Gebiete vollste Aufmerksamkeit widmen müssen. Daß hierbei auch der Volkskunde durch die Darlegung des Vorstellungslebens, das sich eben in der Sprache kundgibt, reichste Förderung erwächst, ist ohne weiteres klar, und so wird das Rheinische Wörterbuch, das durch die Arbeit der Volkskunde seinerseits eine reichlich fließende Quelle erhält, auch der Volkskunde in ausgiebigster Weise dienen. Dieses Wechselverhältnis soll vorliegende Arbeit deutlich machen, und so möge die kleine Gabe, welche das Rheinische Wörterbuch in vorliegender Zusammenstellung der Volkskunde bietet, diese anregen, auch ihrerseits für das heimische Werk zu sammeln und zu werben, damit es eine wahre Quelle rheinischen Volkstums werde.

Acht, Achtercher werfen.
Bachstelzen werfen, —ches machen.
Bachsterzen machen.
backen, Eier —.
Bämm, die B. schlagen.
Bämms, die B. schlagen.
bauen, Schlößcher b.
begleiten, die Braut b.
Bimmsch, B. schlagen.
Braut; (die) Br. begleiten, leiten, schießen, schmeißen, schlagen, werfen.
Brettcher, — machen, werfen.
Brille, — schlagen.
Brockel, — schießen.
Brot, — einschießen, schmeißen, schneiden, werfen, machen.
brummen, den Stein br. lassen.
büchten.
Bütte.
Butter, — fischen, fitschen, flintschen, flitschen, klitschen.
Butterfladen, — machen, werfen.
Butterramm, — schmieren.
Butterschmiere, — werfen.
Butterstüttchen, — machen, werfen.
Butscheln.
Butschen, — machen.
butschen.
dengeln.
Dindeldintches, — machen.
Duwetcher, — machen.
Ei, —er backen.
einschießen, Brot —.
Esel, — machen.
Fisch, —chen schmeißen.

fischen, Butter —.
fitschen, Butter —.
fläddern.
Flasche.
Flatsch-ches.
flätschen.
Fledermaus.
Flickes, — werfen.
flintern.
flintschen, Butter —.
flirzen.
Flitsch, — werfen; -kes werfen.
flitschen, Butter —.
flitschern.
flittern (fliddern, flöttern).
flitzern, Flitzerstein.
flutschen.
flutschern.
Forelle, —en werfen (Forellenwurf).
Geiß.
Ginggäßcher, — machen.
gitschen.
glännern.
glitschern.
gohjen.
Grumperenrabuli.
gülden Zöppercher, — machen.
Hase, — schießen.
hüpfen, — Wasser, Stein h.
hupfen, — Stein h. lassen.
Jungfrau, — werfen.
Kalb, — Kuh und K. machen.
Kaletschellcher, — schmeißen.
Käsefladen, — machen.
kieseln.
kitschen.
kitschkultern.
Klätschelcher, — werfen.
klatschen.
Klinke, — schlagen, werfen.
Klintsch, — werfen.
Klitsch, — werfen.
klitschen, Butter —.
klitschern.
klutschen.
Köppchen. — spülen.
Kranz, —che werfen.
Kreis, — werfen.
Kreisel, — auf dem Wasser schlagen.
Kuchenpfännchen.
Kuh (Kuh u. Kälbcher machen).
läpschen.
litschern.
Maus, —cher werfen, machen.
Milchbrötchen, — machen.
Moselschiffchen, — machen.
Muschel, — werfen.
muscheln.
Mütschen, — werfen.
Nonnenbrötchen, — machen.
Ochs, — machen.
Pfanne, — schieben.
Pfannenpittchen, — machen.
Pielentchen, — schmeißen.
pispern.
Pitschmännchen, — machen.
Plättchen, — werfen.
platschen, plätschen.
plätschern.
plumpsen.
Pulentchen, — schmeißen.
Putschenellchen, — werfen.
Rad, —che werfen, das Rad scheiben.
Raute, —en schießen.
Reitpferdchen, — schmeißen.
Ringel, —e (—cher) werfen, machen
sängeln.
Schäfchen, — scheren, werfen.
schänseln.
Schäufelchen, — werfen.
schäufeln (schüffeln).
scheiben (Wasser sch., Tellerchen sch.).
Scheibenbrötchen. — werfen.
Schellchen, — werfen.
Scherbe, —chen werfen.
scheren, scherzen.
schibbeln.
Schibbeleröllchen, — werfen.
Schibbeleschöllchen, — werfen.
schiefern (schiwwern).
Schiff, —chen werfen, machen.

schiffeln.
schiffen.
schiffern.
Schiffeschaum, — werfen.
Schiffescheppchen, — werfen.
Schiffeschöllchen, — werfen.
schillern.
schilvern.
schinzeln.
schippen (schüppen).
schirbeln.
schirzen.
schittern.
Schlagblättchen, — schlagen.
schlämpern.
schländern.
schlaudern, schläudern, schluddern.
Schlibber, — schmeißen.
schlibbern.
schlimpern.
schlindern.
schlingern.
schlinkern.
schlirzen.
schlitschern.
schlitzern.
(schliwwern).
Schloß, —cher bauen, werfen.
schlunchen.
Schnellcher, — feuern.
schnellern.
Schüttchen, — werfen.
schütten.
Schüttelchen (Schüsselchen), — werfen, schmeißen, spülen, waschen.
Schwämmchen, — werfen.
Segel, — werfen.
segeln.
simmen, simmsen.
sinzen.
Spauzemännchen, — machen.
Speck, — schneiden.
Springstein, — werfen.
spülen (Schüttelchen).
stinseln.
Stopfen, — werfen.
Strinzelcher, — machen.
Suppe, — schlagen.
Teller, —n werfen, schieben.
Tätsch, —chen werfen.
tätschen.
Titsch, — werfen.
titschen.
Titschtatsch, — werfen.
trätschen.
traubätschen.
Treppcher, — werfen.
trillern.
trindeln.
Tudätsch, — werfen.
Uhr, — schlagen, werfen.
Wasserhinkel, — machen.
Wassermänncher, — machen.
Wassermäuschen, — machen.
Wassersuppe, —ches machen.
Wasserstritzcher, — machen.
Welle, — machen.
Wippe, — werfen.
wippeln.
Wippsterzcher, — werfen
zilzen.
zitschen.

Der Zaunkönig.

Von Hofrat **Dr. M. Höfler,** Bad Tölz.

Eines der volksmedizinisch interessantesten Tiere ist der Zaunkönig, wenngleich er heute nur eine sehr untergeordnete Rolle auf deutschem Boden spielt.

Wir müssen zuerst seine volkstümlichen Namen anführen, weil diese sein vom Volke genau beobachtetes Wesen illustrieren.

Schnupfkönig (Tirol) = Schlupfkönig; Zaunschlupferl (Oberbayern); Zunschlüpferli (Elsaß) wegen seiner hurtigen Bewegungen, mit denen er durch das dichteste Gehege sich fortbewegt, während er fliegend bald ermattet und so, wenn er gejagt wird, sehr leicht mit den Händen gefangen werden kann. Turmkönig, weil er auch in kleine Mauerlöcher sein Nest legt. Schnee- oder Winterkönig, weil er auch im Winter singt, eine ganz besondere Merkwürdigkeit dieses Vogels. Heckensperling oder Nesselkönig, weil er sich an Hecken und solchen Schuttstellen, die mit Nesseln bewachsen sind, mit Vorliebe aufhält, also die Nähe menschlicher Wohnstätten vorzieht, wie ein Seelengeist. 1554 hieß er um Straßburg i. E.: „Vogelkönig, den man meusskönig nent, die jm schmälich zunschlüpffer sagen, er würdt's jhn nit lang vertragen“ (Elsässer Wörterbuch II 470); der Vogelkönig oder Meisenkönig verträgt es nicht, wenn man ihn bloß als Zaunschlüpfer benennt, da er dies als Schmach empfindet; er ist sich so sehr bewußt seiner königlichen Würde. Vincentius Bellovacensis (Vincent von Beauvais), der gelehrte Dominikanermönch († 1264), berichtet aus einem noch älteren lateinischen Buch der Natur in seinem Speculum quadruplex XVII 136: „Fertur autem quod ejus (reguli) corpus veru infixum seipsum in veru girat etiam post fata quasi regiae non immemor nobilitatis“; so sehr ist er also nach dieser Quelle seines königlichen Adels sich bewußt, daß er auch nach seinem grausamen Tode (Aufspießung) sich selbst noch im Kreise dreht; der dortige Volksglaube dichtete ihm also Königswürde an. „Das Nest der Zaunkönige“, das 9 bis 11 Junge oft enthalten soll, hat Gustav Freitag in seinem bekannten Romane „Die Ahnen“ zum Vergleichsobjekte für seine Königs-Abkömmlinge gewählt; sein lateinischer Name Regulus (= Königlein) bekundet schon das Alter dieser Volkslegende. Die lateinische Tierfabel erzählt nämlich, daß einmal die Vögel sich zusammensprachen, sie wollten sich einen König auswählen und denjenigen als solchen anerkennen, welcher im Höhenfluge alle übrigen Vögel übertreffe. Der Zaunkönig als kleinster Vogel versteckte sich nun unter den Flügeln des Adlers, und als dieser dann alle übrigen Vögel

im Auffluge überstieg, da sprang der Zaunkönig aus seinem Verstecke heraus, setzte sich auf den Kopf des Adlers und beteuerte, daß nur er der wahrhafte Sieger im Hochfluge sei; eine niedliche Fabel, die wohl gemacht wurde, um den Namen des Vogels (regulus) zu erklären.

Wegen seiner lustigen und possierlichen Bewegungen heißt er englisch: wren, angelsächsisch: wraene, das zu ahd. reino (= lebhaft sich bewegendes männliches Tier) sich stellt; in der Bretagne: laouenan (keltisch: lavenos = munter).

Die Nordgermanen benennen ihn norwegisch: haga-smutta; schwedisch: gard-smyg; dänisch: gjœrde-smutte, weil er als Zaunschlüpfer im dichtesten Gehege und in lebenden Zäunen sich überall durchzuschmiegen versteht; schwedisch auch: tumme-liten = Däumling.

Wegen seines Lockrufes: ziek! ziek! heißt er auch im Braunschweigischen „Meister Ziech!“ (Zeitschr. d. V. f. Volksk. 1903 S. 93). Seiner Freiheit beraubt und im Käfig gehalten, geht er schon nach wenigen Tagen ein. — Im Althochdeutschen hieß er: gunigel (Steinmeyer ahd. G. III 459), im Mittelhochdeutschen: chuniclin = Königlein = regulus, eine gewiß sehr alte, schon bei den Spät-Römern gegebene Bezeichnung, die Analoga im Litauischen (karalelis, Demin. von karálus, König), Holländischen (tuinkoning, winterkoningje), Italienischen (re di siepi), Portugiesischen (ave-rei) und Schwedischen (kungsfågel) usw. hat. In einem spätrömischen Carmen de philomela (mittellat.) wird er als regulus angegeben (nach Scheller's Lexikon).

Dieser „regulus“ ist wohl nur Übersetzung des griech. basilissa, das im griechisch-jüdisch-ägyptischen Zauber-Papyrus des 4. Jahrhunderts vorkommt (siehe meine Organotherap. 134) = femina reguli aviculae; nach Diefenbach, Gloss. I, 490: 1577 wird diese basilissa sogar zum basiliscus. Paul von Regina, der Alexandrinische Arzt des 7. Jahrhunderts (VII) kennt den Regulus als den kleinsten Vogel (VII p. 67); durch die schriftkundigen Mönche dringt erst die Bezeichnung „Königlein“, „König“ ins deutsche Volk.

Sonst wurde er als „parra“ (= ? ? parva scl. avis) im Lateinischen benannt; so bei Horaz (Oden III, 27, 1):

„Inpios parrae recinentis omen Dicat . . .“ also als prophetischer Vogel; in Tirol hat derjenige, der beim Morgenausgang einem Zaunkönig begegnet, den ganzen Tag Glück (Alpenburg 387); im Braunschweigischen kündigt der Vogel Regenwetter an, ebenso in Tirol (Zeitschr. d. V. f. Volksk. 1903 S. 93, 1891 S. 68).

Auch Plinius (XVIII, 29) führt diesen Vogel „parra“ an, der sich beim Aufgange des Hundsgestirnes (Sirius) am Tage nicht sehen läßt; die Hundstage deuten hier wieder auf griechisch-ägyptische Quelle. Wegen der Identität des Vogels „parra“ mit unserm Zaunkönig verweisen wir auf Vincent Bellovac. (lib. XVII, 136): „De regulo. Ex libro de natura rerum: Regulus qui et parra quasi anis parua dicitur, multa est in prole et garritu“. Körting, 722, verweist auf eine Glosse parrula = Meise (conf. ags. colmase = parra, Diefenbach Gloss. I, 411, 413). Auf die Meise ist die Bezeichnung (parra) jedenfalls leicht übertragen worden; ist ja der Zaunschlüpfer selbst der Meisenkönig (s. o.); doch ist damit der (lateinische?) Name parra nicht erklärt. Dasypodius (1587) kennt den Para-Vogel als „ein vnglůck vogel“ vermutlich auch nur aus antiken Quellen; Diefenbach Glossar. I, II führt auch als latein. Lemmata für den Zaunkönig eine Reihe jedenfalls mißverstandener Bezeichnungen auf: paristulus, parisculus, pirasculus, parix*) usw., salemon, miapo, pitricus, pristus, britiscus, vitriscus; aus fast allen diesen z. T. verschriebenen und z. T. verwechselten Namen kann man kaum ein richtiges Ergebnis ableiten, nur die ersteren Formen dürften Verkleinerungen des antiken parro(-isculus) sein.

Weit wichtiger als diese mittellateinischen Bezeichnungen ist das französische sucet, weil dieser Name für den Zaunkönig beweist, daß dort der Volksglaube vorlag, dieser Vogel

*) In den ahd. Glossen ist parix (= parisculus) stets nur die Meise (Steinmeyer, ahd. Gl.); auch parux und petrix sind latein. Lemmata in denselben. Der Vogel Parix in der Physic. Hildegard (VI, 72) und Albertus Magnus De animal. (XXIII, 1) ist = schwarze Kohlmeise (vgl. auch Diefenbach Gloss. I, 413: „a wren“); sie wurde entfiedert auf die Magengegend gebunden, um den Kolikschmerz aufzusaugen, wie das schwarze Huhn auf die Pestbeulen.

sauge den Kindern, Kühen oder Ziegen die Milch aus (= Ziegenmelker: vgl. auch spanisch chucha = Nachteule, weil sie nach dem spanischen Volksglauben an den Kindern saugt; Körting 931), auch in der Oberpfalz besteht (nach gefälliger Mitteilung von Herrn Geistl. Rat Pater Anton Hammerschmied) der Glaube, daß der Zaunkönig den Kühen die Milch aussauge d. h. das krankhafte, plötzliche Versiegen der Milch und die Anschwellung der Milchdrüsen verursache, wie die Nachtschwalbe = Caprimulgus; hier übernimmt also der Zaunkönig die Rolle eines elbischen Milchdämons: es liegt aber wohl Verwechslung des Zaunkönigs mit der Nachtschwalbe vor.

Wir wollen nun zu der volksmedizinischen Verwendung des Zaunkönigs übergehen.

„In Oberwölz (Steiermark) wird gegen Schwindel und Kopfweh das warme Gehirn eines frisch getöteten Zaunkönigs (Eichhörnchens oder einer Katze) nüchtern des Morgens genossen" (Fossel, Volksmedizin 88): diese Verordnung erinnert an die Omophagie*) (das rohe Verzehren des lebenden Tieres), auf die wir unten noch einmal zurückkommen werden. Zaunkönig und Eichhörnchen spielen im Volksbrauche die Rolle eines sogenannten Korngeistes, wie wir noch sehen werden; und die dabei erwähnte Katze ist Stellvertretung des Eich-„Kätzchens" (über das Eichkatzl s. Propylaeen, Wochenschrift 1909, S. 152). Diese Zaunkönig-Verwendung in der steiermärkischen Volksmedizin unterscheidet sich nun wesentlich von der nachfolgenden.

„Brenn' den Zaunkoenig zu Pulver und nimm eine Messerspitze voll mit Ehrenpreiswasser ein . . . . . es hilft wider den Stein" (Heyl, Tiroler Volkssagen, 787). Das erwähnte Ehrenpreiswasser ist nur ein gleiches steintreibendes Vehikel. Genauer ist dieses „Remedium vor den Stein" in einer aus dem badischen Ettenheim stammenden Verordnung (aus der Zeit 1730—1790) angegeben.

„Nimm ein lebend Zunschlüpferli, verbrenns lebend in

*) Meine frühere Annahme (Organotherapie 134), daß es sich hierbei um die Verkümmerungsform eines Vogelopfers handle, war nicht ganz richtig; bei der griechisch-jüdisch-ägyptischen Zauberformel (s. o.) mag diese Erklärung wohl zutreffend sein.

einem neuen*) Hafen zu $\frac{\ddagger}{\circ}$, nimm solch $\frac{\pm}{\circ}$ in einem Trunk Wein und schwitz' drauf; es soll den Stein vertreiben ohne alle Schmerzen" (Am Urquell, I, 168): hier ist dem älteren Mittel bereits ein chemisches, aber sehr fadenscheiniges Mäntelchen angehängt.

Schroeder, in seiner „Wohl Beständte Med: Chymische Apotheck" (1685) S. 1350, schreibt: „Dieses Zaunköniglein soll den Stein vorzüglich zermalmen und austreiben, man mag ihn hernacher gerupffet und roh! in Salz eingemachet gebrauchen, oder dessen Aschen sich bedienen"; hier ist also die Omophagie noch angedeutet; ferner (l. eod.): „Andere brennen diesen Vogel (lebendig?) zur Aschen und gebens Drachmaweiß etc. Andere würgen (wie im jüdischen Ritual) diesen Vogel sonder Blutvergießen, rupfen und nehmen ihn aus, füllen ihn voller Petersilgen, Saltz und gepulverter Wachholderbeer . . . . . (in Wein gekocht) . . . und gebens kalt denen Steinleidenden des Morgens nüchtern zu essen, wiederholet solches auch im Frůling und Herbst."

Das jüdisch-griechische Ritual im privaten Zauberopfer schimmert hier noch z. T. durch die „chymische" notdürftige Hülle hindurch, zum andern Teil aber mischt sich eine Spur omophagischen Ritus hinein, der wahrscheinlich aus einheimischem Brauche stammt. Daß die Zaunkönig-Verwendungen verhältnismäßig spät erst bei uns auftreten, dürfte eine Folge des erst späten Imports der Verordnungen aus dem Süden und des Mangels einer klassischen antiken Verordnung des Zaunkönigs sein; schon die Verwendung gegen Steinleiden legt den Import nahe.

Außerdem ist die Verwendung des Zaunkönigs nachgeahmt jener des ebenso kleinen Sperlings, so z. B. bei Paulus Aegin. VII, p. 67: „Troglodytes passer est omnium avium excepto regulo, minimus, in sepibus postissimum degens, qui et tostus et crudus salsus manducatus renum calculos conterit; cremati ipsius cinis e postus idem praestat." Wer diese Verordnung des ägyptischen Arztes vergleicht mit Schroeders Verordnung (1685), der muß die gemeinsame

*) Der neue Hafen vertritt im Zauberritus den Opferaltar aus Ziegelsteinen (s. Organotherapie 15).

Quelle beider im griechisch-ägyptischen Lande annehmen. Von diesem Alexandriner (des 7. Jahrhunderts) gelangte die Sperlings-Verordnung (lebendig verbrennen und Verwendung der Asche als Mittel gegen Blasenleiden) zn dem Alexandriner Nicolaus Mirepsus (13. Jahrh.). Diese ganze Sperlings-Verwendung aber macht den Eindruck, als ob der kleine Vogel die verkümmerte Form eines größeren vollen Opfertieres bei den ägyptischen Griechen darstellen sollte. Die Tendenz zur Verkümmerung der ursprünglichen Vorschriften geht durch die ganze Volksmedizin.

Das Ersticken und Rupfen des Tieres ist dabei aus dem jüdischen Ritus entnommen. Die Verwendung per signaturam rerum läßt sich hier nicht nachweisen*); dagegen sind ähnliche Verordnungen gegen Steinleiden bei anderen Tieren zu finden, z. B. das Verbrennen junger Märzhasen, junger Füchse, von Taubenfedern usw. Dieser Akt des volksmedizinischen Ritus leitet sich vom Opferkult ab; und aus dem des antiken magischen Heilritus, der auch bei den Griechen und Römern auf weit entlegene Zeiten zurückreicht, in welchen die auch bei anderen primitiven Völkern üblichen Kultformen einander sehr ähnlich gewesen sein müssen. Unter diese älteren Formen des Heilritus gehört die Omophagie und die Communio mit der Gottheit durch den Anteil an dem Genuß dieser geopferten Tiere (Tierteil, Tierseelensitz, Herz, Leber, Hirn usw.) oder sonstiger Opferspeise (Seelenspeise, Brei, Brot, Kuchen) oder auch nur der Asche, Kohle des Kultopfers. Die Wahl der Tierart ist je nach Volk, Zeit und Ort verschieden; aber nicht bloß das Tier als Gottheitsopfer wird getötet und verzehrt, sondern der im Tier verkörperte Gott selbst (als Tier, als Teiggebilde, Brot usw.) wird getötet, bezw. verzehrt; namentlich aber ist es der sog. Korngeist (Vegetationsgeist), der als Tier in den verschiedensten Gestalten (Pferd, Schwein, Fuchs, Bock, Reh, Eichhörnchen, Vogel, Fisch usw.) lebend getötet, zerrissen und roh gegessen und als Teil an die Opfergenossen verteilt wird als glück- und segenspendendes Unterpfand der magischen

*) Vergl. Mizald, Centurio VII, c 4. S. 139.

Heilung. In meiner Organotherapie habe ich dieses Verhältnis bereits besprochen.

Das als Korngeist geopferte Tier wird oft vor dem Tode gejagt und erlegt, feierlich herumgetragen, meist roh gegessen (Omophagie) und zwar in Communio mit den Sippen- oder Kultgenossen. — In der Volksmedizin sind diese Akte natürlich nicht mehr zugleich erhalten geblieben; aber schon der bloße Genuß von rohem Fleisch aus dem Körper lebender Tiere ist ein sicheres Rudiment, das auf frühere Omophagie zurückschließen läßt, ebenso das Verbrennen des ganzen lebenden Tieres und der Genuß der Asche zu Heilzwecken, das Kochen des ganzen lebenden Tieres in Öl, das Herausreißen der Zähne, der Zunge, der Augen, des Herzens usw. aus dem lebenden Tiere, das Abschneiden der Füße, Pfoten, Klauen vom lebenden Tiere, das Rupfen der Federn des lebenden Tieres und die Verteilung der Federn als Glückspender (getragen als Hutschmuck oder Amulett), Verwendung des noch warmen rohen Gehirns als heilsame Nahrung, das Abbeißen des lebenden Tierkopfes, das Verzehren des warmen Tiersamens oder Hodens. Die Einverleibung des Gott-Tieres geschah nicht bloß durch das rohe Essen desselben, sondern auch durch die Umhüllung mit der noch warmen Tierhaut; durch das Tragen der warmen Organteile auf der bloßen Haut; durch das Bestreuen mit der Asche des verbrannten Organs. Von den hierzu gewählten Tierarten sind die häufigsten jene, welche Totemtiere oder Vegetations(Korn)geister sind, hauptsächlich also die gezähmten Haustiere, die Fleischnahrung liefernden Vögel, Jagdtiere und Fische, die Feinde dieser Nutztiere (Bären, Wölfe, Füchse), und die insbesondere gefürchteten kriechenden und unheimlichen elbischen und sog. chthonischen Tierwesen (Maus, Maulwurf, Schlange, Frosch, Kröte, Wiesel usw.), die mehr schon ins magische Gebiet gerechnet werden müssen. Zu diesem gehören auch die schwarzen Tiere (Rabe, Henne usw.), hier ist aber wieder vielfach importierte antike Magie im Spiele. Der Zweck der Omophagie war in erster Linie Vereinigung mit der Gottheit, Gewinnung übernatürlicher Kräfte, Gegenkraft gegen Gift- und Dämonen-Einflüsse (Allopathie), Gesundheit, Fruchtbarkeit, langes Leben,

Beseitigung von bestehenden Krankheiten, namentlich der arg plagenden chronischen (Epilepsie, Harnbeschwerden, Impotenz, Unfruchtbarkeit, Gliederschmerz usw.). Der so nahe liegende homoeopathische Gebrauch (gleiche gesunde Tierorgane für gleiche kranke menschliche Organe, z. B. Leber für Leber-, Herz für Herz-, Lunge für Lungen-Krankheiten usw.) ist nur selten gegeben und nur auf Grund ganz einfacher Vorstellungen, z. B. Fruchtbarkeit durch Hoden- und Genitaliengenuß, Taubenleber gegen Leberentzündung, Anhängen lebend herausgezogener Zähne gegen Zahnkrankheiten. — Fast ausschließlich oder meist ist der roh verzehrte oder roh einverleibte (angehängte) Tierteil eine apotropaeische Panakee gegen alle und jede Krankheit, wobei erst unter dem Einflusse gelehrter Kreise später manchmal eine besondere Auswahl getroffen worden zu sein scheint, z. B. der Genuß des Herzens kaltblütiger Hechte gegen die Hitze beim heißblütigen Fieber (das Vorbild der volksmedizinischen Allopathie).

Niemals wird die Lunge omophagisch genossen, weil sie als seelenlos (blutlos) galt, die Seelensitze (Leber z. B.) konnten deshalb u. a. auch einmal gegen Leberkrankheiten verwendet werden, was mehr auf natürlichen Zufall als auf homoeopathische Correlation zurückzuführen wäre. Wir müssen hier auf unsere „Volksmedizinische Organotherapie“ verweisen, weil diese auch die primitive Omophagie bei den klassischen antiken und nichtgermanischen Völkern als Parallelen und Analoga berücksichtigt.

Wir haben diesen Exkurs über volksmedizinische Omophagie absichtlich vorausgeschickt, weil wir glauben, dadurch auch einige irische (keltische) Volksgebräuche, die auf den Zaunkönig Bezug haben, erklären zu können.

So ist bei den amerikanischen Iren der Brauch vorhanden, gegen die Skrofulose das Blut von 9 oder 12 jungen Zaunkönigen zu verwenden. Dieses Blut heißt dort „Königsblut“, weil der Zaunkönig in Irland (wie in Deutschland) der König der Vögel ist (J. Mooney in Americ. Philosoph. Society 1887, S. 157) (Zusammenhang mit dem sog. Königs-Übel ist nicht gegeben). Die Zaunkönig-Brut bezw. deren Blut hat übernatürliche Kräfte nach dem irischen Volksglauben, der

besonders auf der Insel Man lebendig geblieben ist. Mac Culloch in seinem vorzüglichen Werke „The religion of the ancient Celts", S. 221, teilt darüber mit: Der Brauch, den Zaunkönig zu jagen, den man im ganzen keltischen Gebiete findet, steht im Zusammenhang mit dem Tierkult und ist wahrscheinlich in seinem Ursprunge totemistisch. Als König der Vögel ward der Zaunkönig gejagt und getötet am Christmeß- oder St. Stephanstag (Weihnachten war früher ein Neujahr). Der Vogel wurde in Prozession von Tür zu Tür unter begleitendem Gesange getragen und dann feierlich begraben, ebenfalls unter feierlichem Grabgesange: manchmal wurde auch eine Feder des Vogels in jedem Hause hinterlassen (Communio) und diese als wertvoller Schatz aufbewahrt; auch haben sich Spuren erhalten dafür, daß man den ganzen Vogel kochte und aß. In Irland ist diese Jagd gefolgt von einem gemeinsamen Festmahle, wozu man die Speisen von Haus zu Haus beisteuerte (Sippenmahl); ein ähnlicher Brauch ist auch in Frankreich, nur wird hier der Junge, der den Vogel tötet, der König genannt. In den meisten Distrikten wird es als Unglück bringend und gefährlich betrachtet, den Zaunkönig zu töten; aber einmal im Jahre wurde er zeremoniell gejagt, und dann brachte das getötete Tier (als Vegetationsgeist) Glück, ward feierlich gegessen oder begraben, also wirklich verehrt, und das gibt uns die Idee, daß schon die alten Kelten den Zaunkönig als ein Gott-Tier oder vielleicht als ein Totem betrachteten, das man rituell zu töten genötigt war und dann von Haus zu Haus zur theophagischen Communio zu tragen, um durch den Genuß des Totems oder des Vegetationsgeistes einen göttlichen Einfluß sich zu verschaffen, wenn man es sakramentaliter verzehrte oder begrub. So MacCulloch (s. o.).

Auch in Carcassone (Südfrankreich) wurde der Zaunkönig als ein Vegetationsgeist gejagt, herumgetragen und als König der Vögel besungen (Sloët, De Tieren in het germaansche Volksgeloof, 1887, S. 215). Wenn die Angabe richtig ist, daß den Kelten der Zaunkönig das Feuer brachte (Centralblatt f. Anthropologie XIII, 1908, S. 140), dann ist der ganze Volksbrauch eine Vegetationsfeier, was um so

wahrscheinlicher ist, als beim Zaunkönig keine sonstigen Totem-Indices (Geschlechternamen, Clanbildungen, Sippenwohltäter, Heilkräuterkunde usw.) vorliegen, die allerdings neben anderen sicheren Totem-Anzeichen auch manchmal fehlen können; außerdem ist hier der Name „König" eine Übersetzung des lateinischen regulus, und dieses wieder eine solche des griechischen basilissa, also auf einer aus dem Süden importierten Volksvorstellung beruhend.

Der Vegetationsgeist, dessen jährliche Tötung auch jedes Jahr neues Leben und Wachstum der Cerealien und Animalien zur Folge hat, nimmt bei den verschiedenen Völkern verschiedene Tiergestalt an: Oktober-Roß bei den Römern, Eichkätzchen bei den Kölnern, die Krähe bei den Rheinländern, Kornbock, Schwein (Glückschwein) bei den Germanen überhaupt, der Walfisch bei den Aleuten usw. Im Laufe der Zeit trat eine Verkümmerung der Vegetationstiere ein, an Stelle des Bären trat das Eichhörnchen, an Stelle eines größeren Vogels der winzige Sperling oder der Zaunkönig oder die Schwalbe, an Stelle des ganzen (Glücks-) Schweines der Schweinskopf, an Stelle des ganzen Bockes das Bockshorn usw. usw.; auch Rauch und Asche dieses ehemals verbrannten, als Panakee geltenden Tieropfers wurden zu apotropaeischen und heilsamen Mitteln. Die Quelle der organotherapeutischen volksmedizinischen Mittel liegt also in der Verwendung der als Totem, Vegetationsgeist oder Seelenopfer heiligen Tiere und ihrer Organe (Seelensitze z. B. Hirn, Leber, äußere Hülle usw.). An dem Beispiele des Zaunkönigs sollte hiermit nur gezeigt werden, welche Faktoren des Volksbrauches bezw. Volksgedankens denselben zum Heilmittelspender in der Volksmedizin machten.

In der Volksmedizin darf man nicht etwa nach wirklichen oder „vermeintlichen" Mitteln fragen oder fahnden, sondern dieselben nur als Quelle zur Geschichte der Medizin ansehen; die Volksmedizin verhält sich zur modern-wissenschaftlichen Medizin wie das Märchen oder die Sage zur historischen Tatsache; wer den feinen Schleier, den das Märchen über die nackte Wahrheit gelegt hat, nicht zu lüften weiß, der versteht überhaupt den Reiz des Märchens oder der Sage

nicht; ein solcher sollte aber auch nicht über die Volksmedizin, als wäre diese „Aberglaube“ und ein Brandmal der wissenschaftlichen Medizin, sein Referat abgeben.

Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen.

Von **Th. Imme**, Essen.

(Fortsetzung und Schluß.)

A. Naturnamen.

III. Berg- und Talnamen.*)

b. Talnamen.

Neben den Bergnamen fehlen auch die Talnamen nicht, worunter ich hier im weiteren Sinn alle Namen für irgend welche Erdsenkungen oder vertiefte Stellen der Erdoberfläche verstehe, wenn sie auch naturgemäß nicht ganz so zahlreich sind wie jene. Da haben wir zunächst Tal selbst, ndd. Dal, so im Ortsnamen Dalawik (11. Jahrh.), heute Delwig, in Dal bei Kettwig, im wilden Dal (hochd. Wildental) in Huttrop, Rensdahl und Kattendal in Bedingrade, Löwendahl (in Bredeney, auch in der Werdener Mutterrolle von 1810), sowie das finstere Tal, dessen Bach die Grenze zwischen Heide und Heisingen bildet (nur auf Flurkarten, im Volksmunde nicht bekannt). Naturgemäß hat auch das Ruhrtal solche Namen hervorgerufen, wie in unserer Nachbarschaft Dahlhausen a. d. Ruhr — ein anderes Dahlhausen liegt bekanntlich an der Wupper — und den Schulte Dahlerhof an der Mündung des Wolfbachtals in das Ruhrtal, dicht an der Werden-Kettwiger Chaussee, die selbst beim Volk als Dahler Straße bekannt ist. Richtig aber bemerkt Jellinghaus (Wf. ON. [2] S. 11), daß alte, mit dal zusammengesetzte Ortsnamen selten seien, ebenso wie noch heute das Wort dal in der Bedeutung Tal im Volksmunde wenig gebräuchlich sei. Ein größeres Flurtal, wie das Ruhrtal, wird allerdings doch wohl immer mit Dal bezeichnet. Sonst braucht man das Wort im Niederdeutschen, und so auch bei uns, viel lieber

in der Bedeutung „herunter, nieder“, in Verbindungen wie dal slân, sik dal setten u. a. Viel gebräuchlicher für eine Talsenkung ist Delle oder Dell, nicht zu verwechseln mit Dülle, Düll, das in unserer Volkssprache „Beule“ bedeutet. Da finden wir unter den Flurnamen die Delle in Bergerhausen, die Dell in Leithe und Schoenebeck, in der Dell in Schnir, in der Dellen in Altenessen, op der Dellen, in den Dellen und Dellwiese in Schonnebeck, auf der Tell in Kray, die Dellwische in Delwig, in der lutken Dellen in Altenessen, Dell und Scheutendellchen in Rüttenscheid, die Dodelle in Werden, am Schützdell in Bredeney (zwischen Wolfsbachtal und Kanonenberg; in der Werdener Mutterrolle v. J. 1910 Am Schützdellergarten), Hasendell in Kettwig, Dickdell und Hafkesdell in Kettwiger Umstand. Von der Bärendelle in Altendorf (Essen) und Frohnhausen muß später bei den Tiernamen noch besonders die Rede sein. In Rüttenscheid stand noch vor kurzem in einer Talsenkung unweit der Bredeneyer Grenze der Dellmannshof. Einen solchen gibt es auch in Holthausen (Überruhr), früher op der Dellen oder ter Dellen genannt. Ebenso gab es in Holsterhausen (Essen) eine Dellenhove oder Hof in der Delle, sonst auch Steinfort genannt (vgl. Ztschr. 7, 12). Erwähnen möchte ich noch, daß die Kettwiger einen bestimmten Teil der Ruhr, der sich im Winter gut zum Eislauf eignete, wenn die Zeit dafür gekommen war, die Pickedell nannten (Mitteilung des Herrn Fr. Flothmann). Das Bestimmungswort hängt ohne Zweifel mit picken (Grundbedeutung: stechen) zusammen. Man braucht ja bei dem Handschlitten, für den wir in unserer Gegend auch die Bezeichnung Pickschlie kennen (schlien = auf dem Eise dahingleiten), bekanntlich auch die sogenannten Eispickel. Der Straßenname Dellbrügge in Essen scheint nicht, wie ich zuerst annahm, auf die betreffende Örtlichkeit, sondern auf einen früheren Bewohner jener Straße zurückzugehen. Trotzdem ist der Name an sich wohl einer kurzen Besprechung wert. Das Wort Brücke, ndd. Brügge, hatte von vornherein nicht den heutigen Sinn eines Bauwerks zum Übergang über ein Wasser oder eine Tiefe, sondern bedeutete ursprünglich

nur „Brett“, „Bretterfußboden“, wie einzelne Mundarten es noch erkennen lassen. So bezeichnet im Bayrischen Bruck auch die Bretterbank am Ofen. Und im Niederdeutschen verstand man unter brügge, wie im Altnordischen unter bryggja nur den Landungsplatz oder Hafendamm. Aller Wahrscheinlichkeit nach erhielt auch die altberühmte vlämische Handelsstadt Brügge ihren Namen davon, und unser Wort „Landungsbrücke“ bewahrt noch heute die Erinnerung daran. Ein solcher Landungsplatz wurde ursprünglich wohl mit Brettern und Bohlen belegt, um ihm eine gewisse Festigkeit zu geben. Später traten an Stelle des Holzes die Steine, und so bedeutet im älteren Niederdeutsch stênbrügge das Steinpflaster: bruggen war = eine Straße pflastern und ein brugger oder bruggemann ein Pflasterer. An sich war es also sehr gut denkbar, daß diese Straße, die zum Tal der Berne führte, um sie gangbar zu machen, einst, sei es mit Holzbohlen oder mit Steinen, gepflastert wurde und davon ihren Namen erhielt. Hatte doch die Berne, die jetzt durch ganz Essen nur noch unterirdisch fließt, damals für unsere Stadt eine ganz andere Bedeutung als heutzutage: sie war weit wasserreicher und trieb in ihrem doch nur sehr kurzen Lauf (von dem heute ganz in Essen aufgegangenem Bernewäldchen bis zur Emscher) 9 Wassermühlen.

Von der Bezeichnung Siepen für ein quellenreiches Engtal oder eine Bergschlucht mit irgend einem Bach oder Rinnsel war bereits die Rede (6. Jhg. S. 177 ff. und 7. Jhg. S. 10). Es gab einst in unserer Gegend eine außerordentlich große Menge solcher Siepen. Zu den bereits genannten füge ich hier noch folgende hinzu: den Stamersiepen vor dem Viehofer Tor in Essen, Langensiepen, Bocken-, Muggen-, Kuh-, Hundesiepen, Königssiepen, im finsteren Siepen in Heisingen, Kottsiepen (= kurzer Siepen), Lut-, Engels-, Bolksiepen in Hinsbeck (Kupferdreh), Wehrsiepen, Wittsiepen, Bramsiepen in Byfang bei Kupferdreh, Persiep und im kollen (kalten) Siepen in Kettwig, Düwelssiepen und Kraiensiepen in Werden, im wilden Siepen in Hamm bei Werden, Spillsiepen, Steinsiepen, Krähensiepen in Heidhausen bei Werden, Grotesiepen in Schnir (Mutterrolle 1810), Stocksiepen und Kalksiepen in

Bredeney, Steinsiepe in Horst (Ruhr), Heller- oder Helesiepen, Kockbeckensiepen, Altenbecks Siepen, Brauksiepen und Ölsiepen (von einer Ölmühle) in Altendorf (Ruhr), im Stapelsiepen in Dahlhausen (Ruhr). Außerdem begegneten mir noch im Kirchenregister von Borbeck (1444) die Namen: Schensypen, Melyßsypen und Mollessiepen (die beiden letzten Namen gehen vielleicht auf ein und denselben Siepen). Im kalten Siepen bei Kettwig, im N. O. der Stadt, heute zu den Anlagen des Stadtwaldes gehörend, soll sich der Schnee in der ganzen Gegend immer am längsten halten; auch bei Velbert kennt man einen solchen kalten Siepen. Für den Kraiensiepen in Werden sollen auch die Flurbezeichnungen am Grunewald und in der Apenfutt (Futt = After) gelten. Letzteres ist aber eigentlich der Name für einen alten Stollen, den man, wie einst so viele an der Ruhr, an dieser Stelle eintrieb; grade die Bergleute lieben besonders derartige, von einem derben Humor zeugende Namen. So kommen z. B. in unserer Gegend Flöznamen vor wie Fettlappen, Dreckbank, Schmierfuß, Knochenbank, Drügen Pitt u. a. Bemerkenswert erscheint es, daß, während wir hier bei uns so außerordentlich viele Zusammensetzungen mit „Siepen“ kennen, sich auf dem benachbarten Duisburger Gebiet nur eine einzige solche feststellen läßt, der Armensiepenberg im Duisburger Wald. Dies ist eine Bestätigung dessen, was P. Vogt im Programm des Kasseler Gymnasiums 1900 und an anderen Orten über die Orts- und Flurnamen mit siefen, seifen, siepen, siek, seich behauptet hat, das Verbreitungsgebiet dieser Namen sei durch Rhein, Ruhr, Lenne und Lahn begrenzt; sie gehörten wie die auf -auel und -scheid dem ripuarischen Sprachgebiet an.

Für eine Talkrümmung kommt in Frohnhausen mehrfach der Name Schlinke vor. Man kannte dort eine Felderbauer-, Perjüs-, Römers-, Hacken- und Brinkmannsschlinke. Sonst ist die Form Schlenke dafür bekannter, die uns im Kreis Düsseldorf und an der Wupper und ebenso auch auf Duisburger Gebiet begegnet. (Vergl. Leithaeuser a. a. O. S. 87 und Averdunk a. a. O. S. 75). Hier habe ich sie nur einmal, in Hinsbeck (Kupferdreh), gefunden.

Für eine als Wiese benutzte Niederung kennt man in Rotthausen das Wort Schlade, das sonst namentlich ein Engtal oder eine Bergschlucht bezeichnet, durch die Wasser fließt und Holz abgeführt wird (s. Leithaeuser a. a. O. S. 85 f.); es gibt oder gab dort eine Ochsenkamp-, Drogkamp-, Pothmanns- und Mühlenkampschlade. Verkürzt zeigt denselben Ausdruck der Flurname in der Schla in Altendorf (Ruhr). Vergl. Hei = Heide, Schee = Schede, Scheide, Bree = Bredde u. a.

Von ähnlicher Bedeutung ist Klinge oder Klinke, wenn es auch eigentlich (von dem Schallwort „klingen") einen rauschenden Gebirgsbach bezeichnet (vergl. Leithaeuser a. a. O. S. 54). Ich kenne hiervon bei uns nur ein Beispiel in dem Klinksiepen und dem offenbar davon abgeleiteten Hofnamen Klinkenberg, früher opper Klinke in Huttrop (der Hof liegt neben der betr. Schlucht).

Vereinzelt begegnet auch der schriftdeutsche, aber aus dem Niederdeutschen stammende Ausdruck Schlucht; so kannte man früher in Altendorf (Essen) einen Wilm in der Schlucht, und Joh. Schluchmann in Schönebeck bei Borbeck wird wohl seinen Namen auch daher haben. Für eine flache Vertiefung zwischen zwei Bergen gilt bekanntlich in der Erdkunde der Ausdruck Sattel. So erklärt sich ohne Zweifel auch ein in der Werdener Mutterrolle vom Jahre 1910 vorkommender Flurname: auf dem Sattel.

Für ein Loch oder eine Grube liebt das Niederdeutsche, wie man weiß, vor allem den Ausdruck Kuhle (auch Kaule) anzuwenden. So kennt man denn auch in unserer Gegend eine ganze Menge solcher Kuhlen. Ich kenne folgende: Steinkuhle in Essen (alter Steinbruch vor dem Kettwiger Tor, da, wo jetzt der alte Teil des Stadtgartens sich befindet), Steinkuyle in Frohnhausen, Stênkuhl in Holsterhausen und Rüttenscheid, vgl. auch den Familiennamen Steinkühler in Holsterhausen, Lehm- oder Leimkuhle in Delwig, Bottrop, Eiberg und Hamm bei Werden, Sandkuhle in Bergerhausen und Vogelheim, Grandkuhle in Huttrop (vgl. oben über „Grind, Grand"), Ziegelkuhle in Altenessen, Silberkuhle in Rüttenscheid, woher der Name Schulte-Silberkuhl; der

alte Silberkuhlhof war aber ein anderer als der heute als solcher bekannte Hof von Schulte-Silberkuhl, der ursprünglich nur Schulte im Hof hieß; jener lag mehr in der Tiefe und gehörte zu den fünf Höfen am Montagsloch (vgl. 6. Jhg. S. 176). Man muß hier einst versucht haben, auf Silber zu graben, daher der Name. Weiter nenne ich: eine Flachskuhle in Kray (man tat den Flachs, nachdem man ihn gereppt d. h. ihm mit einer Raufe die Knuppen abgerissen hatte, zum Verrotten für 14 Tage bis 3 Wochen in derartige, mit fließendem Wasser zusammenhängende Gruben, indem man, um ihn unter Wasser zu halten, noch schwere Steine oder einen Gewichtsklotz darauf legte), eine Voskuhl in Ikten bei Kettwig, eine Bärenkuhle in Altendorf (Essen) und in Steele, eine Lauskuhle und Scheukuhle (1500) in Altenessen, eine Tempelskuhle in Leithe (Tempel = Timpen d. h. spitz zulaufendes oder eingekeiltes Landstück) und eine Linberskaule in Holsterhausen, aus der ein phantasievoller Schreiber eine Liebestaube (an einer andern Stelle Liebeshaube) gemacht hat (vgl. 6. Jhg. S. 170). Die Fillkuhle in Werden ist = Schindergrube (fillen = schinden, das Fell abziehen). Eine solche Fillkuhle soll übrigens früher jede etwas größere Ortschaft besessen haben. Auch ohne Bestimmungswort findet sich der Name oft, so in der Kuhl in Altendorf (Essen), auf der Kuhlen in Kray, auf der Kaul (Stoppenberg), am Kühlken (Hattingen). Daher auch die Hof- und Kottennamen: Kuhlhof in Caternberg (dey hove opper Culen, Meyer, Gesch. d. Bgm. Stoppenberg S. 163) Kuhlmannshof und Kuhlkampskotten in Altenessen.

Wenig schöne Erinnerungen weckt die Stipkuhle in Essen vor dem Limbecker Tor (1691), wo man die Hexen „hineingestippt“ haben soll. Eine besondere Erwähnung verdient auch noch der Flurname an der Düwelskuhle, verhochdeutscht zu Teufelsgrube, in Kray, zum Oberhof Eickenscheidt gehörig. Dieser Ort, einst Dickicht und Sumpf zugleich, war seinem Namen entsprechend in der Tat so unheimlich und unzugänglich, daß man hier in der Franzosenzeit vor den eifrig danach fahndenden Russen eine ganze Menge Pferde mit Erfolg verstecken konnte.

Außer den von mir genannten hat es hier gewiß bei uns noch viele andere solcher Kuhlen gegeben; man erkennt aber schon aus den aufgeführten Beispielen, wie beliebt der Name beim Volke war. Ich erinnere auch noch an die zahlreichen mit dem Wort zusammenhängenden Familiennamen, die wir bei uns kennen, wie Kuhlmann, Kuhlhof, Kühler, Stein-, Voß-, Busch-, Leim-, Mergelkühler u. a.

Andere Namen für „Loch" sind noch hol und gatt. Hol ist nichts weiter als das substantivierte Adjektivum hohl. Ein Hof in Leithe ist unter dem Namen Mesenholgut bekannt, außer ihm gab es früher noch in der sogen. Niederleithe dat Cleyne Svarte Mezenhol (1332 Essener Kettenbuch). Ob hier an einen Aufenthaltsort vieler Meisen zu denken ist oder ob nur ein Vergleich mit einem Meisennest vorliegt, vermag ich nicht sicher zu entscheiden. In Essen kannte man früher ein Voshol auf dem Segeroth und ein Egelshol am Stoppenberger Weg; in Altenessen gab es einen Hohlmannshof, an dessen Stelle ehemals ein Kotten ton Hoele (1352) stand, 1420 wird ein Gut in den Hole in Heide erwähnt; ferner nenne ich noch Vokehol(?) in Schönebeck bei Borbeck, Vornhohl und Längs den Hohl in Vogelheim. Eine uns aus dem Schriftdeutschen bekannte Zusammensetzung mit dem Worte ist ja „Hohlweg". In Altenessen kommt ein Hohlenweg vor (= am hohlen Weg), und ohne Zweifel gehört auch der alte Steeler Familienname van Holeweggen hierher: schon 1343 wird dort auch ein Holeweghe erwähnt und ebenso in Essen 1368 ein Holwegengaerde vor dem Kettwiger Tor. Neben „hohl" kennt unsere Volkssprache auch die Form „hold"; man spricht oder sprach z. B. von einem holden Tand (hohlen Zahn). So findet sich auch in Ikten der Flurname am holden Weg. Erwähnt sei noch, daß den Namen Holl auch ein alter Rheinarm am Ausfluß der Emscher führt (Averdunk a. a. O. S. 45).

Den Stamm gatt finden wir in dem Flurnamen im Voßgatt in Frohnhausen (auch Voßlock) und Borbeck, den Voßgatswieschen in Essen bei der Hugenburg (heute Hohenburgstraße), Mausegatt in Bedingrade, Steingatt in Hinsbeck und aufm Gatfeld, einem Teil des Grend bei Steele in Horst (Ruhr).

Eine Vertiefung mit und ohne Wasser heißt auch Kump oder Komp. So gibt es ein Kümpke in Huttrop, Kümpel und Kümpelswiese in Borbeck und im Komp bei Kettwig. Sonst ist Kump in unserer Volkssprache = Schüssel.

Kolk bezeichnet eine mit Wasser gefüllte Vertiefung, besonders ein durch die Gewalt fließenden Wassers bei Überschwemmungen u. dgl. in die Erde gebohrtes tieferes Loch, in welchem Wasser zurückgeblieben ist. Auch mitten in einem Fluß kommen freilich solche Kolke vor, die dann leicht für Schwimmer gefährlich werden können, weil das Wasser sie an solchen Stellen wohl einmal in die Tiefe zieht. Es gab einen Kotten aufm Kolk in Rellinghausen (1684) und eine Kolkenhove in Stoppenberg (Meyer a. a. O. S. 369). Vgl. auch die Familiennamen Kolkmann und Joh. vom Kolke in Steele. Auch die vorher erwähnte Bauernkuhle in Steele — sie liegt inmitten der Steeler Rennbahn — ist genau genommen nichts anderes als ein solcher Kolk, den einst eine starke Ruhrüberschwemmung hier in das Erdreich grub.

Ganz vereinzelt in Schönebeck (Borbeck) findet sich der Ausdruck Dobbe; das Wort ist mnd. = Niederung, Vertiefung, Sumpf. Von Rahm, das bei uns z. B. in der teils zu Altenessen, teils zu Stoppenberg gehörenden Rahmheide vorkommt und ebenfalls Niederung bedeuten soll, war bereits früher die Rede (7. Jahrg. S. 30). Ein Ausdruck für niedriges Binnenwasser oder Niederung überhaupt, eigentlich wohl den Schiffsboden bezeichnend, ist auch mnd. bodden. Möglicherweise hängt der Ortsname Niederbonsfeld (bei Hattingen) damit zusammen, er wäre dann aus Niederboddensfeld entstanden. Wir finden auch bei Duisburg die Flurnamen Boddekamp, Bottenkamp und Bottenstreep, die man auf das gleiche Grundwort zurückführt (Averdunk a. a. O. S. 25). Zum Schluß seien auch noch ein paar andere sinnverwandte Flurbezeichnungen aus dem benachbarten Duisburger Gebiet aufgeführt: die Leegde — Niederung, von leeg — niedrig (vgl. Höchde, Dickde, Depde, Dellde u. a.) und Grond d. i. Grund Tiefe, auch im Grund, ein Acker in de Ruhrau bei Duisburg.

Volkslieder aus dem Bergischen.

Von **O. Schell.**

(Fortsetzung und Schluß.)

62. Ein Schäfermädchen weidete*).

(Aus Angermund.)

1. Ein Schäfermädchen weidete,
Zwei Lämmchen an der Hand,
Auf grüner Flur und fettem Klee,
Wo Gänseblümchen stand.
Da hörte sie im dunklen Hain
Den Vogel Kuckuck lustig schrein:
„Kuckuck, lalla, Kuckuck, lalla!“

2. Drauf setzte sie sich in das Gras
Und sprach gedankenvoll:
„Nun will ich einmal sehn zum Spaß,
Wie lang ich leben soll.“
Da zählte sie bis hundertvier,
Indes der Kuckuck immer schrie:
„Kuckuck, lalla, Kuckuck, lalla!“

63. Wanderlied.

(Aus Menzenberg am Siebengebirge, nach O. Schade, Handwerkslieder, S. 130 ff.; man beachte die Fußnoten dort.)

1. Ihr Brüder, denket wohl daran!
Jetzo kommt die Wanderzeit heran.
Ja Wanderzeit,
Die gibt uns Freud.
Auf die Reise wollen wir uns begeben!
Das ist unser schönstes Leben,
Große Wasser, Berg und Tal
Zu beschauen überall.

2. An dem schönen Donaufluß
Findet mancher seine Lust,
Zur Sommerzeit
Auf grüner Heid.

*) Nach Hoffmann v. Fallersleben (U. volkst. Lieder) ist der Verfasser unbekannt, soll aber aus neuerer Zeit stammen. Fink (No. 17) hat es Gleim zugeschrieben. Der Text ist überall verdorben. — Volksweise in: Erk, Volkslieder, 2. Bd., 1. Heft, Nr. 52, vergl. Kretschmer, Volksl. 2. Bd., S. 100. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, VI, S. 136.

Wo die Vöglein lieblich singen
Und die Hirschlein tapfer springen.
Dann kommt man vor eine Stadt,
Wo man gute Arbeit hat.

3. Mancher hat wohl auf der Reis'
Ausgestanden Angst und Schweiß,
In Not und Pein,
(Das muß so sein),
Hat sein Felleisen auf dem Rücken
Wohl getragen über tausend Brücken!
Dann kommt er nach Innsbruck nein,
Da trinkt er Tirolerwein.

4. Wann der Sonntag kommt herbei,
Daß wir Brüder beisammen sein,
Da geht dann
Das Reden an
Von fremden Ländern, die man gesehen,
Daß ein'm möcht das Herz zergehen.
Das ist unsere größte Freud'
Burschen, die das Reisen freut.

5. Mancher, der hinterm Ofen sitzt,
Zwischen den Kindern die Ohren spitzt,
Keine Stund von Haus
Ist kommen hinaus,
Den soll man als Gesell erkennen
Oder gar als Meister nennen,
Der nichts weiß als von der Stadt,
Wo er drin gelernet hat?

6. Morgens wenn der Tag angeht
Und die Sonn' am Himmel steht,
So herrlich rot
Wie Milch und Blut,
Auf, ihr Brüder, laßt uns reisen,
Und den Herrn in Ehren preisen
Hier in dieser Wanderzeit,
Fort bis in die Ewigkeit.

Aus Hamburg besitze ich eine handschriftl. Variante dieses Liedes.

64. Liebchens Klage.

Mein Liebster ist krank, und ich kann nicht hin,
Mir ist so trüb und traurig zu Sinn;
Ich wandele einsam durch Fluren und Hain',
Und möchte bei ihm, bei ihm doch sein.

2. Er weiß nicht, wie herzlich lieb ich ihn habe:
Ich wünsche, er läg' im dunklen Grabe.
Gern gäb ich mein Leben zur selbigen Stund,
Könnte ich ihm helfen und machen gesund.

3. Was willst du, o Sonne, dich kenne ich nicht;
Dort drüben am Weiher scheinet mein Glück;
Fliegt weiter, ihr Vögel, mein Sinnen ihr stört;
Was soll das Gezwitscher, wo er euch nicht hört.

4. Du munteres Bächlein, du murmelst zu laut,
Ich werde doch nie eine glückliche Braut;
Du kannst wohl erzählen von Minne so fein,
Doch nimmermehr kann ich die Seinige sein.

5. Ich schau in der Wellen Bett sehnend und bang,
Da fällt eine Träne mir von der Wang';
Ich möchte dich bitten, mein Bote zu sein,
Du munteres Bächlein, so hübsch und so rein.

6. Ach, trage die Träne zum Weiher am Haus.
Und kommt dann die sogenannte Schöpferin raus,
Das Wasser zu schöpfen für ihn zu dem Wein,
So tu in den Krug meine Träne hinein.

7. Ach, könnte die Träne ihn machen gesund,
Ich wär das seligste Weib in der Rund';
Ich weiß es zu gut, sie kann es doch nicht,
Und darum mein armes Herze nun bricht.

65. Was hassest und was zürnest du?

(Aus Elberfeld.)

1. Was hassest und was zürnest du
So grausam ohn Unterlaß?
O wildes Herz, geh du zur Ruh,
Begrabe deinen Haß.
Kommt, schaut die lieben Sterne;
Es ruft aus blauer Ferne:
O Menschenkinder, liebet euch,
Denn in der Liebe ist man reich.

2. Trägt einer um den andern Schmerz
Und denkt dabei nicht groß,
Doch muß der andere übers Jahr
Ins frische, kühle Moos.
Dann will man sich versöhnen,
Umsonst sind all die Tränen;
Der Wind geht übers Grab hinweg;
Er flüstert leis: Es ist zu spät!

3. Und wenn dereinst die Stunde schlägt,
Wo du vor Ihm wirst stehn,
Der Tag, der, o, gedenkenswert,
Wie wird es dir ergehen?
Vergabst du nie im Leben,
Wie kann Er dir vergeben?
Begrab den Haß, du wildes Herz,
Denn nur die Lieb' führt himmelwärts,
Denn nur die Lieb', denn nur die Lieb'
führt himmelwärts.

66. Holde Nacht, dich deckt ein dunkler Schleier.

(Aus einem handschriftlichen Liederbuche.)

1. Holde Nacht, dich deckt ein dunkler Schleier
Und mein Gesicht vielleicht zum letzten Mal.
Morgen lieg' ich v'leicht dahin gestrecket,
Ausgelöscht aus der Lebend'gen Zahl.

2. Morgen ziehen wir für unsre Brüder,
Fürs Vaterland, für uns zum Streit.
Aber ach, so mancher kommt nicht wieder,
Wo sich Freund am Freundesbusen freut'.

3. Mancher Säugling lieget in den Armen
Seiner Mutter, fühlt nicht ihren Schmerz;
Sie schreit himmelhoch, fleht um Erbarmen,
Und drückt ihn hoffnungslos ans Herz.

4. Freudig hüpft ein muntrer Knabe:
Ach, Mutter, kommt nicht unser Vater bald!
Kind, dein Vater schlummert schon im Grabe,
Sieht nicht mehr der Sonne hellen Strahl.

5. Dort liegt schon ein Held, mit Sand bedecket,
Weinend sitzt der Jüngling an dem Grabe.
Dort liegt schon ein Jüngling hingestrecket,
Der den Eltern Brot im Alter gab.

6. Mädchen, denke nicht an jene Bande,
Denke nicht an Freud' und Hochzeitstag,
Denn dein Lieber schlummert schon im Grabe,
Winde ihm nur einen Lorbeerkranz.

7. Traurig, traurig geht es; unsre Brüder
Hier und da als Krüppel wandeln sie;
Aber süße Pflicht ist's, daß ein jeder
Mutig seinem Feind entgegengeht.

8. Strecket mich des Feindes Kugel nieder,
Schwingt mein Geist sich freudig hoch empor,
Und wer weiß, wann wir uns sehen wieder.
Drum, Brüder, lebet ewig wohl.

67. Lebe wohl, es ruft die Stunde.

(Elberfeld. Aus einem handschriftl. Liederbuche.)

1. Lebe wohl! es ruft die Stunde
Mich zum Kampfe fort von hier.
Still' die Träne, drück' die Wunde,
Und den letzten Kuß gib mir!
Siehe! bald wirst du den Sieger bekränzen,
Schmücken mit Lorbeer sein teures Haupt.
Mögen auch Tränen im Auge dir glänzen,
Sind sie dem Engel des Friedens geraubt.

2. Warum drückst du mich so heftig
An die tiefbewegte Brust?
Nur für dich, Geliebte, fecht' ich —
Und der Kampf ist meine Lust.
Da, wo sich Schwerter mit Schwertern umringen,
Sollst du ein schützender Engel mir sein.
Da, wo sich Tod und Verderben umringen.
Zieh ich mit Gott und mein'm Liebchen hinein.

3. Die Abschiedsstunde hat geschlagen;
Komm' noch einmal an mein Herz;
Zitt're nicht, hör auf zu klagen
Und ergib' dich in den Schmerz.
Schau! zum Himmel schon wanken die Brüder!
Machet den Kriegern die Herzen nicht schwer.
Mädchen! leb' glücklich, balb seh'n wir uns wieder:
Stille die Tränen und weine nicht mehr.

68. Die Träne.*)

(Aus einem handschriftlichen Taschenliederbuche.)

1. Zerdrück die Träne nicht in deinem Auge;
Du hast die Träne ja um mich geweint.
Vergönne, daß ich diese Perle sauge,
Daß sie mit meiner Lippe sich vereint.
Wie macht die Träne dich so engelschön!
Ich möcht' dich ewig, ewig weinen sehn!

*) Lahrer Kommersbuch, 21. Aufl., S. 395.

2. Allein die Träne ist das Kind der Schmerzen,
Sie kommt aus einer tiefbewegten Brust.
Wie konnt' ich auch mit deiner Träne scherzen,
Und wie sie sehn mit grauenhafter Lust?
O! nimm mein Herzblut für die Träne hin,
Und glaube, daß ich ewig dankbar bin.

3. Ich weiß, sie haben oftmals dich gescholten,
Und dir getrübt den engelreinen Sinn.
Doch hat ihr finstrer Haß nur mir gegolten,
Weil ich dir wert, weil ich dir teuer bin.
Wär' ich so schlimm, wie sie es oft gemeint,
Es hätt' kein Engel dann um mich geweint.

69. Meine kleine Gartenlaube.

1. Meine kleine Gartenlaube
Ist mein größtes Heiligtum.
Einst schuf eine holde Liebe
Sie mir zum Elysium.

2. Wo der kühle Zephir spielet
Und der silbervolle Mond,
?
Die die Nachtigall bewohnt,

3. Saß mein Mädchen still und traurig
Bei mir auf der Rasenbank;
Alles war so still und schaurig —
Nur mitunter Vogelsang.

4. Und wir sahen es; zum Schweigen
Neigten wir uns Brust an Brust.
Blick und Blick tat'n fest sich neigen,
Und wir fühlten Himmelslust.

70 *)

(Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid, Burscheid.)

1. Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein;
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,
Ließen ihn nicht schlafen ein.

*) Verfasser ist Johann Friedr. August Kazner, geb. den 27. Mai 1732 (resp 1731) zu Stuttgart und gest. zu Frankfurt a. Main den 28. Dezember 1798. Das Lied, im Bergischen zum Volkslied geworden, wurde zuerst gedruckt in „Die Schreibl.". 7. Lieferung (Mannheim bei C. F. Schwan 1779, S. 55—58) und dort als Volksweise bezeichnet. Man vergl. Erk, Volkslieder, 1. Bd., 4. Heft, Nr. 64. Erlach, Volkslieder der Deutschen, V (S. 509 ff.).

2. Zwölfe schlug's, da drang durch die Gardinen
Eine weiße todeskalte Hand;
Es war seine einst'ge Wilhelmine,
Die im Sterbekleide vor ihm stand.

3. „Erbebe nicht," sprach sie mit leiser Stimme.
„Ehemals Geliebter, bebe nicht;
Ich erscheine nicht vor dir im Grimme,
Deiner Neugeliebten fluch' ich nicht."

4. „Zwar hat mir der Tod mein junges Leben,
Trauter Heinrich, mitleidsvoll gekürzt,
Doch die Tugend hat mir Kraft gegeben,
Daß ich nicht zur Hölle bin gestürzt."

5. „Drum leb' wohl und sei vergnügt auf Erden,
Bis du einst vor jenem Thron wirst stehen,
Wo du Rechenschaft wirst müssen geben,
Von den Mädchen, die du hast verführt."

71. Soldatenlied.*)

(Aus einem handschriftlichen Liederbuche.)

1. Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden;
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

2. Ihr Bette ist der Rasen.
Trompeten müssen blasen:
Guten Morgen, gute Nacht!
Daß man mit Lust erwacht.

*) Verfasser ist Clemens Brentano. Das Lied erschien zuerst in: Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel von Clemens Brentano (Berlin, Maurer 1817), S. 93, 94; es erschien mit einer volkstümlichen Melodie, wahrscheinlich vom Dichter selbst. Als „Volkslied" mitgeteilt in Kretzschmer, Volkslieder, 1. Teil, Nr. 211. Es darf nicht verwechselt werden mit dem Volksliede, welches gleichen Anfang hat:

Es leben die Soldaten!
Der Bauer gibt den Braten.

Mit diesem Liede wurde „Wallensteins Lager" auf der Weimar'schen Bühne eröffnet. Dieses Volkslied findet sich mehrfach in fliegenden Blättern und Sammlungen. Aus dem Munde des Volkes teilte es Freiherr von Ditfurth mit: Fränkische Volkslieder, 2. Teil, Leipzig 1855, Nr. 262, nebst Volksweise.

3. Ihr Wirtsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne,
Ihr Schlafgesell der Mond,
Der in der Sternschanz' wohnt.

4. Die Sterne haben Runde,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst;
Drum, Schildwach', sei getrost.

5. Wenn einst ich sterben werde
Gehört mein Leib der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt;
Der Rock bleibt in der Welt.

72.

(Aus Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid.)

1. Zur Laube wolltest du mich leiten,
Wo den ersten Kuß du mir gabst;
Treu steh' ich noch an deiner Seite,
Es ist gewiß das allerletzte Mal.

2. Du legtest deine Hand in meine,
Du hieltst mich fest, ich soll nicht geh'n;
Was hilft's, wenn Hände sich vereinen,
Und die Herzen sich dennoch nicht versteh'n.

3. So leb' denn wohl, ewig-treu Geliebter,
Nicht länger duld' ich diese Pein.
Ich scheide, denn ich bin es müde,
Werd' dennoch, dennoch ewig treu dir sein.

4. So nimm denn hin von meinem Munde
Den Abschiedskuß, der leise spricht:
„Gedenk' an die verflossenen Stunden,
Leb' wohl, leb' wohl, vergiß auch meiner nicht."

73. *)

(Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid. Auch in Elberfeld früher sehr bekannt.)

1. An der Weichsel gegen Osten,
Dort stand ein Soldat auf Posten;
:,: Sieh', da kam ein schönes Mädchen,
Brachte Blumen in das Städtchen. :,:

*) Zurmühlen, Dülkener Fiedlers Liederbuch, S. 111. Erk-Böhme, Liederhort, III. 286, Nr. 1427. Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel, Nr. 252. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz, Nr. 149.

2. „Ei, wohin du schöne Rose?
Ei wohin, du Himmelsknospe?“
:,: „Ich bringe Blumen nur zum Strauße,
Und dann eile ich nach Hause.“ :,:

3. „Ganz verdächtig scheint mir die Sache,
Und sogleich mit mir wohl auf die Wache.“
:,: „O, laß mich gehen, denn ich eile,
Meine Mutter ist alleine.“ :,:

4. „Bist du treu dem Vaterlande,
So gib mir einen Kuß zum Pfande.“
:,: „Wirst vom Pferd absteigen müssen,
Wenn du mich willst küssen.“ :,:

5. „Küssen muß ich dich auf Posten,
Sollt' es gleich mein Leben kosten;“
:,: „Ei, so mag uns Gott bewahren
Vor so vielen Feindesscharen.“ :,:

74.

(Aus Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid in Burscheid.)

1. Wenn grün die Eichen steh'n auf ihren Fluren
Und alles sich der schönen Schöpfung freut,
Dann steh' in süßen Träumen ich verloren,
Gedenk' der längst verfloss'nen, schönen Zeit.

2. Früher lebt' ich froh und war so glücklich,
Kannte keinen Gram und kannte keinen Schmerz.
Da sah ich ihn und glaubt' mich stets so selig,
Meinen Wilhelm, und der gewann mein Herz.

3. Wir liebten uns, wie sich nur Engel lieben,
Wir liebten uns in steter Gegenwart.
Wie war's? der Wilhelm mußte von mir scheiden,
Die Pflicht gebot's, für mich war es so hart.

4. Er mußte fort in Krieg und in Gefahren,
Ließ mich zurück in Gram und Traurigkeit.
Verflossen waren schon so viele Jahre,
Man hörte nichts, was je mein Herz erfreut!

5. Bis endlich kam die Nachricht — aber welche —:
Mein Wilhelm, ach, und er sei tot.
In einer Schlacht, da fand man seine Leiche —
So lautete die Nachricht, die da log.

6. Da kam Robert und hat um mich geworben.
Ich gab die Hand, aus Lieb' und Treue nicht.
Mit Wilhelm war die Liebe mir gestorben,
Und Robert kaufte nur die kalte Pflicht.

7. Saß ich einst vor meiner Eltern Türe,
Den Erstgebor'nen drückt' ich an die Brust,
Und ach, es tat mich schmerzlich rühren,
Es war meine Wonne, meine Lust.

8. Und sieh', da kam ein schlanker Herr gegangen,
Mein Wilhelm war's, ich sah den Wuchs und Gang,
Feuerflammen glühten auf seinen Wangen.
„Man glaubt dich tot, und Robert ist mein Mann."

9. Jedoch, der Arme konnte sich nicht fassen,
Er konnt' des Lebens Pfade nicht verstehn.
„Muß fort, muß fort, muß wieder dich verlassen" —
Er ging allein und ward nicht mehr gesehn.

75. Die Liebe.*)

(Aus einem Elberfelder handschriftlichen Liederbuche.)

1. Liebe wohnt in niedern Hütten,
Liebe wohnet im Palast;
Liebe läßt sich nirgends blicken,
Liebe ist ein freier Gast.
Unbemerkt schleicht sie sich ein,
Wo zwei gleiche Herzen sein.

2. Oft zeigt sich dem Königssohn
Eine schöne Schäferin;
Liebe neiget sich vom Throne
Zu dem niedern Mädchen hin.
Liebe macht uns alle reich,
Lieb' ist mehr denn Königreich.

3. Dort, wo keine Tränen fließen,
Dort, wo keine Trennung ist,
Dort wird Liebe sich ergießen,
Dort in jener besser'n Welt.
Liebe macht uns alle gleich,
Lieb' ist mehr denn Königreich.

76.*)

(Aus Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid, Burscheid.)

1. Auf der Heide liegt ein Platz,
Wo im Mai mein schönster Schatz
Einmal bei mir saß.
Hinterm Busch die Amsel rief;
Wilde Rosen hingen tief
Im betauten Gras.

*) Nach Hoffmann von Fallersleben (Unsere volkstüml. Lieder) ist der Verfasser unbekannt; dazu bezeichnet er das Lied als Volksweise.

2. Leise sprach er, und ich wand'
Einen Kranz mit scheuer Hand,
Blickte lang' zu Tal.
Aber immer neigt' er sich,
Hob mein Haupt und küßte mich:
Ja zum ersten Mal.

3. Und es ward der Tag so licht,
Und ich Arme wehrt's ihm nicht,
Ließ es still gescheh'n.
Und den Kranz, aus dunklem Traum
Hing ich in den Fliederbaum,
Der uns zugeseh'n.

4. Erste Liebe geht vorbei,
Schneller als ein Sturm im Mai,
Bleibt kein treuer Gast.
Doch mein Schatz ist lang' schon fort;
Und das Kränzchen hängt verdorrt
An dem Fliederast.

77. *)

(Aus Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid, Burscheid.)

1. :,: Schatz, wenn du scheiden willst,
Scheide nicht so weit von hier. :,:
Im Rosengarten
Will ich deiner warten,
Im grünen Klee, im weißen Schnee.

2. :,: Meiner zu erwarten, das brauchest du ja nicht; :,:
Geh' du zu Reichen,
Suche deines Gleichen,
Ist mir eben recht, ist mir eben recht.

3. :,: Ich heirate nicht nach Geld und nicht nach Gut; :,:
Eine treue, fromme Seele
Tu' ich mir wählen,
Die's glauben tut, die's glauben tut.

4. :,: Wer's glauben tut und der ist weit von hier; :,:
Er ist in Schleswig,
Er ist in Holstein,
Er ist Soldat und bleibt Soldat.

*) Abgedr. in der Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Jahrg. 1911, Seite 122.

*) Jos. v. d. Höhe, Briefe usw., S. 58. Simrock, Volkslieder, S. 271. Erk-Böhme II, 568, Nr. 766. Köhler-Meier Nr. 251.

5. :,: Soldatenleben und das heißt lustig sein; :,:
Wenn andere Leute schlafen,
Dann müssen wir wachen,
Müssen Schildwach' stehn, Patrouillen gehn.

6. :,: Patrouillen gehen, das brauchest du ja nicht; :,:
Wenn and're Leute fragen,
Dann mußt du sagen:
„Mein Schatz ist mein und ich bin sein!"

78.

(Aus Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid, Burscheid.)

1. Holder Jüngling, du hast mich verlassen,
Liebtest mich seit langer Zeit nicht mehr.
Denk, auch dich trifft einstens sichere Reue,
Dann schlägt dir dein Herz vor Wehmut schwer.

2. War ich einstens alles dir im Leben,
Drücktest mich an deine zarte Brust,
Konntest nur in Wonne um mich schweben,
Zank und Streit war niemals dir bewußt.

3. Warum hast du mich denn jetzt verlassen?
Warum liebst du mich denn jetzt nicht mehr?
Warum tust du mich im Stillen hassen?
Warum schlägt dein Herz für mich nicht mehr?

4. Ew'ge Treue hast du mir geschworen,
Riefest Gott zu deinem Zeugen an.
Ach, wie bald war deine Lieb' verloren,
Wie so leicht ein Mensch sich ändern kann.

5. In der Blüte meiner schönsten Jugend
Gab ich mich zum Opfer für dich hin,
Raubtest mir die Unschuld zarter Tugend;
Spott und Hohn war durch dich mein Gewinn.

6. Nimmermehr werd' ich mein Herz verschenken,
Weil and're Liebe mir unmöglich ist.
Nur an dich, an dich werd' ich gedenken,
Bis der Tod zuletzt mein Auge bricht.

7. Führt dich einst der Weg zu meinem Grabe,
Erblickest du den Leichenstein auf mir,
Ach, so gönne mir noch eine Gabe,
Weine eine heiße Träne mir.

79.

(Aus Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid.)

1. Es haben zwei Blümlein geblühet
In einem sehr tiefen Tal.
:,: Sie sind in der Nacht verwelket,
Kein Auge sah sie einmal. :,:

2. Es haben zwei Sternlein gezeiget
Am Himmel da droben ihr Licht.
:,: Es hat sie niemals begrüßet
Ein Mädchen-Angesicht. :,:

3. Es haben sich zweie geliebet
So innig, verschwiegen und stumm.
:,: Sie sind in dem Traume gestorben
Und niemand fragte: Warum? :,:

80.

(Aus Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid.)

1. Verzage nicht in deinen jungen Jahren,
Im Alter wirst du wenig Freud' noch haben.
Vertrau auf Gott, wenn seine Stimme spricht:
Verzage nicht, verzage nicht.

2. Verzage nicht in Freuden wie in Leiden.
Wer Wunden schlägt, der wird auch Wunden heilen.
Vertrau auf Gott, wenn seine Stimme spricht:
Verzage nicht, verzage nicht.

3. Verzage nicht, wenn Freund und Feind dich hassen;
Der liebe Gott, er wird dich nicht verlassen.
Vertrau auf Gott, wenn seine Stimme spricht:
Verzage nicht, verzage nicht.

81.

(Aus Burscheid. Mitgeteilt von Herrn Jos. Teitscheid.)

1. In einem Wald im Spanierland,
Wo ein großes Wirtshaus stand,
Hauste eine Räuberbande,
Wo den sicheren Tod man fand.

2. Der Besitzer setzt zum Wirte
Einen seiner Leute ein,
Und die Schar der anderen führte
Er als Gäste ein zum Schein.

3. Eine Tochter war im Hause,
Diese kannt' kein Mitgefühl;
Glücklich bei dem wilden Brausen
Blieb sie kalt beim Mordgewühl,

4. Und sie leuchtet oft beim Morde,
Weil sie Gutes nie gehört;
Keiner lebend kam vom Orte,
Der einmal hier eingekehrt.

5. Einst verirrte sich im Walde
Ein gar schöner Jägersmann;
Seine Stimme lieblich schallte,
Und sie schmiegt an ihn sich an.

6. Erste Lieb' in ihr erwachte,
Und sie sieht auf Wiedersehn;
Nichts im Haus mehr Freud' ihr machte,
Nur sein Bildnis war ihr schön.

7. Einzukehren kamen fremde
Leute in das Wirtshaus ein.
Sie erkannte jenen Jüngling,
Hemmte klüglich, daß er sie nennt!

8. Drei nur an der Zahl sie waren;
Heimlich sie zu ihnen spricht:
„Schützt' euch hier vor den Gefahren;
Ich hol' Schutz schnell vom Gericht."

9. Kaum war sie dem Haus enteilet,
Da beginnt der Mörder Kampf;
Unter Wunden furchtbar heulet
Mancher schon im Pulverdampf.

10. Kaum noch halten sie zur Wehre,
Schon der Tod vor ihnen schwebt,
Da kam Schutz vom Militäre —
Alles fällt, der Hauptmann lebt.

11. Und das Mädchen eilt zu zeigen
Nun die Schätze in dem Haus.
Eine Höhle voller Leichen
Bringt Entsetzen, Furcht und Graus.

12. Gräßlich tönen die Geschichten,
Kaum zu glauben ist es schier,
Was man hört von ihr berichten,
Das sich zugetragen hier.

13. In Saragossa liegt in Banden
Der, der Räuberhauptmann war;
Und in dem Geständnis fanden
Nun die Richter deutlich klar,

14. Daß das Mädchen einst geraubet
Schon als Kind vor langer Frist,
Und daß nicht, wie sie geglaubet,
Sie des Räubers Tochter ist.

15. Ihn, den Jägersmann, den Braven,
Den erkennt man überdies,
Einen edlen, jungen Grafen,
Der sie gut erziehen ließ.

16. Sie soll ihm die Gattin werden,
Ist veredelt ihr Gemüt,
Um zu wandeln hier auf Erden,
Da nur, wo sie Gutes sieht.

Von der Wiederkehr Verstorbener.

(Aus dem Norden des lippischen Landes.)

Von Seminarlehrer **H. Schwanold** in Detmold.

Verstorbene, die sich während des Erdenlebens schwere Vergehen zuschulden kommen ließen, finden — so ist der Volksglaube noch heute — im Grabe keine Ruhe, sondern müssen allnächtlich oder wenigstens alljährlich einmal an den Ort ihrer bösen Taten zurückkehren. Manchmal sollen auch solche Verstorbenen „wiederkommen", die in ihrem Leben irgend eine Pflicht versäumt haben oder deren Wünsche von den Überlebenden nicht erfüllt sind.

Beim Umgange mit solchen Geistern hat man folgendes zu beachten: Man darf sie anreden und nach dem Grunde ihres Wiederkommens fragen, dann werden sie antworten; ohne daß man fragt, reden sie aber nicht. Die Hand darf man solchen Geistern nicht reichen, da sie alles mitnehmen, was sie berühren.

1. Auf einem Gute hatte sich der Bruder des Besitzers erhängt. In jedem Jahre kam er einmal wieder. Bei seinem Rundgange durch das Haus trat er in das Zimmer des Kutschers, der nicht an die Wiederkunft Verstorbener glaubte und sich über das Erscheinen dieses Geistes schon öfter lustig gemacht hatte. Der Kutscher war von Schreck wie gelähmt. Als er wieder zur Besinnung gebracht war, sagte er, daß eine weiße

Gestalt mit zwei brennenden Kerzen in den Händen auf ihn zugekommen sei.

2. In B. hatte sich ein Mann durch die Versetzung von Grenzsteinen schwer versündigt. Nach seinem Tode lief er allnächtlich in den Feldern umher, wobei er ausrief: „Wo soll ich sie lassen?“ Als ihm einmal jemand zurief, er solle die Steine an ihren rechten Platz setzen, fand man sie am folgenden Morgen einige Schritte weit auf dem benachbarten Grundstücke. Seit der Zeit erschien der Mann nicht wieder.

3. An einem andern Orte kehrte eine Frau zurück, die früher gegen die Armen sehr unbarmherzig gewesen war. Auf die Frage nach dem Grunde ihres Wiedererscheinens antwortete sie, daß sie im Grabe keine Ruhe fände, bis sie die Gewißheit hätte, daß eine bestimmte Summe unter die Armen verteilt würde. Als man ihr das Versprechen gegeben hatte, verschwand sie und kehrte niemals wieder zurück.

4. In H. hat sich im vergangenen Jahre ein Mann erhängt, von dem niemand recht weiß, was ihn zum Selbstmorde getrieben hat. In der Geisterstunde erscheint er jetzt allnächtlich wieder in seiner Wohnung. Sobald die Uhr zwölf schlägt, tritt er in das Schlafzimmer seiner Frau, löscht dort die noch brennende Lampe aus, tritt an das Fenster und sieht mit hohlen Augen in die stille Nacht hinaus. So wollen ihn schon viele gesehen haben.

5. In Westorf bei Hohenhausen wird erzählt, auf einem Berge in der Nähe liefe, sobald es dunkel wäre, ein Geometer umher. Dieser soll bei der Teilung eines Hofes nicht recht gemessen haben. Zur Strafe dafür soll er im Grabe keine Ruhe gefunden haben und des Nachts an den Stellen, wo er falsch gemessen hat, immer nachmessen. Bis vor vielen Jahren soll von Zeit zu Zeit auch noch ein Gehilfe bei ihm gewesen sein, der soll einen Grenzstein auf dem Rücken getragen und dabei geschrieen haben: „Wo sall ek 'n loten?“ Oft soll er so laut geschrieen haben, daß die Leute in Westorf nicht schlafen konnten. Es sind eines Nachts einige der Bewohner zu ihm in den Wald gegangen und haben auf seine Frage geantwortet: „Wo diu 'n weg kriegen hest!“ Darauf hat er gesagt: „Up de Antweurt hebbe ek

oll lange liuert.“ Er soll darauf in den Zweigen verschwunden und nicht wiedergekommen sein.

6. Vor vielen Jahren soll in Wentorf bei Hohenhausen ein Bauer, auf einem Schimmel reitend, den Hof verlassen haben und niemals wieder zurückgekehrt sein. Heutzutage wollen ihn die Leute noch zuweilen auf seinen Gütern umherreiten sehen. Er soll darum keine Ruhe finden können, weil er stets in Zank und Streit mit seiner Familie gelebt und sie zuletzt selbst verlassen hat.

7. In früheren Zeiten soll eine Strecke vor Hohenhausen ein Zollhaus gestanden haben; darin hat ein ungerechter Zöllner gewohnt. Er soll des Nachts in seiner Uniform heute noch die Strecke nachsehen, für die er früher den Zoll einzunehmen hatte.

8. In einem Gehölze bei Bavenhausen ist vor vielen Jahren ein Wanderer von drei Männern beraubt und ermordet worden; sie sollen ihn dann dort auch begraben haben. Heute sollen die Männer des Nachts in schwarzem Zeuge noch immer in dem Gehölze umhergehen.

9. Ein Landwirt bei Bavenhausen hat vor 50 Jahren mit einem seiner Knechte eine Wette gemacht. Er sollte bei Nacht nach Talle gehen und eine Sülzepresse holen. Der Knecht ging hin, denn die Wette ging um 5 Taler. Als er wieder zurückkam vor das Tor des Hofes, hatte sich der Bauer vor das Tor gelegt. Er hatte sich mit einem Ochsenfelle umgeben und brummte und wälzte sich umher, um den Knecht zu erschrecken. Der Knecht fürchtete sich jedoch nicht und schlug den Bauern tot. Der Knecht soll zur Strafe heute im schwarzen Anzuge des Nachts immer von Talle nach diesem Hofe gehen.

10. Die weißen Mädchen in Talle. Der größte Hof in Talle ist fast ganz mit großen Eichen bestanden. Hier sollen des Nachts oft weiß gekleidete Mädchen auf weißen Pferden in den Kronen der Bäume umherreiten. Dabei soll es so stark in den Bäumen rauschen, als brause ein gewaltiger Sturmwind in ihnen.

Einst kamen des Nachts zwei Maurer von einer Haushebung in Bavenhausen. Die Turmglocke schlug gerade

zwölf, als sie an dem Gehöfte vorbeikamen. Da sagte der eine zu dem andern: „Siehst du die Mädchen dort in den Bäumen? Sie kommen soeben an.“ Der Angeredete schaut in den Bäumen umher, sieht aber nichts; nur ein starkes Geräusch gleich dem Brausen eines Sturmwindes will auch er wahrgenommen haben. — Auch im Rießen, einem ziemlich großen Walde bei Talle, sollen oft Frauen umherreiten. Sie sollen ebenfalls Schimmel reiten, aber sie sollen ganz unbekleidet und ohne Kopf sein. Eine Frau will sie des Mittags einmal beim Grasschneiden gesehen haben.

11. Die Bentorfer mußten früher ihr Korn auf dem Kopfe zur Mühle tragen. Der Weg führte an einem Busche vorbei, bei dem sie zu rasten pflegten, und der deshalb der Restebusch hieß. Sie ließen dort ihren Sack nach hinten auf das hohe Ufer sinken. In der Nähe lag eine große Heide. Darauf zeigte sich zuweilen ein Schimmel, der den Menschen gefährlich werden konnte. Wer ihn sah, mußte rufen: „Berndken van Golen, diu dois müi doch nicks!“ Dann ging der Spuk vorüber. Einmal kam auch ein Mann über die Heide. Als er den Schimmel sah, meinte er, es sei des Müllers Pferd, und wollte ihm seinen Sack auf den Rücken werfen. Aber der Sack fiel mitten durch den Körper des Schimmels hindurch auf die Erde, und der Schimmel war plötzlich verschwunden.

(Bernhard von Galen, der Münstersche Bischof, hat im Jahre 1675 das Lippische Land, besonders die Stadt Lemgo, in so furchtbarer Weise heimgesucht, daß die Erinnerung an ihn noch heute lebendig ist.)

Kleinere Mitteilungen.

Die Liehbank. In dem Dorfe Mesenich an der Mosel, Kreis Zell versammeln sich an Sommerabenden nach vollbrachter Arbeit die Nachbarn alt und jung, auf einer, vor dem Hause stehenden Bank oder setzen sich auf einen, vor das Haus gelegten Baumstamm, die sogenannte „Liehbank“. Hier werden Sagen und Geschichten erzählt, die Tagesereignisse besprochen, die eigenen Erlebnisse oder die eines anderen vorgetragen, Lieder gesungen und dergl. Hier ist die Stelle, wo sich die Überlieferungen der Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen; hier kann man wahrnehmen, wie das von den Vorfahren Erzählte genau festgehalten wird. Erzählt

z. B. jemand eine Sage oder Geschichte des Ortes oder der Umgebung und weicht dabei auch nur um ein Geringes in den Nebenumständen ab, so wird er sogleich von den andern verbessert: „der oder die — (eine alte Person) hat das so gesagt“. Es ist oft staunenerregend, wie die alten Leute von „meinem Großvater seinem Vater“ oder gar „dessen Großvater“ alles genau wissen, und oft genug bestätigen die alten Akten die Richtigkeit der Erzählung, obgleich der Vortragende von dem Vorhandensein der alten „Pabeiere“ (Papiere) keine Ahnung hat. Von den vielen Beispielen nur dieses:

Die Schweden kamen hierher und plünderten. Ein Schwede ritt mit seinem Pferde in der Kirche um den Altar. Einem andern Schweden gefiel es gut im Orte, weil da gut wohnen sei, indem hier wegen der Berge keine Schlacht geschlagen werde könne. Er war Quartiermeister und habe eine Bekanntschaft mit einem armen Mädchen angeknüpft. Beim Abmarsche habe er dem Mädchen versprochen, nach dem Kriege wiederzukommen und zu heiraten. Jahre seien vergangen und das Mädchen habe durch sein Warten „den Anschluß verpaßt“. Da sei eines Tages ein Soldat gekommen, der auf seinem Maulesel zwei Körbe voll Geld gehabt habe. Es sei der Quartiermeister gewesen. Nach kurzer Zeit habe er seine Braut geheiratet. Von dem mitgebrachten Gelde habe er „Wingerte“ gekauft und sei somit mit der reichste Bürger des Ortes geworden. Über seine schwer verständliche Sprache hätten sich die andern Einwohner lustig gemacht, und man sucht seinen Spruch noch dialektisch nachzuahmen: „Ein grauer Rock und ein Rieslingsstock (Weinstock) erhält den Mann im Lande“. Seine mitgebrachte, schön verzierte Lanze, „die Schwedenlanze“, habe er der Gemeinde geschenkt, die noch bis ins verflossene Jahrhundert als „Sonntagslanze“, im Gegensatze zur „Werktagslanze“ der wachthabende Bürger umzutragen hatte. — Die Heiratsregister weisen nun nach, daß 1650 ein Quartiermeister ein Mesenicher Mädchen zum Traualtar führte. Die Angaben der heutigen Verwandten stimmen genau mit den Standesregistern. Auch aus andern Urkunden ergibt sich die Wahrheit dieser „Sage“. Selbst den eigenartig geformten „Schwedenkorb“ und die „Schwedenlanze“ konnte ich noch nach mühevollem Nachforschen entdecken und erwerben.

Andererseits erfährt man auch, wie die Überlieferungen entstellt werden. Um einzelne Personen, zumal die Kinder, ängstlich zu machen, schildert der Erzähler die Geschichte recht gruselig, dann freuen sich die andern Zuhörer, wenn jene dann nachher zu bange sind, allein ihr Bett aufzusuchen. Oder ein Aufschneider will sich als Vielwisser hervortun und erzählt „mehr, als er weiß“. Der Kern der Erzählungen bleibt jedoch fast immer der von den Vorfahren überlieferte.

Die Tagesereignisse bilden einen guten Stoff. Die Arbeiten im Weinberge usw., der Handel im Wein, die durchreisenden Fremdlinge, die Neuigkeiten der Zeitungen, das Tun und Handeln des Pastors, Lehrers, der andern Beamten, die Krankheiten der einzelnen Personen usw. werden bis ins einzelne besprochen und kritisiert.

Die Vorkommnisse in den Familien, oft selbst die intimsten, werden nicht selten ausgeplaudert und beurteilt. So kommt es, daß man die Verhältnisse der einzelnen Familien anderer Ortschaften genau kennt, worüber ein Fremder oft staunt.

Nicht minder gern gibt einer die eigenen Erlebnisse, oder die eines andern zum besten. Daß es dabei manchem Erzähler nicht bedenklich vorkommt, den aufmerksamen Lauschern einen kleinen oder großen Bären aufzubinden, hat mit dazu beigetragen, den abendlichen Versammlungsplatz als „Liehbank“ (Lügenbank) zu bezeichnen.

Häufig geschieht es, daß zwischen dem Erzählen gleichgültiger Sachen der eine oder andere sangesfrohe Jüngling (Jungfrau) anfängt, sich zu langweilen und für sich hin ein „Liedchen brummt“. Ein anderer fühlt mit ihm und „brummt das Liedchen mit“. Und nicht lange dauert es, so wird die Erzählung von den Sängern übertönt. Der Erzähler spricht lauter, doch vergebens, man versteht ihn kaum mehr und kurze Zeit darauf werden die folgenden Strophen in „Corona“ gesungen. Ein Lied bringt das andere und gar oft fühlen sich die Personen mit grauen Haaren oder mit einer „Bläät“ an ihre Jugendzeit erinnert und stimmen mit ihrer oft bebenden Stimme ein in das Lied, das sie von ihren Eltern oder Großeltern, und das von ihnen ihre Kinder und Enkel gelernt haben. Wie das einem nahe geht! Das muß man erlebt haben! Da ist auch nicht einer dabei, der sich bei dem Vorkommen der Worte „Schätzchen, Liebchen, küssen“ und dergl. viel denkt. Man folgt den Melodien und den oft verbessernden Worten der „Alten“. — Da übermannt mich gar häufig ein sonderbares Gefühl, wenn ich von der Erhaltung und Pflege des Volksliedes, und den Rezepten, die dafür angegeben werden, lese. Ich vermag nur zu sagen: Traurig ist es, daß man diese „nächtlichen Gesänge“, die dem einen oder andern als „unsittliche Gesänge“ vorkommen, einzudämmen sucht.

Alle diese Erzählungen, Geschichten, Lieder usw. tragen nicht wenig dazu bei, die Nachbarn enger zusammen zu schließen, sich als eine größere Familie, als eine Sippschaft, zu fühlen und zu behandeln. Man betrachte nur die innige Anteilnahme bei Unglücksfällen in der Nachbarschaft! Andererseits auch die kleinen Neckereien der „Owwe- und Onnedörfer (Bewohner des Ober- und Unterdorfes). Solcher „Liehbänke“ gibt es mehrere im Orte.

Gar oft erst gegen Mitternacht schleicht der eine still, der andere geht mit einem „G' nacht“, die alten Leute mit einem „G' noicht“ (gute Nacht!) heim; denn: „Morrige Freh gieht et freh eraus (Morgen heißt es früh aufstehen“). Bald ist die Bank leer und es herrscht Ruhe.

Wer die Leute kennen lernen will, darf diesen Versammlungsplatz nicht übersehen. Die Entstehung des Namens „Liehbank“ (Lügenbank) erklärt sich nun von selbst. Weidenbach, Andernach.

Erinnerungen in der Eifel an die Schwedenzeit. Aus verschiedenen Zeitungsberichten über die Ausgrabungen, die augenblicklich

bei Hohenfeld im Kreise Daun veranstaltet werden, entnehme ich folgende volkskundlichen Mitteilungen. Es handelt sich bei den Untersuchungen um ein Gräberfeld. Nach wissenschaftlichen Feststellungen stammen die Gräber aus der Zeit der Völkerwanderung; die Volkslegende sagt, hier habe im dreißigjährigen Kriege eine große Schlacht stattgefunden, und die in derselben gefallenen Krieger seien hier begraben worden. Ein uraltes Steinkreuz, das unweit des Gräberfeldes auf dem sogenannten Heiligenfeld zwischen dem Dorfe Kirchweiler und Hohenfels steht, soll zur Erinnerung an einen Kampf mit schwedischen Soldaten errichtet worden sein.

Mehr Erinnerungen an den dreißigjährigen Krieg haben indes die interessanten und sehr eigenartigen Basalthöhlen nordöstlich des Ortes Hohenfels bewahrt. Eine der Höhlen, deren Eingang regelrecht als Festung mit Schießscharten ausgebaut ist, diente nach der Volksüberlieferung zur Zeit des großen Krieges den Bewohnern des Ortes sowie der naheliegenden Dörfer Betteldorf und Essingen als Zufluchtsstätte. Als damals die Schweden in die Gegend kamen, flüchteten die Bewohner mit Vieh und Vorräten in diese Höhle. Ein unterirdischer Gang, so sagt die Sage weiter, soll bis zu dem etwa drei Kilometer entfernten südlichen Betteldorf geführt haben. Der schwedische General und Kanzler Oxenstjerna soll auch in diese Gegend gekommen und die Höhle belagert haben. Da die Bewohner nicht herauszutreiben waren, versuchte er von außen einen Stollen in die Höhle zu schicken; die Schlucht vor der Höhle sollte mit Holz gefüllt, dieses angezündet und der Dampf in die Höhle geleitet werden, um so die Insassen zur Übergabe zu zwingen. Doch kam es nicht zur Vollendung dieses Werkes, dessen Anfang jedoch heute noch zu sehen ist. Oxenstjerna zog ab und soll gejammert haben: „Bis jetzt habe ich noch nie so viel Volk verloren, wie vor den Fuchslöchern von Hohenfels!“

K. Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Chr. Blinkenberg, Ph. D. The thunderweapon in religion and folklore. A study in comparative archaeology. Cambridge: at the University Press. 1911. — 122 S. — Preis: 5 sh.

Die hauptsächlichsten Ergebnisse dieses inhaltsreichen und schön ausgestatteten Buches sind folgende: Wohl schon zur Steinzeit bildete sich die Vorstellung, daß Blitz und Donner durch das Niederfallen eines Steines vom Himmel auf die Erde hervorgebracht würden. Diese Steine waren göttliche Wesen. Man erkannte sie wieder in Steinwerkzeugen (Äxten, Pfeilspitzen, Schleudersteinen), die man in der Erde fand. In der Bronzezeit wurde die Steinaxt im gewöhnlichen Leben wie im religiösen Kult durch die Metallaxt ersetzt. In der anthropomorphischen Stufe der Religion wurde die Metallaxt die Waffe des Donnergottes. Von den Ländern des östlichen Mittelmeeres wanderte diese Vorstellung nach Westeuropa.

Am Unterlaufe des Euphrat und Tigris bildete sich eine andere. Der Blitz wurde als das himmlische Feuer betrachtet. In Gestalt von zwei oder drei unten verbundenen Wellenlinien wurde er Waffe des Gewittergottes und als solche durch babylonischen Einfluß nach Osten und Westen verbreitet. Bei einigen Völkern wie z. B. den Hittitern kommt beides vor. Auch der Dreizack des Poseidon ist eine solche Blitzwaffe der zweiten Art.

Zur Begründung dieser klaren und einleuchtenden, mit reichem Bilderschmuck versehenen Darlegungen wird auch die Volkskunde in weitem Umfange herangezogen. Ein besonderes Kapitel am Schlusse bringt viele Quellen und Belege für die Benutzung vorgeschichtlicher Steinwerkzeuge (aber auch der Belemniten und Echiniten) als Schutzmittel gegen Blitz und zu anderem Zauber. Die meisten Beispiele stammen aus Dänemark, und von diesem Lande ist auch eine besondere Karte mit Eintragung der Fundorte beigegeben. Aber auch Deutschland liefert viele Beiträge. Zu den Belegen aus Rheinland und Westfalen mögen hinzufügt werden: Verwendung von „Donnerkeilen" (Steinbeilen) als Brauchsteine gegen Krankheiten von Menschen und Vieh an der oberen Nahe: Unsere Zeitschrift II. S. 283. 297. VIII, S. 65. IX, S. 3 (hier heißen sie „Hagelsteine"). In einem Dorfe bei Bielefeld: Ravensberger Blätter, 1906, S. 32. Gegen Blitzschlag im Kreise Tecklenburg: Mitteilungen aus d. Museum f. deutsche Volkstrachten in Berlin, I, S. 202 f. Im Kreise Lübbecke: Unsere Zeitschrift V, S. 184. Der Name „Donnerkuhle" findet sich mehrfach in Westfalen. „Man brauchte beim Graben nur einen jener schwarzen, keilförmigen Steine, Donnerstein (Duenerkyl, Duenerpoal) zu finden, so war der Name Donnerkuhle fertig": Woeste, Iserlohn und Umgegend, S. 18. In Wehdem (Kr. Lübbecke) schabt man von den Belemniten, dort Kleipitten genannt, etwas ab und benutzt es zur Heilung von Wunden: Unsere Zeitschr. V, S. 95. Sartori.

Mélusine, recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages, publié par H. Gaidoz. Tome XI. Paris. H. Welter. 1912. — Eine sehr erfreuliche Überraschung ist das Erscheinen eines neuen Bandes dieser vortrefflichen und dem Volksforscher so vieles bietenden Zeitschrift nach elfjähriger Unterbrechung. Mittlerweile ist ihr Mitbegründer, der verdienstvolle E. Rolland, verstorben. Sein Bild schmückt die Spitze des Bandes. Sein Freund Gaidoz widmet ihm und seinem fruchtreichen Wirken einen warmen Nachruf. Auch andere heimgegangene Mitarbeiter empfangen in Bild und Wort den Dank für ihre Tätigkeit. Von den früher begonnenen Arbeiten werden die umfangreiche und außerordentlich fleißige Abhandlung „La fascination" von J. Tuchmann und die Sammlung der bretonischen Sprichwörter und Redensarten von E. Ernault abgeschlossen. Allerlei Umfragen werden fortgesetzt, zahlreiche, zum Teil recht umfangreiche Bücherbesprechungen beigesteuert. Eine besonders dankenswerte Zugabe ist ein Gesamtregister für alle elf Bände, das E. Ernault angefertigt hat. Wir wollen neben unserm Danke der

Hoffnung Raum geben, daß trotz allem auch dieses Wiedererscheinen der „Mélusine“ noch nicht das letzte gewesen ist. Sartori.

Franz Kondziella, Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos. Mit vergleichenden Anmerkungen. Breslau, M. & H. Marcus, 1912 („Wort und Brauch“. Volkstümliche Arbeiten namens der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausg. v. Th. Siebs und M. Hippe. 8. Heft.) — 207 S. — Preis Mark 7.20.

Wie Alwin Schultz die in der höfischen Epik des M.-A. vorkommenden Sitten und Bräuche in seinem bekannten Werke „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger“ geschildert hat, so will Kondziella die des mittelhochdeutschen Volksepos betrachten und zwar nur die volkstümlichen. Er behandelt demnach in acht Kapiteln: Geburt und Taufe — Brautwerbung, Verlobung und Hochzeit — Tod und Begräbnis — Gastfreundschaft — Freundschaft — Kampf — Rechtsbräuche — Traumdeutung. Die Darstellung selbst ist von äußerster Kürze und Knappheit, aber alle Belege sind unter dem Texte im Wortlaute angeführt. Umfangreicher sind die fleißig gesammelten Anmerkungen und Parallelen, die — im einzelnen an Ausführlichkeit verschieden — reichen Stoff bieten und jeden der im Volksepos vorkommenden Bräuche zu beleuchten und zu erklären geeignet sind. Sartori.

A. de Cock en Is. Teirlinck, Brabantsch Sagenboek. Derde Deel: Historische Sagen, Gent 1912. 303 S. 8°. 4 Frs.

Den ersten Teil dieses hervorragenden Werkes besprachen wir in Jahrg. 7 (S. 69 f.), den zweiten in Jahrg. 8 (S. 158). Dieser 3. und Schlußband gliedert sich in Personensagen und Ortssagen; er enthält 193 Sagen, ein alphabetisches Verzeichnis der Ortsnamen (für alle drei Teile) mit den zugehörigen Sagen. Von den Personensagen seien angeführt die Schwanrittersage, der Gang nach dem Eisenhammer (Nr. 581: De Gang naar de „Caleferrers“), vom Bierkönig Gambrinus (Nr. 637), von dem vielgenannten Mannekenpis (Nr. 639—644), von Eulenspiegel (Nr. 645—648.)

Auch in diesem Teile tritt die unmittelbare Volksüberlieferung der schriftlichen Fixierung, der historischen Quelle gegenüber natürlich stark in den Hintergrund.

Was wir in den früheren Besprechungen zum Vorteil des Werkes anführen durften, bestätigt dieser 3. Teil. O. S.

Keller, Albrecht. Die Handwerker im Volkshumor. Leipzig, Wilh. Heims. 1912. VI, 187 S. 8°. broch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

A. Keller, der vor 5 Jahren das Werk „Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors“ herausgab, hat sich auch in seinem soeben erschienenen Buche (Die Handwerker im Volkshumor) eine dankbare Aufgabe gestellt und dieselbe mit Umsicht und großem Fleiß gelöst. So ist ein gründliches Werk entstanden, ohne langweilig zu werden; ersteres wird durch eine Prüfung der Nachweise und Anmerkungen erwiesen. Es

ist ein Buch voll köstlichen Humors, aus dem Vollen geschöpft, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, denn „schrankenlos wuchert die Phantasie des Volkes, und wahre Meisterwerke schafft es manchmal mit seiner gutherzigen Ungezogenheit". Daß der Schneider eine besonders wichtige Rolle in dem Buche spielt, kann den in der Volkskunde Bewanderten nicht wundernehmen. S.

Bender, Franz. Illustrierte Geschichte der Stadt Köln. Köln 1912. Verlag und Druck von P. Bachem. V und 302 S. 8° nebst 1 Karte. Preis Mark 4.—, geb. Mark 5.—.

Ist das Werk auch in erster Linie von rein historischem Standpunkte aus verfaßt, so muß doch hier kurz darauf verwiesen werden wegen der zahlreichen Abbildungen von Kölner Bauten und deren Einzelheiten, die zum Teil in das Gebiet der Volkskunst fallen. Außerdem finden diejenigen, die einen kleinen Einblick in das Wesen der Kölner Mundart wünschen, in dem Anhange S. 273—286 eine kurze Darstellung über die Entwicklung und die Eigenart der Kölner Mundart mit verschiedenen Proben. Das Buch ist vorzüglich ausgestattet.

K. Wehrhan.

Follmann, Otto. Die Eifel. Mit 108 Abbildungen, nach photographischen Aufnahmen und vier Gemälden von Hans Busse, sowie einer farbigen Karte. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1912. 126 S. 8°. Preis Mark 4.—.

Das vorliegende, von einem Mitgliede unseres Vereins herausgegebene Werk bildet den 26. Band der bekannten Sammlung „Land und Leute. Monographien zur Erdkunde". Es bringt, um nur das für uns Wichtige hervorzuheben, anfangs eine Einleitung über die Art und den Namen des Eifelgebietes. Die übrigen Kapitel sind in der Mehrzahl geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Art, so daß sie an und für sich weniger für unsere Wissenschaft in Betracht kommen, doch hat es der Verfasser verstanden, an manchen Stellen auch das Volkskundliche heranzuziehen. Vor allem in den prächtigen Abbildungen wird der Suchende manches finden, was ihn mit dem Leben und Treiben der eigenartigen Eifelbewohner bekannt macht. K. Wehrhan.

Alpers, Paul. Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied. Inaugural-Dissertation von Göttingen. 1911. 66 S. 8°. (Druck von Dietr. Soltau in Norden.)

Das Verdienst der vorliegenden Arbeit besteht darin, so ziemlich sämtliche Überlieferungen der alten niederdeutschen Volkslieder aus Handschriften und Drucken nachgewiesen und auf ihren Ursprung untersucht zu haben. Das Ergebnis bringt für uns Niederdeutsche etwas Enttäuschendes: die bedeutenderen, balladen- und romanzenhaften niederdeutschen Lieder sind aus fremden Mundarten übertragen, und nur eine Zahl kleinerer, meist neckischer Liedchen scheinen auf niederdeutschem

Boden entstanden zu sein. Überhaupt ist die ganze niederdeutsche Literatur von der nachbarlichen sehr abhängig gewesen. Den Schluß des Werkes bildet eine dankenswerte Zusammenstellung von mehr als anderthalbhundert niederdeutschen Volksliedern. K. Wehrhan.

Hünich, Fritz Adolf. Das Fortleben des älteren Volksliedes im Kirchenliede des 17. Jahrhunderts. R. Voigtländer. Leipzig 1911. 44 S. 8°. Preis Mark 1.80.

Wie überhaupt die einzelnen Liedarten sich gegenseitig, besonders aber das Volkslied beeinflussen, zeigt uns diese Abhandlung, die als Band 21 in den von Albert Köster herausgegebenen „Probefahrten" erschienen ist. Auch bei uns haben sich Volks- und Kirchenlied beeinflußt; der Verfasser hat dafür das Münstersche Gesangbuch 1677 herangezogen. Es ist im einzelnen sehr interressant zu lesen, wie sich Sprache und Melodie hüben und drüben verhalten haben. K. Wehrhan.

Ankenbrand, Stephan. Der eifersüchtige Knabe. Untersuchung über den Inhalt, die Entstehung und die Verbreitung eines modernen Volksliedes. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1912. 96 S. 8°.

Monographische Untersuchungen haben sich auch auf dem Gebiete der Volkskunde noch immer als äußerst fruchtbar erwiesen. Darum ist auch diese Arbeit über ein weit verbreitetes Volkslied nur zu begrüßen. Es handelt sich um das in so zahlreichen Varianten wiederkehrende Lied von einem Knaben, der in die Fremde zieht, sein Liebchen aber zurückläßt, das sich bei seiner Wiederkehr bereits an einen dritten verheiratet hat; der erste Liebhaber wird von Eifersucht ergriffen, zieht das Messer und erdolcht seine einstige Geliebte. Das Lied ist überall hingewandert, auch bei uns in Rheinland und Westfalen ist es bekannt; wir finden es sogar bei den Wenden, auf der fernen deutschen Sprachinsel Gottschee und im östlichen Frankreich. In eingehender Weise unterzieht der Verfasser das Lied einer Untersuchung über die älteste Form, über Inhalt und Entstehung, Kern des Liedes, Sprache und Ausdruck, Metrik und Melodie, sowie über die Frage nach dem Verfasser des Liedes. Auch in diesem Liede tritt uns die unendliche Vielfältigkeit des Volksliedes entgegen, die wunderbare Ausdrucksmöglichkeit, die ein Gedanke im Wandel der Zeiten im Volke finden kann. K. Wehrhan.

Pastraoten-Gaoren. Gedichte in münsterländischer Mundart von Augustin Wibbelt. Essen (Ruhr) 1912. Fredebeul & Koenen. 208 Seiten. Mit dem Bilde des Dichters. Geb. Mark 3.—.

Augustin Wibbelt, der Pfarrer von Mehr bei Kleve, ist unstreitig der reichste, fruchtbarste Dialektdichter des Münsterlandes, einer der besten unter den Niederdeutschen überhaupt. Seine Prosaerzählungen, meist in münsterländischer Mundart, sind bereits zu einer stattlichen Reihe von Bänden angewachsen. Eine poetische Gabe in engerem Sinne, Gedichte in münsterländischer Mundart, spendete der Dichter seiner Gemeinde zuerst in dem Buche „Mäten-Gaitlink". Nun reiht er dieser ersten Sammlung

von Poesien eine zweite an: Pastraoten-Gaoren. Unter dieser anheimelnden Überschrift vereinigt er fünf Gruppen von Dichtungen mit einer eigenartigen Bezeichnung. In ihnen schildert er das kleine Reich, den Pfarrersgarten, in dem er sich so glücklich fühlt, in dem er das Werden, Wachsen und Vergehen der Natur im Wechsel der Zeiten, voll Freude am Leben miterlebt, aus dem heraustretend er als Mensch und Pfarrer teilnimmt an dem Schicksal der Welt um ihn, an den Freuden und Leiden der Großen und Kleinen, in dessen Stille er Einblick in sich selbst hält und vor allem auch des Schöpfers gedenkt. Man mag eine Gruppe nehmen, welche man will, überall findet man urwüchsige Poesie in leichter, gefälliger Form und fließender Sprache. So hält es schwer zu sagen, was das Schönste sei. Zwar ist „De Kastangenbaum" eine herrliche Naturschilderung und in „Allerhand Wiesheit" sind Perlen von Spruchdichtung, z. B. „Küern is ne graute Kunst". Die „Kinner-Riemsels" (Riägen, Riägen, rüske; Piepvügelken; De dicke brune Poggemann; Musekättcken; Hiäsken und andere), die den Pfarrer und Dichter als großen Kinderfreund zeigen, sind in ihrer Natürlichkeit so reizend, daß sie verdienten, als Kinderliedchen überall im niederdeutschen Lande verbreitet zu werden. Einen durch die mundartliche Fassung gebotenen eigenartigen Reiz gewähren die „Evangelgen Beller", Gedichte vom Petrus, von Magdalena, Nikodemus, vom „Kinnerfrönd" und andere. Von großer, ergreifender Wirkung sind die Gedichte, die den Pfarrer als sozialempfindenden und sicherlich auch so handelnden Menschen kennzeichnen, vor allem das Gedicht „De armen Bröers". Wieder andere zeichnen sich aus durch lebhaft bewegte, geradezu spannende, dramatisch gesteigerte Handlung, wie „De Schutzengel". Wibbelt müßte kein Münsterländer sein und nicht den Humor als eine Quelle gesunden Lebens lieben und üben, wenn er nicht auch in seinem Pastraoten-Gaoren dem Ernst den Scherz beigesellt hätte. „Gliek un gliek", „Auck en Paar" sowie „De hillige Striet" dürften es beweisen. Wie diese wenigen aus der bunten Fülle herausgehobenen Poesien, so verdienten wohl die meisten ehrenvolle Erwähnung und des Dichters allzu bescheidene eigene Beurteilung seiner Kunst (S. 99): Metunner dücht mi, all min Sank — De könn di nich gefallen; He is to minn, to swack un krank . . . wird wohl kaum jemand bestätigen. Darum muß auch seine an derselben Stelle zuletzt erhobene Frage: Segg, sall ick leiwer swiegen? mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden. Möge uns Wibbelt noch viele Poesien spenden! Dr. A. Wrede.

Bücher zur rheinisch-westfälischen Heimatkunde. Die seit fünf Jahren ständig wachsende heimatkundliche Literatur unseres Vereinsgebietes ist um drei kurz hintereinander erschienene Bücher vermehrt worden. So erschien am Schlusse des verflossenen Jahres das Buch: Der Landkreis Mülheim am Rhein. Beschreibung, Geschichte, Sagen und Erzählungen von Johann Bendel, Rektor in Mülheim am Rhein. Innerhalb weniger Monate war das Buch vergriffen und an die 100 Bestellungen konnten, wie der Verfasser mitteilt — das Werk erschien im

Selbstverlage Bendels — nicht ausgeführt werden. Da das Werk auch gerade die wertvolleren volkskundlichen Gebiete, Feste und Feiern, Sitten und Bräuche, Trachten und Volksspeisen, vor allem die Sagen berücksichtigt, so ist auch von unserem Standpunkte zu wünschen, daß es eine 2. Auflage erlebt.

Ein anderes Buch, das gleich bei seinem Erscheinen viel Anklang fand, ist die Heimatkunde des Kreises Bergheim von F. W. Noll, Hauptlehrer in Elsdorf (Rheinland). Selbstverlag des Verfassers. 1912. VI. u. 242 Seiten. Mit Abbildungen. Es umfaßt die 4 Hauptteile: Beschreibung des Kreises Bergheim, Überblick über die Geschichte des Kreises, Ortschaften und Volkstümliches. Dieser letzte Abschnitt bringt eine Reihe von Sagen, ferner Volksgebräuche (am Kirmes- und Maitag, auf Neujahr, Martinstag, in der Karwoche und bei den Hauptstufen des Lebens), abergläubische Erscheinungen und Hausinschriften. Angenehm berührt es, daß auch in den übrigen Abschnitten Regungen und Äußerungen des Volksgeistes zur Belebung der Darstellung mitgeteilt sind, z. B. eine Reihe von Wetterregeln bei der Ausführung über das Klima, die Sage vom Bürgelwald in dem Abschnitt Forstwirtschaft, anderes wieder in dem geschichtlichen Teile. Lieber sähe man solche Dinge mit dem letzten Abschnitt vereinigt, um das Volkskundliche schön beisammen zu haben. Es hätte aber auch schließlich ein Hinweis auf die Einzelheiten im Inhaltsverzeichnis genügt, z. B. bei Klima die Angabe Wetterregeln. Noch besser vielleicht wäre ein solcher Vermerk in dem Abschnitte Volkstümliches selbst gemacht worden. Aber diese Ausstellung ist nur von ganz geringer, äußerlicher Bedeutung, soll auch nur zeigen, wie man die Anlage eines Buches und seine schnelle praktische Verwendung, die Auffindbarkeit von Einzelheiten noch besser gestalten kann. Sonst ist das Buch, weil schön gegliedert, auch übersichtlich genug und auch im ganzen musterhaft ausgeführt. Der Verfasser darf für seine Arbeit auch des Dankes der Freunde der Volkskunde sicher sein.

Für münsterländische Schulen arbeitete Rektor H. Bremer eine Heimatkunde der Provinz Westfalen. (Münster 1912, Universitäts-Buchhandlung Franz Coppenrath. 115 Seiten. Mit vielen Abbildungen, Skizzen und einer Karte der Provinz. Geb. M. 1.50). Auch in diesem Werkchen ist das Volkundliche in engerem Sinne berücksichtigt. Denn der Verfasser, der den ganzen Stoff auf die drei Regierungsbezirke Münster, Arnsberg und Minden oder Münsterland, Sauerland und Minden verteilt, erzählt z. B. vom münsterländischen Bauerhause nach seiner Einrichtung und Umgebung, auch von seinen Bewohnern, von ihrem Aberglauben, ihrer Sprache und ihren Sagen. Auch von den Sagen des Sauerlandes und des alten Fürstentums Minden werden gute Proben geboten. Desgleichen schildert der Verfasser kurz den Charakter und die Beschäftigung der Bewohner des jedesmaligen Landesteiles, z. B. die Verarbeitung des Flachses in Ravensberg. Den Schulen, für die das Buch geschrieben ist, wird es gute Dienste leisten. Dr. A. Wrede.

Namen- und Sachregister.

Abnehmen, Mittel dagegen 72.
Abzählreime 134 ff.
Aegidienberg 26. 115. 190 ff.
Aegypten, das Spiel im alten — 161 ff.
Amel (Kr. Malmedy) 65.
Angang 67.
Angermund 278.
St. Antonius 153.
Augen, Mittel gegen schlimme — 225.
Auszehrung. Mittel dagegen 72.

Backes 50. 92 f.
Ballspiel 130. 173 f. (in Aegypten).
Bauer setz de Käs op (Spiel) 153.
Bauopfer 229 f.
Bavenhausen (Lippe) 294.
Beerdigung 178 f. (in Aegypten). 229.
Beerenopfer 152.
Bentorf (Lippe) 295.
Berg 10. 188. 278.
—berg (in Ortsnamen) 84 ff.
Bergnamen 81 ff. 207 ff.
—beul (in Ortsnamen) 211.
Biene 150.
Blattern, Segen dagegen 2.
Blomberg (Lippe) 154.
Bocholt 70.
—bögel (in Ortsnamen) 221.
—bogel (in Ortsnamen) 221.
—boll (in Ortsnamen) 211.
Bouderath (Eifel) 100.
Brake (Lippe) 225.
Braken 110.
Brand, Segen dagegen 4.
Braubach (Rhein) 71.
Bredeney 82.
Brettspiel (in Aegypten) 182 f. 184 f
—brink (in Ortsnamen) 222 f.
Brombeere 97. 223.
Brot 72.
Burgsonntag 65.
Burscheid 121. 283. 285 f. 287 f.

Cleve 61.
Communio mit der Gottheit 265 f.

Dattenberg b. Linz (Rhein) 153.
Dellbrügge 271 f.
Delle 271.
Deuselbach (Hochwald) 150.
Diebbannen 155.
Dinker (Soester Börde) 148.
Donnerkeil 3. 299.
Dorfhirte 51.
Dramatische Spiele (in Aegypten) 186 f.

Ehestandslied 57 f.
Ei (im Bauopfer) 230.
eichelweis teilen 65.
Eichhörnchen 263. 269.
Eickel b. Bochum 52.
Eiersammeln 100 ff.
Eifel 55. 65. 297.
Elberfeld 11 ff. 114. 117 ff. 188 ff. 280 ff.
Enger (Westf.) 227.
Epostrakismos 241.
Ersatzmitgaben an Tote (in Aegypten) 164 ff.
„Es soll sich kein Mensch mit der Liebe abgeben“ 58 f.
Essen (Stift) 81. 207. 270.

Fastenfeuer 65.
Fastnacht 43. 55. 63.
Flachsbereitung 105 ff. 275.
Flachsriffellied 104 ff. 145 f.
Fliesteden (Bez. Köln) 64.
Flurnamen 50 ff. 81 ff. 207 ff. 270 ff.
Freisenmännchen 4.
Frosch (im Rätsel) 64.
Frostballen, Mittel dagegen 72.

—gatt (in Ortsnamen) 276.
Gemeindebackhaus 59.
Geistersagen 231 f. 292 ff.
Gelbsucht, Segen dagegen 151.
Gesecke i. W. 104.
Gliederverrenkung, Segen dagegen 1 f. 3 f.
Glocke 227 f.
Grenzstein versetzt 293.

Hagelstein 3.
Hahnweiler (Bez. Trier) 2.
Häusernamen 68 f.
Heesten (Lippe) 229.
Heidenoldendorf b. Detmold 68. 229.
Heischegang 8.
Heischelieder 41 f. 44 f. 55. 100 f.
—helde (in Ortsnamen) 218.
—helle (in Ortsnamen) 218.
Hellweg 64. 218 ff.
Hemmerde (Soester Börde) 148.
Herzog Heinrich v. Braunschweig 155.
Hexen 155. 275.
Hiddesen b. Detmold 71. 230.
Hilgen b. Burscheid 202 ff.
—hill (in Ortsnamen) 218.
Hillig 55 f.
Hilligstab 56 f.
Himmelfahrts-Waldfest 154.
Hinsch (?), Segen dagegen 3.
hoch (in Ortsnamen) 214.
Hohenfels (Eifel) 298.
Hohenhausen (Lippe) 294.
Hohlenstein (Teutoburger Wald) 156.
—hol (in Ortsnamen) 276.
Horn (Lippe) 230.
—hovel (in Ortsnamen) 212.
—hövel (in Ortsnamen) 212.
Hummerichskinder 55.
Hütefeuer (am Sonntag Sexagesimä) 8.
—hüvel (in Ortsnamen) 212.

Jahrzeitsprüche 62 f.
„Ich stand auf hohem Berge“ 117 ff.
St. Johannisfeier 70.

Katzenfurt a. Dill 72.
Kaupenhöhe (in Essen) 210.
Kempen (Rhein) 230.
Kinderlieder 26 ff. 43 ff. 129 ff.
Kinderspiel 153. 162 ff. (in Aegypten). 228. 241 ff.
Kirsche 230 f.
—klef (in Ortsnamen) 221 f.
—kliff (in Ortsnamen) 221 f.
—klipp (in Ortsnamen) 221 f.
—knap (in Ortsnamen) 207 ff.
Kniereitelieder 29 f.
—knoll (in Ortsnamen) 208.
—kolk (in Ortsnamen) 277.
Kölnische Volksschauspiele 232.
—kopf (in Ortsnamen) 209 ff.
—kopp (in Ortsnamen) 209 ff.
Körbecke (Kreis Soest) 43. 145.
Korngeist 266 f.
Koselieder 28 f.
Kreisspiele 129 f.
Kröte als Votivgabe 152 f.
Kuh 228 f.
—kuhle (in Ortsnamen) 274 f.
—kump (in Ortsnamen) 277.
Küster 64.

Leithe (Ortsname) 220.
Lemgo 152.
Lennep 220.
Leuscheid a. Sieg 65.
Liehbank 295.
Lippe 68. 71. 72. 152. 154 f. 225 229. 231. 292.

Linden (Ortsname) 220.
Lorenzmarkt 6.
Lügenbank 294.
Lünern (Soester Börde) 148.
Lüttkefastnacht 44.

Maieierholen 100 ff.
Maiklappen 155.
Mailehen 42.
Maimädchen 102.
Maireiser 103 f.
Maitag 42.
Marschierlieder 131.
Martinsabend 52 ff.
Martinsbuch 52.
Martinsfeuer 55.
Martinstag 41 f. 55. 149.
Mehring a. Mosel 228. 229.
Meiningsen (Soester Börde) 147.
Menzenberg a. Siebengebirge 278.
Mesenich a. Mosel 295.
Meurich (Bez. Trier) 50.
Milch 225.
Mosebeck (Lippe) 231.
Musikalische Rufe 151.

Nachbarfeste 70 f.
Nachbarreim 216.
Nachbarschaft 52 f.
Nachgeburt 229.
Nachtmahr-Bann 61.
Nacktheit (in Aegypten) 177.
Nagel einschlagen (Heilzauber) 228 f.
Namenstag 42.
Necklieder 141 f.
Neuenheerse (Westf.) 66.
Neujahr 42. 63.
Nikolaus 41. 62 f.
Nocken 99 f.
Nohfelden (i. Birkenfeld) 2. 3.

Ober-Garschagen (b. Lüttringhausen) 128.
„O Moder de Finke sin duht" 60.
Olpe 112. 196.
Omophagie 263. 265 ff.
Opfer 4 f.

Paten 7.
Peitschenknallen 155.
St. Peters Tag 62.
Petri Stuhlfeier 43.
Pfingsten 149. 150.
Pfingstweide 6.
Platte (Flurname) 216 f.
Plattenberg (Flurname) 216 f.
—poll (in Ortsnamen) 211.
Puppe (in Aegypten) 163 ff.

Radevormwald 23. 117.
Rätsel 64. 137 ff.
Redensarten 147 ff.
Riepenlieder 104 ff. 145 f.
Ringkämpfe (in Aegypten) 174.
Rottspitz (i. Berg.) 114.
—rück (in Ortsnamen) 210.
Rufe, musikalische 151.

Saarbrücken-St. Johann 151.
Sagen 66. 71. 91 f. 155 f. 156. 227 f. 231 f. 292 ff. 298.
Salzuflen (Lippe) 154.
Sassendorf (Soester Börde) 147 f.
Schatz 5. 71.
Scherzreime 140 f. 143 f.
—schlade (in Ortsnamen) 274.
Schläge a. d. Hintern 46 ff.
Schling (Lippe) 232.
—schlinke (in Ortsnamen) 273.
Schlummerlieder 26 ff.
Schnellsprechübungen 139.
Schötmar (Lippe) 230.
Schüppe, die — geben 46.
Schwedenlanze 296.
Schwedenzeit 296. 297 f.
Schwefe (Soester Börde) 147.
Schweinsfuß, teilen wie einen — 64 f.
Seele nimmt an der Wallfahrt teil 229.
Segen 1 ff. 61. 150. 227.

Sense 57.
Septuagesimae 8.
Seumannshof 215.
Siebenbach (Eifel) 55.
—siepen (in Ortsnamen) 272 f.
Soester Börde 147.
Solingen 116. 117.
Sonnborn 200.
Sonnenschein (als Name) 215.
Sperling 264 f. 269.
Spiele (in Aegypten) 161 ff.
Spiellieder 129 ff.
Spörkel (= Februar) 212 f.
Spottreden 64. 141 f.
Sprichwörter 61 f. 147 ff.
Sprockhövel 212.
Sprokkelmaand 212.
Spuckkuchen 65 f.
Steele (Ortsname) 217.
Stein über eine Wasserfläche hüpfen lassen 241 ff.
—stein (in Ortsnamen) 213 f.
Steinberg (Birkenfeld) 2. 5.
Steinkreuz 298.
Storch 63.
Strichspiel 228.

Talle (Lippe) 294.
Talnamen 270 ff.
Tanz (in Aegypten) 176 ff.
Taufe 7.
Teilen wie einen Schweinsfuß 64 f.
Terboven (Hofname) 215 f.
Ternedden (Hofname) 216.
Teufelswieschen 66.
Tier als Verkörperung des Gottes 265 f.
Töpfe eingemauert 230.
Tote kehren wieder 292 ff.
Totenhochzeit 166.
Trommellied 131.

Uschebti 164 ff.

Vegetationsgeist 266 ff.
Verlobung 55 f.
Versteigern der Mädchen 100 ff.
Vieh, Zauber für das — 225 f. 228 f.
Vögelverkauf (im Kinderlied) 130.
Volkslieder 10 ff. 56 ff. 58 f. 66 f. 112 ff. 188 ff. 278 ff. 297.
Volksmedizin 1 ff. 225 ff. 259. 263 ff.
Volksschauspiele (Kölnische) 232
Vorgeschichte 71 f.

Waldbeerlied 45.
Wallfahrten, Aberglaube bei — 229.
Wâpenräuper 216.
Warden (Kr. Aachen) 26. 129.
Wechselgesänge 132 ff.
Wecken 55.
Weihnachten 62.
Weinkauf 104.
Wetterfeiertage 8.
Wetzlar 151.
Wiederkehr Verstorbener 292.
Wiegenlieder 26 ff.
Winningen a. Mosel 69.
Winzerfest 69 f.
Wipperfürth 66.
Wodansberge 32.
Wolfersweiler (Nahe) 1 ff.

Zahnweh, Segen dagegen 150.
Zaunkönig 259 ff.

Mitgliederverzeichnis

des **Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.**

Bestand vom 1. November 1912.

I. Vorstand:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29 } Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 }
O. Schell, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31 } Schriftführer
K. Wehrhan, Rektor, Frankfurt a. M.-Bockenheim, Volta-Mittelschule. }
O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W. }
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn
Prof. Dr. Imme, Essen
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Bonn
Reg.- und Baurat v. Pelser-Berensberg, Köln } Beisitzer.
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund.
Rektor C. Rademacher, Köln
Dr. Ruhfuß, Dortmund
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln

II. Ehrenmitglieder:

Unterstaatssekretär Schreiber, Berlin.
Regierungspräsident Dr. Kruse, Düsseldorf.

III. Ordentliche Mitglieder.*)

Aachen
Dr. phil. E. Arens, Oberlehrer.
Franz Kapell, diplom. Handelslehrer.
Dr. med. Hans Mönnicks, Zahnarzt.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzender des kath. Lehrerverbandes Rheinland.
Schollen, Rechnungsrat.
Stadtbibliothek.
A. Thissen, Stadtrat.

Aachen-Burtscheid
Franz von Birgeln.

Acht b. Virneburg.
Dr. Joseph Heinrichs.

Ahlen i. W.
Dr. H. Ottenjann.

Ahrweiler
Chr. Strauck, Hauptlehrer.

Altenkassel b. Saarbrücken
N. Ritzler, Bergmeister a. D.

Altenkirchen (Westerwald)
Kreislehrerbibliothek. (2 Expl.)

Altona
Museum.

Altona-Othmarschen
Dr. L. Fassbender, Professor.

Andernach
Wilh. Hirtz, Rechtsanwalt.
Steph. Weidenbach, Lehrer.

Askov, ved Veijen, Dänemark (Jütland)
Dr. H. F. Feilberg, Pastor emer.

Barmen
Dr. Dütschke, Professor.
Jul. Leithaeuser, Professor.
Ernst Schmidt, Lehrer.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Volksschullehrerbibliothek.
Ad. Werth, Fabrikant.

Bedburg
Dr. Kaussen.

Bendorf a. Rh.
Jos. Alken, Lehrer.

Bergisch-Gladbach
Heinrich Löhr.

Berlin
Dr. J. Bolte, Professor.
Bildhauer Dorls.
Dortmunder Stammtisch, Leipzigerstr. 109.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Kgl. Museum für Völkerkunde.
Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.
Süreth, Ingenieur.

Berlin-Halensee
Robert Mielcke, Schriftsteller und Geschäftsführer des „Heimatbund".

Berlin-Schöneberg
Baurat Gerlach.

Bottingen (Kreis Saarlouis)
Richard Frank, Apotheker.

Bielefeld
Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg.
Dr. Tümpel, Professor.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet. Etwaige Irrtümer und Änderungen wolle man gefl. Herrn Rektor K. Wehrhan, Frankfurt a. M.-Bockenheim, Volta-Mittelschule, mitteilen.

Birgel bei Düren
Graf Spee, Pfarrer.

Birkenfeld a. N.
A. Tillmann, Buchhändler.

Bitburg
Lentz, Kreisschulinspektor.

Blankenburg a. H.
Professor Ed. Damköhler.

Bochum
Ernst Altfeld, Kreistierarzt.
Franz Hase, Bauunternehmer.
L. Köllermann, Kaufmann.
Städt. höh. Mädchenschule.
Dr. phil. Ew. Reinhard.
L. Schulte, Rektor.
Wilh. Spiekermann, Lehrer.

Bollenbach bei Rhaunen
Bolz, Lehrer.

Bommerholz i. W. (Ruhr)
A. H. Blesken, Hauptlehrer.

Bonn
Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.
Dr. J. Franck, Univ.-Professor.
Dr. H. Frings
Karl Hutter, cand. d. höher. Lehramts.
Dr. Liesenfeld, cand. phil. et jur.
C. Meurer, Gymnas.-Oberlehrer.
Dr. Jos. Müller, Oberl. (2 Expl.)
Dr. Pohl, Gymn.-Direkt. a. D.
Dr. Eugen Prym, Professor.
Dr. Fr. Schrörs, Univ.-Professor.
Karl Schwarz, cand. phil.
Stadt Bonn (Oberbürgermeister).
Dr. Fritz Stier-Somlo, Univ.-Prf.
Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.
Zurhellen, Superintendent a. D.

Borgeln, Kreis Soest
Pastor Clarenbach.

Borken i. W.
Dr. med. W. Conrads.

Bouderath b. Münstereifel
Kaspar Mütter, Lehrer.

Bredenborn
C. Bökamp, Hauptlehrer.

Bredeney b. Essen-Ruhr
Dr. Krueger, Geh. Sanitätsrat.

Bremen
Stadtbibliothek.

Brühl bei Köln
Gymnasialbibliothek.

Budapest
Fritz Schwarz, Professor.

Buenos-Aires (Südamerika)
*Frau Adele Petersen.
*Frau Louise Plate.

Buer i. W.
van Kell, Hauptlehrer.

Burgbrohl
Dr. H. Andreae.

Burscheid
Otto Richartz-Stindt.

Castrop
C. Schröder, Lehrer.

Cleve
Kreisausschuss des Kreises Cleve.

Cochem (Mosel)
Graff, Lehrer.

Cronenberg b. Elberfeld
O. Leihener, Rektor.
J. Schreckenberg, Oberpostassistent.

Daaden, Reg.-Bez. Coblenz
Lehrerverein.

Darmstadt
Grossherzogl. Hofbibliothek.

Derne b. Dortmund
Paul Stolle, Hauptlehrer.

Detmold
Fräulein Clara Bornebusch.

Dr. Gregorius, Gymn.-Direktor.
H. Schwanold, Seminarlehrer.
Dr. K. Tielker, Rechtsanwalt.

Dierdorf (Bez. Coblenz)
Gross, Hauptlehrer.

Dinslaken
Kreisausschuss.

Dortmund
Ameke, Rechtsanwalt.
Anthes, Professor.
Augusti, Direktor der Essener Kreditanstalt.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner.
Bein, Bauunternehmer.
v. d. Berken, Direktor des städt. Vermessungsamtes.
Biermann, F., Kaufmann.
Blume, Kaufmann.
Bodenstein, Zahnarzt.
Bosse, Direktor.
Brackmann, Bahnhofswirt.
Brand, Dr. med., Sanitätsrat.
Brandes, Kaufmann.
Brausewaldt, Professor.
Brauss, Dr. med.
Brügmann, P., Holzindustrieller.
Buff, Kaufmann.
Claren, Kgl. Baurat.
Clod, Kaufmann.
Daub, Pfarrer.
Deter, Kaufmann.
Dibbelt, Dr. phil., Professor.
Diedrichs, Sparkassenrendant.
Dortmunder Lehrerverein.
Droste, Dr. phil., Professor.
Eckardt, Zivilingenieur.
Faubel, Zahnarzt.
Fenner, Dr. med.
Flach, Dr. phil., Professor.
Gerhardi, Dr. med.
Geselbracht, Justizrat.
Gockel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gronemeyer, Professor.
Haehling v. Lanzenauer, Major a. D., Standesbeamter.
Handelsschule.
Hannes, Kaufmann.
Harms, Kaufmann.
Herrmann, Lehrer.
Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hildebrand, Dr. phil., Professor.
Hoffmann, Generalagent.
Janssen, Prof., kgl. u. städt. Musikdirektor.
Jende, Kgl. Eisenbahn-Verkehrs-Inspektor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.
Kaupe, Gerichtstaxator.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpper, Kaufmann.
Knapmann, Kaufmann
Kohn, Rechtsanwalt.
Kramberg, Justizrat.
Kruskopf, Fabrikant.
Kuckuck, Ingenieur.
Küper, Fabrikbesitzer.
Lahme, Direktor.
Lehnhoff, Rektor.
Lemberg, Lehrer.
Lemberg, Dr. phil., Professor.
Lentze, Kaufmann.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Lock, Kaufmann.
Lutter, Architekt.
Städt. höhere Mädchenschule
Maess, Optiker.
Markmann, Architekt.
Meyer, Kaufmann.
Meyer, Zimmermeister.
Metzmacher, Stadtrat.
Städt. Museum.
Overhoff, Lehrer
Panhoff, Dr. phil., Professor.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Karl Prümer, Schriftsteller.
Radebold, Oberlehrer.

Realgymnasium.
Reese, Kgl. Baurat, Direktor des städt. Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.
Ruhfuss, Dr. phil., Verlagsbuchhändler.
Sartori, Professor.
Sauerländer Gebirgsverein, Ortsgruppe Dortmund.
Schäfer, Professor.
Frl. M. Schmemann.
Schmidt, Pfarrer.
Schulte, Frau H. A.
Schulte, E. W., Kaufmann.
Schulte, H. W., Kaufmann.
Schultz, Dr. phil., Direktor der Wilhelm-Augusta-Viktoria-Bücherei.
Seminar für techn. Lehrerinnen.
Spangenberg, Brauereidirektor a. D.
Stadtbibliothek.
Steinweg, Bergwerksverwalter a. D.
Steneberg, Professor.
Stoffregen, Gärtnereibesitzer.
Strohmeyer, Oberturnlehrer.
Tewes, Juwelier.
Tiefensee, Kaufmann.
Treeck, Kaufmann.
Uhlmann-Bixterheide, Telegr.-Bauführer und Schriftsteller.
Ullner, Prokurist.
v. Velsen, Kaufmann.
Verron, Rentner.
Weimann, Rektor.
Witteborg, Kaufmann.

Duisburg
Jos. D'Avis, Kaufmann.
B. Brauckmann, Vertreter.
Eilbrecht, Geschäftsführer.
Jos. Funk.
A. Schulte, Restaurateur.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Verein für Heimatkunde und Verkehrsinteressen.

Duisburg-Meiderich
Eugen Kern, Kaufmann.
Dr. F. Wippermann, Oberlehrer.

Duisburg-Ruhrort
Horn, Pfarrer.

Dülken (Rheinland)
Schmitz, Professor.

Düren
Heinr. Hoffmann, Lehrer.
Dr. Albert Lennartz, Oberlehrer.

Düsseldorf
Dr. Beisenherz, Oberlehrer.
Karl vom Berg jun.
Bibliothek d. Geschichtsvereins.
Dr. R. W. Carl.
Frauberger, Direktor.
Wilh. Grevel.
F. Hobräck, Kaufmann.
Dr. Junius, Direktor.
Landes- und Stadt-Bibliothek.
Gust. H. Lucas.
Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.
Dr. Renvers, Landeshauptmann der Rheinprovinz.
Professor Willy Spatz, Maler.
Karl Ufer, Gymnas.-Professor.

Düsseldorf-Gerresheim
Meng, Lehrer.

Düsseldorf-Grafenberg
Dierlamm, Lehrer.

Eichlinghofen b. Dortmund
Wilh. Kottmann, Hauptlehrer.

Eilshausen
Sievert, Hauptlehrer.

Elberfeld
*Fr. Bayer, Kommerzienrat.
Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins.

Elsas, Professor.
Dr. Gerth.
B. Grauvogel, Sekretär.
O. Grüttefien, Buchdruckereibesitzer.
Hartnack, Töchterschullehrer.
Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
Ernst Muthmann, Fabrikant.
Rud. Nostiz, Lehrer.
Realgymnasium.
E. Riepenberg, Kaufmann.
Herm. Sanner.
Franz Schaeper, Lehrer.
E. Schell, Kaufmann.
O. Schell, Lehrer und Bibliothekar des Berg. Geschichtsvereins.
Frau Calla Schell.
F. L. Schneider.
Rud. Schwander, Lehrer.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Rud. Thietz, Lehrer.
Kath. Vereinigung berg. Lehrer.

Emsbüren b. Osnabrück
J. Tiesmeyer, Lehrer.

Enkirch (Mosel)
J. Speth, Lehrer.

Eschweiler b. Münstereifel
Krause, Pfarrer.

Eschweiler b. Aachen
Prof. Dr. W. Capitaine.

Essen (Ruhr)
Franz Arens, Rentner.
Herm. Boehmer, Kaufmann.
Herm. Brown.
A. Eifler, Rektor.
Oberbürgermeister Holle, Geh. Reg.-Rat.
Dr. Imme, Professor.
Hugo Kückelhaus.
Museumsverein.
Herm. Schwarz, Fabrikant.
Ortsverband des Allgem. Deutschen Sprachvereins.
Albert von Waldhausen, Gewerke.

Essen-Bergerhausen
Theod. Holbeck, Hofbesitzer.

Essen-Rüttenscheid
Professor Dr. Kiefer.

Eupen (Rheinland)
Prof. Dr. W. Schneider.

Falscheide b. Löhne i. W.
Heinr. Diekmann, Lehrer.

Filehne-Ostrau
Dr. Heinz Ploenes.

Frankfurt a. M.
Dillmann, Lehrer.
K. Wehrhan, Mittelschulrektor.

Freiburg i. B.
Prof. Dr. John Meier.

Friedenau b. Berlin
H. Brücker, Buchdruckereibesitzer.
Dr. jur. Alb. Hellwig, Kammergerichtsreferendar.
Dr. Ed. Kück, Gymnasial-Oberlehrer.

Friedrichsthal a. Saar.
Aug. Fleck, Lehrer.

Friedr.-Wilhelm-Hütte (Siegkr.)
Helikum, Lehrer.

Gebroth, Post Winterburg, Kreuznach
Franz, Pfarrer.

Geldern
Königl. Landratsamt.

Gelsenkirchen
H. Fermum, Lehrer.
Heinrich Gathmann, Lehrer.
A. Lingemann.
Dr. med. Stracke.

Gemen i. W.
Bramesfeld, Pfarrer.

Gevelsberg
Lehrerverein.
Dr. Fr. Lorentzen, Arzt.
Realschule.

Giessen
Dr. Hugo Hepding, Hilfsbibliothekar.

Goerz, Küstenland.
Dr. A. Deping.

Greifswald
Universitätsbibliothek.

Grevenbroich
Janssen, Hauptlehrer.
Zumbusch, Professor.

Grosslichterfelde
Dr. Hauptmann, Univers.-Prof.

Gummersbach
Kgl. Lehrer-Seminar.
F. Schön, cand. theol., kommiss. Seminarlehrer.

Hagen i. W.
Sauerländischer Gebirgsverein, Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privatgelehrter.

Hamborn (Rheinland)
Kurt Hein, Kreisschulinspektor.

Hamburg
Professor Dr. Lauffer, Direktor d. Museums für Altertumskunde.
Chr. Münster (i. F. Walsoe u. Hagen).

Hamm i. W.
E. Raabe, Rechnungsrat.

Hannover
Dr. Willi Pessler, Geograph.
Prof. Dr. H. Wortmann.

Hasslinghausen-Üllendahl
H. Graebner, Lehrer.

Hausen b. Rhaunen
Schüler, Pfarrer.

Heidelberg
K. Lohmeyer.

Heiligenstadt a. Eichsfeld
Prof. Strothkötter.

Herdecke (Ruhr)
Volksbibliothek.

Hermeskeil, Bez. Trier
Dr. Michel, prakt. Arzt.
Schmitt, Postmeister.

Herne i. W.
Alfred Daber, Kaufmann.
Holtsträter, Rektor.

Heven b. Witten a. d. Ruhr
Dr. med. Straube.

Hildesheim
Dr. Bongardt.
Müller, Seminar-Oberlehrer

Hofheim i. Taunus
Dr. Alb. Blank, Chemiker.

Hohenlimburg
A. Beneke, Lehrer.
H. Pohlmann, Lehrer.

Homburg v. d. H.
C. Langenfeld, Bürgermeister.

Honnef a. Rh.
M. Pieck, Lehrer.

Hörde b. Dortmund
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

Hottenbach b. Fischbach a. d. Nahe
Dr. Hackenberg, Prof., Kreisschulinspektor.

Hügel b. Essen a. d. Ruhr
Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, Legationsrat.
Fr. Bernsau, Direktor.

Isenburg, Post Sayn
Karl Lellmann, Lehrer.

Iserlohn
Lohmann, Pastor.
Ludw. Schröder, Schriftsteller.

Jagdhaus bei Fleckenberg (Sauerland)
Franz Wiese.

Itter b. Düsseldorf
P. Matthieu, Lehrer.

Kalk b. Köln
Dr. Jakob Kemp, Oberlehrer.

Kalterherberg b. Montjoie
Kesternich, Hauptlehrer.

Käselow b. Güstrow i. M.
J. A. Bartholly, Rittergutsbesitzer

Kempen a. Rh.
Geschichts- u. Altertumsverein.

Kempenich
Simon, Pfarrer.

Kettwig a. d. Ruhr
Lehrerbibliothek der höheren Stadtschule.

Kevelaer
Dr. Oehmen.

Koblenz
Dr. M. Bastgen, Professor.
Dr. Follmann, Oberlehrer.
Dr. Hessel, Direktor.
Stadtbibliothek.

Köln
Dr. med. J. Bayer.
Dr. phil. Karl Beckmann.
Dr. Berlage, Prälat, Domprobst u. Oberschulrat a. D.
E. P. Buchholz.
Dr. J. Dahmen, Professor.
Dr. Walter Fuckermann.
Jakob Geich, Professor.
Willy Hoeppe, cand. phil.
Dr. med. L. Huismans, Arzt.
Georg König, Apotheker.
Fr. Lange, Oberlehrer.
Ludwig Minlos, Fabrikant.
Wilh. Minlos, Fabrikant.
Ottomar Müller, Oberlandesgerichtsrat, Geh. Justizrat.
Dr. Nolte, Assessor.
v. Pelser-Berensberg, Kgl. Reg.- u. Baurat.
C. Rademacher, Rektor.
Dr. H. Reuther, Oberlehrer.
Joh. Schüller, Gerichtsassessor.
Stadtbibliothek.
K. A. Stauff, Antiquariat, Buch- u. Kunsthandlung.
Hans Thurn.
Waldemar Weber, Schriftsteller.
Justizrat Weissweiler.
Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.
Dr. Ed. Wiepen, Professor.
Dr. A. Wrede, Oberlehrer.

Köln-Ehrenfeld
Jos. Berens, Vorschullehrer.
Heinrich Bornheim, Fabrikant.
Max Krasmann, Gymnasiallehrer.
Joh. Zilkens, Referendar.

Köln-Nippes
Erich Geller, Oberlehrer.
Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.

Kopenhagen (Dänemark)
Chr. Juulmann, Maler.
Harald Juul-Jenen, cand. phil.

Krefeld
W. Diris, Lehrer.
Wilh. Klinkhammer, Lehrer.
Kreisausschuss des Landkreises Krefeld.

Schumacher, Hubert, geistlicher Rektor.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).

Kreuznach
Hans Klauer, Lehrer.
Städtische Volksbibliothek.

Langenberg (Rhld.)
Sanitätsrat Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.

Haus **Leerbach** b. Berg.-Gladbach
Frau Rich. Zanders, Fabrik- und Rittergutsbesitzerin.

Leibolz b. Eiterfeld, Kreis Hünfeld. Bez. Cassel.
Jos. Ehrlich, Lehrer.

Leipzig
Joh. Adler.
Wilh. Heims, Verlag.

Leipzig-Reudnitz
Lic. theol. Marckgraf, Pastor.

Leitmeritz (Böhmen)
Ignaz Peters, Gymnasialprof.

Lendersdorf b. Düren
Fuessenich, Pfarrer.

Lindau a. Bodensee
Freiherr Lochner v. Hüttenbach, kgl. bayer. Kämmerer usw.

Lindenscheid, Post Rhaunen
Regitz, Lehrer.

Lippramsdorf
Glauner, Ernst.

Lobberich (Rhld.)
Zillessen, Pfarrer.

Lübeck
Frl. Anna Sartori.

Lüdenscheid
Dr. jur. Schmalenbach, Rechtsanwalt.

Lüdinghausen i. W.
Alb. Coppenrath, Kaplan.

Lülsdorf b. Niedercassel a. Rh.
Klüppel, Lehrer.

Lund i. Schweden
C. W v. Sydow.

Lünen
Bibliothek d. Progymnasiums.
Wilhelm Coers, Kaufmann.
Val. Greve, Kaufmann.
Dr. Jos. Lappe, Oberlehrer.
Alfr. Potthoff, Fabrikbesitzer.
Gottfried Quitmann.
Dr. Wortmann, Arzt.

Lüttich
Ed. Schröder, Kaufmann.

Lutzerath
Jos. Mayer, Buchhändler.

Malmedy
Dr. Esser, Schulrat, Kreisschulinspektor a. D.

Mayen (Eifel)
Kreislehrerbibliothek.

Mehr b. Cleve
Dr. Augustin Wibbelt, Pfarrer.

Meiningsen, Post Ampen, Kreis Soest
Raabe, Pfarrer.

Menden i. W.
Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

Merzig (Saar)
Theod. Ehrlich, Kgl. Präparandenlehrer.
Rippert, Seminarlehrer.
Wüsten, Kgl. Präparandenlehrer.

Minden i. W.
Kreisausschuss des Kr. Minden (Kgl. Landrat).
Fr. Kuhle, Chefredakteur.

Montabaur
Lehrerseminarbibliothek.

Mörs
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Mülheim a. Rhein
Chr. Boden, Rektor.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer
Städt. Lehrerbibliothek
Oberbürgermeisteramt.
Engelbert Richarz, Oberlehrer.
Heinr. Voss, Kaufmann.

Mülheim a. d. Ruhr
Herm. Becker jun., Kaufmann.
Dr. Deicke, Amtsgerichtsrat.
Kreislehrerbibliothek.
Ad. Winkel, Reichsbankbeamter.

Mülheim (Ruhr)-Heissen
Dr. Wortmann.

Mülhofen b. Engers
Stillger, Hauptlehrer.

München
Jos. Denk, Pfarrer.
Dr. Paul Wolters, Universitäts-Professor.

München-Gladbach
Fr. Bitzer, Zigarrenfabrikant.
Dr. Brasse, Professor.
H. Bruckhaus, Kaufmann.
Kreislehrerbibliothek.
Hans Nolden, Lehrer.
Stadtgemeinde.
Zweigverein d. Allgem. dtsch. Sprachvereins.

Münster i. W.
Dr. Bahlmann, Professor, Kgl. Oberbibliothekar.
Öffentliche Bücher- u. Lesehalle.
Dr. Fritz Castelle, Redakteur.
Rektor Düpmeier.
Dr. Hammerschmidt, Landeshauptmann.
Friedrich Heyden.
Wilh. Holbeck, cand. phil.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Rektor Oberg.
Provinzial-Verwaltung der Provinz Westfalen.
Dr. E. Schoneweg.
Kgl. Univers.-Bibliothek.
Westfäl. Gruppe für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.

Münstereifel
Th. Büsch, Professor.
P. Elbern, Schriftführer des Verschönerungs-Vereins.
C. Nellen, Seminarlehrer.

Neunkirchen, Bez. Trier
Heck, Lehrer.

Neuss a. Rh.
Wilh. Stamm, Kaufmann.

Neuwied
P. Geiss, Seminarlehrer.
H. Keller, Seminarlehrer.

Niedermendig (Kreis Mayen)
Aloys Christ, Hauptlehrer.

Oberholzklau bei Geisweid
G. Demmer, Lehrer.

Oberpleis (Sieg)
Karl Harth, Hauptlehrer.

Oelde i. W.
J. Bäcker.

Ohligs
Dr. C. Goerlichs, Direktor.
Ohligs-Walder Realgymnasium.

Olpe i. W.
Hirschmann, Pfarrer.

Oppenau i. Baden
Jos. Ruf, Ratsschreiber u. amtl. Pfleger der Kunst- u. Altertumsdenkmäler im Amtsbezirk Oberkirch.

Ostrowo, Posen
Prof. Herm. Recker.

Ottensen
Prof. Dr. Heinr. Schüth.

Ottweiler, Bez. Trier
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Kreis-Lehrerverband.
Kreisschulinspektion.

Paderborn
Fürstenberg, Kaplan.

Petershagen a. d. Weser
Seminarbibliothek.

Prüm (Eifel)
Schieffer, Königl. Kreisschulinspektor.

Remscheid
Verein für öffentliche Lesehallen und Stadtbibliotheken (Karl Friedrichs-Stiftung).

Reuters bei Wallenrod, Oberhessen
Heinrich Weber, Lehrer.

Rhaunen
Haberkamp, Pfarrer.

Rheydt
Deussen, Hauptlehrer.
Aug. Klein, Lehrer.
Städt. Museum.
P. Priekhartz, Hauptlehrer.
Dr. Paul Trense, Oberlehrer.

Rogasen (Posen)
Otto Knoop, Professor.

Rölsdorf (Düren)
Ludwig Napp.

Ronsdorf
Staas, Bürgermeister.

Rosskotten b. Kettwig
Mühlendyck, Hofbesitzer.

Rotthausen b. Essen
Boeker, Lehrer.
Güldner, Rektor.

Rüthen i. Westf.
Wilh. Oeke, Seminarlehrer.

Saarbrücken
A. Flaccus, Lehrer.
Dr. Paul Henke, Oberlehrer.
F. Niemann, Stadt- und Kreisschulinspektor.
Stadtgemeinde.
Historischer Verein für die Saargegend.

Sangerhausen (Merseburg)
E. Gnau, Professor.

St. Johann-Saarbrücken
H. Focht, Kgl. Eisenbahn-Obersekretär.

Schapen (Kreis Singen)
Georg Köster, Lehrer a. d. höh. Handelsschule.

Schlebusch (Rhld.)
Wilh. Häker, Hauptlehrer.
(2 Expl.)

Schwelm i. W.
Dr. Emil Boehmer.
Verein für Heimatkunde.

Seifhennersdorf (Kgr. Sachsen)
Reinhold Richter.

Siegburg
Grimm, Kgl. Seminardirektor.

Sieglar (Troisdorf)
Zimmermann, Lehrer.

Sigmaringen
Franz Hester, Kgl. Gymnasialdirektor.

Sobernheim
Lehrerverein.

Soest
Archigymnasium.
Verein Heimatpflege.

Solingen
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Alb. Weyersberg, Fabrikant.

Solingen-Schlagbaum
Rudolf Roth, Schriftsteller.

Sprockhövel
Kreislehrerbibliothek.
Otto Remmest, Lehrer.

Stoppenberg b. Essen
Bürgermeisterei.

Strassburg i. Els.
Professor Dr. Fr. Schultz.

Suhl i. Th.
F. Kunze, Lehrer.

Talge b. Bersenbrück
W. Gieske-Trimpe, Gutsbesitzer.

Teuchern, Prov. Sachsen
K. Becker, Lehrer.

Thalfang (Kreis Bernkastel)
Fröhlich, Pfarrer.

Thier b. Wipperfürth
H. Meuwsen, Pastor.

Bad Tölz (Bayern)
Dr. Max Höfler, Hofrat.

Trechtingshausen b. Bingen
Fr. L. Amlinger, Lehrer.

Treis a. Mosel
Dr. Heckhausen, Kgl. Notar.

Trier
P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas
Dr. Heim, Oberlehrer.
Dr. Jardon, Professor.
Kreislehrerbibliothek.
Dr. Menniken, Oberlehrer.
Dr. Mittweg, Geh. Sanitätsrat.
Rossbach, Professor.
C. Schmitz, Steuerinspektor.
P. Schröder, Lehrer.
Stadtbibliothek.

Trimbs b. Stolp, Kreis Mayen
Johann Heuft.

Troisdorf
Schoenneshoefer, Lehrer.

Uckerath a. Sieg
Kohlleppel, Pfarrer.

Uedem (Kr. Kleve)
Tillmann, Hauptlehrer.

Uerdingen a. Rh.
Bürgermeisteramt.
*A. Büttner, Fabrikant.

Viersen
Wilh. Sieben, Lehrer.

Vohwinkel
Kreisausschuss des Kreises Mettmann.
Arthur Pattberg, Kaufmann.

Völklingen
Dr. J. Ludwig, Oberlehrer.

Vörde (Rhld.)
Sander, Pfarrer.

Warendorf
Verein für Orts- und Heimatkunde im Kreise Warendorf.
H. Winkel, Kgl. Seminarlehrer.

Weimar
Grossherzogl. Bibliothek.

Werden-Ruhr
Dr. Franz Koerholz, Oberlehrer.

Wermelskirchen
W. Idel, Rektor.
Stadtgemeinde.

Wickrathberg
W. Rheinen, Hauptlehrer.

Wiebelskirchen
Bürgermeisteramt.

Wiedenbrück
Schmitz, Bürgermeister.

Wiehl (Kreis Gummersbach)
Wolff, Amtsrichter.

Wien
Dr. Rademacher, Universitäts professor.

Wiesbaden
Jos. Lauff, Major.
Walter Schulte vom Brühl, Chefredakteur.

Wiesdorf a. Rh.
Karl Jung, Rektor.

Wipperfürth
Knäpper, Seminarlehrer.

Witten (Ruhr)
Oskar Fautsch, Rechtsanwalt und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buchdruckereibesitzer.
Rollmann, Kgl. Bergrat.

Wolfersweiler i. Birkenfeld
Lengler, Pfarrer.

Zehlendorf b. Berlin
Frau Clara Viebig, Schriftstellerin

A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H. (vorm. Baedekersche Buchdruckerei), Elberfeld

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Ein Sittenbild aus der Zeit vor 300 Jahren. Mitgeteilt von Pfarrer Lengler in Wolfersweiler (Nahe) . . . . . Seite 1
Volkslieder aus dem Bergischen. Von O. Schell . . . . . „ 10
Kinderlieder. Gesammelt von M. von den Hoff, Warden bei Höngen (Kr. Aachen) . . . . . „ 26
Drei Lieder aus dem Amte Körbecke am Harstrange. Von Bernh. Reinold in Wamel . . . . . „ 43
„Die Schüppe geben." Von Dr. Esser, Malmedy . . . . „ 46
Flurbezeichnungen von Meurich. Von K. Hein, Düren (Rhld.) „ 50
Die Eickeler Martinsabende. Von Ernst Muthmann, Elberfeld „ 52
Sitten und Gebräuche in Siebenbach am Fuße der hohen Acht (Eifel). Von Joseph Klein, Virneburg . . . . . „ 55

Kleinere Mitteilungen:

Volkslied: „Es soll sich kein Mensch mit der Liebe abgeben". Von Dr. H. Andreae, Burgbrohl . . . . . Seite 58
Aus dem Cleveschen. Von Max Höfler, Bad Tölz . . . „ 61
Hell-Weg. Von demselben . . . . . „ 64
Teilen wie einen Schweinsfuß. Von Dr. Esser, Malmedy . „ 64
Fastenfeuer. Von Foyen . . . . . „ 65
„Spuckkuchen". Von demselben . . . . . „ 65
Das tollwütige Frölen in Heerse. Eine Sage aus Neuenheerse. Von Wilh. Oeke, Rüthen . . . . . „ 66
Die Sage vom Teufelswieschen. Von A. Ostheide . . . . „ 66
Verschiedene kleinere Mitteilungen von K. Wehrhan . . . „ 66

Berichte und Bücherschau.

Verschiedene Bücherbesprechungen . . . . . Seite 73

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte und Bücher zur Besprechung an Herrn **Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29**, erbeten.

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Primer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
H. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

---

10. Jahrgang

1913

Elberfeld.

A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichnis des 10. Jahrganges.

Abhandlungen und größere Mitteilungen. Seite

Brinckhoff, W., Rätsel und Redensarten aus Alswede bei Lübbecke . . . . . 288—289
Dillmann, J., Die volkstümliche Bedeutung der Glocke im Hunsrücker Landleben . . . . . 115—123
Egbring, Eduard, Die Meppener „Kreuztracht“ . . . 220—221
Esser, Bemerkungen zu einigen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten . . . . . 29—37. 272—279
Guthmann, Heinr., Plattdeutsche Redensarten aus der Grafschaft Mark . . . . . 281—284
Heuft, Johann, Westfälische Hausinschriften . . . . 23—29
— Sprichwörter und Redensarten in Maifelder Mundart aus Trimbs bei Polch im Kreise Mayen (Rhld) . . . . 284—286
— Volkstümliche Bezeichnung von Personen . . . . 286—288
Imme, Th., Hochzeitsbräuche im Essenschen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts . . . . . 81—103
— Geburt und Kindheit in Sitte und Volksglaube Altessens und seiner Umgebung . . . . . 161—195, 241—266
Kaufmann, E. F., Das Maisingen zwischen Broel und Agger 12—17
Klein, Jos., Reigenlieder (in Worringen a. Rh.) . . . 44—53
Lengler, Hausnamen im Birkenfeldischen . . . . . 195—206
Müller, J., Rheinische Segen gegen den Schluckser . . 37—43
— Einige Eifelsagen . . . . . 215—218
— Die Butterhexe. (Rheinische Sprüche beim Buttern) . 267—272
Ottenjann, Die Schützenkette der Grevener Junggesellen 106—108
— Edelmann, Bedelmann . . . . . 108—110
Prümer, Karl, Fuchs und Gans im märkisch-westfälischen Volksmunde . . . . . 20—23
— Märkisch-westfälische Sprichwörter und Redensarten 128—133
Ritzler, N., Alte Sitten und Bräuche (Kreis Saarburg) . 1—12
Schmitz, Karl, Der Handwebstuhl in der Krefelder Mundart 133—141
Schwanold, H., Lippische Werwolfsagen . . . . . 123—127
— Lippische Sagen . . . . . 218—219
Sieben, Wilh., De longe Lenkte. Ein Beitrag zum niederrheinischen Volkshumor . . . . . 110—111
— Mundartliche Sprüche aus Kempen (Rheinland) . . 279—281
Stuhl, K., Curia, centuria, decuria, Hunrige oder Hunsrück 207—215
Trippel, Theodor, Vom Flachs im Wickrather Flachslande 17—20
— Von der Ernte (Vam beu) . . . . . 111—115
Tümpel, H., Von Britschebrettern und vom Britscheschlagen 103—106
Wehrhan, K., Melodien zu lippischen Kinderspielen . . 289—295
X, Das Ehestandslied auf dem Vorderhunsrück . . . . 222—224

Kleinere Mitteilungen.

Althaus, H., Büchsen und Flöten 297
Bangert, L., Volkslieder aus dem Bergischen 144
Breuer, C., Alter Reim 148
Brügmann, K., Drei Fingerreime aus der Dortmunder Gegend 146
— Rätsel 146
Brücker, Herm., Volkslieder aus dem Bergischen 146
Egbring, E., Mimigerneford 230
Henke, Wurstsammeln der Schmiede zu Fastnacht 64
Imme, Th., Plattdeutsches Gedicht über Napoleon I. . . . 224
Klein, J., Das Ständchensingen in Worringen 62
— Die Maifeier der Burschen in Worringen 64
Mackes, A., Spottverse auf Vornamen 147
— Zu „Freimaurerei und Volkskunde“ 148
— Von der Engelmühle in Neuwerk (Kreis Gladbach) . . . 231

Seite

May, C., Werwölfe und anderer Spuk in Hörde i. W. 149
Meier, John, Das Ständchensingen in Worringen 149
Müller, J., Den Hahn fangen (Eifeler Erntefest) 228
Pohl, Joseph, Heiteres und Ernstes aus Handschriften . . . 150
Prümer, K., Altes westfälisches Volkslied 53
— Burwiärken 54
— Alter westfälischer Becher 55
— Alter westfälischer Hal oder Hol 55
— Märkisch-westfälische Volksneckereien der Langschläfer . . 55
— Französische Worte in der märkisch-westfälischen Mundart 141
— Westfälische Volksneckereien 226
Reinold, B., Neujahrslied aus Amt Körbecke bei Soest . . . 65
Rittinghaus, W., Zu dem Volkslied: „Es waren einmal zwei Knaben“ 151
Ritzler, N., Vom Aderlassen in früherer Zeit 228
— Gemeindebackhäuser und Genossenschaftsmühlen 299
Sartori, P., Volkskunde als Prüfungsfach 55
Schell, O., Zwei Bergische Sagen 296
Schollen, M., Das Mailehen 66
Schön, Fr., Die Sagen vom wilden Jäger im Simonstal bei Kleinaltenstädten bei Wetzlar 228
Schroeder, Peter, Das „Schiffeln“ 67
— Das Eierkappen 67
Schwanold, H., Heilmittel (Lippe) 68
— Volkslieder aus dem Teutoburger Walde 152
Wehrhan, K., Lamberti- und Jacobifeiern in Coesfeld i. W. . . 56
— Kinderreime aus Coesfeld i. W. 58
— Siebenschläfer 58
— Osterfeuer 59
— Schwalenberger Heimatfest 59
— Zauberer 60
— Hellseher 60
— Totenwachengeschichten aus Lippe 61
— Spuk in Detmold 61
— Vorzeichen aus Lippe 62
— Aberglaube bez. kleiner Kinder in Lippe 62
— Gegen Hexen 62
— Krengel zu bestimmten Zwecken 143
— Bauopfer 144
— Das Heringsessen in Bösingfeld in Lippe 232
— Namen des Zaunkönigs 232
— Taschentücher und Bänder an der Richtkrone 233
— Liewekeuken, Lebkuchen 296
— Amulette aus einem Sargnagel 296
Wortmann, Joh., Abzählreim aus der französischen Zeit aus Bielefeld 62

Berichte und anderes.

Aufruf 154
Hauptversammlung 160, 240
Mitteilung 240
Druckfehlerberichtigung 304

Bücherschau.

O. Schell, Bibliographie der rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1912 . . . . . 69—75

A. H. Aphanassjew, Russische Volksmärchen. S. 239. — P. Bahlmann, Am Herdfeuer. S. 238. — P. Bahlmann, Ruhrtal-Sagen. S. 303. — P. Bahlmann, Westfälische Bibliographie. S. 303. — A. Bender, Auf der Schattenseite des Lebens. S. 187. — H. Benzmann, Die

deutsche Ballade. S. 303. — H. Bongardt, O du Heimatflur. S. 75. — Brügmann und Rittinghaus, Westfälisches Liederblatt. S 154. — Al. Burger, Lieder und Sagen vom Rhein. S. 302 — Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. S. 239. — G. Etzel, Aus Jurte und Kraal. S. 239. — Flugblätter rheinischer Dichtung. S. 237. — Th. Frings, Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins zwischen Düsseldorf und Aachen. S. 304. — J. L. Gemarker, Baaskääls. S 76. — G. Gerland, Der Mythus von der Sintflut. S. 239. — K. A. Gloning, Oberösterrreichische Volkssagen. S. 238. — K. Gusinde, Schönwald. S 234 — F. W. Hebel, Pfälzisches Sagenbuch. S. 238 — H. L. Held, Talmud-Legenden. S. 239. — K. Hessel, Sagen und Geschichten des Moseltales. S. 301. — E. Hoffman-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes. S. 235. — J. Jegerlehner, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis. S. 238. — von Kerckeringk zur Borg, Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes. S. 158. — Kiepenkerl-Kalender. S. 235. — H. Kiewning, Von Rechts wegen. S. 156. — Ad. Kirchner, Ein Sagenschatz aus dem Elbtal. S 338. — O. Knoop, Sagen aus der Provinz Posen, S. 238. — K. Knortz, Reptilien und Amphibien in Sage, Sitte und Literatur. S. 239. — K. Knortz, Die Insekten in Sage, Sitte uud Literatur. S. 239. — G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. S. 302. — P. J. Kreuzberg, Sagen aus dem Rheinlande. S. 238. — Krupp 1812—1912. S. 157. — Rheinisch-westfälischer Kunstalmanach. S. 79. — W. Lehnhoff, Altwestfälische Volkslieder und neue deutsche Heim- und Wanderlieder. S. 302. — A Lennarz, Der Landesherr von Trier. S. 156. — Fr. v. d. Leyen, Die deutschen Heldensagen. S. 237. — F. v. d. Leyen und P. Zaunert, Die Märchen der Weltliteratur. S. 237. — H. Lüling, Chronik der Stadt Lüdenscheid. S. 236. — K. Mackes, Aus dem alten Neuwerk. S. 233. — G. F. Meyer, Nu lat uns singen. S. 155. — Müller-Bohn, Des Deutschen Vaterland. S. 155. — J. W. Neumann, Im Kirchendorf. S. 156. — A. M. Pachinger, Glaube und Aberglaube im Steinreich. S. 239. — K. Prümer, Als wir noch jung waren. S. 156. — K. Rehorn, Der Westerwald. S. 156. — H. Ritter, Rheinisches Grenzland. S. 80. — R. Ritzler, Geschichte der Burg und Stadt Saarburg. S. 235. — J. Rose, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. S. 77. — Sagen aus Westfalen. S. 238. — H. v. d. Sann, Sagen aus dem grünen Wald. S. 238. — K. Schieffer, Trier und Trierer. S 158. — K. Scholl, Die Mundarten des Kreises Ottweiler. S. 236. — Fr. Schön, Geschichte der rheinfränkischen Mundartdichtung. S. 154. — C. Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. S. 301. — H. Siuts, Jenseitsmotive im deutschen Märchen. S. 239. — A. Stoll, Deutsche Sagen der Brüder Grimm. S. 237. — E. Tiedt, Deutscher Spruchschatz. S. 76. — A. Trinius, Die Mosel und ihre Burgen. S. 236. — Volkstümliche Bestrebungen in Aachen. S. 159. — K. Wagenfeld, Daud un Düwel. S. 157. — A. Wibbelt, Mäten-Gaitlink. S. 78. — A. Wibbelt, Dat veerte Gebott. S. 78. — Wildner, Nürnberger Sagen, Geschichten und Gedichte. S. 238. — A. Wrede, Eifeler Bauernleben in Sitte und Brauch. S. 234.

Namen- und Sachregister . . . . . Seite 305—312

Mitgliederverzeichnis . . . . . „ 313—324

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Brümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

10. Jahrgang
1913

Erstes Heft

Elberfeld.
A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung.

Die Zeitschrift wird den Mitgliedern für den Jahresbeitrag von 3 Mk. (körperschaftliche Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:
Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

10. Jahrgang. 1913. Erstes Heft.

Alte Sitten und Bräuche.

Gesammelt von **N. Ritzler,** Bürgermeister a. D., Altenkessel-Saarbrücken.

I.

In der von mir ausgearbeiteten Beschreibung meiner Heimatstadt Saarburg (Trier) habe ich auch auf einige der alten Sitten und Gebräuche, wie sie zur Zeit meiner Kindheit noch im Schwange waren, hingewiesen. Dazu rechnen:

1. Das Charivari. Schritt ein Witwer oder eine Witwe wieder zur Ehe, dann veranstalteten die nächsten Nachbarn am Abende, der auf die kirchliche Trauung folgte, das sog. Charivari. Es wurden alte, abgängige Töpfe und Krüge von Porzellan, Steingut oder Erde den Brautleuten vor die Türe geworfen, und der Bräutigam war dann gezwungen, die Nachbarn zu einem Glase Wein oder Viez einzuladen. Da dieser Gebrauch später ausartete und zu einem Unfug wurde, weil sich die ganze Jugend daran beteiligte — was auch in andern Orten der Fall war — so wurde er polizeilich aufgehoben.

2. Der hl. Nikolaus. Ein wirklich schöner und erhebender Brauch war es, wenn am Vorabend des Festes der hl. Nikolaus kam. Nur ein Mann, nicht mehrere, stellte ihn vor. In schöner, anständiger, nachgeahmter kirchlicher Gewandung kehrte er mit seinem in Weiß gekleideten Diener in diejenigen Häuser ein, wo er zu den Kindern bestellt war. Sobald das Klingeln seiner Schelle vor der Haustür gehört wurde, lagen alle Kinder des Hauses auf den Knieen und beteten laut das Vaterunser. Die Eltern und die andern erwachsenen Hausbewohner standen ernst und andächtig um die Kinder herum. Würde- und geheimnisvoll trat dann der hl. Nikolaus mit seinem langen Barte, mit Mitra und Stab,

in die Wohnstube, und nun las er den Kindern — namentlich den Knaben — aus einem alphabetisch geordneten Buche alle ihre schlimmsten Sünden und Fehler vor. Grade der Umstand, daß er sofort den Namen des betreffenden Kindes in dem Buche fand, ließ uns fest glauben, daß der hl. Nikolaus wirklich alles von uns wisse, und darin lag die sichere Bürgschaft, daß manche Unarten und Fehler abgelegt und neue vermieden wurden. Über jedes der abgelesenen Übel und über jede böse Tat mußte man Rechenschaft ablegen und in die Hand des hl. Mannes wurde Besserung gelobt. Darauf beschenkte er uns mit Nüssen, Äpfeln und Birnen. Die Eltern hüteten sehr sorgfältig das Geheimnis um die Person des hl. Nikolaus. Die Hauptbescherung erfolgte am nächsten Morgen, dann waren die Teller gefüllt, und es gab recht praktische Geschenke, Kleider, Schultornister, Lehrmittel, und da wo die Goten und Paten noch ein übriges taten, auch Spielzeug. Dann gab es hellen Jubel, und Lob und Dank wurden dem hl. Nikolaus ausgesprochen.

Vor dem Schlafengehen, wenn der hl. Mann längst das Haus verlassen hatte, vergaß kein Kind, für den Esel des hl. Nikolaus, der nachts, unserer Meinung nach, die Geschenke brachte, etwas Heu, Grummet oder Hafer im Hausflur aufzustellen.

Dieser ganze Brauch war schön und erhebend, er brachte unendlich viel Freude und Glück und gute Vorsätze in die Kinderherzen, und mit Wehmut denke ich noch an jene ernsten und beglückenden Nikolausabende zurück.

3. Fastnacht. Wo wäre ein Saarburger Kind zu suchen, das nicht den Maskierten nachgelaufen wäre und mit allen Kräften der Lunge mitgerufen hätte:

„Haarig, haarig, haarig ist die Katz,
Und wenn die Katz net haarig ist,
Dann fängt sie keine Mäus!
Lustig, lustig, lustig ist die Welt,
Und wenn die Welt net lustig ist,
Dann han die Leut kein Geld."

4. Am Aschermittwoch gab es noch stets einige Burschen, die an den drei Fastnachtstagen am meisten getollt

hatten, die dann die Fastnacht begruben. Eine Strohpuppe mit Larve wurde umgetragen und dann schließlich in den Wasserfall geworfen.

Die Veranstalter trugen dann an sich umgewendete und ausgewaschene Portemonnaies, zum Zeichen der Trauer und um anzuzeigen, daß es mit ihrem Gelde Matthäus am letzten war. Dieser Brauch war weniger schön und ist auch erfreulicherweise ganz eingegangen.

II.

5. Heiratsbrauch auf dem Saar- und oberen Moselgau. Wußte ein junger, heiratsfähiger Mann ein Mädchen, oder war ihm eines von einem Heiratsvermittler verraten, dann schickte er erst diesen oder einen Freund oder Bekannten in deren Elternhaus, um zu hören, ob sie und ihre Eltern nichts gegen eine Heirat einzuwenden hätten. War dieses der Fall, dann ging er selbst zu dem Mädchen, um sich zu überzeugen, ob dasselbe gesund und kräftig, häuslich und gut erzogen sei. Das Mädchen legte ebenfalls einen großen Wert auf körperliche Vorzüge, Schönheit, Gesundheit und Kraft; sowie ein munteres, gewecktes Wesen. Gefielen sich nun die jungen Leute, dann regelten die Eltern, wenn sie noch lebten, nach vorheriger Erkundigung bezüglich des beiderseitigen Vermögens, die ganze Angelegenheit, und es erfolgten dann dort, wo eingeheiratet wurde, die abgemachten Übertragungen von Haus und Land durch die Eltern der Braut oder des Bräutigams. Fiel die Heirat gut aus, d. h. vertrugen sich die jungen Leute mit den Eltern, was meistens der Fall war, dann war eine solche Heirat wirklich glücklich zu nennen. Kam aber Streit, Zank und Prozeß in den Haushalt, dann war das Zusammenleben eine wahre Hölle für alle, und manche alten Eltern hatten es sehr zu bereuen, vor ihrem Tode sich ihres Eigentums entäußert zu haben. Für den guten Charakter der Saar- und Obermosel-Bevölkerung spricht der Umstand, daß sehr selten unliebsame Folgen aus der Einheiratung sich später ergaben.

Bei dem zwischen den Brautleuten erfolgten Verspruch erhielt die Braut von dem Bräutigam ein Handgeld in Höhe

von 10 Talern, das sich aber je nach den Vermögensverhältnissen auch auf 50 und mehr Taler erhöhte, sodann auch noch meistens ein seidenes Schnaubtuch — Schultertuch — sowie ein goldenes Kreuz mit Kette und Schloß.

Wurde das Verlöbnis nachher seitens der Braut aufgehoben, dann mußte sie das Handgeld verdoppelt zurückgeben, auch die übrigen Geschenke. Hob aber der Bräutigam den Verspruch auf, dann blieben Handgeld und Geschenke der entlobten Braut. Ein Heiratsvermittler erhielt gewöhnlich einen neuen Hut und 5 Taler als Trinkgeld für seine Mühe und Reisen.

Die Hochzeiten waren bei vermögenden Bauersleuten sehr opulent, es wurde dabei aufgetragen und verzehrt, daß man sich wundern mußte. Manche Hochzeiten dauerten sogar 2 bis 3 Tage. Alle Verwandten und Freunde wurden dazu eingeladen und kamen auch mit Kind und Kegel. Alle nahmen auch beim Abschied noch Kuchen und Fleisch mit nach Hause.

III.

6. Begraben der Kirmes. Im Orte Freudenburg, Kreis Saarburg, sammelten die jungen Burschen Mittwochs nach der Kirmes alle Knochen in den Häusern und begruben sie unter Singen auf dem Marktplatz.

IV.

7. Der Alterweibertanz im Köllertal (Kr. Saarbrücken) bildete den Schluß der Hochzeit. Alle Frauen, junge und alte des betr. Ortes, hatten das Recht, ihn mitzumachen, wenn sie auch nicht zur Hochzeit geladen waren. Nach den Klängen der Musik tanzten sie dann im Saale um die in ihrer Mitte stehende Braut, jede mit einem leichten Stock bewaffnet. Die jüngeren und älteren Männer — Hochzeitsgäste — suchten nun von den vier Ecken des Saales her die Braut herauszuziehen, was die Frauen dann abwehrten. Einzelne der Männer durften sich gar nicht vermessen, die Braut zu befreien oder zu erobern, sonst bekamen sie den Rücken durchgebläut. Der Tanz dauerte dann so lange, bis die Mannsleute von allen vier Ecken aus einen Angriff auf sie machten, bis es ihnen dann endlich gelang, der Braut habhaft zu werden.

Dieser Tanz, trotzdem die junge Frau dabei manchmal hin und her gezerrt wurde, hatte doch nichts Rohes an sich. Sie mußte sich dieses eben gefallen lassen, denn es war so Sitte und Herkommen. Es setzte aber viel Spaß und Heiterkeit ab, besonders wenn einer der Männer oder Jünglinge unversehens von den hinter ihm Stehenden in den Frauenknäuel gestoßen und nun von den Tänzerinnen abgebläut wurde. Davor mußte man sich sehr in acht nehmen und sorgen, daß man nicht vor andere Männer trat. Die Köllertaler Bevölkerung bildete vor 30 bis 40 Jahren, trotz der Bergindustrie, noch einen däftigen Bauernstand; es waren damals ungemein prächtige, brave und häusliche Leute, die man wirklich gern haben mußte.

V.

Aus der Bürgermeisterei Friesenhagen, Kreis Altenkirchen. Von 1887 bis 1892 war ich Bürgermeister in diesem Orte und zugleich Fürstlich Hatzfeldscher Rentmeister. Fast alle Bewohner des Bezirks hatten von dem Fürsten Höfe und Ländereien gepachtet. Sie waren ungemein fleißige, brave, von der Kultur noch nicht angesteckte Leute. Die Pächte standen nicht zu hoch, daher liebten alle die heimatliche Scholle, wenn sie auch nicht ihr Eigentum war. Einzelne Höfe waren sogar Jahrhunderte im Besitze ein und derselben Familie, einer — Helmert — 400 Jahre lang. Frömmigkeit und gute Sitte waren überall zu Hause, gute Geistliche und Lehrer sorgten dafür. Wundern wir uns daher nicht, wenn hier sich noch manche Bräuche der Voreltern erhalten hatten und geübt wurden, die ich hier anführen will.

8. Verlobung. Polterabend. Hatten sich zwei junge Leute verlobt, dann bereiteten ihnen ihre Freunde den Polterabend vor dem Hause der Braut. Vor demselben wurde ein Wagen vorgefahren. Den hintern Wagenteil hob man hoch und stützte ihn so, daß die Räder frei schwebten. Diese wurden dann rasch umgedreht und an die Speichen eine Gerte gehalten, wodurch ein schnurrendes Klappern entstand. Hatte dieses kurze Zeit gedauert, dann erschien das Brautpaar und bedankte sich. Einer der Burschen begrüßte es mit einem

kurzen Spruche, welcher mit der Bitte schloß, ja nur nicht zu vergessen, sie auch zur Hochzeit zu laden.

9. Der Hochzeitsbitter. Einige Tage vor der Hochzeit ging dieser von Haus zu Haus und machte die Einladung. Sein Hut war mit einem Blumenstrauß und langen Bändern geziert, ebenso sein Stab oder Stock. Ein so jugendfrischer, hübscher Jüngling bot dann ein lebensfrohes heitres Bild. In jedem Hause, in welchem er einkehrte, sagte er folgenden Spruch:

Ich komme hierher mit Stock und Stab,
Und nehme vor Euch mein Käppchen ab,
Und sage, was ich zu sagen hab,
Was man mir zu künden in Auftrag gab:
Die Brautleut' (Namen derselben) lassen Euch freundlich [grüßen,
Lassen auch bestens und höflichst insendiren,
Zu helfen am . . . . . ihren Ehrentag zu zieren.
Morgens um 10 geht es in die Kirche hinein,
Da sollen alle recht andächtig sein.
Von da geht es zum Wirt . . . . . seinem Haus.
Da gibt es Kuchen, Bretzeln, Kaffee zum Schmaus.
Auch noch viel allerhand gute Sachen,
So viel, daß man meint, die Tisch würden krachen.
Es nehme sich jeder der Hochzeitsgäste,
8 Groschen mit im Rock oder Weste,
Für den Kaffee, Kuchen und andere Speisen,
Sonst könnte der Wirt ihn gar nicht preisen.
Das sind nämlich dem Wirt seine Gebühren.
Alle Gäste sollen sich gut amüsieren.
Wer aber zur Hochzeit nicht erscheinen tut,
Der meint es mit den Brautleuten nicht gut.
Zur Straf' muß er tragen den dicken hohlen Stein
Von Friesenhagen bis in den Rhein.

10. Hochzeits-Brautzug. War der Bräutigam oder die Braut schon einmal verheiratet, dann hatten die Männer oder die Frauen das Recht, dem Brautpaar den Weg mit einer Schnur abzusperren, und dann mußte der Bräutigam mit einem Geldbetrag den Weiterweg erkaufen.

Wohnten die Brautleute nicht im Pfarrdorfe, dann ging es unterwegs zur Kirche schon lustig unter den zahlreichen Hochzeitsgästen her. Schüsse krachten und die Weibsleute stießen manchen Juchzer aus.

11. War die kirchliche Trauung vorbei, so kehrten alle, Brautleute und Gäste, in der für die Hochzeit bestimmten Wirtschaft ein. In der Haustür stand der Wirt und begrüßte das Brautpaar. Nun überreichte er der Braut einen Wasserweck. Sie brach ihn durch und warf beide Stücke dann rücklings über die Schulter unter die Kinder. Hierbei sprach sie die Hoffnung aus, es möge in ihrem zukünftigen Heim auch noch immer etwas für die Armen übrig sein. Darauf reichte ihr der Wirt ein mit Branntwein gefülltes Glas. Sie nahm es an und schüttete den Branntwein ebenfalls über die Schulter rücklings aus, um damit anzudeuten, daß sie dem Schnapsteufel keine Herrschaft in ihrem Hause einräumen werde.

Dann kehrte alles in die Wirtschaft ein, und Essen und Trinken begann. Jeder Gast bezahlte, was er verzehrte, selbst, daher wurde auch sonst kein Hochzeitsgeschenk gegeben.

Die Festlichkeit schloß gewöhnlich um 6 Uhr, im Winter noch früher, und dann kehrten alle nach Hause zurück. Nie habe ich einen Hochzeitsgast betrunken gesehen.

12. Der Fastel-, Fastnachtsabend. Das war schon am Tage ein Getuschel und Kichern unter den Mädchen, denn jedes brachte am Abend, wenn es dunkel war, seinem erklärten oder heimlich geliebten Schatz einen Krug, der vor der Haustür desselben abgeworfen wurde. Alle lebensfrohe heimliche Schlauheit und Schelmerei wurde dabei angewendet, um nicht erwischt zu werden.

War dann die Dunkelheit eingetreten, so sah man die schleichenden und vermummten Mädchen über die Straße huschen, und dann auf einmal hörte man klatschend einen mit Wasser und Asche gefüllten Krug zerschellen. War der Krug geworfen, dann hieß es eiligst Fersengeld geben, denn die jungen Burschen standen ganz bestimmt auf der Lauer, um die Mädchen abzufangen. Gelang es, eines derselben zu erwischen, dann wurde es gründlich mit den rußigen Händen eingerieben, sodaß man nur noch das Weiße im Auge und die roten Lippen sehen konnte, wobei es natürlich ohne frohes Lachen und heftiges Sträuben nicht abging. Diese schlichte Freude beglückte diese einfachen Naturkinder noch das ganze Jahr hindurch.

13. Neujahr wurde Punkt 12 Uhr nachts angesungen:

„Wir wünschen euch ein gutes neues Jahr,
Im Frieden recht lange zu leben,
Glückselig zu sterben,
Den Himmel zu erben."

Daran schloß sich noch ein Weihnachtslied.

14. Osterfest. Schon mehrere Tage vor diesem schleppten die Jünglinge und Knaben viel Holz und Reisig zusammen, das dann in einem hohen Haufen außerhalb des Ortes am Osterabend angezündet wurde. Von nah und fern strömte man zu demselben. Während der Haufen verbrannte, sangen alle Umstehenden schöne kirchliche Osterlieder.

15. Beim Pflanzen von Erbsen und Bohnen durfte keine Frauensperson sprechen, damit die Vögel es nicht merkten und später beim Aufgehen die jungen Pflänzchen nicht auspickten. Das Schweigen sollte auch das Überhandnehmen von Raupen — Ruppen — verhüten.

16. Die Bohnenhorst. Die zum Einmachen bestimmten Bohnen waren gepflückt und standen in der Küche oder Stube in Körben. Am Abend kamen dann die Jungen und Mädchen und besorgten das Schleißen. War dieses beendet, dann gab es Kaffee mit Heidekorns = Helefs = Pfannenkuchen. Die Fäden von den Bohnen wurden dann des Nachts vor den Türen der Freunde und Freundinnen heimlich abgelegt.

Denselben Brauch fand ich auch in Treis a. Mosel.

17. Bei jedem Versehgang wird geläutet. Alle, die nur können, eilen zur Kirche, um den Segen zu erhalten. Hat der Priester mit dem Allerheiligsten die Kirche verlassen, dann beten die Anwesenden noch drei Vaterunser für die Gesundung des Kranken oder um eine gute Sterbestunde für ihn.

18. Von Ostersonntag bis Pfingsten wird jeden Sonntag Prozession vor dem Hochamt mit dem Sanktissimum gehalten und an einem Altar oberhalb des Ortes der Segen nach den vier Himmelsgegenden erteilt. Durch diesen schönen Brauch erhält der Frühling dort eine ganz besonders heilige Weihe. Wie oft dachte ich im spätern Leben an diese schöne sonntägliche Prozession.

19. Das ewige Gebet dauert von morgens 6 Uhr bis zur selben Stunde am nächsten Morgen. In schön geordneter Regel sind die Stunden für die Einwohner der weitaus verzweigten Pfarrei verteilt Nach 8 Uhr abends darf keine Frauensperson mehr die Kirche betreten. Von 11 bis 1 Uhr nachts halten die Männer und Jünglinge des Ortes die Stunden. Punkt Mitternacht wurde das Tedeum mit Orgelbegleitung und Glockenklang gesungen. Es war wirklich erhebend, wie die Leute aus der Umgegend zu den Nachtstunden herbeikamen, nie war die Kirche während derselben leer.

20. Nirgends habe ich noch so viel Pietät gegen die Abgestorbenen gefunden wie dort. Bei dem Tode eines Pfarreingesessenen wurde dessen Absterben bis zum Begräbnis morgens in der hl. Messe mitgeteilt und drei Vaterunser für ihn gebetet. An den Begräbnissen beteiligen sich Freunde und Bekannte aus der ganzen Pfarrei. Die Gräber findet man stets in Ordnung, und an jedem Sonntag wird der Friedhof besucht. So viel Liebe, Anhänglichkeit und Gebet, sowie die Besorgung der Gräber, sprechen für die Religiosität, Bravheit und den guten Charakter dieser wirklich prächtigen Menschen.

Auch der Aberglaube fehlte nicht und hatte noch einige Anhänger (vgl. Nr. 15).

Die folgenden Fälle waren nur mehr sehr wenig im Schwange.

21. Bei Krämpfen kleiner Kinder wickelte man das kranke Kind in ein ungewaschenes Männerhemd, und dann reichte man es dreimal hin und her durch einen Ring, der aus 2 jungen Eichenloden des letzten Jahres zusammengebunden war.

22. Hatte man Unglück im Viehstand durch Krankheit, Verenden oder Verkalben, Verwerfen der Muttertiere, dann glaubte man früher an Verhexung. Um nun den oder die Hexe kennen zu lernen, nahm man den Dünger der betreffenden Tiere und brachte ihn in einen Sack, und dieser Sack wurde an drei Abenden mit Prügeln verarbeitet, weil man annahm, jeden Schlag spüre das böse Menschenkind am eigenen Leibe, und es werde dadurch gezwungen, am vierten Tage selbst in dem betreffenden Hause zu erscheinen und sich dadurch zu erkennen zu geben.

Früher soll es vorgekommen sein, daß Leute, Bekannte oder Fremde, ahnungslos in ein Haus traten und dann gründlich durchgeprügelt wurden, weil man sie der Hexerei beschuldigte.

VI.

Aus meinem früheren Wohnort Treis a. Mosel.

23. Die Bohnenhorst wie Nr. 16.

24. Martinsfeuer. Am 10. November abends in der Dunkelheit ziehen die größeren Schulknaben auf den Zillesberg und zünden dort einen Haufen Reisig an. Ist dieser abgebrannt, dann kehren sie mit Fackeln und bunten Laternen an der Moselseite vom Berge herab zurück in den Ort, wobei sie ein Martinslied singen, auch andere Lieder. In der ganzen Gegend findet man noch die Martinsfeuer, vielfach auch am Ufer des Flusses.

25. Fronleichnam. – Johannes der Täufer. Die Jünglinge des Ortes treten einige Wochen vorher zusammen und bilden zur Begleitung des Allerheiligsten bei den an beiden Tagen stattfindenden Prozessionen eine Ehrenkompagnie. Sie werden vorher von solchen, die Soldat gewesen, mit dem Gewehr recht gründlich einexerziert. Vor dem Hochamt der beiden erwähnten Festtage erscheinen sie unter Führung ihres gewählten Hauptmannes, alle in schwarzem Anzug und mit einer Rose oder sonst einer Blume am Hute und an der Mündung des Gewehres mit Musik vor dem Pfarrhause. Ihnen angeschlossen sind die sämtlichen, weiß gekleideten Mädchen — Engelchen —, von welchen die Erstkommunikanten einen aus Tannengrün geflochtenen, mit Blumen geschmückten Kranz tragen. Sobald die geistlichen Herren an der Türe des Pfarrhauses erscheinen, wird präsentiert, und diese treten dann in den erwähnten Kranz, worauf der Zug sich mit Musik nach der Kirche bewegt. Während des Hochamtes hat die Kompanie Aufstellung im Glockenturm — Eingang der Kirche — genommen. Bei der Wandlung wird präsentiert und erschallen die lauten Kommandoworte — ohne zu stören — in die Kirche hinein. Die Fahnenträger stehen zu beiden Seiten des Hochaltars in dem Chore und senken

dann auch die Fahnen. Das sind wirklich wunderbar ergreifende Augenblicke. Nach Schluß des Hochamtes beginnt die Prozession, und nun bilden die Jünglinge die Ehrenkompanie zu beiden Seiten des Allerheiligsten. An jedem Altar wird beim Segen präsentiert. Ist dann auch die Prozession beendet, so wird die Geistlichkeit von den Engelchen und Jünglingen zurück zum Pfarrhause begleitet. Dasselbe geschieht wieder zur Vesper hin und zurück.

Dieser Brauch — eine Ehrenkompagnie zu bilden — ist sehr alt und reicht hinauf bis in die kurfürstliche Zeit. Damals erhielt die Ehrenkompagnie aus der Gemeindekasse eine Vergütung in Brot und Wein, wie ich in alten Rechnungen fand.

Die Gewehre der Ehrenkompagnie sind alle alt. Die Jünglinge sind sehr stolz auf ihre Kompagnie, und ich muß sagen, der schöne alte Brauch macht besonders auf die Fremden einen guten Eindruck.

26. Kirmes. Am Vorabend — Samstags — zieht die vorerwähnte Kompagnie unter Anschluß aller Mitglieder, die dem Jünglingsverein angehören, mit Musik und Fahnen durch den Ort. Am Pfarrhaus, beim Bürgermeister und den übrigen Honorationen des Ortes wird angehalten, und der Hauptmann begrüßt die betreffenden Personen namens des Vereins und wünscht ihnen nebst Familie eine frohe Kirmes. Ähnlich erscheinen alle am darauffolgenden Dienstag wieder, und dann erhalten sie zum Danke entweder einen entsprechenden Geldbetrag für ihre Kasse oder ein Quantum Wein, das an Ort und Stelle getrunken wird.

27. Johanneswasser. Beim ersten Schlag der Sanktusglocke am Johannestage — Kirmes — schöpfen Leute Wasser aus dem Flaumbach, das sie mit nach Haus nehmen, weil sie glauben, es sei heilbringend. Dieses Wasser wird in Flaschen gut verschlossen aufbewahrt und während des ganzen Jahres hindurch etwas davon in den Speisen für die Menschen und Tiere verwendet.

VII.

28. Fastnacht in Bruttig. Die Mitglieder des Jünglingsvereins ziehen mit Musik durch den Ort. Nachher gehen

einige von ihnen von Haus zu Haus und nehmen eine Fastnachtsgabe in Empfang. Man gibt Kuchen, Eier, Fleisch und Geld. Dabei wird gesungen:

Haut (heut) es die Fastnacht, die Braut es mein,
Wer mir 7 Gulden gibt, dem soll sie sein.
7 Gulden es kaa Geld, haut es geckig alle Welt,
3 Schoppen Bottermelich (Buttermilch) 4 Pont (Pfd.) Wuuscht
Wee de Wein em Keller hat, de leid kaa Duuscht,
De Pitter es e guren (guter) Mann,
Stellt de Leiter an die Wand,
Schneid e Punt Speck,
On get (gibt) e gruße Weck.

Nach Empfang der Gabe:

Glücksielig soll er (ihr) sterwe
De Himmel soll er erwe!

Die erhaltenen Gaben und das Geld werden nachher in einer Wirtschaft gemeinschaftlich verzehrt.

VIII.

29. Die jungen Leute (Militärpflichtigen) in Welschbillig sammeln nach ihrer Rückkehr im Orte Eier, die dann in einer Wirtschaft gebacken und gemeinschaftlich gegessen werden.

Das Maisingen zwischen Broel und Agger.

Von **E. F. Kaufmann**, Düsseldorf.

1. Kommen wir vor dieses Haus,
Feine Roseblümelein,
Spielt die Katze mit der Maus,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

2. Stohn hie op dem breden Steen,
Feine Roseblümelein,
Kommen die Jongen all' binehn,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

3. Get us doch en Ei öm zwein,
Feine Roseblümelein,
Sollt ihr och bedanket sein,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

4. Seng de Eier decke,
Feine Roseblümelein,
Dann läht er ent zurücke,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

5. Seng se aver kleen,
Feine Roseblümelein,
Dann gät er zwei für en,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

6. Schwarze Klotz hät got geläht,
Feine Roseblümelein,
Hät och noch an mech gedäht,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

7. Got es in den Honderstall,
Feine Roseblümelein,
Do li'n die Eier überall,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

8. No loßt us doch net länger stohn,
Feine Roseblümelein,
Mer moßen och noch witter gohn,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

9. Moßen noch bes an de Wupper
Feine Roseblümelein,
Moren moßen mer drüver fuppen,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

10. Moßen noch bes an de Rhing,
Feine Roseblümelein,
On moren moßen mer drüver sing
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

11. Et Hus steht op de Planken,
Feine Roseblümelein.
M'r duhn us es bedanken,
Feine Roseblümelein.
Ei du wack'res Mädelein.

12. Et Hus steht op de Muren,
Feine Roseblümelein,
Hie wohnen gizzge Buren,
Feine Roseblümelein.
Ei du schlappig Mädelein.

13. De Euel de flüt üver't Hus,
Feine Roseblümelein,
Kratzt der Frau de Ohen us,
Feine Roseblümelein.
Ei du schlappig Mädelein.

In der Wirtschaft am äußersten Ende des Kirchdorfes Brölhausen geht es hoch her, man präpariert — es ist ja der Abend vor dem ersten Mai, und gleich muß vor den Häusern gesungen werden. Zum großen Gefallen der jungen Leute beteiligen sich auch dieses Jahr Ehemänner am Maisingen. „Also no loß, herus op de Stroße" fordert einer von den letzteren, der „Hannemann's Karel" auf. — Zuerst geht's zum Alkalden des Dorfes, man singt dort die erste Strophe, da erscheint dieser schon in der Tür und ruft scherzhaft-drohend: „Ruhig, ruhig, Leute, meine Frau ist in Wochen, da habt ihr den Obolus". Damit gibt er die üblichen zwei ungekochten Eier. — „Hinrich, du kriehs de Eier", bitten alle einen jungen Burschen, „dat Zög" zu verwahren. Dann wird der fremd hinzugezogene Postmeister angesungen. Er mißversteht das Lied, sodaß er sich aus dem Fenster lehnt und eine Rede hält, worin er etwas beleidigt versichert, daß ihn auch nach acht Monaten die ihm als neuem Postmeister dargebrachten Ovationen erfreuen. Jetzt erhebt ein Schelm die Stimme und redet: „Verehrter Herr Postmeister! Damit nun ihre herzlichen Worte befruchtend wirken können, bitten wir Sie, uns Eier Stück of 3 zu übermitteln, denn der Zweck des Maisingens ist —", er kam nicht weiter, klatschend schlug das Fenster zu! Lachend gehen die Sänger zum Pfarrhaus nebenan. Da findet man aber ein Te deum laudamus besser am Platze. Alsbald erscheint der Hilfsprediger in der Türe und ruft: „Ja, lieben Leute, mein Geburtstag ist aber erst am 3ten, aber kommt näher und trinkt ein Glas Wein, bitte!" Erst nachdem alle getrunken haben, meint ein junger Mann: „Ja, Herr Pastor, et geht us aver öm Eier!" — „Ei." meint

dieser lachend, „was wollt ihr denn mit Eiern?“ — „Eine dumme Frage, Gottlieb, die Leute wollen sie essen und backen,“ meint die hinter ihren Mann in die Türe tretende Pastorin. „Jo, jo, dat nennt mer et Maisingen, Frau Pastorin,“ stimmt ihr der Chorus freudig zu. Hinnerich, der Fouragemeister der Gesellschaft, empfängt seine drei Eier, worauf sich die Leute höflich grüßend entfernen. Der Apotheker kommt jetzt daran. Lachend hört dieser joviale Herr sich das Lied an und sagt dann aus seinem Fenster heraus: „Ja, ich habe aber keine.“ „Dann doch Salmiakpastillen,“ schlägt einer der Leute vor. „Gut,“ sagt der Apotheker und reicht eine Düte heraus. Jetzt geht's zum Schreinermeister Boppard, und als dieser sie unwirsch abweist, ertönt der bei dem Postmeister unterbliebene Liedesschluß für ein negatives Ergebnis:

„Dat Hus steht op de Muren,
Feine Roseblümelein,
Hie wohnen gizz'ge Buren,
Feine Roseblümelein.
Ei du schlappig Mädelein.“

Jetzt kommt der Sängerbund zu den alten Fräuleins Ottil, die öfters die Melodie: „Ich weiß ein Herz, für das ich bete,“ spielen, dabei aber darauf achten, daß man ihre Melodie für: „Macht man ins Leben kaum den ersten Schritt“ hält. Die Minderzahl der Sänger hebt an: Ich weiß ein Herz, für das ich bete,“ weiter kommen sie aber nicht, denn die im Vordergrunde stehende Majorität ruft, ja schreit: „Dat singen de Fräuleins net“, also: „Macht man ins Leben kaum den ersten Schritt“ — nicht weiter kommen die Sänger, da erscheinen strahlend alle beiden alten Damen und händigen zwei Eier und eine Flasche Wein „den lieben Sängern“ aus. Nach dem Dankhymnus:

„Et Hus steht op de Planken.
Feine Roseblümelein,
Mer duhn us och bedanken,
Feine Roseblümelein,
Ei du wack'res Mädelein“

gehts weiter vor das Hüttchen eines tauben Invaliden. Doch wird hier beschlossen, nicht zu singen, da ihnen „de doll

Kerel van em Klinkmann“ vürig Johr mit gespannter Pistole nachgelaufen ist. Das Haus eines als Witzbold bekannten Mannes Namens Clarenbach ist das nächste: jedoch nimmt man Abstand hier zu singen, da man vor zwei Jahren mit Erfolg mit faulen Äpfeln beworfen worden war. Voriges Jahr war Clarenbach mit Familie verreist gewesen, und heute müssen die stumm vorbeiziehenden Sänger wie begossene Pudel Reißaus nehmen, Clarenbach hat ihnen aufgelauert und hat sie mit einer kleinen Handspritze durchnäßt. — Dem Kaufmann am Markt gilt der nächste Besuch. Diesem als guten Patrioten erklingt ein: „Ich hab mich ergeben“. Da die Leute aber wissen, daß er langatmige Reden hält, erheben sie nach ihrem Lied sofort ein dreimaliges Hoch auf den Kaiser, erhalten auch richtig von dem glücklich lächelnden Geschäftsmanne ihre bei ihm üblichen 5 Eier. Jetzt kommen die andern Bürger daran. Bei den einen bekommen sie 3, bei den ärmeren 1 Ei, überall aber nach hergebrachter Weise etwas. Es ist inzwischen 1 Uhr geworden, als sie in der Wohnung des Fouragemeisters ankommen. Dessen Eltern und kleinere Geschwister sind zur Ruhe gegangen, seine Mutter hat aber alles schon fertig gestellt. In die Pfanne werden nun möglichst viele Eier geschlagen, sie haben 72 eingebracht, aber als sie beim zehnten Kuchen die letzten Eier aus dem Korbe nehmen, findet sich, daß diese gekocht sind. „Die seng vam Börgermeester, de het sich en Spaß maachen wellen. Dat es en ächter wetziger Mann.“ „O ne, dat es onmöglich, dat sech de Börgermeester en Spaß het domit machen wellen, he het dat gar net gewoßt,“ ruft der mächtige Baß des „Hannemanns Karel“ in das Stimmengewirr hinein. Sie haben auch Schnaps und Zigarren und eine Flasche Wein bekommen, die wird nun zu dem Kuchen getrunken. Als man gegen 2 Uhr zusammen nach Hause geht, singt man schon:

„Gehts über Berg und Tal,
Ist mir kein Weg zu schmal,
Zu meinem Liebchen muß ich, muß ich gehn
Alle Woch' sechs-, siebenmal.“

„Hem gohn, et es Zit,“ antwortet der gegenüber wohnende

Polizeidiener. „Dat seng ken Maileder mehr.“ „Mer han jo alt den erschten Mai“, protestierte einer für alle, und „ju hu hu“. tönt ein, dann mehrere schrille Jodler aus jeder Ecke der Straße dem verärgert aus seiner Schlafkammer herausschauenden „Auge des Gesetzes“ entgegen.

Vom Flachs im Wickrather Flachslande.

Von **Theodor Trippel,** Hauptlehrer in Mülfort.

Der westliche Teil der Herrschaft Wickrath und die ganze Herrschaft Schwanenberg lagen im sogen. „Flachslande“, welches sich von Erkelenz bis etwa Kriekenbeck ausdehnte und wegen seines vorzüglichen Flachses und Leinens weltbekannt war. Die Flachs- und Leinenindustrie stand hier während des ganzen Mittelalters und noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein in hoher Blüte. Der wiesen- und wasserreiche Boden stellte die besten natürlichen Vorbedingungen für den Flachsbau. Daß auch in der Wickrather Gegend der Flachsbau sehr ergiebig gewesen sein muß, beweisen die hohen Flachsrenten in den alten Rentbüchern des Pfarrarchivs. 1628 lieferte der Halbwinner des Mortersmülenhofes (jetzt Priorshof) 40 Stein Flachs ans Kloster. —

Der Flachs wurde Ende März und anfangs April gesät und im Juli oder August gepflückt. „100 Stond en der Eed, 100 Dag ob der Eed“ hieß es über die Zeit zwischen Aussaat und Ernte. Einen herrlichen Anblick gewährten die im blauen Blütenschmucke prangenden Flachsfelder.

Der ausgerupfte Flachs wurde in etwa ein Dutzend „Handvoll“ kreuzweise übereinander gebunden (Bunt). Nun begann auf der „Feldbahn“ die mühsame Arbeit des Repens, Reffens, sogenannt nach dem bekannten Gerät, der Repe, Reffe, einem hölzernen Balken, auf dem lange, eiserne Zähne standen. Auf der Repe wurden die Samenkapseln (Bollen), welche den Leinsamen enthielten, abgerissen. Die Kapseln lieferten den Samen fürs nächste Jahr; auch gewann man aus denselben das Leinöl. Dieses diente als Speiseöl und besonders zur Unterhaltung der Lampen an den langen Winter-

abenden. Der Reptag war ein Festtag für die ganze Gegend. Unter fröhlichen Gesängen zog das arbeitende Volk hinaus aufs Feld zu emsigem Schaffen. Dem Vorübergehenden wurden die bestaubten Schuhe abgeputzt, um ein Trinkgeld zu erhalten. Wer nichts gab, wurde ausgefoppt und beschimpft (Leegtäsch). Die Bauern spendeten dem Dienstvolk morgens Branntwein, nachmittags Bier. Ein besseres Mittagsmahl harrte der heimkehrenden Arbeiter, und abends erhielten sie Kartoffeln mit Schinken und Bier. Jubel und Fröhlichkeit führten an diesem Tage das Zepter.

Mägde und Frauen banden den gerepten Flachs in Bündel, die auf Karren zur Flachsröste oder -rute gefahren wurden.[1]) Stroh, mit Grasballen und Erde beschwert, hielt den Flachs unter Wasser. Nach etwa 8 Tagen probierte man, ob der Bast oder Lint sich brechen ließ. War er genügend „gedeicht", so setzte man ihn aufrecht, damit das Wasser auslaufen konnte. Nun wurde er wieder zum Felde gefahren und von den Mägden in gerade Reihen gelegt, von Zeit zu Zeit gedreht, bis er sich brechen ließ. Dann wurde er in der Scheune „gebrakt" oder „gebuekt" (gebrochen) mit der Flachsbreche und dann mit der Handschwinge oder durch eine Radvorrichtung geschwungen.[2])

Der Raum, in welchem das Schwingen ausgeführt wurde, hieß Schwinghaus „et Schwinges". Es war dies ein Anbau am Backhaus oder an den Hintergebäuden vieler Häuser. Der Abfallbast beim Schwingen hieß in hiesiger Gegend „Ähnen" (Agen). Man benutzte die Ähnen zum Heizen der Backöfen und zur Unterhaltung der Öfen besonders im Sommer. Aus dem Schwungwerg, Grobwerg, wurden Seile gedreht, oder es diente zum Polstern. Nach dem Schwingen wurde der Flachs gehechelt. Die Flachshechel war ein 0,50 m langes Brett, auf welchem sich in der Mitte kranzförmig 0,05 m hohe, spitze Stifte befanden. Der Abfall beim Hecheln hieß Feinwerg und lieferte Stoff für Bettücher, Handtücher

[1]) Noch heute finden sich in den meisten Dörfern Flachsrösten, die aber größtenteils ausgetrocknet oder mit faulem Wasser angefüllt sind.

[2]) Die jetzige Fabrik von Karl Rente in Wickrath war früher eine Flachsschwingerei.

usw. Die feinen Fäden wurden gesponnen und gebleicht und zu besserem Leinen gewebt auf dem Webstuhle oder der „Getau". Später verdrängte der Fabrikbetrieb die Handweberei. Die Leinweber schickten vielfach die feine Ware auf die berühmten Bleichen bei Haarlem. Dort erhielt das Leinen seine schneeige Helle und kam unter dem Namen „holländische Stülpenleinwand" in den Handel.[3])

An den langen Herbst- und Winterabenden schnurrte in fast allen Häusern das muntere Rädchen unter den Händen fleißiger Spinnerinnen. Gemeinsame Spinnabende, die im Volksmunde „der Spönn" hießen, wurden bald in diesem, bald in jenem Bauernhofe gehalten. Beim Gesang froher Spinnlieder floß die Arbeit hurtig fort. Wegen eingerissener Übelstände kamen diese gemeinsamen Spinnabende allmählich in Wegfall. Der Reichtum und der Stolz der Hausfrau bestand in der wohlgefüllten Truhe „schimmernden Leins". Als Braut-

[3]) Nach einem Berichte des Kaplans Lohmann, Viersen, in der Köln. Volksz. vom 28. Okt. 1910, Nr. 881 verdankten die Viersener ihrer feinen Stülpenleinwand längere Zeit Befreiung vom Militärdienste. „Als Freiherrlichkeit des Cölner St. Gereonsstiftes war die Gemeinde unter der Advokatie der Herzöge von Geldern vom Kriegsdienste frei geblieben. Als jedoch um 1730 die Werber des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., dessen Stolz und Vorliebe die Soldaten und bes. sein Riesenregiment bildete, sich an dieses Vorrecht nicht störten und immer mehr durch List und Gewalt die „grooten Kerls" vom Pflug und Webstuhl holten, sahen die Viersener darin eine Gefahr für ihre Leinenfabrikation. Sie wußten Rat. Der Schöffenrat wandte sich durch den hier kantonierenden Oberstleutnant des dessauischen Regiments nach Berlin und sandte durch dessen Vermittelung ein Stück des kostbarsten Stülpenleinens an die Königin zum Geschenke, „om to sien", wie es in der Gemeinderechnung von 1736 heißt, „het kuriose fabrique des Linnenwandts, so in Viersch gemackt wordt". Dieses Stück kostete an Garn und Weberlohn 490 Gulden und an Bleichkosten in Haarlem 26 Gulden. Gleichzeitig verehrte man der Frau des dessauischen Obersten ein Stück von 114 Gulden, „om den selven to bewegen, daß er met recht möchte helpen, de vors genente fabrique en synn flore to helpen halten". Beide Geschenke hatten den Erfolg, daß die von den Werbern fortgeholten jungen Leute freigegeben wurden und durch königliches Reskript die Gemeinde gegen eine jährliche Kontribution von 1000 Talern vom Kriegsdienste frei blieb. Trotzdem kam es später noch ein paar Mal vor, daß Werber „groote Kerls" wegführten und sie dann später erst gegen Erpressung von Stülpenleinwand wieder frei ließen".

geschenk überreichte vielfach der Pate dem Patenkinde ein Spinnrad oder eine Truhe, während die Patin von ihrem Selbstgesponnenen schenkte. Die Dienstboten erhielten zu ihrem Lohne eine bestimmte Anzahl Ellen Leinwand.

Der Cölner Morgen lieferte 100—130 Stein à 5 Pfd. 1633 wurden aus 3 Stein Flachs 11 Pfd. „flessen“ und 4 Pfd. „Werkengarn“ gesponnen. Der Spinnlohn betrug beim „flessen“ pro Pfd. 5 alb., beim „Werkgarn“ pro Pfd. 4 alb.

Ein Stein Flachs kostete 1633 6 und 7 marcae bis 2 florin; im 19. Jahrhundert betrug der Preis 2,50—4.00 Mk.

Der „Palz“, eine kleinere Pflanze, war weniger ertragreich, hatte aber mehr Samen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts sank die Flachskultur in hiesiger Gegend immer mehr, und in den 80er Jahren kam der Flachsbau nur noch vereinzelt vor; heute ist er gänzlich verschwunden und mit ihm das schöne Bild blaublühender Flachsfelder.

Fuchs und Gans

im märkisch-westfälischen Volksmunde.

Von **Karl Prümer,** Dortmund.

Zu den Tieren, welche bei uns dazu dienten, der Volksweisheit ein Exempel zu sein, gehörten in hervorragender Weise Fuchs und Gans.

Schon die Kinder beschäftigten sich in ihren Spielen damit und sangen: Fuchs du hast die Gans gestohlen, bring sie wieder her, sonst soll dich der Jäger holen mit dem Schießgewehr. Bekannt ist auch das Kinderspiel, bei dem ein Kind mit verbundenen Augen den Fuchs spielt und das andere die Gans darstellt, die der Fuchs fangen muß.

Zahlreiche Beispielsprichwörter beschäftigen sich mit dem Fuchs, der darin als Schalksnarr auftritt und Mißerfolge zu beschönigen sucht. Zum Exempel: Se es mi te krumm, sag de Foß, do soh he 'ne Katte met 'ne Wuorst op 'n Baum sitten. Wann käine kömmt, well ek auk käine, sag de Foß, do kloppte he met 'm Stiärt an 'n Biärenbaum. De Druwen sind sur, sag de Foß, as he nit dobi konn. Dat es 'n Üöwer-

gank, sag de Foß, do trocken se iähm dat Fell üöwer de Ohren. Entschülligt mi äinen Augenblick, sag de Foß, do soh he 'n Jäger kommen. Et was doch men Spaß, har de Foß sagt, do har he in de Hast 'n Biärenblatt füör 'nen Biär anseihen un versiekerde: wann du auk wörst 'nen Biär wiäst, ek härr di doch nit friäten. Et es doch wat, sag de Foß, do har he 'ne Pedde (Kröte). Gu'n Dag tehaupe, sag de Foß, do käik he in 'n Gausestall. Niemt nit üewel, sag de Foß, do har he 'ne Gaus am Wickel. Et dämpt all, wann et brient, giet et Füer, sag de Foß, do schäit he op't Is. Es sei dazu bemerkt, daß die gleiche Redensart sich auch im ostfriesischen Wortschatz vorfindet. Väir Piler stot all, sag de Foß, as he 'n Hus bauen woll, do lag he sik op'n Rüggen un holl sine Schuoken in de Locht. Komm 'n bietken nöger, ek kann di nit guet hören, sag de Foß tau de Pile.

Die Volksweisheit sagt auch: Dat es 'n dummen Foß, de me äin Luok wäit (der nur einen einzigen Ausweg weiß).

De Foß bit am schärpsten ut sinem Luok. (Auf seinem Grund und Boden ist der Mensch am widerstandsfähigsten.)

'n Foß ohne Nücke sind dusend Glücke. (Einem Rothaarigen wird nicht getraut. Man sagt auch von ihm: De hiet de verkahrten Pannen op'm Dak, wahr di dovüör.)

Wo de Foß liet, do stiehlt he nit. (Der Dieb pflegt meist abseits seines Wohnsitzes zu stehlen.)

De Foß lät wuol sine Hore, ower nit sine Nücke. (Bei alten Sündern bricht das Laster immer wieder durch.)

He es dorüöwer her as de Foß üöwer de Hennen. (Gilt von einem habgierigen Menschen.)

Dat hiet de Foß miäten un 'n Stiärt taugaft. (Bei zu gering angegebenen Wegestrecken.)

He wuohnt, wo sik Foß un Hase guede Nacht segget. (Weit abseits menschlicher Wohnplätze.)

Die Kupfermünzen heißen im Volksmunde Föße. Ein Spiel der Alten war das Spiel: Fößken oder flaken. Es wurde mit Münzen gespielt. Die eine Seite, welche die Münzbezeichnung aufwies, hieß das „Teken", die andere das „Flak". Je nachdem die eine oder andere Seite nach oben lag, hatte der Spieler gewonnen oder verloren.

Und nun zur Gans.

Bekannt ist der Martinstag, der 11. November, der den Kindern, nach Absingung des Martinsliedes, Äpfel, Birnen und Nüsse brachte, während er den Erwachsenen die Martinsgans bescherte. Der sagenhafte heilige Martin trug die Züge Wodans. Er ist ein Schimmelreiter, ihm zu Ehren wurden Hörnchen gebacken, welche an die Wodan geweihten Böcke erinnern. Und die Gans, ein ihm geheiligtes Tier, bildete seine Opfergabe. Bei dem Verzehren der Martinsgans entwickelte mancher einen recht gesegneten Appetit. Und nur so konnte auch bei uns das geflügelte Wort entstehen: ‚ne Gaus es 'n spassigen Vuogel, füör äinen te vüel, un füör twäi te wennig. Die alte Sitte des Verzehrens einer Gans am Martinstage ist fast ganz in Westfalen ausgestorben.

Das Brustbein der Gans wurde zu einer Wetterprophezeiung benutzt. War es von heller, fast weißer Farbe, so deutete es auf eisige, trocken-kalte Winterzeit, war es bräunlich, so war ein milder, schneereicher Winter zu erwarten.

In Redensarten und Sprichwörtern lebt die Gans noch vielfach bei uns. Hier verschiedene Beispiele:

Oft erscheint die Gans als Sinnbild der Dummheit und zwar, wie die Beobachter der Tiere an zahlreichen Beispielen festgestellt haben, sehr mit Unrecht.

Ein unbeholfenes Mädchen wird als „Tappgaus" bezeichnet. Von einem dummen Mädchen sagt der Volksmund: Se es saudumm as 'ne Gaus, oder: se es 'n Gössel. In erziehlicher Weise gilt das Wort: Wu me de Gäuse gewüent, sau got se. Der Ohnmächtige ist im „Gausehiemel". Ein dämlicher Mensch, der sich alles bieten läßt, ist eine Gausekunte. Die Lebensweisheit will wissen: Juffern üöwer fettig un olle Gäuse sind schlecht te verknusen (verdauen). De Wiwer un de Gäuse het iähren äigenen Kopp. Siewen Gäuse, siewen Johr giet 'n Berre dat wet nit schwor. Um auszudrücken, daß es überflüssig ist, reiche Leute noch zu unterstützen, sagt man bei uns recht derb-drastisch: Me maut fetten Gäusen nit de Fuet noch schmiären. Von einem, der keine Getränke sehen kann, ohne etwas zu genießen, sagt der Volksmund: Wann de Gaus Water süht, well se auk drinken. Von einem jungen Mann,

der bereits einen Bartanflug hat: He liet met 'n Gäusen im Prozeß. Von einem Menschen, der einen schwerfälligen Gang hat, wie nicht selten der in Furchen und über Schollen schreitende Landmann oder der Seemann auf schwankendem Boot: He padket dohiär as 'ne Gaus. Der Abstinenzler erteilt den Rat: Drink Gausewein (Wasser), domet kannst du et guet gedohn kriegen.

Westfälische Hausinschriften.

Gesammelt von **Hans Heuft,** Herbolzheim im Breisgau.

1. Anno 1806 haben Johann Friedrich Blotenberg und Anna Chriſtina Elieſabeth Kießbergs dieſes / Hauß bauen und aufrichten laſſen. Ach Herr mein Gott diß kommt von dir, den du muſt alles thun. Du hälſt die Wache an unſer Thür, Und läſt uns ſicher ruhn. Was kränkſt du dich in / deinem Sinn Und grämſt dich tage und Nacht, Nimm deine Sorge und wirf ſie hin Auf / den der dich gemacht. / den 9ten July

(Amshausen Nr. 35, Kreis Halle.)

2. Johann Friederich Dröge jetzo Dulige, und Margrete Eliſebet Karrelmeiers jetzo Dulien / haben dieſes Haus durch die Hülfe Gottes bauen laſſen Aufgerichtet den 8ten July / 1826. Habe deine Luſt an dem Herrn der wird dir geben was dein Herz wunſchet. Soli Deo Gloria Gott allein die Ehre.

M. H. Droege.

(Ascheloh Nr. 12, Kreis Halle.)

3. QVIS VT DEVS SI DEVS PRO NOBIS QVIS CONTRA NOS AN 1580

(Haus Aussel im Ksp. Batenhorst Nr. 48. Die Inschrift steht in einer Reihe auf einem Spruchband.)

4. IN MEINEM VNGLÜCK WIL ICH HOFFEN KOMME
[MIR DAS GLVECK SO HABE ICHS GETROFFEN
KOMMET MIR ABER DAS WIDERSPIL SO GEHET
[ES DOCH WIE ES GOT HABEN WIL
QVIDQVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM.
ANNO 1689.

(Haus Aussel im Ksp. Batenhorst Nr. 48 an einer Scheune.)

Quidquid usw.: Bei allem, was du beginnst, bedenke klüglich das Ende

5. J. M. JOSEP. WER. UP. GODT. VERTROET. HAET. WAL. GEBOET. JOHANN. GROTE. FRIE / VNDT: CATRINA: SANT MANS: EHLEVTE. VNDT IHR VADER. JORGEN. SANTMAN / IM. VELSER. ORDT.[1]) HEFT IR. 25 DALER. GEVEN. TOM TIMER. LON / ANO 1709: DEN 25 JVNIVS IST DIS HAVS GERICHTET

M JOHAN ALTHAF

(Ksp. Beelen Bauerschaft Thier Nr. 1.)

6. *Gott segne dises Haus alle die gehen ein und aus*

Adolf Lumkemeier und Cristina Kreienbaum

Aufgerichtet *Der Zimmeister*

den 5. Mai 1832 *Everhard Sendker*

(Beelen Nr. 82)

7. *Gott unter deinen schutz Ste ich aufgerichtet hier*

(Tor links.)

Hermanus grose Frie Maria Anna Uphoff Eheleute

d 12 Juni *He Heier*

1833 *Zimmer meister*

(Tor rechts.)

(Ksp. Beelen Bauerschaft Thier Nr. 1. Scheune.)

8. Vere non est hic aliud nisi domus Dei et porta coeli!

(Kirche in Beelen, Hauptportal.)

9. DECIMAS SOLVITE ET NOLITE NEGLEGERE EAS

(Clarholz, Klosterhof. Übersetzung: Die Zehnten bezahlet und wollet sie nicht vernachlässigen. Die Jahreszahl ist 1758.)

10.

1. Reihe. O. MENSCH. SCHAVE. VON. DER. ERDEN. DORT. IN.
2. „ DAS. HIMMLISCHE. HAVS. DIESES. MVS. VERLASEN.
2. „ WERDEN. ALDORT. KAN. KEIN. MAN. DA. AVS.
3. „ JOHANBERND. FLASKAMP. VND. ANNA.
4. „ CATRINA. ELIESABET. BOHENS.
5. „ ANNO EHELEVTE
6. „ 1779 JVNY
DEN 16

[1]) Velsen Bauerschaftsgemeinde.

11. DAS VORIGE IST ABGEBRANT ANS NEVE IST VIEL
|ANGEWANT
ES BLEIBE STÆTS VON FEVR FREI WORVBER GOTT
|BESCHVTZER SEI
JOHAN HEN HINKEROHE — ANNA MARGRETHA
GENANNT NOLTE — NOLTE EHELEVTE
DEN 1 ST OCTOBER — ANNO 1800

(Ksp. Clarholz. Samtholz. Nr. 21.)

12. ANTON HASPER ZUM POMMER UND MARIA CRISTINA HÜTTING ELEUTE GOTT SEI UNSER TROST IN ALLER NOTT UND GIB UNS EINEN SELIGEN TOD
ANNO 1828

(Ksp. Clarholz. Samtholz Nr. 143.)

13. Beſchütze, Gott, uns dieſes Haus, Segne mit deiner Hand
Alle, die gehn ein und aus, Behüte es vor Feur und Brand.
Wilhelm Heitmann — Eliſabeth Niehus, Eheleute.
den 12 ten — Juni 1861

(Ksp. Clarholz. Bauerschaft Sunderort Nr. 18.)

14. Fried und Heil ſey dieſem Hauß,
Krieg und Hader bleiben daraus.

(Seiteneingang.)

Auff Gottes Hülf mit vollem trauen
haben dies Hauß / (lassen) erbauen
Joh. Christ. Papendreier u. M. E.
Kientrup / 1767 d. 16. Juni.

(Über dem Tennentor.)

(Gemeinde Ems Nr. 16 bei Rheda.)

15. ANNO. 1820. HABEN JOHAN HENRICH ADOLP. KUEKENSHONER. UND ANNA MARGRETHA / LOISE. WULNERS. DIESE BEIDEN EHELEUTE. HABEN DISN HOF GEBAUFT. UND / DIESES HAUS DURCH GOTTES HULFE BAUEN. UND AM 23 TEN AGUST AUF / RICHTEN LASSEN. /

(Gadderbaum Nr. 6.)

16. PS. 128

1. Reihe. WOL DEM DER DEN HERREN FÖRCHTET VND AVF SEINEN WEGEN GEHET SIEHE ALSO WIRD GESEGNET DER MAN

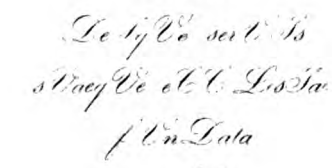
2. „ MAVRITZ WALLIGER ET ANNA GERDRVDIS HAERE

3. „ SVIS HOS CARES NONO JVNII EXSTRVVNT

4. „ ANNO 1707 DEN 9. JVNII

(Gütersloh, Blessenstätte. Die höheren Buchstaben der 2. und 3. Reihe sind Zahlzeichen und ergeben die Jahreszahl wie in der 4. Reihe 1707.

17.



(Gütersloh. Kleine Kirchstraße Nr. 132: frühere katholische Pastorat. Übersetzung: Dies geweihte Haus soll stehen errichtet zur Ehre Gottes, seiner Diener und seiner Kirche. Jahr 1779.)

18. Domine. dilexi. decor. domus. tuae. et. locum.
habitationis. gloriae. tuae.
renovatum. Aō. Dō. 1879.

(Hamm. katholische Agneskirche.)

19. AVE CRVX JESV SERVATORIS NOSTRI SPES NOBIS VIAQVE AD GLORIAM /

(Herzebrock. Dorf Nr. 44. Aus dem Jahre 1696.)

20. Behüt, O Herr doch dieſes Haus
für Feuer, Hagel, Windes braus. die das bewohnen
Nach dieſer Zeit, die ſtete Ruh. [ſchenk darzu
Johan Teodor Storkjaſper und Anna Maria Eliſabett Wayher
Eheleite.
den 14 May 1766

(Herzebrock. Kirchdorf Nr. 42.)

21. Wer Gott und ſeinen Nächſten liebt,
und beide wie er ſoll,
Der hat auf Erden ſeine Luſt
und geht ihm ewig wohl.

Teodorus Henricus Kinterup
Anna Chriſtina Albertenſt.

Anno 1805.

(Über dem Tennentor.)

Segen im Haus des Gerechten,
Armuth für den gottloſen.

(Haustür.)

In dieſem hauſe ſei der friede,
Dan Jeſus iſt die wahre liebe.

(Hintertür.)

(Bauerschaft Pixel Nr. 15, Gem. Herzebrock.)

22. An Gottes Segen iſt Alles gelegen,

Heinrich Kintrup, Sophia Schlickmann.

Errichtet 16. März Anno 1883.

(Scheune in Bauerschaft Pixel Nr. 15, Gemeinde Herzebrock.)

23. Gott ſegne alle unſere Werke zur Arbeit gib uns Kraft und Stärke
Nim uns nach vollbrachten Lauf Herr in Deinen Himmel auf.

(Tor links.)

Heinrich Dahlkötter und Anna Reckort
29. Juli Anno 1886

(Tor rechts.)

(Herzebrock, Kirchdorf Nr. 54. Scheune.)

24. Grüß Gott tritt ein, Bring Glück hinein!

Joſeph Schmerling Maria Kramer

Errichtet 21. Juni
Anno 1893

(Ksp. Herzebrock Nr. 32.)

25. PAX INTRANTIBVS. SALVS EXEVNTIBVS.
OTTO RÜDENBVSCH ANNA GEDRVT SAMSONS.
ANNO 1692. JVLY.

(Übersetzung: Friede den Eintretenden. Heil den Herausgehenden.)

(Lette, Nr. 87, Bez. Minden.)

26. DAS AVS VND EIN FAHREN MEIN SOL DIR O GOTT BEFOHLEN SEIN. / FRANZ RECKMAN VND ANNA MARIA ELISABETH REIMANBRINCK GEN RECKER EHL /

(Gemeinde Lette Nr. 49. Scheune.)

27. SALVATOR SALVA
EX INTEGRO TIBI
REÆDIFICATVM OPVS

(Abteigebäude in Liesborn. Die höheren Buchstaben ergeben die Jahreszahl 1735.)

28. *Mit Gott fing an Mit Gott hör auf das ist der Schönste Lebenslauf.*
Anton Michael und Elisabeth Hartmann.
Er. Juni 1802.

(Marienfeld Nr. 21 c.)

29. Adiuvante Deo imbrem tolerabo solemque. MDCCCCIII.
(Mit Gottes Hilfe werde ich Regen und Sonnenschein trotzen. 1903.)
(Krüppelheim „Hüfferstiftung" in Münster.)

30.

1. Reihe. SEGENE : UNS : HER : MIT : DEINER : HANDT :
BEWARE : VNS : O : HER : FVR : FEVER : VND :
2. „ BRANDT: DAFVR: WILLEN: WIER: DICH: DANCKEN:
ALLE : ZEIT : VON : NVAN : BIST : IN : EWIKET :
3. „ FRANS : JOSEPHUS : VENEWFRT : VND : ANNA :
MARGAREITA : BEINKER
4. „ ANNO DEN 15. JULI
5. „ 1746

(Neuenkirchen Nr. 50.)

31. FREUDIG . TRETE
HEREIN
UND . FROH . ENFERNE
DICH . WIEDER

(Stadt Oelde, Kleigartenstraße.)

32. *O Gott, durch deine große Güte,*
Wollst unsre Scheun und Vieh behüten.

(Ksp. Oelde. Menninghausen Nr. 7.)

33. Es wird kein Havs so gvt gebavet, es komet ein oder ander, der es dvrchschavet. / Sie svgen noch Fehler darein vnd sagen, es konte anders sein, Waren sie eder komen, / so hatte man mit sie Rath genomen. Johan Henrich Reckfordt. 1806. /

(Sendenhorst. Dorf Nr. 55.)

Bemerkungen zu einigen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten.

Von **Dr. Esser**, Malmedy.

1. Wouh kee Riggder oß, do oß och keen Diggder: Ihren. Kr. Prüm (vgl. Bd. 3 der vorliegenden Zeitschrift, S. 152 Nr. 4); wo kein Räter ist, da ist auch kein Täter. Im Luxemburgischen heißt es: De Reder as eso gud we den Deter (Gangler, Lux. Umgangssprache, S. 366); denselben Sinn hat das im deutschen Wörterbuch (8, 182) aus Steinhöwels Esop zitierte Diktum: Die Rhäter und die Thäter sind mit geleicher Pein (= lat. poena) zu strafen.

Unter dem Räter ist der Baldowerer (hebräisch baal dâbâr = Meister der Sache, Mann, der den Handel kennt) d. i. Auskundschafter zu verstehen, der die Gelegenheit zu einem Diebstahl hinsichtlich der Zeit und Art der Ausführung genau feststellt: vgl. Rabben, Die Gaunersprache, S. 21.

Bezüglich der eigentümlichen Formen Riggder, Diggder für Räter, Täter ist zu bemerken, daß in einigen Gegenden der Eifel vor einen Dental behufs Konservierung desselben ein Guttural eingeschoben wird: so entsteht aus Kraut die Form Krockt oder Kroggd, aus Beutel = Böckdel oder Böggdel, aus läuten = lockten oder loggden, aus Seite =

Seckt oder Seggd usw. Wenn der Dental im Auslaut steht, so wird er meist vom Guttural ausgedrängt, so daß z. B. der Familienname Hebenstrick identisch ist mit dem Familiennamen Hebenstreit (= heb den Streit, fang den Streit an, Schelte für einen Streitsüchtigen).

2. Der Ausdruck „Hals über Kopf" (aufs eiligste) lautet vollständig entweder „über Hals über Kopf" (Deutsches Wörterbuch 5, 1750, 2. c.) oder auch „Hals über Kopf über" wie „Kopf über Kopf unter" (Quelle im DW. lc.). Der Ausdruck „Hals über Kopf" ist nach dem DW. hergenommen vom Fallen, Stürzen mit dem Kopf vorweg und zwar so, daß bald der „Hals" über dem Kopf, bald der Kopf über dem „Hals" steht. Nun bildet aber der Hals keinen Gegensatz zum Kopf, im Gegenteil sind beide so eng miteinander verbunden, daß eine Situation „Hals über Kopf" eigentlich gar nicht möglich ist. Ich glaube deshalb annehmen zu dürfen, daß der „Hals" lediglich der Vertreter eines anderen prominenten Körperteiles ist, dessen Name (Ars) ganz nahe mit diesem zusammenklingt. Den direkten Beweis aber dafür, daß unsere Redensart ursprünglich gelautet hat „Ars über Kopf" liefern die dialektischen Entsprechungen: westfäl. „Ääs öewer Kopp" (Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 343 b), schweiz. „Haupt über Arsch" (Schweiz. Jd. 4, 1751), luxemburg. „Iwer Kopp an (und) Asch" (Gangler 249), mecklenb. „oever Kopp un Nars" (Frommann 6, 230), mhd. „über ars und kopf" bürzelen (Fischart).

Während nun einerseits Ars durch Hals ersetzt wurde, glaubte man anderseits das übellautende Wort ganz entbehren zu können und sagte einfach „kopfüber, kopfunter" in der Bedeutung „das Unterste zu oberst, drunter und drüber", wofür die Wallonen weniger prüde cou d'seûr cou d'so (frz. cul dessus, cul dessous) gebrauchen in Übereinstimmung mit dem eifler. Bonz önnen, Bonz öwen, d. i. Ars unten, Ars oben, da Bunze nicht nur = vulva (DW. 2, 531), sondern auch = podex ist.

Ein Analogon zu „Hals über Kopf" für „Ars über Kopf" bietet die rheinische Redensart „Blaos mich öm Höft" (= blas mir in Ars: DW. 2, 69 = wallon. soffell m'o cou), indem

hier „Höft“ (Haupt) für den hintern Körperteil eintritt: vgl. Frommann, Die deutschen Mundarten, 6, 277.

Mit Rücksicht auf die Formeln „Haupt über Arsch“ (für „über H. ü. A.“), „über Haupt und Kopf“ (= in Eil: DW. 5, 1749) darf man wohl auch das Adverb „überhaupt“ als Vereinfachung eines ursprünglichen „über Haupt, über Arsch“ auffassen. Was Weigand (2, 955) zur Erklärung des Ausdruckes beigebracht hat, befriedigt nicht.

Wenn „überhaupt“ jetzt die stark abgeblaßte Bedeutung von frz. généralement (im allgemeinen, kurz gesagt) hat, so wird im Schweiz. Jd. (2, 1498) als die konkreteste, also ursprünglichste, ganz richtig die von „kopfüber“ vermutet.

3. Wir sind alle Menschen bis über's Knie, dann fängt das Luder[1]) an (Simrock); nur bis zum Gürtel gehört der Mensch den Göttern, darunter alles den Teufeln (Berliner Tageblatt vom 25. Juni 1909, Nr. 316), wallon. elle est brave (probe) et honnête jusqu'au ventre, oder: brave jusqu'au genou, et le reste au pillage[2]): Bulletin de la Société Liégeoise de littérature wallonne, Bd. 31, S. 461, Nr. 3087. Da der verdienstvolle Sammler und Herausgeber der wallon. Sprichwörter als Erläuterung nichts anderes hinzugefügt hat, als das Sätzchen, pas plus qu'il ne faut, so müssen wir wohl annehmen, daß er nicht mehr hat sagen wollen. Der Sinn der obigen Sprichwörter tritt deutlicher zutage in den Synonymen: Der Teufel greift die Leut' am Bauch an, wo sie am weichsten sind (Körte Nr. 7354), und: Der Bauch macht uns alle zu Schelmen (Körte Nr. 513), d. h. die nicht von der Vernunft gezügelte (sexuelle) Sinnlichkeit verleitet uns zu schlimmen Streichen.

4. Nach Buck (in den Württemberg. Vierteljahrsheften 9, 46) wurde in einem oberschwäbischen Dorfe ein sehr langes Weibsbild spottweise „der hohe Wasserfall“ genannt. Damit stimmt überein, wenn man in Elberfeld von einer großen Frauensperson sagt: „dat es wat förn Möller, sie heet en hoogen Waterfall“ (Wörterbuch der Elberfelder Mundart,

[1]) Luder = sündliches Wolleben, Fleischeslust.

[2]) Le reste au pillage = das Übrige in die Rapuse, wird zum Besten gegeben, preisgegeben.

S. 172). Ebenso heißt es im wallon. Luxemburg: cisse femme là n'est nin maû [nicht übel, nicht häßlich], mins (frz. mais) ille est trop haute du saiweû (Bull. 40, 389: se dit proverb. d'une grande femme). Saiweû, das sonst für den Spülstein in der Bauernküche gebraucht wird, hat hier die Bedeutung von canal de l'urèthre. Die Redensart findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß früher die Bäuerinnen stehend zu urinieren pflegten.

5. Für „sich unsinnig gebärden" gebraucht man zuweilen noch die aus dem Mittelalter stammende Redensart: Herumtoben wie der Teufel im Weihwasserbecken (vgl. Berliner Tageblatt vom 8. September 1911, Nr. 458); die Wallonen sagen ebenmäßig „se démener comme le diable au fond du benitier" (Bull. 30, 272 Nr. 967 und 22, 110 Nr. 311). Dieser Vergleich beruht auf der zur Zeit der Hexenprozesse üblichen Sitte, die vom Teufel Besessenen und die Hexen in eine mit „Weihwasser" gefüllte Tonne zu tauchen. So erzählt Radulph de Rivo in seinem Buche „Taten der Bischöfe von Lüttich", daß ein Exorzist in Aachen ein für besessen gehaltenes Mädchen bis an den Mund in Weihwasser habe tauchen lassen. Bei diesem kalten Bade soll sich der Teufel ausgebeten haben, ins Karlsbad (also ins heutige Kaiserbad) fahren zu dürfen, was ihm jedoch nicht gestattet wurde.

6. Die sprichwörtliche Redensart „Einen über den Löffel balbieren (barbieren)" bedeutet jetzt „einen überlisten, betrügen". Man unterschied früher das Balbieren über den Löffel und über den Daumen, je nachdem, um das Rasieren zu erleichtern, die konvexe Seite eines Löffels oder der Daumen an die Innenseite der Wange angedrückt wurde (Schweiz. Jd. 4, 188. DW. 6, 1122). Daher die Frage: Witt über den Dûmen oder über den Löffel balbiert sîn? Schw. Jd. l.c.). Eine diesem früheren Barbiertrick entnommene Redensart besitzt auch das Wallonische von Fournay, wo man von einer verfänglichen Geschichte sagt: Ch'est au poche ou à l'cullière (frz. c'est au pouce ou à la cuiller): Bull. 31, 283 Nr. 2493. Da das eine so dreckig ist wie das andere, so ist die Wahl besonders schwierig. Der Ausdruck „einen über den Löffel (oder über den Daumen) barbieren" ging bald

über in den Begriff „einen dreckig, schmutzig behandeln“ und hieraus ergab sich dann der von „überlisten, übervorteilen, betrügen“.

7. Dem latein. Sprichwort „Habenti datur“ stellt sich zur Seite das deutsche, etwas derb gefaßte: Den Deuwel drit et liewste op ennen grooten Haup (Meurs: Firmenich 1, 407 Nr. 424) oder: Der Düvel schießt zeleäve net op ene klenge Houf (Aachen: Zeitschrift des Aach. Geschichtsvereins 8, 169 Nr. 159) oder: Der Deiwel scheißt ob kehne klehnen Hoof, well kehn Platz drob aß (Eifel: Vorliegende Zeitschrift 3, 154 Nr. 9) oder: Der Tüfel schißt nie an chlîni Hüfen, er müeßt sust der Arsch z' wît aben han (Schweiz: Schw. Jd. 2, 1043): bemerkenswert ist der Zusatz in der eiflerischen und schweizerischen Fassung. Auch den Wallonen fehlt unser Sprichwort nicht: Li diale chêye todi so l'pus gros hopai (Bull. 30, 271 Nr. 963: Le bien vient à ceux qui en ont déjà; la fortune favorise toujours les personnes opulentes). Bei Körte heißt es etwas weniger derb: Der Teufel hofiert immer auf den größten Haufen: Die beigefügte Deutung aber (er ist am liebsten, wo es am ärgsten hergeht, da fällt für ihn am meisten ab) ist vollständig verfehlt. Unser Sprichwort ist weiter nichts als eine volkstümliche Variation des biblischen Diktums: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe“.

8. In der Niederrheinischen Mundart sagt man von einer Sache, die sehr bitter ist, vergleichsweise „su better wie Rosegall oder Rossegall“: vgl. Dürener Volkstum (Düren 1880) S. 2 Nr. 31 u. S. 161. Sonst heißt es nhd. einfach „bitter wie Galle“ (gallenbitter), im Nassauischen aber „ruszegallebitter“ (Kehrein Idiot. S. 334) d. i. bitter wie Ruß und Galle: vgl. westf. „so bitter asse raut“ (Ruß). Auch das Französische hat die vergleichende Redensart amer comme suie (Ruß), aber auch comme chicotin (Koloquinte) und comme de l'aloès, während im Wallon. amér comme gale (fiel), comme dul djuniesse (Ginster) und comme ine hâgne di gèie (le brou de la noix) gesagt wird.

Aus dem nass. ruszegallebitter ist auch die in der vorliegenden Zeitschrift (2, 29 b) erwähnte rheinische Redensart sû beter äs ris-jal zu verstehen.

9. „Von einem Ast auf den (einen) andern springen“ sagt man von Menschen, welche in ihren Verrichtungen unstät sind, oder jeden Augenblick den Gesprächstoff wechseln, oder in allen möglichen Handwerken sich versuchen: holl. van den hak op den tak springen (vom Zweig auf den Ast: wie ein Vogel) = allerlei durcheinander reden, vom Hundertsten ins Tausendste kommen.

Im Wallonischen lautet die Redensart: pochi d'inn koh so l'ôtt (sauter d'une branche sur l'autre) = changer le discours à chaque instant: vgl. Bull. 30, 104 Nr. 388.

10. Wenn jemand einen allgemein ausgesprochenen Tadel auf sich bezieht, so entgegnet man ihm mit der sprichwörtlichen Redensart: Won de Schohn för dech paßt, dann dohn hen ahn (Reuland, Kr. Malmedy); oder: Ziehn se sich doch die Jacke nich an, wenn se ihnen nich paßt (Berlin: Meyer, Der richtige Berliner, 5. Aufl., S. 9). Denselben Sinn hat das schweiz. Sprichwort: Wenn men en Bengel under d' Söuw wirft, so göusset die, wo 's trifft = wer sich durch eine Anspielung aufbringen läßt, beweist damit, daß er sich getroffen fühlt (Schw. Jd. 4, 1370). Ähnlich sagt Luther: Ich habe den Knüttel unter die Hunde geworfen, und am Geschrei merke ich, welchen ich troffen habe (DW. 5, 1532). Im Nassauischen heißt es dafür kurz: Wenn man den Hund trifft, dann bellt er (Kehrein, Volkstümliches aus Nassau, S. 109 Nr. 30). Dem Sinne nach stimmt hierzu das wallon. Sprichwort: qui est rogneux, qu'i s' grette (qui est rogneux, qu'il se gratte), d. h. celui qui se sent coupable de la faute qu'on blâme, peut ou doit s'appliquer ce qu'on en dit (Bull. 31, 337 Nr. 2656).

11. Weit verbreitet ist die volkstümliche, ursprünglich niederdeutsche Redensart „flöten gehen“, ändd. „fleuten gân“ für „verloren gehen“, besonders vom Geld gebraucht: sie hat ihr Gegenstück in der Koblenzer Mundart, wo „treiwe giehn“ (treiben gehen) für „verloren gehen“ gesagt wird, vom Forttreiben durch Wasser: vgl. Wegeler, Wörterbuch der Koblenzer Mundart, S. 54. In gleichem Sinne heißt es in der Schweiz „den Bach ab schwümmen“ = verloren gehen, prendre le chemin de la rivière, dann auch einfach „Bach ab“

= fort, verloren, zunichte geworden: vgl. Schweiz. Jd. 4, 948. Desselben Ausdruckes bediente sich Bassermann auf dem Nationalliberalen Parteitag am 4. Juli 1909 zu Berlin: Wer den gestrigen Tag, sagte er, miterlebt hat, als Sydow von seinem „Standpunkte“ sprach, sah, wie mit elementarer Gewalt ein Hohngelächter durch den Reichstag zog, der mußte erkennen: Da schwimmt ein Stück Staatsautorität unwiderbringlich dahin (vgl. Berliner Tageblatt v. 5. Juli 1909 Nr. 334). Die synonymen Formeln „treiwe giehn“, „den Bach ab schwümmen“ machen es mehr wie wahrscheinlich, daß „flöten gehen“ umgedeutet ist aus ndd. flêten gân, von flête = Fließ, fließendes Wasser, Bach, Fluß, gesprochen fast wie flöte (Vilmar Jd. 106); so heißt in der Elberfelder Mundart der Bewässerungsgraben in der Wiese „Flötegrawen“ und der weiche (zerfließende) Käse mit Kümmel, Salz und Pfeffer „Flötekees“ (Wörterb. d. Elberf. MA. S. 53) statt Flêtegrawen, Flêtekees (= Fließgraben, Fließkäse).

Wie das ursprünglich ndd. Adj. flott (eig. = schwimmend) ebenfalls zu fließen = asächs. fliotan gehört, so ist auch das frz. flot nicht vom lat. fluctus ausgegangen, sondern von der germ. Wurzel flut (fließen) und die Redensart être à flot ist = flott sein, genug Wasser zum Schwimmen haben; ebenso hat das wallon. esse so flotte die Bedeutung „von der Welle weiter getragen werden, vorwärts kommen, im Gange sein“; dann ist aber esse sa flotte auch frz. „être perdu“ (Bull. 30, 382 Nr. 1326 und 48, 338). eigentlich être avau l'au, à la dérive, genau entsprechend dem dt. „flöten sein“ (vgl. das Geld ist flöten = l'argin est so flotte). Haust erklärt in den Bull. 48, 339 den Ausdruck esse so flotte sehr zutreffend folgendermaßen: si l'corant (Strömung) v'gangne (vous gagne = vous emporte), vos èstez so flotte.

12. In einigen vergleichenden Redensarten erscheint ein den Wörterbüchern nicht bekannter Pfingstfuchs: a) Hä litt dä ganzen Daag op der Gaader un lohrt (lauert) we 'ne Pinksfuß (Köln: Firmenich 1, 476 Nr. 241); b) Hä luhrt wie 'ne Pengsfuß (Düren: Dürener Volkstum S. 156); c) He lûrt as 'n Pinkstervoß (ndd.: Frommann, Die deutschen Mundarten 6, 281 Nr. 642); d) Den kickt wie ennen Penksfos

(Meurs: Firmenich 1, 404 Nr. 266); e) He kikt wie en Pengsfuës (Cronenberg: Cronenberger Wörterbuch S. 94 a); f) Su luhs (klug, listig) wie 'ne Pengsfuß (Düren: D. Volkstum S. 1 Nr. 9); g) Gnäisen (lächeln) äs en Pinkstvoß (Paderborn, vorliegende Zeitschrift 5, 127). Im Dürener Volkstum S. 156 wird Pengsfuß durch „schlauer Fuchs" erklärt; ebenso heißt es im Cron. WB. S. 94 a „er kuckt sehr schlau und listig" für „he kikt wie 'ne Pengsfuëß". Wenn die vorstehenden Redensarten ursprünglich den Fuchs als den Repräsentanten der List und Schlauheit im Auge gehabt hätten, dann würde es genügt haben zu sagen: lauern, gucken, lächeln wie ein Fuchs: von einem „Pfingstfuß" ist sonst nichts bekannt, als daß der Hirt, der am 1. Pfingsttage zuletzt austrieb, in Westfalen den Spottnamen „Pingstvoß" bekam: vgl. Prümer in der vorl. Zeitschrift 2, 159; Grimme, Das Sauerland und seine Bewohner, S. 156[2]. Dieser „Pfingstfuchs" kann aber unmöglich in den obigen Redensarten gemeint sein. Ich vermute deshalb, daß das Wort umgedeutet ist aus einem ursprünglichen „Penningsfüchser" und soviel als „Geizhals" bedeutet. Dieser wird vielfach bezeichnet als Pfenningspitzer, Pfennigfuchser, Pännenksfüchser (Dürener Volkstum S. 154), im Nassauischen Pingstfüchser (Kehrein, Wörterbuch, S. 306), woraus durch Abwerfung der Endung (vgl. Dachdeck für Dachdecker, Fn. Hamach für und neben Fn. Hamacher usw.) unser Pfingstfuchs sich ergab. Der Eupener Dialekt hat, nebenbei bemerkt, den Penningsfüchser sogar in Pänneksvörzer umgedeutet (WB. der Eupener Sprache S. 137 a). Die ursprüngliche Form des Wortes lautet übrigens Pfennigspfetzer, imperat. Pfetz-den-Pfennig, Pfetzpfennig: pfetzen, pfitzen, dial. pitzen, pitschen bedeutet abzwacken (im Handel), abdingen und ist ins Frz. als pincer und ins Wallon. als pissî übergegangen, wo piss fennin (Dialekt von Faymonville) = Pfetzpfenning gebraucht wird; im Französ. entspricht pince maille (Geizhals).

Das listige und schlaue Gucken und Lauern des Geizhalses, wie ein Pfennig zu erraffen und abzuzwacken ist, bildet also die Grundlage der oben zusammengestellten vergleichenden Redensarten.

Bemerkung: Es gibt auch einen Oktoberfuchs: vgl Listig wie ein Oktoberfuchs (Körte Nr. 2072); Er jrient (in Aachen gringt = lächelt) wie'n Oktoberfuchs (Meyer, Der richtige Berliner, S. 55 [5]). Was es aber mit diesem Oktoberfuchs für eine Bewandtnis hat, weiß ich nicht.

13. Ein wallonisches Sprichwort (Bull. 31, 395 Nr. 2856) sagt: Avou l'linwe d'ine feumme et l'haine d'on curé, on fait des fameux soler (avec la langue d'une femme et la haine d'un curé, on fait de fameux souliers): wenn ich auch ein deutsches Gegenstück nicht habe ausfindig machen können, so bin ich doch überzeugt, daß ein solches vorhanden ist; vielleicht weist ein freundlicher Leser mir ein entsprechendes Diktum nach. Ungehörigerweise wurde das wallon. Sprichwort in dem Brüsseler Blatte „Le Soir" zu einer Gehässigkeit gegen die Deutschen mißbraucht. Dort hieß es in der Nummer vom 28. Juni 1909 unter der Spitzmarke Une recette: Savez-vous ce qu'il faut pour faire une bonne paire de souliers? Pour la semelle, de la langue de femme: c'est inusable; pour l'empeigne, du gosier de chautre: ça ne prend pas l'eau; et pour les talons, de la rancune d'Allemand: ça dure toujours. Hier ist ganz absichtlich, aber ohne jede Berechtigung, der sprichwörtliche Priesterhaß (rancune de prêtre) in rancune d'Allemand verwandelt und so das „Rezept" zu einem Ausfall gegen die Deutschen benutzt worden.

Die Franzosen sagen von einem Zeuge, das unverwüstlich ist, c'est de la rancune de prêtre (Sachs-Vilatte); ein wallon. Sprichwort heißt: Désir (Lüsternheit) de nonnette, Rancune de prêtre, Jalousie de médecin, Saleté de capucin (sont inhérentes à la profession): Bull. 30, 267 Nr. 950. Denselben Sinn bieten die deutschen Sprichwörter: Priester sind gute Hasser; Pfaffenhaß kennt kein Maß: Was Pfaffen und Wölfe beißen, ist schwer zu heilen. Ihnen schließt sich Platen an, wenn er warnt: Die Pfaffen necke (beleidige) keiner, weil sie unversöhnlich sind (Die verhängnisvolle Gabel, A. 1, Sirmio).

Rheinische Segen gegen den Schluckser.

Von **Dr. Jos. Müller**, Bonn.

Oskar Ebermann hat in der Zeitschr. des Ver. f. Volksk. XIII (1903), 64—69 „Segen gegen den Schlucken" aus allen

deutschen Gauen aus der volkskundlichen Literatur zusammengestellt und nach Gruppen in ihrer Eigenart gewürdigt. Rheinische Belege fehlen dort. Deshalb möge hier eine Anzahl rheinischer Segenssprüche folgen, die, mit den von Ebermann behandelten verglichen, zeigen, wie einheitlich auch auf diesem Gebiete trotz der Mannigfaltigkeit die Volksseele denkt. So zunächst auf sprachlichem Gebiete in der Bezeichnung des Übels (singultus). Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch S. 231, sagt hierüber: „Das Wort (für singultus) ist ein Typus der Tonmalerei in Sprachlauten der dialektisch verschiedenen Zungen, die ungefähr den Schluchzlaut nachahmen wollen, die förmlich sehr weit voneinander abstehen, aber begrifflich alle diese Gemeinsamkeit des Naturlautes haben." Auch im Rhein. vom nfr. bis ins moselfr. hinein versucht die Sprache den durch das Aufstoßen gegen die Stimmbänder erzeugten, reflexiv wirkenden Stimmeinsatz durch mit h beginnende Lautgruppen wiederzugeben, da ein Hauchlaut wohl am ehesten dieser unbewußten Stimmbewegung entspricht; dieser durch das Schlucksen bedingte Exspirationsstrom findet in einem Verschlusse des Gaumens ein Ende, und so folgt die Sprache auch diesem natürlichen Vorgange, indem sie das Wort schließt mit einem Gaumenverschlußlaut: so entsteht das in allen Mundarten nachweisbare hik für singultus, das aber angeglichen an andere lautmalende Worte mit anderen Ableitungen und Ausgängen sich in mannigfachster Form darstellt. Höfler zählt auf: heschen, Hesch, Hösch, Hesche, Hätsch, Heschge, heschgen, heschzen, hetschen, Heschitzer, Hoschetzer, Haecker, Heiß, hischen, hicken, hichzen, hitzgen, hixen, geschen, gischen, G'hätsch, G'hotsch, Jest. Im Rhein. heißt es „dę hat der h e k" in Elten, Cleve, Herzogenrath, Merkstein bei Aachen, und so in den meisten nfr., nordrip. Orten; auch den h e k e r t in Moers, Friemersheim, Rummeln, Ruhrort, Vennickel (alle am Niederrhein), wie im mfr. in St. Vith und Neuerburg, während es im lux. heißt den h i k e n oder den h a k. Auch mit u erscheint das Wort: h u k in Essen, Sterkrade, Oberhausen, Dellwig, Isselburg; hä hät h u k s t o t e (Wesel), h u k e s t o t e n (Brünen). Auch der Tonfall des Naturlautes, der Rhythmus verlangt sprachliche Bezeich-

nung, und so erscheinen für den meist mit zweitonigem Gipfel hervorgebrachten Schluckser Worte mit zwei Tongipfeln, deren Silben z. T. reimen: hekepek[1]) in Goch, Rheinberg, Twisteden; hikepik in Aldekerk, Straelen, Sevelen, Millingen, Wesel, Nienkerk, Kempen; hekeschlek in Mülheim (Ruhr), hekeschnek in Orsoy, hekemek in Vynen bei Xanten; hukuk (ebd.), hepetep in Xanten-Hochbruch; hekep und hekop in Orsoy. Daß diese Zusammensetzungen indes z. T. ihre Entstehung den gereimten Segenssprüchen verdanken, ergibt sich aus den verbreitetsten dieser Art:

ech han der hek, ich han der pek (oder schlek)
ech han en seeve johr gehat.

Im rip. und moselfr. ist die Wortsippe šlik, šluk am verbreitetsten: šleks, šlǫ̈ks, šlaks, šloks; šlekəs (Hintermeilingen); šliksərt (Cues), šlęksərt (Prüm), šlaksərt (Weinsfeld); šliksər (Hunsrück); der hot de šlikse (Kirn); — šluksərt (Saar, Dudweiler, Differten, Schwemlingen, Ehlenz), — šluks (Bremm a. Mosel, Lieser, Conz, Trier, Engeln, Kreis Adenau), šluksər (Neunkirchen bei Trier, Trarbach, Simmern, Kreuznach), er hat de schluksen (Ottw. Lebach), den schluken (Mettnich bei Trier); dä hot də gluksər (Simmern), — šluguk (Niedermendig), — šlukup (Beckum), hej es an ət klukhalsən (Wesel). — Deutlich tritt in einigen Sprüchen noch die Auffassung des Schlucksers als eines persönlichen Wesens hervor, wenn es heißt:

ik han de huk, de huk hät mie (Dellwig).
(vgl. dä štōt de huke (Essen).
ik hef də šlik, de šlik hät mek (Barmen).

Trostmittel und Ablenkungsmittel mannigfacher Art schafft der Volksmund vor allem dem von dem Übel gequälten Kinde: et šāt nūs (nichts), et hęts-chən wīəs „das Herzchen wächst“ ist die geläufigste Trostformel. „Die meisten Mittel bezwecken die Schaffung eines Nebenreizes und die Ablenkung des Interesses“ (Elbermann a. a. O. S. 64).[2]) 7 Schluck Wasser soll man hintereinander trinken: šlik-šlak-šluk, bem sewenten drunk water bes de fut (Barmen): über

[1]) Aus Xanten auch heklepek und hukuk.
[2]) Wuttke, Aberglaube § 537.

die Schärfe des Messers soll man mit dem Finger fest hin- und herfahren oder das Messer so vor den Mund halten bei verhaltenem Atem, daß es nicht beschlägt; in Orsoy erteilt man den Rat: gap över den dumm (Daumen), kik en de sonn (Sonne).[3]) Plötzliches Erschrecken gilt als besonders wirksames Mittel, und so sucht man auch das Interesse der Kinder auf ihr in Kleinigkeiten stets schuldbeladenes Gewissen zu lenken, indem man sagt: du hast derheem am schmant geleckt; du host em bęker e węk gestohl, dou hęs gəschnöus „genascht", du hęs krūt (Obstkraut) geschlöke „geschlaucht"; gej hät de brökske ût de Kas gestohle: in Duisburg gilt die Regel: säg vör öm, hä hät geschnupp, flott de tapp sich drop verkrupp (verkriecht).

Man stellt unerwartete Fragen, etwa: Wann hast du den letzten Schimmel gesehn? Was hast du zu Mittag gegessen? Man läßt das Kind Schnellsprechübungen mit assonierenden Konsonantengruppen machen;[4]) ich häb de šlek ist so oft in einem Atem zu sagen, als man Jahre alt ist (Krefeld-Oppum); 7mal: rekse un schlekse (Reichenbach im Westrich); tęl ens bes siəve[5]) (Dremmen Kr. Heinsberg). Meist 7 mal sollen auch in einem Atem die Segenssprüche hergesagt werden, die nun folgen.[6])

O. Ebermann knüpft a. a. O. S. 65 an den in deutschen Gauen[7]) verbreiteten Schluckauf-Segen

Schluckauf und ich
Gingen übern Steg,
Schluckauf fiel 'rein,
Und ich lief weg.

die Folgerung, daß der wesentliche Punkt des Inhaltes das Überschreiten eines fließenden Gewässers sei. Man nehme an, daß die Krankheit von einem bösen Dämon veranlaßt sei und der Leidende suche sich von diesem zu befreien, indem

[3]) jap 3 mōl öfə də dom (Pier bei Düren).

[4]) z. B. die katt kratzt de krölle van der trapp.

[5]) Über die bei diesen Segenssprüchen immer wiederkehrende Zahl 7 siehe Schollen in der Zs. d. Aach. Gesch.-Ver. IX. 194 fsn. 3; Grimm. Rechtsaltertümer S. 214.

[6]) siehe Pradel a. a. O. 67, fsn. 1.

[7]) Simrock, D. Kinderbuch 1848 S. 15 Nr. 49, u. a. s. bei Ebermann

er einen Bach überschreite. Er erinnert an den weit verbreiteten Aberglauben, daß böse Geister ein fließendes Gewässer nicht zu überschreiten vermögen. In den niederländischen Segen[8]) ist an Stelle des fließenden Wassers das Meer getreten:

Ik en de hik
Ging over't meer,
De hik ging weg
En ik kwam weer.

In rheinischen Segenssprüchen tritt der Rhein[9]) selber als Verschlinger des bösen Dämons auf:

Ek en de hik
wej gunge över de Rin,
ek gung dröver
de hik föll drin (Wesel).

In moselfr. (Hunsrücker) Sprüchen ist die epische Fassung aufgegeben, der Schlicker wird aufgefordert, über den Rhein zu fahren; es fehlt hierbei die Andeutung, daß der Dämon im fließenden Wasser sein Ende findet: doch liegt diese Anschauung stillschweigend zugrunde.

Schlikser, schlikser fahr iwer dä Rhein,
wo die viele Schlickser sein
(Riegenroth, Krs. Simmern).

Vielleicht aber ist die oben berührte Anschauung, wenn auch verderbt, deutlicher wiedergegeben in:

schl., schl. fall iwer de Rhein
(Niederheimbach).

Das Verlangen, den Segenssprüchen alten, formelhaften Aufputz mit Assonanz und Reim und unverständlichen Formen zu geben, führte zu folgenden Entsprechungen:

Schliks fahr iwer de riks, fahr iwer de Rhein,
on los et schlikse sein (Boppard).[10])

Schlikser fahr iwer rikser, fahr iwer de Rhein,
los das schlikse sein. (Argenthal).

[8]) A. de Cock, Volksgeneeskunde 1891 S. 177 Nr. 4.

[9]) Vgl. „Schlucken, fahr übern Rücken, fahr übern Rhein, laß den Schelmen Schlucken sein" bei Simrock, Kinderbuch S. 15 Nr. 50; Rochholz, Allem. Kinderlied, S. 343 Nr. 957b. In den mundartl. iwer rikser, iwer de riks . . . mag wohl „übern Rücken" ursprünglich enthalten, aber zur Gewinnung eines Reimes zu schlicks(er) entstellt sein.

[10]) schlikse gih bei de rikse, gih iwer de Rhein u. s f. (Kestert).

Das unverständliche „iwer de riks, iwer rikser, gih bei de rikse“ ist verdeutlicht in:

Schleks foᵃ henereks, foᵃ iwer de Rhein,
bes de nemi mein. (Krümmel).[11])

Mit assonantischer Formel:

Schlikser wille riksər, fahr iwer den Rhein,
lass schliksern sein (Kelkheim, Obertaunuskreis).

Damit vergleiche:

Schlekse fahr wekse, fahr iwer de Rhein,
laß dat Kind met dem schlekse sein
(Rheinböllen, Kr. Simmern).

Wie in vielen niederl. Segen der Leidende wünscht, daß das Schlucken auf einen andern Menschen, „die han best verdragen kan“, übergehen möge,[12]) so auch in einer Anzahl nfr. Sprüche:

Ech han der schlek, ech han der pek,
ech han en nu, ech han en dan,
ech gäv en mine nevemann (Rheydt).

Ich höb der schlek, ich höb der mek,
ich höb en nu, ich höb en dan,
ich gef em mine brouer Jan. (Hangelt).[13])

Rücksichtsvoller:

Scklöks, schlöks, höngeröks,
Gangk no dem mān,
dä dich fərdrohn kān (Herdorf-Sieg).

Ek häb dä schluk, dä schluk hät me,
un wen me lievt, den nemmt de schluk von me.
(Dinslaken).

Ein Spruch aus Dommershausen (St. Goar) gibt scherzhaft den Vertreiber an:

Wer hot de schlukser,
Mos gīn tsom Dokter druker,
dä kan vertreiwe de schlukser.

---

[11]) Recht vereinfacht eine westerw. Fassung: schleks fall reks, fall Rhein, laß dat schlekse sein.

[12]) s. Ebermann a. a. O. 67 und die dort angegebene Literatur; Dirksen, Volkst. aus Meiderich 1895 S. 47.

[13]) ich han der schleks, ich han der peks, ich schenk en dich (Düren).

Am verbreitetsten, in Einzelheiten freilich wechselnd, ist folgende nfr., rip. Form des Spruches:

ech han de schlek, ech han de pek[14])
ech han en siven johr jehat.

In Münz (Jül.) setzt man hinzu:

ich hän em lang jenoch jehat;

in Kohlscheid: — ich han en nu of dan.
in Jülich: — un ben en noch net quek (quitt).
in Aachen: — on han em noch en engem stök.

ech han der schlek, ech han der pek,
ech han en sieve dumme dek. (Odenkirchen).

ich han en schlik, de hik de pik
(in einem Atem 10 mal zu sagen; Derschlag).

den schlekenpek, den häf ek sewen johr
jehat, den häf ek alle dag (7 mal; Windgassen).

ek häf ən schlik, schllikerikik (2 ×)[15])
ek häf ən sewen johr gehat (Barmen).

Auch recht abgekürzt:

schlik den pik, den häf ek nich (Langenberg).

schlik pik mi (Kupferdreh).

hek-pek sewen johr lang (Rummeln).

Vergleiche noch bei Mersch, die Luxemburger Kinderreime (1884) S. 13.

hak, ech hun dech dak, ech hun dech haut (heute)
ech hun doch mar (6 mal);

bei Norrenberg, Geschichte der Herrlichkeit Grefrath, S. 104.

ich hab der Heck
ich hab der Schleck
ich hab vor veier Penninge Weck.

Du Schleck, du Deck, du Dönn
Du drievs mich all die Rebben öm.
(3 mal in einem Atem).

[14]) schleks-peks reimt in Mersch (Jül.); schleks-pebs in Borschemich (Jülich); hek-kek in Cleve; nek-pek in Eupen, ebd. auch schlek-nek.

[15]) schlikikik (Elberfeld); schlik-schlak-schluk (Haarhausen).

Reigenlieder.

Gesammelt in Worringen am Rhein.

Von **Joseph Klein,** Virneburg.

I.

Jakob ging durch eine Straße,
Wollte sich erquicken,
Konnte sich nicht schicken,
Bis er endlich eine fand:
:,: O, du zuckersüßes Liebchen,
O, du zuckersüßes Kind. :,:

(Die Kinder bilden zwei Reihen mit dem Gesichte gegeneinander. Ein Kind geht während des Singens durch die Reihen. Bei „Bis er endlich eine fand", nimmt das Kind sich ein zweites und tanzt damit bis zum Ende der Reihe. Das zweite beginnt dann wieder das Spiel.)

II.

Ich ging die Gasse auf und ab,
Kirschen hingen da herab.
Rote Kirschen eß ich gern,
Schwarze noch viel lieber;
Junge Herren, die küss' ich gern,
Alte stoß ich nieder.
Hier wird Platz gemacht
Für die jungen Damen,
Sitzt der Kukuk auf dem Dach,
Kommt der Regen sanft die Nacht,
Kommt der liebe Sonnenschein,
Dieses Mädchen soll es sein.

(Die Kinder bilden einen geschlossenen Kreis. Ein Kind geht während des Singens um den Kreis. Bei „Hier wird Platz gemacht", geht es durch die Kette in den Kreis und wieder hinaus, hierauf wieder um den Kreis. Bei „Dieses Mädchen soll es sein", schlägt es ein Mädchen auf den Rücken. Das geschlagene beginnt wieder das Spiel.)

III.

Es wollt ein Jäger früh aufstehn,
Ein Viertelstund' vor Sonnaufgeh'n,
Er nahm sein Weibchen bei der Hand
Und führt es so durchs ganze Land.

Ade, Ade mein liebes Kind,
Nun muß ich scheiden von dir geschwind,
Und in demselben Augenblick
Vergeß' ich auch mein Grüßchen nicht.

(Die Kinder bilden einen geschlossenen Kreis. Sie bleiben auf der Stelle stehen. Zwei Mädchen, eins innerhalb, eins außerhalb des Kreises, fassen sich mit den Händen an und hüpfen oder gehen im Kreis herum. Bei „Ade" schütteln sie sich die Hände. Dann hüpfen sie weiter, bis beim letzten Worte „nicht" sie wieder stehen bleiben. Das Mädchen des Kreises, über welchem sich die geschlossenen Hände befinden, beginnt mit seiner rechten Nachbarin wieder das Spiel, während die abgelösten Spielerinnen an deren Stelle in den Kreis treten.)

IV.

1. Im Jahre sechs und sechzig,
Zu Luxemburg am Rhein,
Da ward ein Kind geboren,
Mit Namen Humpelbein.
Zum tria, tria Humpel,
Zum tria Humpelbein;
Zum tria, tria Humpel,
Zum tria Humpelbein!

2. Schauspieler wollt er werden,
Die Mutter sagte: „Nein,
Ein Schneider sollst du werden,
Verflixtes Humpelbein"! usw.

3. Und als das Kind gestorben,
In den Himmel kehrt es ein;
Da riefen alle Engel,
Da kommt das Humpelbein! usw.

4. Der Moses kam geritten,
Auf einem Ziegenbock;
Da meinten alle Juden,
Es wär der liebe Gott. usw.

5. Kein Absatz mehr am Stiefel,
Kein Knopf mehr am Jakett;
So reisen wir nach Deckstein,
Und tanzen im Ballet. usw.

(Gewöhnlicher Reigentanz. Bei „tria" hüpft der Mädchenkreis auf der Stelle.)

V.

Ringeln, Ringeln, Rosen,
Schöne Aprikosen,
Veilchen und Vergißmeinnicht,
Alle Kinder setzen sich
Auf Maria Schoß.

(Gewöhnlicher Reigentanz. Bei „setzen sich“ hocken die Kinder nieder.)

VI.

1. In Holland steht ein Haus.
2. Wer wohnt denn in dem Haus?
3. Im Haus, da wohnt ein Mann.
4. Der Mann nahm sich 'ne Frau.
5. Die Frau nahm sich ein Kind.
6. Das Kind nahm sich 'ne Pupp'.
7. Der Mann schied von der Frau.
8. Die Frau schied von dem Kind.
9. Das Kind schied von der Pupp'.
10. Nun stand die Pupp' allein.

(Jeder Satz wird dreimal wiederholt. Gewöhnlicher Reigentanz. Bei „Im Haus da wohnt ein Mann“ geht ein vorher bestimmtes Mädchen in den Kreis. Beim folgenden Satze nimmt sich dies ein weiteres Kind, und letzteres beim folgenden Satz ein kleines (die Puppe) auf den Arm. Bei den weiteren Sätzen gehen die Mädchen wieder zurück.)

VII.

Machet auf das Tor, machet auf das Tor,
Es kommt ein schöner Wagen,
Wer sitzet denn darin, wer sitzet denn darin?
Ein Mann mit rotem Kragen.
Was will er denn, was will er denn?
Er will die Lotte haben.
Was hat sie denn getan, was hat sie denn getan?
Die Lotte hat gestohlen.
So ziehet denn dadurch, so ziehet denn dadurch;
Der letzte muß bezahlen.

(Zwei Mädchen bilden einen Tordurchgang. Die andern haben sich am Rocke gefaßt und singen. Abwechselnd fragen die beiden die andern. Bei „So ziehet denn dadurch“, geht die Reihe langsam durch das Tor. Das letzte Kind wird mit den Armen gefangen. Es folgt dann die bekannte Frage, ob

es eine Birne oder einen Apfel haben wolle. Darnach stellen sich die festgehaltenen Kinder hinter die eine oder andere; zuletzt wird um die Wette gezogen.)

VIII.

1. Zehn kleine Negerlein,
Die gingen an den Rhein;
Da war das eine hereingefallen,
Da waren's nur noch neun.
Ein klein, zwei klein, drei klein,
vier klein, fünf klein Negerlein,
Sechs klein, sieben klein, acht klein,
neun klein, zehn klein Negerlein.

2. Neun kleine Negerlein,
Die gingen auf die Jagd;
Da wurde das eine totgeschossen,
Da waren's nur noch acht. usw.

3. Acht kleine Negerlein,
Die gingen in die Rüb';
Da ist das eine stecken geblieben,
Da waren's nur noch sieb'. usw.

4. Sieben kleine Negerlein,
Die gingen bei die Hex':
Da wurde das eine aufgefressen,
Da waren's nur noch sechs. usw.

5. Sechs kleine Negerlein,
Die gingen in die Sümpf':
Da ist das eine steckengeblieben,
Da waren's nur noch fünf. usw.

6. Fünf kleine Negerlein,
Die tranken einmal Bier;
Da hat das eine zuviel getrunken,
Da waren's nur noch vier. usw.

7. Vier kleine Negerlein,
Die aßen einmal Brei;
Da hat das eine zuviel gegessen,
Da waren's nur noch drei. usw.

8. Drei kleine Negerlein,
Die sangen einst im Mai;
Da hat das eine sich totgeschrien,
Da waren's nur noch zwei. usw.

9. Zwei kleine Negerlein,
Die gingen einst nach Mainz;
Da war das eine hinter geblieben,
Da war es nur noch eins. usw.

10. Ein kleines Negerlein,
Das stand nun ganz allein;
Da hat es sich zu Tod geweint,
Da waren sie alle vereint. usw.

(Gewöhnlicher Reigentanz.)

IX.

Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klingt.
Wir haben einen Vogel,
Der so schöne singt.
Der Vogel hat gesungen, hat gesungen,
Sieben Jahr' sind um, um, um,
Liebe (r) N. N. dreh dich um!
N. N. hat sich umgedreht,
Hat den ganzen Kreis verdreht,
Einmal um, zweimal um,
Liebe (r) N. N. dreh dich um.

(Gewöhnlicher Reigentanz. Bei „Liebe N. N. dreh dich um", wird der Name des ersten Mädchens in der Reihenfolge genannt, welches sich nach außen umdreht, und dann die Kette wieder schließt. So geht es weiter, bis alle das Gesicht nach außen haben.)

X.

1. Fünftausend Mann,
Die zogen ins Manöver.
Fünftausend Mann,
Die zogen ins Manöver.
Dibombalom, Dibombalom, Dibombalom.

2. Bei einem Bauer,
Da ließen sie sich nieder. usw.

3. Der Bauer hat
'Ne wunderschöne Tochter. usw.

4. Der Ritter sprach:
Kann ich die Tochter haben. usw.

5. Der Bauer sprach:
Wie groß ist euer Vermögen? usw.

6. Der Ritter sprach:
Sechs Taler und zwei Groschen. usw.

7. Der Bauer sprach:
Dann könnt ihr sie nicht haben. usw.

(Gewöhnlicher Reigentanz.)

XI.

1. Der Schnieder köf sich en Mus.
Der Schnieder köf sich en Mus,
Der Schnieder köf sich en Kirmesmus,
Ziza Kirmesmus,
Der Schnieder köf sich en Mus.

2. Wat det he met der Mus? usw.

3. Der trick he af et Fell, usw.

4. Dovann met he sich en Täsch, usw.

5. Do tet he drenn et Geld, usw.

6. Dovör köf he sich e Päd, usw.

7. Domet rik he en der Kreg, usw.

8. Da schleht he sie all tut, usw.

(Gewöhnlicher Reigentanz.)

XII.

1. Liebe Lisa hol Bier.
Womit soll ich denn Bier holen,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mit dem Krug, mit dem Krug,
Liebe Lisa mit dem Krug.

2. Wenn der Krug denn ein Loch hat,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Stopf zu, stopf zu,
Liebe Lisa, stopf zu.

3. Womit soll ich denn zustopfen.
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mit Stroh, mit Stroh,
Liebe Lisa, mit Stroh.

4. Wenn das Stroh denn zu lang ist,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Schneid' ab, schneid' ab,
Liebe Lisa, schneid' ab.

5. Womit soll ich denn abschneiden,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mit dem Messer, mit dem Messer,
Liebe Lisa, mit dem Messer.

6. Wenn das Messer denn stumpf ist,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mach scharf, mach scharf,
Liebe Lisa, mach scharf.

7. Worauf soll ich denn scharf machen,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Auf dem Stein, auf dem Stein,
Liebe Lisa, auf dem Stein.

8. Wenn der Stein denn zu trocken ist,
Lieber Heinrich, lieber Heinrich?
Mach naß, mach naß,
Liebe Lisa, mach naß.

(Gewöhnlicher Reigentanz.)

XIII.

Der Kaiser von Rom,
Napoleon sein Sohn,
Er war noch zu klein,
Um Kaiser zu sein.
Rück' ein wenig weiter,
Hier bleibe stehn.
Linge, Linge Läppche,
Husch, Husch, Husch.

(Die Kinder bilden Paare und geben sich die Hände. Im Marschieren singen sie das Liedchen. Bei „Hier bleibe stehn", bleiben sie stehen. Bei den beiden letzten Zeilen klatschen sie in die Hände und hüpfen rund.)

XIV.

1. Abraham ist gestorben,
stor, stor, ben, ben; stor, stor, ben, ben;
Abraham ist gestorben.
2. Wer hat ihn denn begraben? usw.
3. Die drei spitzbärtigen Juden, usw.
4. Der erste, der hieß Jakob, usw.
5. Der zweite, der hieß Isaak, usw.
6. Der dritte, der hieß Esau, usw.
7. Wo hat man ihn begraben? usw.
8. Er lieget zu Jerusalem, usw.

(Gewöhnlicher Reigentanz.)

XV.

Jetzt geht es nach Jerusalem. Wer reist mit?
Es kostet einen Silbergroschen. Wer reist mit?
Ihr lieben Kinder faßt euch an,
Jetzt geht es mit der Eisenbahn.
Die Eisenbahn macht sch, sch, sch.
(Gewöhnlicher Reigengang. Bei „sch, sch, sch", laufen sie.)

XVI.

Guten Morgen, Herr Spielmann,
Wie geht es dir noch?
Mit der kleinen Violine,
Mit der großen Bomm, Bomm?
Es rappelt der Kessel, es klinget der Topp,
Muß tanzen und springen in einem Galopp.
(Gewöhnlicher Reigentanz.)

XVII.

1. Anna saß im Lampenzimmer,
Lampenzimmer, Lampenzimmer.
Anna saß im Lampenzimmer,
Lampenzimmer.
2. Sie kämmte sich ihr krauses Haar, usw.
3. Und als sie damit fertig war, usw.
4. Da fing sie an zu weinen, usw.
5. Da kam der stolze Benjamin, usw.
6. Anna, warum weinest du? usw.
7. Weil ich heut Abend sterben muß, usw.
8. Da kam der böse Cham, usw.
9. Und stach die Anna in das Herz, usw.
10. Anna ist ein Engelchen, usw.
11. Benjamin ein Bengelchen, usw.
12. Cham, der ist ein Teufelchen, usw.

(Reigengang. Ein Mädchen sitzt im Kreise, kämmt sich und weint. Ein Mädchen (Benjamin) tritt in den Kreis und fragt. Ein drittes Mädchen (Cham) tritt hinzu und sticht das erstere. Es fällt hin und die beiden anderen treten in den Kreis zurück.)

XVIII.

1. Auf einer Bank da Zicklezack,
Da saßen viele Herren,
Schneuzchen drehen, Schneuzchen drehen,
So kommen die Herren.

2. Auf einer Bank da Zicklezack,
Da saßen viele Damen,
Schleifen tragen, Schleifen tragen,
So kommen die Damen.

3. Auf einer Bank da Zicklezack,
Da saßen viele Knaben,
Peitschen schlagen, Peitschen schlagen,
So kommen die Knaben.

4. Auf einer Bank da Zicklezack,
Da saßen viele Mädchen,
Püppchen wiegen, Püppchen wiegen,
So kommen die Mädchen.

5. Auf einer Bank da Zicklezack,
Da saßen viele Alten,
Schnäpschen trinken, Schnäpschen trinken,
So kommen die Alten.

(Reigentanz, bei dem die verschiedenen Nachahmungen stattfinden.)

XIX.

Adam hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hatte Adam:
Sie aßen nicht, sie tranken nicht,
Sie machten alle so, wie ich.
Mit dem Köpfchen nick, nick, nick,
Mit dem Finger tick, tick, tink,
Mit den Händchen klapp, klapp, klapp,
Mit den Füßen tapp, tapp, tapp.
(Gewöhnlicher Reigentanz.)

XX.

1. Es waren mal drei Juden:
Ju, Ju, Ju, den, den, den, Ju, Ju, Ju, den, den, den,
Es waren mal drei Juden.
2. Der erste, der hieß Abraham, usw.
3. Der zweite, der hieß Isaak, usw.
4. Der dritte, der hieß Jakob, usw.
5. Die reisten nach Jerusalem, usw.
6. Und setzten sich zu Tische, usw.
7. Und aßen gebratene Fische, usw.
8. Und ließen sich's gut schmecken, usw.
9. Da kam man mit dem Stecken, usw.

(Gewöhnlicher Reigentanz.)

XXI.

1. Es kam ein Mädchen aus der Stadt,
Das lauter schöne Äpfel hat,
Dihollachi Dihollacha, Dihollachi, Dihollacha.

2. Ach nein, die Äpfel mag ich nicht,
Die Äpfel sind ja säuerlich, usw.

3. Ach nein, mein Herr, sie irren sich,
Die Äpfel sind nicht säuerlich, usw.

(Gewöhnlicher Reigentanz.)

XXII.

1. Es kommen drei Herren aus Ninive. Heissa Pfiffilatus.
2. Was wollen die Herren aus Ninive? usw.
3. Wir wollen die jüngste Tochter haben, usw.
4. Sie bekommen sie nicht, sie bekommen sie nicht, usw.
5. Dann schlagen wir die Fenster ein, usw.
6. Dann machen wir die Läden zu, usw.
7. Dann holen wir die Polizei, Polizei, usw.

Schluß: Wir haben eine Braut, wir haben eine Braut,
Die Hochzeit ist geschlossen. (Dreimal wiederholt.)

(Die Kinder bilden zwei Reihen. Mit einer Verbeugung gehen sie abwechselnd aufeinander zu und sprechen obige Sätze. Der Schluß ist ein gewöhnlicher Reigentanz.)

Kleinere Mitteilungen.

Altes westfälisches Volkslied.*)

:.: Es waren einmal zwei Knaben,
Die hatten ein Mädchen so lieb. :.:
De Eene was 'n Schiéper, riéper, riéper, riéper, riéper.
De Annere was diän Amtmann sinen Jung.

*) Mitgeteilt von K. Prümer, nach der Volksweise in Musik gesetzt von Herr und Frau Rektor Lehnhoff. Dieses Volkslied wird übrigens auch an der Wasserkante gesungen, ist aber in Weise und Wortlaut von dem westfälischen mehrfach abweichend. U. a. reitet dort der Teufel auf einem pechschwarzen Pferd, im westfälischen aber ist es ein „schloweißes" (schlossenweißes). Der letztere Ausdruck kommt, soweit bisher ermittelt wurde, nur im Dortmunder Bezirk vor.

:,: Sie tät die Mutter fragen,
Wen sie wohl nehmen sollt. :,:
Lo du diän Schiéper lau-hau-hau-hau-hau-haupen
Un niäm diän Amtmann sinen Jung.

:,: Der Schiffer der tät weinen,
Als er Abschied von ihr nahm. :,:
De Düwel sall di ha-ha-ha-ha-ha-halen
An dinem Hochtidsdag!

:,: De Düwel quam geritten
Auf ein schloweißes Roß. :,:
Tanzt dreimal in die Ru-hu-hu-hu-hu-hunde
Und fuhr mit ihr zum Fenster hinaus.

Nach diesem Liede zählen die Sänger laut: 1. 2. 3 und rufen: Juh!

Burwiärken. Wer kennt heute noch dieses Wort? Sicherlich nur noch eine kleine Zahl älterer Leute.

Vor Jahrzehnten war es Brauch in Westfalen, daß der Ortsvorsteher die Gemeindemitglieder zusammentrommelte und den einzelnen die Aufgabe stellte: „It möt nu mol burwiärken".

Das heißt mit andern Worten: ihr seid jetzt an der Reihe, für die Verbesserung der öffentlichen Wege an dieser oder jener Steile beizutragen, Steine aus dem Steinbruch zu hauen, Kleinschlag herzustellen, das Wegebaumaterial zu fahren und die Wege herzurichten.

Die Wege, namentlich in und bei den Dörfern waren bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts außerordentlich mangelhaft, und selbst in den Städten ließ die Instandhaltung der Straßen und Gassen bis dahin außerordentlich viel zu wünschen übrig.

Auch sie hätten es bitter nötig gehabt, daß darin besser „geburwiärkt" wurde.

Es fehlte den Leuten vielfach an Gemeinsinn, und dadurch geriet der Straßen- und Wegeausbau ins Arge.

Der Posten eines Ortsvorstehers brachte kaum die Kosten für das Schreibzeug ein und war deshalb nichts weniger als gesucht. Die Wahl zum Ortsvorsteher wurde nicht selten als persönliche Beleidigung seitens

der Erwählten aufgefaßt, der diejenigen Wähler, welche hauptsächlich seine Wahl herbeigeführt hatten, mit Verachtung strafte und sie überhaupt nicht mehr grüßte. Sie waren fortab für ihn Luft. Und so etwas nannte man einen Ehrenposten. K. Prümer.

Alter westfälischer Becher. Auf der in Münster im Jahre 1879 stattgehabten Ausstellung von Altertümern kunstgewerblicher Art befand sich auch ein alter westfälischer Pokal mit der Inschrift:

Suur seihn, bat nich.
Sup ut, schad nich. K. Prümer.

Alter westfälischer Hal oder Hol. Im Kunst- und Gewerbemuseum in Dortmund ist u. a. auch ein aus dem 17. Jahrhundert stammender Hal oder Hol, d. i. ein sägeförmiges Gestell am Herd, zu sehen, woran der Kessel befestigt wird und um welches auch am Hochzeitstage die Braut geleitet wurde. Dieser Hal oder Hol zeigt das Bild eines Adlers, mit der Unterschrift: Der Adler fliegt wohl hin und her und findet keine achtzehnjährige Jungfrau mehr. Der alte Schmied, welcher dieses eiserne Gerät verfertigte, mochte wohl nicht ganz Unrecht haben, denn in und nach den wüsten Zeiten des 30jährigen Krieges, wo im Lande die spanischen Bluthunde und die wüsten französischen, schwedischen und deutschen Kriegsknechte hausten, hatte die Sittlichkeit schweren Schiffbruch gelitten. K. Prümer.

Märkisch-Westfälische Volksneckereien der Langenschläfer. Unsern Altvordern war nichts mehr zuwider als Faulenzerei und langes Schlafen. Sie gingen meist um 9 Uhr abends — wenn die Betglocke klang — zu Bett und erhoben sich in der Regel schon nach siebenstündigem Schlaf, also gegen 4 Uhr morgens.

Das ganze Jahr hindurch erklang dem Langenschläfer der Spottreim entgegen: Langenschlöper Ulenkop
Stäit üm niegen Uhr op.

Wer zu Wintersanfang, am 21. Dezember, am Thomastage, der letzte in der Schule oder an der Arbeitsstätte des Handwerks und in der Fabrik war, erhielt den Spottnamen Toms Iesel, auch wurde dem Thomas-Esel nachgerufen: Toms Iesel, tü (zieh) ne an'n Biesel.

Schüler, die sich an diesem Tage verspätet hatten, wurden mit einer gestrickten Schlafmütze bekleidet und mußten, zum Spott aller Schüler, eine Stunde hindurch in der Ecke stehen. K. Prümer.

Volkskunde als Prüfungsfach. Herr Dozent C. W. v. Sydow in Lund macht uns eine Mitteilung, die für die allmählich steigende Bewertung der Volkskunde nicht ohne Bedeutung ist. Danach ist es durch besondere königliche Entschließung einem Studierenden der Universität Lund gestattet worden, die Prüfung zur Erlangung des Titels eines Kandidaten der Philosophie außer im Fache der nordischen Sprachen

auch in den Fächern der nordischen und vergleichenden Altertumskunde sowie der Volkskunde ablegen zu dürfen. Die Volkskunde ist damit im Grundsatze als gleichberechtigt mit den übrigen Prüfungsfächern anerkannt, und es ist zu hoffen, daß der jetzt noch vereinzelte Fall bald zu einer allgemeinen und dauernden Ordnung führen wird. Sartori.

Lamberti- und Jacobifeiern in Coesfeld. Die Münstersche Lambertifeier ist durch verschiedene Veröffentlichungen bekannt geworden. Weniger weiß man von der ähnlichen Feier in dem münsterländischen Städtchen Coesfeld, einer auch jetzt noch zum größten Teil katholischen Kreisstadt, in der sich bis vor wenigen Jahren die alten Gebräuche noch getreu gehalten haben. Die Stadt zerfällt in zwei Gemeinden: Lamberti und Jacobi, nach den beiden Heiligen Lambertus und Jacobus genannt, weil die in ihnen stehenden Kirchen diesen Heiligen geweiht sind. Die folgenden Mitteilungen über die Herbstfeiern in diesen Gemeinden der Stadt verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Kaufmanns A. Althaus in Elberfeld, der mit den dortigen Gebräuchen sehr vertraut ist.

Im Herbst jeden Jahres wurden — es sind etwa 25 Jahre her — des Abends nach Dunkelwerden, später auch erst nach 8 Uhr, zu Ehren der beiden Heiligen Straßenfeiern veranstaltet. An einigen Straßenecken vereinigten sich die älteren Schulkinder zur Errichtung einer Pyramide, die aus drei ca. zwei Meter hohen durch Querstäbe verbundenen Holzstäben hergestellt wurde. Diese wurden mit Grün umwickelt, in der Regel mit Spargelgrün, gemischt mit Blumen, wie Georginen u. a. Dann wurden Lampions aus Blech daran befestigt und angezündet. Das nötige Öl wurde aus der Nachbarschaft zusammengebettelt. Innerhalb der Pyramide wurde sehr oft eine Fackel angebracht und zwar aus einer ausgehölten Runkelrübe mit eingesetzter Kerze. Nach dem Anzünden der Lampions sammelten sich die Kinder, auch junge Burschen und Mädchen aus den benachbarten Straßen zum Spiel. Den größten Zuzug hatte natürlich die schönste und größte Pyramide. Nachdem durch Handreichen ein Kreis gebildet war, sangen die Mitspielenden die verschiedensten Lieder, dabei fortwährend um die Pyramide herumgehend. So wurde z. B., nachdem ein Junge als Bauer den Kreis betreten hatte, gesungen:

1. O Bur, wat kost din Heu,
   O Bur, wat kost din Kermißheu,
   Juchheisa, vivat Kermißheu,
   O Bur, wat kost din Heu?
2. Min Heu, dat kost 'ne Kron.
   Min Heu, dat kost 'ne Kermißkron . . .
3. O Bur, dat is te dühr . . .
4. O Bur, no nem di 'ne Fru . . .
5. Düt is min leiwe Fru . . .
6. No nemt sick de Bur 'ne Magd . . .
7. Düt is min leiwe Magd . . .
8. No nemmt sick de Bur 'nen Knecht . . .

9. Dät is min leiwen Knecht . . .
10. Non krieg de Bur 'nen Schupp . . . (d. h. Stoß)

Bei den letzten Worten suchte sich der Bauer schleunigst aus dem Kreise zu entfernen, was aber selten glückte, ohne daß er den einen oder andern ihm von jedem Teilnehmer zugedachten Fußtritt bekam.

Dann ein anderes Lied: Ein junger Mann geht in den Kreis.

Jammer, Jammer, höret zu,
Was ich euch will sagen!
Hab verloren meinen Schatz,
Auf Lamberti-(Jacobi-)Abend
Ich will gehen, um zu sehen,
Ob ich ihn wohl wiederfind'.

(Hier zieht er ein Mädchen in den Kreis.)

Schau mal an, dies ist mein Schatz,
Dem fall ich zu Füßen (er kniet),
Den mag ich wohl küssen (er küßt).
Valleri, vallera, valleri, vallera,
Morgen ist die Hochzeit da!

(Alle hopsen im Kreise.)

Ein drittes Lied:

1. Was kommt dort von der Höh',
Was kommt dort von der lieben Höh',
Ci ça, lieben Höh',
Was kommt dort von der Höh'?
2. Es ist ein Postillon . . .
3. Was bringt der Postillon? . . .
4. Er bringt uns einen Brief . . .
5. Was steht denn in dem Brief? . . .
6. Ein Gruß von der Mama . . .
7. Was macht die Frau Mama? . . .
8. Sie fängt dem Papa Flöh . . .
9. Was macht sie mit den Flöh'n? . . .
10. Sie brät sie in der Pfann . . .
11. Was macht der Herr Papa? . . .
12. Er schmokt sein Peif Tabak . . .
13. Was macht der Herr Student? . . .
14. Er lernt das Abc . . .

Dann wird zum Schluß das Abc gesungen.

Wenn nun die Lampions nach Verlauf von 1 bis 2 Stunden ausgebrannt waren, ging man auseinander, und die Pyramide wurde bis zum nächsten Tage zur Seite gesetzt, wo dann wieder in derselben Weise von neuem gefeiert wurde. Die oben genannten Lieder erschöpften den Vorrat der Kinder noch lange nicht. Ende der achtziger Jahre wurde die Feier polizeilich untersagt und zwar, weil sich in den letzten Jahren immer mehr fremde Elemente, meist zugezogene Fabrikarbeiter, zu ausgelassen benahmen. So kamen beispielsweise in Jacobi in der Letterstraße Raufereien vor. Damit erreichte die schöne Volkssitte ein schnelles Ende.

Einige Literatur zur Lambertifeier in Münster:

Lamberti-Abendfeier. (Eos, Zeitschrift für Gebildete. Münster 1810. Extrabeilage zu Nr. 2, Pariser Korrespondenznachrichten. S. 71/72.)

(Diese Nachricht ist auch abgedruckt bei Josef Weingärtner, Erzählungen aus Westfalen. Münster 1890, S. 91/94 und Josef Weingärtner, Das Kind und seine Poesie in plattdeutscher Mundart. 2. Ausgabe. Münster 1891, S. 61/64.)

Koch. Lieder für die Lambertusfeier auf dem Schützenhof zu Münster. Münster 1878. 2. Aufl. 1880. 3. Aufl. 1885.

Bahlmann, Paul. Die Lambertusfeier zu Münster i. W. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde V. Berlin 1895. S. 174/180.) (Dort ist weitere Literatur zu finden.)

Hartmann, Max. Das Lambertusspiel zu Münster. Niedersachsen. VI. 1900/01. S. 74/75.)

Gleye, M. L. Zu dem Aufsatz über die Lambertifeier zu Münster vom 1. Dezember 1900 in Nr. 5 (S. 74 f.) von Niedersachsen. (Niedersachsen. VI. 1900/01. S. 187/188.)

Werland, Peter. Feier und Ursprung des Lambertusspieles in Münster (am 17. September). (Niedersachsen. XI. 1905/06. S. 477/479.)

Sch., H. St. Lambertus(feier in Münster). Niedersachsen. XIV. 1908/09. S. 53.)

Marcus, E. Der Lambertusbrunnen zu Münster i. W. (Mit Abbildungen. Zur Lambertusfeier.) (Niedersachsen. XV. 1909/10. S. 34.)

K. Wehrhan.

Siebenschläfer. Die durch den Stich der Rosengallwespe hervorgerufenen, mit moosartigem Grün umgebenen Rosengalläpfel heißen in Lippe Siebenschläfer. Wer des Morgens zu rechter Zeit aufwachen will, legt sie sich unter das Kopfkissen, denn wer auf ihnen ruht, kann nur sieben Stunden schlafen. K. Wehrhan.

Kinderreime aus Coesfeld. (Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Althaus aus Elberfeld.)

1. Schnellsprechreim über mehrfarbige Katzen:

Dreiklörige Katten
Fangt Ratten!

2. Spottvers über klatschende Kinder:

Klappspohn, Kloverhohn,
Mut dör alle Gassen gohn!

3. Spottruf für Kinder mit dem Namen Wilhelm:

Wilm, Tilm, Tappendreier,
Hät de Bucks vull gälle Eier,
Gälle Eier mag he nich,
Witte Eier krieg he nich!

K. Wehrhan.

Osterfeuer. In Coesfeld im Münsterlande trug sich die schöne Sitte des Osterfeuers in folgender Weise zu. Einige Wochen vor Ostern wurde ein Handkarren, beispielsweise ein Müllerkarren aus der Familie meines Gewährsmannes, zum Zweck des Holzsammelns requiriert. An die lange Deichsel wurde ein starkes Seil gebunden, daran wurden Querstöcke befestigt, und so wurde der Wagen von einer ganzen Reihe von Jungen durch die Straßen gezogen unter dem immer wiederholten Ruf:

'n betken Holt för't Poscherführ!
'n betken Holt för't Poscherführ! . . .

Der eine Bürger gab ein Stück Holz, der andere ein Brett oder eine alte Kiste, der eine dies, der andere das. An der Mühle gab es in der Regel als etwas ganz Besonderes ein altes Schmierfaß (ein Faß, in dem Wagenschmiere aufbewahrt gewesen war), das später nach Errichtung des Osterfeuers auf einer Stange befestigt wurde. Auf dem Wege zum Berge (Ausläufer der Baumberge), wo das Osterfeuer angezündet werden sollte, nahm man auch schon mal etwas nicht Geschenktes mit. So entnahm einmal ein schon erwachsener Teilnehmer ein Dutzend Buschen, d. i. Holzbüschel von abgeholzten Wallhecken, vom Felde und warf sie auf die Karre mit den Worten: „Alles zur Ehre Gottes!" Stellten sich beim Osterfeuer Unbeliebte, d. h. z. B. solche Jungen, die nichts zur Sammlung des Materials hatten tun wollen, ein, so mußten sie gewärtig sein, mit geschwärzten Gesichtern abziehen zu können. (Nach freundlichen Mitteilungen aus den Erinnerungen des Herrn Althaus in Elberfeld.) K. Wehrhan.

Schwalenberger Heimatfest. Als einer Veranstaltung zur Erhaltung und teilweisen Wiederbelebung alter Volksbräuche und zur Erweckung des volkskundlichen Interesses über das Gebiet der häufig einseitig betonten materiellen Volkskunde hinaus sei der Heimatfeste gedacht, die regelmäßig alle drei Jahre in dem malerisch in seiner fast mittelalterlichen Ursprünglichkeit auf steilem Hange thronenden Bergstadt Schwalenberg in Lippe abgehalten werden. Zum zweiten Male fanden die Veranstaltungen im Juli und August d. J. an mehreren Sonntagen statt, die damit verbundene Ausstellung hat noch bis in den Oktober hinein gedauert.

Die Ausstellung hatte drei Abteilungen: 1. Die Schönheit der Heimat (dargestellt in Bildern, Zeichnungen und Photographien). 2. Das Haus der Heimat (bauliche Entwürfe und Skizzen, besonders für den praktischen Gebrauch berechnet und auf das Bedürfnis der dortigen kleinbäuerlich-ländlichen Kreise zugeschnitten). 3. Das Hausgerät der Heimat (Altertümer jeder Art).

Auch ein Volksspiel wurde wieder aufgeführt: „Grafenhuld und Bürgertreue", das in seinem Inhalt und in seiner Inszenierung die Landesgebräuche in weitestem Umfange berücksichtigte.

Zu den wichtigsten Teilen des Festes sind jedenfalls die auf dem eigentlichen Volksfeste gebotenen Veranstaltungen zu rechnen. Zunächst wurden fünf Volkslieder in Wort und Ton vorgeführt, nämlich: 1. Das

alte „Falkensteinlied“, 2. Das Lipperlied: „Sëu lange wüi näu hewwet dat Pulver un dat Blüch . . .“, 3. „Die Erde braucht Regen, die Erde braucht Licht . . .“, 4. „Spinn, müine löiwe Dochter, ëck giwe düi'n Paar Schëoh!“ (ein altes Spinnstubenlied). 5. „Über Schleswig dort nach Süden gönnet mir noch einen Blick . . .“ (ein zum Volkslied gewordenes Gedicht des Zieglerliederdichters Fr. Wienke in Brakelsiek, der selbst Ziegler war und dessen Zieglerlieder schon in 4. Auflage in Detmold erschienen sind). Die übrigen gesungenen Volkslieder finden sich sämtlich in der von dem Unterzeichneten mit dem eben genannten Dichter Fr. Wienke herausgegebenen Sammlung: „Lippische Volkslieder“, Detmold 1912.

Nach den Liedern kamen die Tänze an die Reihe, die sämtlich in altlippischen Volkstrachten getanzt wurden. Zunächst die alte „Marschier-Kadöge“ (Marschier-Quadrille), dann die „Alt-Schwalenberger Brauer-Eksäse“, der Tanz der Schwalenberger Brauerinnung, endlich der kunstvollste der drei Tänze, der „Kegel“.

Durch die Veranstaltungen sind der Volkskunde sicherlich viele Freunde gewonnen worden. K. Wehrhan.

Zauberer. In oder bei Leopoldshöhe wohnte ein (jetzt schon über 25 Jahre verstorbener) „Zauberer“. Er wurde überall hin geholt zum Segnen des Males (des Zeichens, Fleckens, Übels am Auge), zum Segnen der Kopfrose, zum Segnen von Bein- und Fußgeschwüren. Einmal wurde er zum Teufelaustreiben bis nach Vlotho an der Weser geholt.

Vor 10 Jahren starb bei Kohlstädt eine Frau, von der die Leute sagten, ihr sei im vorhergehenden Jahr von einer alten fremden Frau etwas angetan worden; selbst die Ärzte hätten nicht angeben können, an welchem Leiden die Frau gestorben wäre.

Der Glaube, daß gewisse Personen die Fähigkeit haben, jemandem etwas anzutun, irgend eine Krankheit, irgend ein Übel „anzuhexen“, ist besonders stark noch in Pivitsheide vertreten. So versicherte mir noch vor wenigen Jahren ein Mann alles Ernstes, ein Kind habe mehrere Monate hindurch jeden Tag von einer bestimmten Zeit an einige Stunden weinen müssen, nachdem eine gewisse fremde Frau im Hause geweilt habe. K. Wehrhan.

Hellseher (vgl. Seite 71 des vorigen Jahrgangs). In Lippspringe lebte vor einigen Jahren noch ein Hellseher, der die Gabe besaß, vorher verkünden zu können, wann irgend ein Haus der Gegend in Feuer aufgehen solle. Der Glaube an die Wahrheit solcher Prophezeiungen ist in der ganzen Gegend noch sehr stark verbreitet, und es sind nicht allein „Leute des niederen Volkes“, die ihn teilen.

Ein Bauer, so erzählte ein angesehener lippischer Oberförster vor etlichen Jahren, sah einst den Leichenzug einer wohlhabenden Person auf dem Nachbarhofe; vor dem Wagen war merkwürdigerweise ein weißes und ein schwarzes Pferd, trotzdem keiner der Hofbesitzer ein solches Gespann besaß. Kurze Zeit darauf starb die Frau des Nachbar-

hofes. Als die Stunde des Begräbnisses herankam, wurde das eine schwarze Pferd plötzlich krank, und man war genötigt, von dem hellsehenden Nachbarn, der zwei Schimmel hatte, schnell einen zu leihen. So wurde die Vorgeschichte doch wahr. (Bei Kohlstädt.)

Gewisse Leute müssen in der Nacht aufstehen, sich an den Leichenweg (d. h. an den Weg, auf dem die Leiche zum Kirchhof gefahren wird, und den man noch heute mit Zähigkeit innehält) stellen und den geisterhaften Leichenzug einer Person sehen, die in einiger Zeit sterben wird. (Allgemein.) K. Wehrhan.

Totenwachengeschichten aus Lippe. In Lippe bestand früher (hier und da auch heute noch) der allgemeine Brauch der sogenannten Totenwache. Sobald jemand gestorben war, versammelten sich die Nachbarn im Hause des Verstorbenen, um bei einer Tasse Kaffee, einem Glase Schapps, einer Pfeife Tabak oder gar bei einer Zigarre dem Verstorbenen die „Däuenwake" zu halten. Diese Zusammenkünfte boten Anlaß zu gegenseitigem Austausch allerlei Abenteuer. Eine große Rolle spielten in diesen Erzählungen die Gespenster, der Spuk, die Spukedinger. Selbst Kinder saßen in solchen Gesellschaften oft bis weit in die Nacht hinein, da die gruseligen Geschichten, die sie anhörten, den Schlaf verbannten. Einige solcher Gespenstergeschichten mögen hier folgen:

Ein alter Mann aus dem Amte Örlinghausen erzählte vor etwa 20 Jahren: Ich kam aus dem Dorfe Asemissen in später Nacht heim und sah in der Nähe des Gutes Döldissen zu Bechterdissen links und rechts zahlreiche Katzen mit funkelnden Augen den Weg besetzt haltend. Ich sprach andächtig und laut mein „Unser Vater . . . .", und der Spuck war verschwunden.

Ein alter Mann aus dem Dorfe Leopoldshöhe erzählte folgendes: Ich ging eines Nachts über Feld und wurde dabei von einem geisterhaften Wesen, das gruselig in den Zweigen der Bäume rauschte, bis an die Windwehe (ein Flüßchen an der lippisch-preußischen Grenze) verfolgt. Das Gespenst trieb mich mit Gewalt durch das Wasser und verschwand erst nach langem unaufhörlichen Beten. K. Wehrhan.

Spuk in Detmold. Zu den Orten, an denen es nicht recht geheuer ist, zählte, besonders in früherer Zeit, die Stelle vor der Kanzlei, wo der Wachtposten stand. Der Vater des Freundes, der mir diese Geschichte mitteilte, bemerkte dabei, er habe sich häufig Geld dadurch verdient, daß er für seine Kameraden den Posten vor der Kanzlei als Wache bezogen habe. Die meisten Soldaten hätten sich vor diesem Posten wegen des dort umgehenden Spuks gefürchtet. Er habe für die Stunde 20 Pfennig erhalten, für die damalige Zeit, etwa 1856, keine geringe Summe. K. Wehrhan.

Gegen Hexen. Um das Vieh gegen Hexen zu schützen, werden die Türen der Ställe vor der Mainacht mit einem Kreuze versehen. (Allgemein.)

Grün gewordene (d. h. verhexte) Milch wird an Kreuzwegen ausgesetzt; dann können die Hexen den Tieren nichts mehr anhaben. (Kohlstädt.) K. Wehrhan.

Aberglaube bez. kleiner Kinder in Lippe. Ein kleines neugeborenes Kind wird mit Öl eingerieben, damit es vor Krankheiten beschützt bleibt. (Umgegend von Leopoldshöhe.)

Von Mitgliedern einer Familie, in der sich ein neugeborenes Kind findet, darf bis zum Tage der Taufe nichts entliehen werden. (Ebenda.)

Kinder unter einem Jahre darf man nicht in einen Spiegel sehen lassen. (Allgemein.) K. Wehrhan.

Vorzeichen aus Lippe. Wenn in der Werkstatt des Tischlers etwas klappert, fällt oder dergl., so muß jemand im Dorfe sterben. (Allgemein.)

Wenn das Käuzchen schreit, so muß jemand sterben. (Allgemein.)

Hat jemand in seinem Garten, Hof und dergl. einen ungewöhnlich großen Maulwurfshügel, so bedeutet das unbedingt einen Grabhügel, und einer in der Familie muß im nächsten (laufenden) Jahre sterben. (Hummersen.)

Ehe ein Mensch, der lange Zeit krank gewesen ist, stirbt, hört der Tischler eine kurze Zeit vor dessen Tode laut die Säge erklingen, mit der er bald die Bretter zum Sarge zu zerschneiden hat. (Allgemein.)

Ein Müllerknecht erzählte mit heiliger Überzeugung, er höre in der Nacht die abgestellte Mühle laut gehen, wenn der Mühlenbesitzer oder ein Mühlennachbar sterbe. (Leopoldshöhe.) K. Wehrhan.

Abzählreim aus der französischen Zeit aus Bielefeld.

Un, deux, trois, quatre,
Maemelieschen (entstellt aus: Madame Lieschen)
vous et Vater,
Maemelieschen vous à vous,
Ferme la porte, mach' Türe zu!

Joh. Wortmann, Hannover.

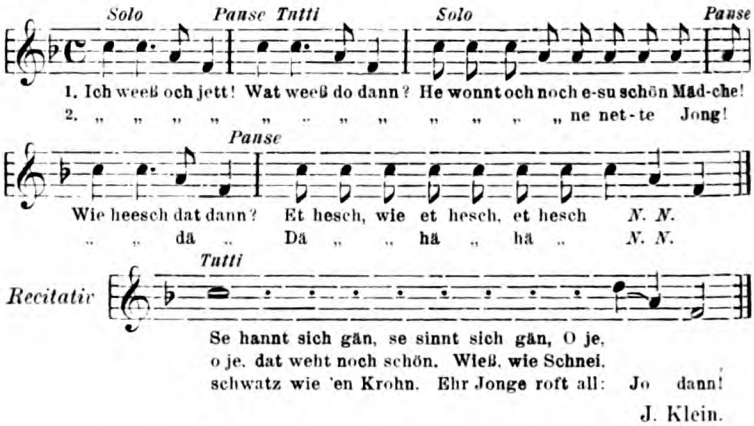
Das Ständchensingen in Worringen. In Worringen, dessen Bewohner fast ausschließlich katholisch sind, besteht eine eigentümliche Sitte, die ich sonst nicht gefunden habe, nämlich das allgemeine Ständchensingen bei Namenstagen. Die Burschen vereinigen sich und bringen jedem, der am anderen Tage Namenstag hat, und von dem sie erwarten, daß es etwas abwirft, am Vorabende ein Ständchen. Es wird nun gar kein Unterschied gemacht, ob arm oder reich, Frau oder Mann, Mädchen oder

Junge, alle bekommen ein Ständchen gebracht, wenn — es etwas abwirft. Dies braucht durchaus nicht viel zu sein, einige Zehner oder Zigarren usw. Es ist selbstverständlich, daß bei gewöhnlichen Namenstagen die Ständchen die halbe Nacht hindurch gebracht werden und daß dadurch auch Ruhestörung entsteht, aber die Polizei ist dagegen machtlos. Es wird dabei folgendes Lied gesungen. Interessant ist die Situation, nachdem das „Hoch" erklungen ist. Gibt der „Geehrte" nichts, so kann man den Glückwunsch augenblicklich sich in das Gegenteil verwandeln hören, und unter drastischen Bemerkungen: „Geizhals", „Kniesbüggel" u. a. wird er vom Repertoir fürs nächste Jahr gestrichen.

Der (die) N. N. zum morgigen Namenstag möge leben: Hoch! Hoch! Hoch!

J. Klein.

Die Maifeier der Burschen in Worringen. Wie überall in hiesiger Gegend werden auch hier in der Nacht zum 1. Mai verschiedene „Maibäume" gesetzt. Auf lange, gerade Tannenstämme, die die hiesigen Holzschneidereien liefern, werden oben kleine Rottannen befestigt (Taxbaum) und mit bunten Fähnchen geschmückt. Die Spitze ziert eine größere Flagge. Gegen Mitternacht vereinigen sich die Burschen in verschiedenen Trupps, ziehen durch einzelne Ortsviertel und rufen die Maifrauen aus. Dabei bedienen sie sich eines eigentümlichen Wechselgesangs, der, wie nachstehend angegeben, mit gehobener Stimme rezitiert wird. Wegen der dadurch hervorgerufenen nächtlichen Ruhestörung ist die Polizei oft hinter ihnen, aber da sie bekanntlich nicht überall sein kann, so ist es ihr noch nicht gelungen, das Maisingen auszurotten. Am andern Morgen ist dann das allgemeine Gesprächsthema, welche Pärchen, die sich oft heimlich liebten, jetzt der Öffentlichkeit preisgegeben sind. Daß dabei auch viel Mutwille und Schabernack getrieben wird, ist selbstverständlich.



J. Klein.

Wurstsammeln der Schmiede zu Fastnacht. Bei den Schmieden in Geseke (Westf.) hatte sich in früheren Zeiten die Gewohnheit gebildet, auf „lütke Fastnacht" (Donnerstag vor Fastnacht) bei ihrer Kundschaft vorzusprechen und ihr „Recht" zu holen, d. h. eine Wurst zu erbitten. Mit einer „Schüddelgaffel" (lange, hölzerne Gabel, mit der das ausgedroschene Stroh nochmals ausgeschüttelt wurde) gingen sie von Haus zu Haus und riefen in die Wohnung folgenden Spruch:

Der Meister schicket seinen Knecht,
Will holen sein Recht.
Bekommt er nicht sein Recht,
Schlägt er den Nagel nicht fest!

Dieses Wurstsammeln nannten die Schmiede ihr gutes Recht. Kam der Landmann vom Felde heim oder zog er auf den Acker, und es fehlte irgend ein Nagel oder eine Kette war gerissen, so fuhr er zur Schmiede.

um den Schaden eben ausbessern zu lassen. Für diese Kleinigkeit (auch „Handtast" genannt, weil es eine geringfügige Arbeitsleistung war) bekam der Schmied keine Vergütung. Da man aber im Laufe des Jahres recht oft der Schmiedearbeit benötigte, so waren die Gefälligkeiten dieser Handwerker sehr zahlreich, und dafür holten sie sich Donnerstag vor Fastnacht ihr Recht d. h. ihre Wurst. Mit der Zeit änderten sich die Verhältnisse, die Schweinemast erforderte mehr Kosten und Aufwand, so daß die Fleischpreise sich bedeutend verteuerten, und die Schmiede schrieben am Schlusse des Jahres ihre Rechnungen aus, in denen sie die Kleinigkeiten einzeln aufführten. Die Sitte des Wurstsammelns aber blieb nach wie vor bestehen. Kann es da wundernehmen, wenn der Bauer nur ungern und widerwillig die Wurst hergab und schließlich das „Recht" der Schmiede als eine Last empfand? Man stellte deshalb den Antrag um Beseitigung des nicht mehr zeitgemäßen Gebrauches. Am 1. März 1886 wurde das Sammeln von Würsten seitens der Schmiede verboten. Oberlehrer Dr. Henke, Saarbrücken.

Neujahrslied aus dem Amte Körbecke bei Soest. Am Silvesterabend, dem 31. Dezember, versammeln sich die jungen Burschen gewöhnlich im Wirtshause, um unter lustigem Trinken und Singen den Anbruch des neuen Jahres zu erwarten. Nach dem Schlage der zwölften Stunde begeben sie sich gemeinschaftlich zu den einzelnen Wohnungen der Ortschaft und singen unter den Fenstern der Schlafzimmer den nachfolgenden Neujahrsgruß. Als Entgelt wird ihnen in der Regel Geld gereicht, das nachher vertrunken wird.

B. Reinold, Wamel.

Das Mailehn. Über die uralte Sitte des Mailehns ist bislang, soviel ich sehe, in der volkskundlichen Literatur[1]) folgende Stelle im Reinaert des Willem die Matoc[2]) unbeachtet geblieben:

Wat coste Reinaerde scone tale?
al seghet sine tonghe wale,
sine hêrte die es binnen fel.
dit wêrt Tibêrde ghetoghet wel,
êr die line wert ghelesen.

In freier Übersetzung lauten diese Zeilen: Was kosten Reinaert (dem Fuchsen) schöne Worte? Seine Zunge spricht sie wohl, aber sein Herz im Busen ist verräterisch. Das bezeugt man dem Tibert (Kater), bevor das Lehn verlesen wird.

Unschwer ist diese Stelle auf das Mailehn zu beziehen, denn jedes Jahr beim Herannahen des Mai wiederholte sich dieser Brauch, er begann mit Verlesen der Lehnsregeln. Auch daß die Bosheit des Reinaert bereits vor der Verlesung kund werden soll, deutet auf das Mailehn hin, es war Brauch, daß beim Mailehen vor Vorlesung der Lehnsregeln an die Anwesenden die Frage gerichtet wurde, ob gegen den Ruf eines Teilnehmers etwas vorgebracht werden könnte oder ob er sich sonst etwas habe zuschulden kommen lassen. Hiernach dürfte anzunehmen sein, daß

[1]) Vgl. Jahrgang IV dieser Zeitschrift S. 62, 208, 230; ferner Am Ur-Quell, Jahrg. IV S. 237 ff.

[2]) Ausgabe von Jacob Grimm S. 152 Zeile 1079 ff.

schon zur Zeit der Abfassung des Reinaert, die um die Mitte[3]) des 13. Jahrhunderts anzusetzen ist, das Mailchen allgemein bekannt war.

Grimm las für line Schnur, Strick, weshalb er, wie er selbst (S. 273) sagt, den Sinn der Redensart nicht faßte.

M. Schollen, Aachen.

Das Eierkappen. Vor etlichen zwanzig Jahren bestand noch in vielen Ortschaften des Moselgebietes an den Osterfeiertagen ein alter Brauch, der heutzutage gänzlich verschwunden zu sein scheint, das sog. Eierkappen. Sobald der Gottesdienst beendet und die Mahlzeit eingenommen war, begab sich die weibliche wie die männliche Jugend auf einen bestimmten Platz im Orte, wo das „Kappen" stattfand. Jeder hatte eine Anzahl Eier bei sich. Einer suchte nun das Ei eines andern durch einen mit seinem Ei ausgeführten leichten Schlag einzuschlagen. Zuerst hieß es: Spitz auf Spitz! Der eine schlug mit der Spitze seines Eies auf die Spitze des Eies, das der Partner in der Hand hielt. Gelang es ihm, die Spitze desselben einzuschlagen, so wurden die Eier umgedreht, und nun schlug er mit dem stumpfen Ende auf das des Gegeneies. Wurde auch dieses eingedrückt, so hatte er das Ei des andern gewonnen. Wurde aber beim zweiten Schlage sein Ei „gekappt", so kam es zum dritten Schlage: Seite auf Seite! oder „Schuftges". Gelang es ihm, das Ei des Gegners in der Seite zu kappen, so war er Gewinner. Das Ei also, das zweimal „gekappt" war, ging in den Besitz des andern über.

Peter Schroeder, Trier.

Das „Schiffeln". Mein Heimatort Mehring (Mosel) besitzt einen ausgedehnten Länderkomplex auf dem Mehringerberg jenseits der Mosel. Wegen des weiten und beschwerlichen Weges ist an ein Düngen mit Stallmist gar nicht zu denken. In früheren Jahren, ehe der Kunstdünger eine so allgemeine Anwendung gefunden, wurde das Land durch das sog. Schiffeln urbar gemacht. Der ganze Komplex wurde in verschiedene Distrikte (gewānišən) eingeteilt. Jede „Gewanischet" mußte mindestens 7 Jahre als „Driesch" gelegen haben. Dann wurde sie unter die einzelnen gəmēnər (Nutzungsberechtigte der Gemeinde) verteilt, daß jeder ein zusammenhängendes Stück von ungefähr einem Morgen bekam. Während der siebenjährigen Ruhezeit hatte ein dichtes Gras- und Moospolster das Land überzogen, und es war von 2—3 Meter hohen Ginsterstauden dicht bewachsen. Das zugeteilte Landstück wurde zuerst „geraumt". Mit einem „Häuer", einem starken, meißelscharfen Haugerät, wurden die Ginster ausgerodet und in mäßig-dicke Bündel (hāəf, sing.: hō̤əf) gebunden. Diese wurden dann zum Ausdörren auf Haufen (kasdən) zusammengestellt. Nach dem „Raumen" folgte das Schiffeln. Mit dem

[3]) Vilmar, Literaturgeschichte, 20. Aufl. S. 179, setzt die Abfassung um das Jahr 1250; Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 3. Aufl. Bd. 1 S. 251, um die Mitte des 13. Jahrh.; Grimm a. a. O. S. CL glaubt den Dichter bald nach 1250 setzen zu dürfen.

„Schiffelkarst", einem mit anderthalb Fuß langen und flachgeschmiedeten Zinken und einer nach den Zinken zu geschweiften Handhabe (hą̄l^{ə}ft) versehenem Karst, wurde der Rasen in Bahnen abgehoben und in langen Reihen aufeinander gelegt. War dies geschehen, so wurden die gedörrten häəf zwischen die Reihen gelegt und so mit den umgewendeten Rasenstücken (wāzəmən) überdeckt, daß nur nach vorn und hinten eine kleine Öffnung zum Windzug blieb. Dann wurde „gebrannt". Die Ginster wurden angezündet. Sie brannten und verglühten langsam, und die Rasenstücke wurden von Gras und Moos befreit, daß sie zerbröckelten und mit der Asche eine weiche und gedüngte Ackerkrume bildeten. Die Haufen (ko^{u}pən) wurden nun auseinander gebreitet, und in den so bearbeiteten Ackerboden wurde Roggen gesät. Da infolge des Wurzelwerks sich noch immer größere zusammenhängende Erdstücke (šumbən) vorfanden, so konnte das Unterscharren der Aussaat mittelst einer Egge nicht bewerkstelligt werden. Daher machte man aus einer Dornenhecke eine šläəf (Schleife) und beschwerte sie mit „Wasemen". Zwei Mann schleiften diese dann über das eingesäte Feld hin, bis der Roggen hinreichend bedeckt war.

Im Frühjahr nach der Roggenernte wurde das Land umgepflügt und mit Kartoffeln bepflanzt, im dritten und letzten Jahre wurde Hafer eingesät.

Heutzutage denkt man nicht mehr an die mühsame Arbeit des Schiffelns. Denn in einer Zeit des Hastens und Jagens nach Erwerb, in der die Arbeitslöhne um das Doppelte und Dreifache gestiegen sind, würde der Ertrag des auf diese Weise bearbeiteten Bodens lange nicht mehr zur Deckung der Unkosten ausreichen. Hatte man doch schon in früheren Jahren für einen gemächlichen Schiffler die Redensart: „Er schleppt mehr Kuchen auf den Berg, als er herunterbringt." Übrigens ist der Appetit des Schifflers sprichwörtlich geworden. Heute sagt man noch von einem tüchtigen Esser: „Er hat einen Hunger wie ein Schiffler." Und zu den Kindern, die ein großes Butterbrot haben, sagt man scherzweise: „Geht ihr schiffeln?" — Heute ist der größte Teil dieser Ländereien aufgeforstet. Der andere Teil ist in dauernden Besitz der gəmēnər übergegangen, die mit Anwendung von Kunstdünger reiche Erträge erzielen.

Peter Schroeder, Trier.

Heilmittel. Einen Kropf kann man beseitigen, wenn man damit einen Toten berührt. (Biesen b. Detmold.)

Butter, die am 24. August (am Bartholomäustage) um die Mittagszeit gemacht ist, heilt ganz besonders Hautkrankheiten. (Biesen b. Detmold.)

Wenn Hühner den „Sipp" haben, muß man sie mit Spinnen füttern und den Kamm mit Butter einreiben. (Heidenoldendorf b. Detmold).

Wer Zahnschmerzen hat, muß beim Aufstehen den linken Fuß zuerst aus dem Bette heben und beim Anziehen den linken Fuß und den linken Arm zuerst ankleiden. (Großenmarpe b. Blomberg.)

Um Zahnschmerzen zu lindern und sich vor Erkältung zu schützen, muß man nachts den Strumpf vom linken Fuße um den Hals binden. (Biesen b. Detmold.)

Wer die Schwindsucht hat, muß im Kuhstalle schlafen, dann wird er geheilt. (Heidenoldendorf.)

Mittel gegen Warzen. Wenn jemand beerdigt wird, muß man die Warzen in fließendem Wasser waschen und dabei die Worte sprechen:

Sie läuten, sie läuten dem Toten ins Grab,
Ich wasche, ich wasche meine Warzen ab. (Salzuflen.)

Oder man läßt seine Warzen durch einen andern laut zählen; dann wird er sie selber bekommen. (Veldrom im Teutoburger Walde.)

Reibt man die Warzen an der Hand mit einem wollenen Lappen und legt denselben in einen Sarg, so verschwinden die Warzen, sobald die Leiche verwest ist. (Belle b. Steinheim.)

Wer Warzen hat, zählt sie und macht soviel Knoten in einen Faden, als er Warzen hat. Den Faden vergräbt er unter der Dachtraufe, ohne sich noch einmal danach umzusehen. Sobald der Faden verfault ist, sind auch die Warzen verschwunden. (Großenmarpe.)

H. Schwanold.

Bibliographie zur rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1912.*)

Aberglaube im Bergischen. Von Max Schmidt. Bergischer Volkskalender 1912 S. 47 ff.

— (im Rheinland). Kölnische Zeitung 1912 Nr. 164.

Bastlösereime (Geseke — Münsterland). Von Dr. Lappe. Niedersachsen 17 S. 438.

Bauernhausmuseum, Über ein Bielefelder —. Von Dr. H. Tümpel. Ravensberger Blätter 1912 Nr. 6 S. 40.

Bauernhaus (Ravensberger) von 1582. Von H. Tümpel. Ravensberger Blätter 1912 Nr. 4 S. 29.

Beddeklössen (Lippe). Von K. Wehrhan. Niedersachsen 17 S. 438.

Bielefelder Museum, Erwerbungen des. Zwei männliche Trachtenfiguren (Leineweber). Von H. Tümpel. Ravensberger Blätter 1912 Nr. 4 S. 31.

Blitzstrahl, Der, im bergischen Volksglauben. Von O. Schell. Monatsschift des Berg. Gesch.-Ver. 19. Jahrg. S. 43 ff.

---

*) Diese Zusammenstellung, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, ist dem Zusammenwirken der Vorstandsmitglieder zu danken. Wir bitten alle Mitglieder unseres Vereins, uns fernerhin in diesem Bestreben, das vielen zugute kommt, unterstützen zu wollen. Einsendungen werden erbeten an O. Schell, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31.

Bräuche, Ländliche (Lippborg, Kreis Beckum in Westfalen). Von P. H. Niedersachsen 17 Nr. 12 S. 295.

Brauhaus, ein altes Kölner. Von Herm. Ritter. Der Niederrhein (Düsseldorf), Jahrg. 1911/12 Heft 35.

Briefe und Tagebücher aus Kriegszeiten. Aufruf zur Sammlung. Ravensberger Blätter 1912 Nr. 1. 4.

Büken der Wäsche (Heidenoldendorf in Lippe). Von K. Wehrhan. Niedersachsen 17 S. 436.

Döppkenspeelen (Vreden i. Münsterlande). Von Rempke. Niedersachsen 17 S. 437.

— (Kr. Tecklenburg). Von L. Stüve. Niedersachsen 17 S. 420.

— (Oerlinghausen b. Bielefeld; Rheda-Gütersloh). Von W. Brakhage. Niedersachsen 17 S. 420.

— — Döppenspeller (Kr. Tecklenburg). Von E. Gronheid. Niedersachsen 17 S. 420.

Fastnachts- und Maispiele in Gerresheim. Von H. Schubert. Beiträge zur Geschichte des Niederrheins 24 S. 130 ff.

Fastnacht (Sauerländische). Mußestunden. Beiblatt der Dortmunder Zeitung 1912 Nr. 51.

— : Weiberfastnacht und Frauenvorrecht. Kölnische Zeitung 1912 Nr. 167.

Fastnachtsbräuche im Sauerland. Kölnische Zeitung 1912 Nr. 176. 181.

Februar, Der 29., in Geschichte, Volksglaube und Literatur. Von Dr. Heinr. Schröder (Düsseldorf). Gen.-Anzeiger für Elberfeld-Barmen 1912 Nr. 51.

Fippselspiel, Das (Kinderspiele). Wortmann. Brackwede. Ravensberger Blätter 1912 S. 29.

— Antwort dazu. Von E. Wetters. Ravensberger Blätter 1912 S. 39.

— und Bickeln. Von Prof. Dr. Joh. Wortmann in Hannover. Ravensberger Blätter 1912 S. 47.

Flachs, Garn und Leinen in Westfalen. Von Georg von Detten. Münsterischer Anzeiger 1912, Erzähler Nr. 120. 126.

Friggahähnchen, Das. Tägl. Anzeiger für Berg und Mark (Elberfeld) 1912 Nr. 144.

Frönke, Was die Glocken erzählen. Joh. Wortmann. Ravensberger Blätter 1912 S. 4 f.

Frösche, Was die rufen (Lippborg, Kr. Beckum). Von P. Fischer. Niedersachsen 17 S. 458.

Fulgura frango! Von Fr. Kunze (Suhl). Sonntagsblatt zur Barmer Zeitung vom 20. Juli 1912.

Gesindelöhne im J. 1799 (Heimsen a. d. Weser). Von Fritz Speer. Ravensberger Blätter 1912 S. 29 f.

Gewitter, Das, im Volksglauben. Von L. Rubens. Dortmunder General-Anzeiger (Unterhaltungsblatt) 1912 Nr. 213.

Glocken, Was sie erzählen (man vergl. Frönke).

Handwerkskunst, Niederrheinische. Von Erwin Quedenfeldt (Düsseldorf). Der Niederrhein (Düsseldorf) 1911/12 S. 366 ff.

Hausinschriften aus Allendorf im Sauerland. Von A. Treiburg. Niedersachsen, 17 S. 261.

— aus dem Kreise Warendorf. Von Schmittdiel (Fortsetzung aus Jahrg. 1911). Warendorfer Blätter 1912 S. 10.

Heimatliches aus der Grafschaft Bentheim. Von G. Hehenkamp. Niedersachsen 18 S. 131 f.

Heimatschutz und Denkmalpflege, Bericht der 3. Kommission für 1911 (Pflege von Trachten, Hausgeräten, Gebräuchen usw) des Minden-Ravensbergischen Hauptvereins. Von Windel (Minden). Ravensberger Blätter S. 43 f.

Hellweg. Von v. Detten. Niedersachsen 17 S. 227.

— Von O. Zaretzky. Niedersachsen 17 S. 262.

— Von H. Abels. Niedersachsen 17 S. 436.

— (in Lippe). Von K. Wehrhan. Niedersachsen 17 S. 471.

— , Der. Von P. D. Rhein.-Westf. Zeitung 1912 (29. Juli), 2. Ausg.

Herberge, Die altdeutsche. Von Georg von Detten. Münsterischer Anzeiger vom 16./17. Juni 1912; Der Erzähler Nr. 95. 96.

Hochzeitsgebräuche in dem ehemaligen Stifte Essen Von Th. Imme. Rhein.-Westf. Zeitung 1912 Nr. 88.

— in der Westeifel. Von J. Meyers. Eifelvereinsblatt XIII, 58—61

Hochzeit, Die. Alte Sitten und Bräuche in Essen. Von Th. Imme. Essener Histor. Beiträge Heft 34.

Hohnshecker Protokoll. (Kirmesgebräuche in Kirchheim bei Münstereifel). Das Land XXI, 16.

Holden, Frau, am Niederrhein. Von Georg Baesecke. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde. Berlin XXII, S. 179 f.

St. Hubertusschlüssel. Von Terwelp. Der Niederrhein (Kempen) II S. 66.

Hülse und Hollunder. Von O. Schell. Bergischer Volkskalender 1912 S. 41 ff.

Innenkunst, Bergische. Von O. Schell. Der Niederrhein (Düsseldorf). 1912 Heft 15. 16.

Johannes-Sängerlied (Allendorf, Kr. Arnsberg). Von A. Treiburg. Niedersachsen 17 S. 245.

Kaffeetrinken, Alter westfälischer Brauch beim. Von H. K. Dortmunder Zeitung vom 1. Juli 1912. Beiblatt: Mußestunden 1912 Nr. 179.

Kartoffel, Die, im Birkenfelder Land. Von Lengler. Deutsche Dorfzeitung (herausg. v. H. Sohnrey) 1912 S. 127 f. (vergl. S. 130).

Katze und Wetter (Heidenoldendorf in Lippe). Von K. Wehrhan. Niedersachsen 17 S. 438.

Kirmes, Dahler. Von Paul Baums. Der Niederrhein (Düsseldorf) 1911/12 S. 748 f.

— Eifeler. Von Jos. Meyers. Eifelvereinsblatt XIII, 216 ff.

Kniereiterlieder aus dem Bergischen. Von — — Kölnische Zeitung 1912 Nr. 755.

Krinolinenlied (nördl. Münsterland). Von Aug. Naaber. Niedersachsen 17 S. 438.

Kulturbilder, Essener, aus den letzten Jahrzehnten vor dem wirtschaftl. Aufschwunge der Stadt. Von Th. Imme. Essener Volkszeitung 1912 (13. 15. 17. Juli, 1. 5. August).

Lichtmeß, Mariä, im Volksglauben und Volksbrauch. Von O. Schell. „Welt und Wissen" vom 24. Jan. 1912. Berlin.

— — im Volksglauben und Volksbrauch. Von O. Schell. Rhein.-Westf. Zeitung 1912 (Ende Januar).

Maispiele, in Gerresheim (m. vergl. Fastnacht usw.)

Maispiel, Das, im Dorfe Körrenzig (Kr. Erkelenz). Von Karl Meves in Körrenzig. Deutsche Dorfzeitung (herausg. v. K. Sohnrey). 1912 S. 139 f.

März, Der falsche. Beilage zum Tägl. Anzeiger für Berg und Mark (Elberfeld) 1912 Nr. 51.

St. Martinsfest. Von Georg Hoerner. Münsterischer Anzeiger vom 17. Novbr. 1912 (2. Ausg. 2. Bl.).

Maßbezeichnung (niederrheinische) „gohs" oder „gaß". Von H. Kelleter. Der Niederrhein (Kempen) 1912 S. 70 f.

Mistelzauber. Von Franz Pflugk. Rhein.-Westf. Zeitung 1912 (15. Dez.).

Montag, Der blaue, im Bergischen. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1912 S. 77 ff.

Mundarten, Deutsche, und Dialekte. Dortmunder Tageblatt vom 25. März 1912.

Mundartliche Sprichwörter und Redensarten aus der Grafschaft Mörs. Der Niederrhein (Düsseldorf) Jahrg. 1911/12 S. 781.

Mundart, Eifeler; Altdeutsches Sprachgut in der. Trierische Landeszeitung 1912 (3. Ausg.).

— Schutz der heimischen (alphab. ausführl. Wörterbuch). Blätter für Heimatkunde. Wochenbeilage zur Euskirchener Volkszeitung (Eifeler Tageblatt), Jahrg. 1912 Nr. 13 : K.

— In Grafschafter. Die Quecken. Der Niederrhein (Düsseldorf), Jahrg. 1911/12 S. 776.

— (Dialekt) von Mülheim an der Ruhr. Von Friedr. Sandmann. Der Niederrhein (Düsseldorf) 1911/12 S. 886 ff., 902 ff., 912 ff.

— Hülser. Den Junggesellen. Von C. B. Der Niederrhein (Kempen) II, 46.

— und Volkstum, Aachener. Von Herm. Ritter. Der Niederrhein (Kempen) 1912/13 S. 31 ff.

Mundartliche Redensarten aus dem Bergischen. Von O. Schell. Monatsschrift des Berg. Gesch.-Ver. 1912 S. 75 ff. Kalender für das Bergische Land 1913 S. 34, 40, 42, 64.

Neujahr im Spiegel des Heidentums. Von Friedr. Kunze. Sonntagsblatt zu Nr. 304 der Barmer Zeitung 1912.

Orden, ein kaufmännischer, am Rhein (Brauch von St. Goar). Von Willy Redhardt. Der Niederrhein (Düsseldorf) 1912 S. 460 ff.

Osterwasser, Ostereier und Osterhase. Ein Beitrag zur Beurteilung des volktümlichen Osterglaubens. Von R. Reichhardt. Deutsche Zeitung 1912 Nr. 96. B. C.

Osterspiele und Osterlieder. Von Geibel. Gen.-Anz. für Elberfeld und Barmen 1912 (6. April).

Pfingsttänze und Lieder. Von M. Koßack. Sonntagsblatt zu Nr. 122 der Barmer Zeitung vom 25. Mai 1912.

Pfingstbrauch in Havixbeck (Bettelgang). Münsterischer Anzeiger Nr. 385 (Jahrg. 1912).

Pfingstspiele. Von D. Friedrich Spreen. Rhein.-Westf. Zeitung vom 26. Mai 1912.

Pflanzen und ihre Namen im Plattdeutschen des Münsterlandes. Von Karl Wagenfeld. Münsterischer Anzeiger. 61. Jahrg. Nr. 291. 300. 303.

Plattdeutsch. Sammelt. Von Karl Wagenfeld. Münsterischer Anzeiger. 61. Jahrg. Nr. 349.

Plattdeutsche Sprache. Mehr Achtung für die. Von Joh. Schröder. Münsterischer Anzeiger, 1912 Nr. 4.

— , Man pflege das. Paul Eickhoff. Ravensberger Blätter 1912 S. 7.

Rodenstein und der Rodensteiner. Von M. Schulte vom Brühl. Rhein.-Westf. Zeitg. 1912 (5. Aug.).

Rüen-Tanz auf einer Hochzeit in Vaal bei Rahden (Kr. Lübbecke. Reg.-Bez. Minden). Mindener Zeitung 1912 Nr. 96.

Rummelspott, Der. Von H. E. Niemann. Ravensberger Blätter 1912 S. 21.

— . I. Von C. Hasenclever. II. Von H. Nottebrock. Ravensberger Blätter 1912 S. 29

Sagen.

Das hockende Weib oder die betende Jungfrau bei Brochterbeck. Von P. Bahlmann. Münsterischer Anzeiger 1912 (31. Juli). Erzähler Nr. 121.

Die Sage vom Drachen. Von Wilh. Bölsche. Berliner Volkszeitung 1912 Nr. 63.

Sagen aus der Wankumer Heide. Von Heinr. Dammer. Der Niederrhein (Kempen) II, 46, 187.

Sage und Geschichte. Ein Gang durch das Buch, an der Hand von. Von Dickmann. Ravensberger Blätter 1912 S. 26 ff.

— von „Otto dem Schützen" und ihre geschichtliche Grundlage. Von P. J. Kreuzberg. Der Niederrhein (Kempen) 1912 S. 186 f.

Sagen von der Burg Ravenstein an der Sieg. Von O. Schell. Monatsschrift des Berg. Gesch.-Ver. 1912 S. 88 ff.

De Smidt van Bielefeld. Von S. Schröder und H. Tümpel. Ravensberger Blätter 1912 S. 35 ff.

Die alte Schnus. Sage aus Dreisbach. Von Gerhard Schrey. Blätter des Ver. f. Heimatkunde und Heimatschutz im Siegerlande. 1. S. 28 ff., 37 f.

Sagen.

Sagenbuch, Essener. Von H. Vos und M. Weinand. Verlag von H. Vos, Essen 1912.

Sage vom Knüppenhof. Von Karl Wagenfeld. Münsterischer Anzeiger 1912 (21. Juli), Erzähler Nr. 116.

Die Schlacht am Birkenbaum. Von G. C. Lamprecht. Niedersachsen 18 S. 135 f.

Der westfälische Birkenbaum in der Kriegsprophezeiung. Von F. Zurbonsen. Niedersachsen 18 S. 48—50.

Schicksalsvögel. Etwas vom Bergischen Volksglauben. Von O. Schell. Kalender für das Bergische Land 1913 S. 51 ff.

Schnurren, Bergische. Von O. Schell. Kalender für das Bergische Land 1913 (gedr. 1912) S. 46, 50, 68, 70, 98, 102, 103, 104.

Schund- und Schmutzliteratur im Ravensbergischen Lande und ihre Bekämpfung. Von E. Sohnrey. Ravensberger Blätter 1912 S. 6 f.

Schwalbe und Kuckuck. Die Frühlingsboten im Volksglauben. Welt und Wissen I, 38.

Segeroth (Essener Stadtviertel), was uns der aus Essens vergangenen Tagen erzählen kann. Von Th. Imme. Essener Gen.-Anz. 1912 (27. und 29. Juni).

Silvester und Neujahr im Birkenfeldischen. Von Lengler Deutsche Dorfzeitung (herausg. v. H. Sohnrey) 14 S. 398 f.

Singspiele der Jugend aus Essens vergangenen Tagen. Von Th. Imme. Essener Volkszeitung 1912 (26., 27., 28. Juni, 8. Juli.)

Spinnrad, Zwölf Reime und Sprüchlein vom. Von Fritz Speer. Ravensberger Blätter 1912, S. 23.

Sprachschatz, Aus dem, einer westfälischen Mutter. Bielefelder Gen.-Anz. 1912 S. 7.

Sprichwörter, Bergische. Von O. Schell. Kalender für das Bergische Land 1913 S. 26, 31, 64, 68, 70.

Sprichwörter und Redensarten vom Niederrhein. Von M. Bartz. Das Land XXI, 15, 16.

Städtewahrzeichen, Rheinische. Von Willy Redhardt. Der Niederrhein (Düsseldorf) 1911/12 Heft 36, 37 usw.

Steinmetzzeichen an den Externsteinen. Von P. Kahle. Niedersachsen 18 S. 146.

Strieppenreuwenkähl, De. Von Misgeld. Vestische Zeitschrift in Recklinghausen. 1911.

Strohdach, Propaganda für das. Westdeutsche Bauzeitung XV, Nr. 44.

Tanz, Aufforderung zum (Lippe). Von K. Wehrhan. Niedersachsen 17 S. 438.

Thommes-Yesel (Alter Brauch aus Hemer in Westfalen). Von A Peddinghaus. Niedersachsen XVII, S. 227.

Tiernamen, Volkstümliche, vom Niederrhein. Von Hugo Otto. Düsseldorfer General-Anzeiger 1912 Nr. 250. (1. Beilage).

Totensonntag, Der. Von O. Schell. Gen.-Anz. für Elberfeld-Barmen 1912 Nr. 276.

Tod, Der reitende. Von Fr. Kunze. Sonntagsblatt der Barmer Zeitung 1912 Nr. 276.

Toten, Wie man die — im Birkenfelder Lande begräbt, Von Lengler Deutsche Dorfzeitung 15 S. 322 f.

Trachtengruppen der Eifel. Kölnische Zeitung 1912 Nr. 721.

Volkslied, Lebendiges. Von Carl Storck. Der Türmer 1912, Februarheft.

Volksliedes, rheinischen, Etwas zur Geschichte des. Von Willy Redhardt. Der Niederrhein (Kempen) Jahrg. I. S. 36. 74.

Volkslied, niederreinische, Die Brüder Jacobi und das. Karl Schumacher. Der Niederrhein (Düsseldorf) Jahrg. II Heft 13.

Volkslieder, niederrheinische, Sammlung aus dem 16. Jahrh. Von Karl Schumacher. Der Niederrhein (Düsseldorf) 2. Jahrg. S. 190.

Volkslied „Christinchen saß im Garten". Von K. Wehrhan (Lippe-Detmold), H. Büscher (Bevergen. Kr. Tecklenburg). Niedersachsen 17 S. 437.

Volksweisheit und Volkswitz von der Kohlenkante. Von Jos. Pesch. Der Niederrhein (Kempen) 1912 S. 76.

Volksweisheit, plattdeutsche. Von Karl Wagenfeld. Leuchtturm für Studierende. 5. Jahrg. Heft 17.

Weihnachten im Bergischen. Von Max Schmidt. Kalender für das Bergische Land 1913 S. 100.

Weihnachtsbaum, Der, und seine Geschichte. Von Fr. Clausthaler Sonntagsblatt zur Barmer Zeitung 1912 Nr. 300.

Westfalens Anteil an Grimm's Märchen. Von Paul Zaunert. Rhein.-Westf. Zeitung 1911 (7. Oktbr.).

Wörter, Interessante alte, im Niederdeutschen. Von Herm. Hüncken. Niedersachsen 18 Nr. 1 ff.

Zwölfnächte, Die. Tägl. Anz. f. Berg u. Mark (Elberfeld) 1912 (21. Dezbr.).

Berichte und Bücherschau.

Bongardt, Hans, O du Heimatflur. Heckners Verlag in Wolfenbüttel. Broch. Mk. 3.50. geb. Mk. 4.50.

Der Verfasser des „Rappenhof" hat uns wieder mit einem Buche erfreut, das den Titel führt: O du Heimatflur. Die Heimat, diese große Bühne des Lebens, auf der sich die Schicksale der Gestalten dieses Romans abspielen, ist, wie im „Rappenhof", der sonnige Niederrhein, mit seiner prächtigen Idylle, den saftigen Wiesen, dem friedlich grasenden Weidevieh, den wogenden Kornfeldern, den des Weges ziehenden Schiffen und seinen charakteristischen bodenständigen Menschen, die, durch den Ansturm der mächtigen Industrie aus der Väter und ihrem Tagewerk herausgerissen, sich nur schwer in neue Verhältnisse zu schicken vermögen, hier, durch den Wechsel der Verhältnisse ihren moralischen Halt

verlieren und dort, bei aller Unbeholfenheit, durch die sittliche Kraft rechtschaffener Arbeit, die Schicksalsschläge niederringen und sich für die verlorne eine neue Arbeitsstätte errichten, wie es auch der Held des Romans, der linkische jüngere Bauernsohn Konrad Wienberg tut, der sich, inmitten des polnischen Elements, im fernen Osten eine neue Heimat gründet. Wir freuen uns mit ihm, daß er nach allen Schicksalsschlägen, Leiden und Verdrießlichkeiten des Lebens schließlich in den Hafen des Friedens und befriedigender Tätigkeit eingelaufen ist. — Der Verfasser betrachtet mit den Augen der Liebe die friedlichen Gefilde der Heimat am Niederrhein und versteht es recht gut, ihre Gestalten in scharfen Umrissen zu charakterisieren. Auch wir bedauern mit ihm, daß der friedsamen und ruhig erwerbenden Landwirtschaft immer mehr der Boden, im Westen unsers Vaterlandes, entzogen wird, müssen aber auch anderseits zugeben, daß uns die sie einschränkende Industrie, die uns allerdings auch manche Lasten, verschiedene unliebsame soziale Erscheinungen und zweifelhafte Gestalten bescherte, nicht zu unterschätzende und sehr bedeutende Vorteile erbrachte, wodurch die Lebenshaltung eine entschieden bessere geworden ist. Die Scholle, welche früher wenige, anspruchslose Menschen ernährte, gibt heute Hunderttausenden ihr reichliches Brot, aber daß viele Leute gute Tage nicht vertragen können und dabei entgleisen, ist nicht Schuld der Industrie. Von beiden, Landwirtschaft und Industrie, gilt noch heute das schöne Wort Alfred Krupps: Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet. K. Prümer.

Baaskääls. Van J. L. Gemarker. (Bergische Erzähler Band V.) Elberfeld, A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. Preis in steifem Kartonumschlag Mk. 1.20, fein in Leinen geb. Mk. 1.80.

Das Buch bildet den Schlußband zu „Wichelkus' Käpp" und „Stadtossen". Es schildert in fesselnder Sprache, wie aus den Schülern durch Fleiß, Tatkraft und Umsicht geachtete Fabrikanten und Kaufleute werden. Ein wohltuender Humor ist über die spannend geschriebene Erzählung ausgegossen. Die Barmer Mundart wird vom Verfasser ebenso meisterhaft gehandhabt wie in den früheren Bändchen. Für die Volkskunde kommen außerdem echte Schilderungen alter Sitten und Bräuche, des Volkslebens usw. in Betracht. -e-.

Tiedt, Ernst, Deutscher Spruchschatz. Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges in Spruch und Nam', auf Haus und Kram. Gesammelt und gesichtet. Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz (1912). IX und 246 S. 8°. Preis?

Nicht Unrecht hatte W. H. von Riehl, als er sagte: „Der Hausschatz deutscher Spruchverse ist in seiner Art nicht minder reich an lauterem Gold wie das eigentliche Volkslied." Das vorliegende Buch zeigt uns in überzeugender Weise den Reichtum unseres Volkes an Spruch-

poesie. Zwar ist hier das Wort „Volk“ nicht in dem engeren Sinne genommen, in dem es die Volkskunde für ihre Forschungen sonst auffaßt, denn auch solche Sprüche und Inschriften haben Aufnahme gefunden, die keinen volkskundlichen oder volkstümlichen Charakter haben. Doch bleibt des Volkskundlichen noch soviel, daß eine Anzeige auch in einer volkskundlichen Zeitschrift am Platze ist, selbst in einer landschaftlich begrenzten, da der Verfasser das ganze deutsche Gebiet, und Rheinland und Westfalen dabei in nicht geringem Maße, berücksichtigt. Die Reichhaltigkeit möge an einer kleinen Inhaltsübersicht erkannt werden: Haus, Hausinschriften; Schiff, Eisenbahn und Luftballon; Kirche und kirchliche Gebäude; Glocke; Friedhof und Krematorium; Grabschriften und dergleichen; Öffentliche Gebäude; Schulen, Bildungsstätten usw.; Gärten, Anlagen und Naturplätze; Denkmäler und Gedenktafeln; Inschriften bei feierlichen Gelegenheiten, Festbeleuchtung und Trauerschmuck; Geschäftshaus; Wirtshaus; Brunnen; Hausrat; Waffen u. dgl.

Was den hier mitgeteilten Inschriften besonderen Wert verleiht, ist die genaue Orts- und Quellenangabe und die sinnreiche und oft geistvolle Verbindung, die der Herausgeber ihnen gibt. Das Buch enthält nicht nur eine lose Aneinanderreihung von Sprüchen und Inschriften u. dgl., sondern jedes Kapitel stellt sich sozusagen als eine eigene Abhandlung dar, die in fesselnder Weise auch dem Fernstehenden das Lesen des Buches zur Freude macht. An dieser Stelle sollen natürlich vor allem die volkskundliches Material bringenden Kapitel hervorgehoben werden.

Die Ausstattung ist sehr gut. Das Buch kann warm empfohlen werden. K. Wehrhan.

Rose Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Mit 250 Abbildungen, davon 16 auf farbigen Tafeln. München 1912. F. Bruckmann A.-G. In farbigem Umschlag Mk. 4.80, in Pappband Mk. 6.—.

Der größte Wert dieses neuen Trachtenbuches liegt in den vielen vorzüglichen Bildern. Fräulein Julien, eine bewährte Kennerin der deutschen Trachten, hat sie selbst nach dem Leben aufgenommen, mit der Kamera von Süd nach Nord, von West nach Ost durch Deutschland pilgernd. Der Verlag hat dann durch die Feinheit und Vornehmheit der technischen Reproduktion der Bilder ein wunderschönes Werkchen geschaffen. Der hübschen äußeren Form entspricht der wissenschaftliche Inhalt des Buches. Die Verfasserin hält nach der Reihe Überschau über die oberdeutschen Trachten (Baden, Bayern, Elsaß, Württemberg), über die mitteldeutschen (Franken, Thüringen, Hessen, Schlesien) und über die der „Nord- und Niederdeutschen“ (Braunschweig, Westfalen und Schaumburg-Lippe, Hannover — Die Vierlande, Trachtenreste in Norddeutschland, die von der Waterkant, Wenden und Altenburger). Text und Bilder für die schlesischen Trachten hat eine treffliche Kennerin des Landes, Fräulein Grabowski, geliefert. Der Verfasserin Julien kam es vor allem

darauf an, aus der Fülle der Formen in den einzelnen Gebieten die Einheiten festzustellen, unter Verzicht auf größere Berücksichtigung der Einzelheiten die Hauptlinien festzulegen. Infolgedessen kommt von unserem Vereinsgebiete hauptsächlich der Regierungsbezirk Minden sowie Schaumburg-Lippe zur Geltung, ferner noch das Osnabrückische. Im Vordergrund steht leicht erklärlicherweise die Frauentracht und von ihren einzelnen Stücken wiegt wiederum der Kopfputz vor. Eine Anzahl der hauptsächlichsten Formen von Hauben sind mit Angabe ihrer Merkmale und ihres Verbreitungsgebietes in einem besonderen Abschnitte am Schlusse des Werkes übersichtlich zusammengestellt. Auch der Jungfrauenkronen gedenkt die Verfasserin in einem besonderen Abschnitte. In der Darstellung erfreut die vergleichend historische Methode, deren sich die Verfasserin befleißigt, auch daß sie Siedelungsverhältnisse, Lebensgewohnheiten und sittenmäßige Erscheinungen hineinzieht, soweit sie mit der Entwicklung der Tracht im Zusammenhang stehen. Ganz besonders angenehm aber ist es, von einem sachverständigen Augenzeugen zu erfahren, was denn eigentlich heute noch von Volkstracht in unserem Lande erhalten ist. Das Buch wird auf lange Jahre für die deutsche Trachtenkunde von führendem Einflusse bleiben. Dr. A. Wrede.

Augustin Wibbelt, Mäten-Gaitlink. Gedichte in münsterländischer Mundart. Essen (Ruhr). Fredebeul & Koenen. 256 Seiten. Mit dem Bilde des Dichters. Geh. Mk. 2.60, geb. Mk. 3.60.

Augustin Wibbelt, Dat veerte Gebott. Erzählung in Münsterländer Mundart. Essen (Ruhr). Fredebeul & Koenen. 358 Seiten. Geh. Mk. 2.60, geb. Mk. 3.60.

Mehr als Ehrenpflicht ist es, die in der Besprechung von Wibbelts „Pastraoten-Gaoren“ (9. Jahrgang S. 302, 1912) erwähnte plattdeutsche Gedichtsammlung „Mäten-Gaitlink“ (Märzamsel) wenigstens mit einigen Worten zu kennzeichnen. Mit diesem Gedichtbande, der in kurzer Zeit eine 2. Auflage erlebte, zeigte sich Wibbelt zuerst als echter Lyriker. In fünf aus inneren Gesichtspunkten heraus geordneten Gruppen spendet er sein Dichtergold. Die Abteilung: Binnen un buten bringt Poesien voll froher Erinnerungen an die Zeit, da der Dichter noch jung war, an die Heimat mit ihren Kämpen und Wallhecken, ihren Schönheiten im Wechsel der Zeiten, ihrem Leben am Alltag und am Tag des Herrn, im Hause und in der Kirche, voll Erinnerungen an die Dorfgenossen, sei es daß sie ihm durch Blutsverwandtschaft oder Freundschaft nahestanden, als Wegweiser oder Gespielen. Zum frohgemuten Kinde unter Kindern wird der Dichter in einer Reihe schöner Liedchen und Abzählsprüche, die er überschreibt: För dat Blagentüg (Für die Kinderschar). In einer anderen Gruppe: Up de Hieckel (auf der Hechel) nimmt er die Fehler und Schwächen der Mitmenschen vor, mit weltweisem Humor sie hechelnd ohne zu verletzen. Des Dichters Menschenkenntnis und Lebenserfahrung klingt auch deutlich aus den Dichtungen der Gruppe: Menskenkinner und aus den kurzen kernigen „Sprückskes“ heraus. Wibbelts religiöse

Dichtkunst, die in diesem Buche durch die größere Gruppe „Üörgelspiell“ (Orgelspiel) vertreten ist — es handelt sich hierbei um die poetische Darstellung der Hauptwahrheiten des Christentums im Anschluß an die Opferhandlung in der Kirche — ist von besonderer eigener Art. Nicht wenig trägt dazu bei die Kraft und der feierliche Ernst, der in dem niederdeutschen Dialekt ruht. Wibbelts Gedichte im ganzen aber sind nicht nur Bruchstücke einer großen persönlichen Konfession, sondern auch Wiederspiegelungen niedersächsisch-westfälischer Geistesart. Und darum sind sie von unschätzbarem, unvergänglichem Werte. — Die Prosa-Erzählung „Dat veerte Gebott“ ist des Dichters neuestes Werk. Der Kern der Erzählung ist einfach und schnell herausgeschält. Eine Mutter legt auf dem Sterbebette ihrem Sohne die Beobachtung des vierten Gebotes gegen den Vater ans Herz. Der Erfüllung aber stellen sich nach dem Tode der guten Frau Schwierigkeiten entgegen. Diese gehen nun freilich nicht von dem Sohne, sondern von dem Vater aus, der seinen Halt verliert und trotzdem als echter westfälischer Schulte sich von niemandem drein reden läßt. Trotz seiner siebzig begibt er sich noch auf die „Friggerie“, während nach seiner Meinung der längst mündige und heiratsfähige Sohn noch Zeit hat, die schon vor dem Tode der Mutter geplante Heirat auszuführen. Zwar erreicht Wilm, der Sohn, trotzdem sein Ziel; aber die Schwiegertochter hat dem Alten gegenüber einen schweren Standpunkt auf dem Hofe und eine entfernte, geldgierige Verwandte stützt den alten Bauern immer wieder in seinen üblen Gewohnheiten. Erst mit dem Tode des Vaters zieht wahrer Friede auf den Bauernhof. Diese an sich einfache Handlung ist reich an psychologisch fein durchgeführten Charakteren. Dazu kommt die Lebendigkeit der Darstellung, die sich durch den Wechsel von bald erschütternden, bald belustigenden Auftritten auf dem westfälischen Bauernhofe kundtut. Und vor allem: es trägt alles so sehr den Stempel der lebendigen Wahrheit an sich, daß man sich bald im Banne der Erzählung ertappt und sie nicht eher aus der Hand legt, als bis man sie zu Ende gelesen hat. Dass auch dieses Werk wieder ein getreuer Spiegel westfälischer Geistesart ist und das Volk in vielen seiner Lebensgewohnheiten meisterlich schildert, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Beide Lesegaben sind durch die jedesmal den weniger verständlichen Worten beigefügten Erklärungen auch für die, die nicht Münsterländer sind, mit geringer Mühe lesbar.

Dr. A. Wrede.

Rheinisch-Westfälischer Kunst-Almanach auf das Jahr 1913. Mit 34 ganzseitigen Tafeln und 10 Textabbildungen. Köln, Verlag von v. Elsner und Spieckermann, Kunsthandlung. Mk. 3.— Von der stattlichen Reihe gediegener Aufsätze dieses Kunst-Almanachs, der mit dem vorliegenden Jahrgang zum ersten Male hervortritt, ziehen den Freund unserer Volkskunde wohl drei am meisten an: Aus dem alten Köln des 17. Jahrhunderts (Dr. M. Creutz), Westfälische Landsitze des 16., 17. und 18. Jahrhunderts (Dr. H. Vogts) und Die westfälische Truhe (Dr. Fr. Witte).

Creutz und Witte verstehen es besonders in feinsinniger Weise im Anschluß an greifbare Dinge sittenmäßige Erscheinungen der alten Kölner und westfälischen Bauern und damit zugleich ein Stückchen ihrer Geistesart vorzuführen. Unter den Bildern erfreuen namentlich die beiden Trachtenbilder (Kölner Magd und Kölner Bürgerfrau, 17. Jahrhundert) sowie die Federzeichnungen mit Ansichten aus westfälischen und rheinischen Städten, z. B. aus Paderborn, Siegen, Düsseldorf, Köln. Auch der übrige literarische Teil und Bildschmuck hat seine Reize; die 12 Zeichnungen des Kalendariums sind von besonders eigenartiger Auffassung. Dem Herausgeber Dr. G. E. Lüthgen ist es hoffentlich möglich, das Unternehmen im Dienste des Heimatschutzes und der Denkmalpflege, auch der älteren und jüngeren Volkskunde fortzuführen. Jedenfalls verdient er mit dem Verlage die wärmste Unterstützung. Dr. A. Wrede.

Hermann Ritter, Rheinisches Grenzland (Aus der Sammlung „Deutsche Erde". Bücher der Heimat Band III). Berlin-Dahlem 1912. F. Fontane & Co. VIII, 533 Seiten. Geheftet Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

In diesem Bande der Wanderungen über „Deutsche Erde" führt Ritter durch das Altluxemburger, Altlimburger Land, die Wallonie und die Stadt Aachen. Mehr als in seinem „Jülicher Land", dem 1. Bande der vorliegenden Sammlung (vgl. die Besprechung im 9. Jahrgang S. 157, 1912), berücksichtigt der Verfasser hier die Volkskunde in engerem Sinne. In größerer zusammenhängender Ausführung behandelt er z. B. die Sprache und die Volkssitten von Malmedy und Umgebung, die Eupener Mundart und Aachener Volkstum und Mundart. Von alter Volkskunst, von der Raerener und rheinischen Steingutfabrikation überhaupt, erzählt Ritter ebenfalls in einem besonderen Abschnitt. Zwischendurch werden in die flott geschriebenen Schilderungen der besuchten Gegenden Sagen eingeflochten, Beobachtungen über Hausbau, Tracht und Lebenshaltung mitgeteilt, die Bewohner nach ihrer Stammes- und Geistesart gekennzeichnet. Auch diese verstreuten Einzelheiten sind geeignet, dem Buche in Kreisen der Freunde der Volkskunde viele Anhänger zu erwerben.

Dr. A. Wrede.

Druck von A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

10. Jahrgang. 1913. Zweites Heft.

Hochzeitsbräuche im Essenschen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.[1])

Von **Th. Imme,** Essen.

In Essen und Umgegend hat die Industrie mit den alten Sitten und Bräuchen so gründlich aufgeräumt, daß kaum noch etwas davon an der Oberfläche erscheint. Dagegen lebt noch manches davon im Gedächtnis des älteren Geschlechts fort; man muß es nur alles recht mühsam zusammensuchen. Im allgemeinen erhielten sich die alten Hochzeitsbräuche wie vieles andere dieser Art bis etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts; nur in einigen, noch abseits vom Verkehr liegenden Gemeinden blieb einzelnes noch länger bestehen. Aber auch die großen Kriege von 1866 und 1870/71 bilden eine scharfe Grenzscheide zwischen der alten und neuen Zeit, über die sich nur einiges wenige in spätere Jahre hinüberrettete. — Ich übergehe hier manche Einzelheiten und beschränke mich auf alles das, was mir Beachtung zu verdienen scheint.

Annäherung und Werbung.

Es gab so manche Gelegenheiten für die jungen Leute, zu gemütlichem Verkehr zusammeuzukommen, wie das Heuen, das Reppen und Braken des Flachses, das Spinnen, das Fitsebohnenschneiden und besonders das Streppen des noch

[1]) Eine ausführlichere Darstellung alles dessen (mit Nennung einer Reihe von Gewährsmännern, Aufführung der einzelnen Ortschaften, in denen das Betreffende bekannt war, genauerem Eingehen auf Einzelheiten, die inneren Gründe der verschiedenen Bräuche usw.) bringt das 34. Heft der Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen, in meiner Abhandlung: Alte Sitten und Bräuche im Essenschen. I. Die Hochzeit.

heute hier beliebten Stielmuses (Rübstielgemüses), das alljährlich wie der Kappes, das Sauerkraut, in großen Fässern eingemacht wurde. Das Streppen (Abstreifen) der Blättchen und das Zerkleinern der Stiele nahm immer eine ziemliche Zeit in Anspruch, und so konnte man sich dabei allerlei Stückskes oder Dönkes (Schnurren), auch Spöuke (Gespentergeschichten) erzählen, oder man konnte auch gewisse allgemein beliebte Volkslieder singen. Solche führten daher hier allgemein den Namen Streppmaus- oder Streppräuwenlieder. Man wechselte bei allen diesen Zusammenkünften mit den einzelnen Höfen bezw. Kotten. Dies besagt auch der dafür noch heute bekannte Name „Stilmusreise" (ursprünglich wohl „Streppmausreise"). Gern fand sich ein Liebespärchen auch bei der Gartenarbeit zusammen. Außerdem boten die Kirmessen sowie hie und da die Schützenfeste und einzelne Hochzeiten genug Gelegenheit zur Annäherung. In verschiedenen Gemeinden aber nahmen die jungen Leute diesen geselligen Verkehr auch noch selber in die Hand, indem sie sogen. Kumpanien (Friggekumpanien d. h. zur Freierei bestimmte Vereinigungen) bildeten, die an gewissen Sonntagen im Jahr hauptsächlich zum Tanzen in einem Wirtshaus zusammenkamen und hier ein sogenanntes Gelåg abhielten. Die Sache begann am Schmacksunndag, dem Sonntag vor Fastnacht, wo man zuerst das aus gemeinsamen Beiträgen der jungen Burschen an Gerste gebraute Bier probierte und die gleichfalls von ihnen gelieferten Britzeln (Zuckerbrezel) dazu verzehrte — die jungen Mädchen zahlten gewisse Geldbeiträge.

Hatte ein junger Mann die Absicht zu heiraten, so brachte er seinen Antrag nie unmittelbar an, sondern immer auf einem Umwege, indem er, in das betreffende Haus eintretend, einen Viehhandel oder dgl. vorschützte. Besonders beliebt war es hier wie anderswo[2]), daß er mit der Frage eintrat: Kann eck en bettken Füer kriegen (oder metnemmen)? War doch die geliebte Pfeife nebst dem Tabaksbeutel unter-

[2]) z. B. in Recklinghausen, wo überhaupt vieles in den Hochzeitsbräuchen an die hier geltenden erinnert; vergl. Ztschr. des Vereins für Orts- und Heimatkunde in Recklinghausen Bd. 2: Hochzeitsbräuche im Kirchspiel Recklinghausen.

wegs seine ständige Begleiterin. Wollte man ihm wohl und lud ihn ein einzutreten und ein wenig zu verweilen, so stellte er nicht selten mit seiner Auserwählten eine nähere Prüfung an. Er beobachtete sie beim Spinnen usw. Wenn sie einen Pannekauken (Eierkuchen) backte, so mußte sie jedes Ei sorgfältig mit dem Finger ausstreichen; sonst war sie keine tüchtige Hausfrau. An ein paar Orten hörte ich auch davon daß er einen Besen auf die Schwelle legte, den das Mädchen, sobald sie ihn dort liegen sah, sofort aufheben mußte. Hier steckt aber wohl ein uralter Volksglaube dahinter, den man nicht mehr verstand und deshalb, wie so häufig, umdeutete. Die Schwelle des Hauses galt von jeher als Lieblingsaufenthalt der Geister, und der Besen dient zu ihrer Abwehr. Man legt ihn daher gern auf die Schwelle, und so muß z. B. in Lusern in Südtirol ein Brautpaar, das zum ersten Mal in ein Haus eintritt, über einen Besen schreiten, um nicht verhext zu werden. (vgl. Samter: Geburt, Hochzeit und Tod S. 35.)

Wenn eine Heirat im Interesse zweier Höfe lag, mußten sich die Betreffenden oft auch gegen ihre Neigung dem Willen der Eltern fügen. Häufig bediente man sich auch, um eine gewünschte Verbindung zustande zu bringen, der Dienste eines Maklers oder Middelsmannes. Als solche dienten oft die sogen. Hofjuden, die Viehgeschäfte auf den Höfen trieben. Hin und wieder eignete sich dazu auch der Hausöhm (genauer: Hüsöime, d. h. der ledig gebliebene jüngere Bruder des Hofbesitzers, der als Knecht bei ihm diente). Dann endlich gab es aber auch an den verschiedenen Orten einzelne besonders redegewandte Leute, die in derartigen Dingen erprobt waren und die man eigens für diesen Zweck mietete. So gab es z. B. in Karnap noch in jüngerer Zeit einen solchen, den man darum scherzhaft den Kommerzienrat nannte.

Am 1. Mai pflegte jeder junge Bursche seiner Liebsten einen Maien (Maienzweig) am Fenster des Schlafzimmers anzunageln oder sonstwie anzubringen. War ein Mädchen aber verrufen und hatte viele Liebhaber, so erhielt sie statt dessen den Zweig von einem blühenden Kirsch-, seltener Pflaumenbaum, dem man die Blätter abgestreift hatte; an einem Orte (Überruhr) hörte ich auch von einem Weißdornzweig. Sonst

streute man auch solchen Mädchen, wie in Essen selbst, Häcksel vor die Tür und brachte ihnen eine Katzenmusik. War aber ein Liebesverhältnis aufgelöst worden und heiratete dann der eine Teil eine andere, so hängte man dem zurückbleibenden einen Strohkorb ohne Boden mit einer Strohpuppe, deren Füße unten zum Vorschein kamen, an das Kammerfenster.

Verkündigung und Federfest.

Nicht die Verlobung oder der Verspruch gab den Leuten Anlaß, sich zur Gratulation in das betr. Haus zu begeben, sondern erst die sogen. Verkündigung, d. h. das erste Aufgebot in der Kirche, mit dem das Brautpaar als solches zuerst in die Öffentlichkeit trat. Hieran reihte sich aber noch ein anderer Brauch, der sich namentlich in Borbeck und Umgebung noch ziemlich lange erhielt, das sogen. Federfest, im heimischen Dialekt Feerenfest oder Feerenzech genannt. Die Frauen der Nachbarschaft erschienen abwechselnd, gewöhnlich eine ganze Woche lang vom Verkündigungstage an, in dem Hause der Braut und steuerten ihren Beitrag für das Ehebett bei, das ursprünglich in wirklichen Federn (man hielt früher viele Gänse) bestanden haben muß, aber schon frühzeitig in einen Geldbeitrag (daneben auch Butter u. a.) umgewandelt wurde. Sie wurden dafür mit Kaffee bewirtet und durften sich den Brautstaat und die Aussteuer ansehen.

Brautwagen.

Auf dem Brautwagen, der die gesamte Aussteuer enthielt — darunter auch immer „eine düchtige Truhe voll Lienen"; denn dies war „der heimliche Reichtum"; im umgekehrten Falle sprach man von „heimlicher Armut" — und dem eine von der Großmagd geleitete bekränzte Kuh folgte, fiel namentlich in die Augen ein mit den Reisern nach oben gekehrter Reiserbesen, an dessen Reisern ein lebendiger Hahn befestigt war, der ein rotes Band um den Hals trug und laut krähte (man hatte ihm zu diesem Zweck vorher etwas Schnaps mit Zucker eingegeben). Der nächste Nachbar der Braut (auch Vörnohwer genannt; er spielte hier überall auf dem Lande bei derartigen Gelegenheiten eine Hauptrolle, und wie den Leichenwagen, so hatte er auch den Brautwagen zu

stellen), geleitete stets den Wagen; ja, er scheint ihn auch als Fuhrmann eigenhändig gelenkt zu haben; einige Nachbarjungen oder Nachbarfrauen fuhren ebenfalls mit. Außerdem durften die Schreiner nicht fehlen, die schon seit längerer Zeit, wie man sagte, am Brautwagen gearbeitet, d. h. aus dem ihnen von dem Bauern zur Verfügung gestellten Eichenholz die für ein besseres Zimmer und das Schlafzimmer nötigen Möbel angefertigt hatten. Man gab besonders acht auf einen großen Schinken, der an der Leiter des Wagens oder an dem unteren Ende des bereits erwähnten Besenstiels befestigt war; denn, sobald man an dem Hause des Bräutigams angekommen war, gaben sich die dort versammelten Nachbarn desselben alle erdenkliche Mühe ihn zu stellen oder sich seiner gewaltsam zu bemächtigen, wobei es zuweilen blutige Köpfe gab. Auch bei der Hochzeit selbst kam es übrigens häufig genug vor, daß man dem Brautpaar heimlich etwas (Schinken, Würste u. dgl.) zu entwenden suchte. Dies wurde z. B. in Altendorf (heute Essen-West) von manchen als förmlicher Sport betrieben. Sowie der Fuhrmann, der ein rotes Band an seiner Schweppe oder Schnacke (= Pitsche oder Peitsche) hatte, während die Pferde rote Quasten und Bänder an sich trugen und der Wagen selbst mit Maien geschmückt war, mit der Peitsche knallte, mußte der Bräutigam mit der „Löchte“ (= Leuchte, Lampe, womit die Schnapsflasche gemeint war) bereit stehen; sonst fuhr der Wagen entweder vorbei, und man spannte die Pferde aus, oder er fuhr gegen einen Pfosten des Hauses so heftig an, daß es stark beschädigt wurde; man sagte dann, man habe nicht sehen können. Ähnliches geschah ja auch, wenn bei der Ernte das letzte Fuder eingefahren wurde und die „Meersche“ (= Meiersche, d. h. Frau des Hofbesitzers) nicht mit der Flasche bereit stand. Wenn aber die letzten Kornmäher ihre Ankunft durch das Wetzen der Sensen ankündigten und die Frau trotzdem nicht erschien, so begannen sie im Garten die Kohlköpfe abzumähen, weil sie, wie sie sagten, keine andere Beschäftigung gehabt hätten; die Frau aber mußte dann den Kohl von ihnen erst wieder loskaufen. Der Brautwagen wurde nach seiner Ankunft auch regelmäßig mit einer Kette

die man durch die Speichen eines Vorder- und Hinterrades hindurchzog und mit einem Hängeschloß versah, „gesperrt“ (so auch in Recklinghausen), und der Bräutigam mußte die Aufhebung dieser Sperre mit einem halben Ohm Bier u. dgl. erkaufen.

Hochzeitsbitterspruch.

Die Einladung zur Hochzeit erfolgte auch hier, wie durchweg in Niedersachsen, durch einen Hochzeitsbitter, gewöhnlich, wie in Recklinghausen u. a., Gastebidder genannt (auch verderbt zu Gastebieter; man kannte daneben auch eine Gastebiddersche). Der Spruch, den er dabei hersagte, zeigt zwar im einzelnen allerlei Verschiedenheiten; doch geht überall der gleiche Gedankengang hindurch, und vielfach sind auch die Worte genau dieselben. So lautete ein beliebter Eingang, der hie und da auch fehlte:

Godden Dag, godden Dag.
Hie sett eck minen Staff (Stab)
Und de Kuse dobi,
Dat eck willkommen si.
Willkommen oder nich, eck si doch hie.

Unter der Kuse ist die Verdickung am oberen Ende des Stabes, eine Art Knauf, zu verstehen, an dem die bunten Bänder hingen, woran man ja vor allem den Hochzeitsbitter erkannte. Nun folgte ein Gruß des einladenden Brautpaars und die eigentliche Einladung mit Worten, wie: En schöinen Gruß von Henrich ... as Brüdigam un Mittin (Maria Katharina) ... as Brut, un sä sollt sik't gefallen loten am drüttienten tau Hochtied te kommen u. a. Hierauf kommt die Aufzählung der zu erwartenden Genüsse, entweder ins einzelne ausgeführt (Seß Musekanten sind met den Brummbaß bestallt u. a.) oder mit der kurzen, aber vielsagenden Wendung: (Es gibt) en kaulen Drunk un en lustigen Sprung.... Zuweilen wird auch noch die Mahnung hinzugefügt: Makt ink (euch) recht fien un nett, awer doch nich alltefien; Brut un Brüdigam wellt dat fienste sin.... (Die gleiche Wendung in Recklinghausen.) Und fast nie fehlt eine Schlußmahnung folgender Art: Doch den Leppel mögt git (ihr) nich vergetten. Süs könnt git den Ris met de Finger etten. — Der dicke Reis

(d. h. Milchreis mit recht viel Kaneel, d. h. Zimt und Zucker), der auch bei anderen Festen, wie am Fronleichnamstage, die ständige Festspeise bildete, und auch bei kleinen Hochzeiten, den sogen. Kaffeehochzeiten, die man von den größeren Fleischhochzeiten unterschied, fast nie fehlte, ist wahrscheinlich an die Stelle des älteren Hirsebreis getreten, der sicherlich eine rituelle Bedeutung hatte[3]). Man kochte ihn in der Regel draußen im Freien in großen Kupferkesseln, die über einem tiefen Graben hingen, in dem man Holz aufgeschüttet hatte. War er gar, so füllte man ihn in große Holznäpfe oder Zinnschüsseln, aus denen man mit hölzernen, später zinnernen Löffeln gemeinsam aß. Einen solchen mußte jeder mitbringen, und bei den Männern steckte er einfach im Knopfloch. Hatte man nicht so viel Raum und Geschirr, daß alle den Reis gleichzeitig essen konnten, so geschah dies abteilungsweise. Einer oder der andere erhob dann den Ruf: Rieget ink (Reiht euch) an'n Disch! oder: Griept dat Schnappholt (d. h. den Löffel)! u. dgl., und dann aß man in lebhaftem Wetteifer ein großes Loch in die Schüssel hinein, das später immer wieder ausgefüllt wurde, indem man den oberen Rand der Reismasse glattstrich.

Beiträge der Geladenen.

Die Beiträge bestanden teils aus Geld (s. darüber unten: Gebehochzeiten) teils aus allerlei Lebensmitteln. Diese bestanden hauptsächlich aus Schinken, Schweinskopf u. dgl., Hühnern und Eiern, Milch und Butter, blankem Zucker (d. h. krystallisiertem, an Fäden hängendem Zucker) und Kaffeebohnen, Stuten und (mehr vereinzelt) Kuchen. Milch und Butter brachte auf den Bauernhöfen gewöhnlich die Großmagd am frühen Morgen des Hochzeitstages. Sie trug dabei auf einem Kranz d. h. gepolstertem Kissen zunächst die Melkbösse, ein Holzgefäß mit der Milch, auf dem Kopfe, und auf

[3]) Vgl. Sartori, Sitte und Brauch I, 92 f. In der Weimarer Fassung eines bekannten Kinderliedes, das ohne Zweifel auf ein altes Hochzeitslied zurückgeht und mit den Worten beginnt „Bauer, baue Kessel", lautet die dritte Zeile bezeichnenderweise: Morgen koch mer Hirsebrei. Vgl. darüber die schöne Abhandlung von Rud. Hildebrand: „Ein Kinderlied mit tiefem Hintergrunde", Beitr. zum dtsch. Unt. S. 33 ff.

deren Deckel thronte dann wieder die Butter, der man sich vorher bemüht hatte eine besonders schöne Form zu geben und die gewöhnlich auch bekränzt war. Am meisten beliebt war die Herstellung einer aus Butter geformten Klucke mit ihren Küken (auch in Recklinghausen). Unter den Stuten zeichnete sich schon durch seine Größe der sogen. Petterstuten aus, den der Petter d. h. der Pate geschickt hatte. Ihrer konnten auch mehrere sein, höchstens aber vier, da gewohnheitsmäßig Braut und Bräutigam jedes einen Paten und eine Patin hatten. Letztere hieß hier Gole oder Golemöne (= Patentante); aber auch ein von einer solchen geschickter Stuten hieß Petterstuten. Vielfach einigte man sich dahin, daß nur einer einen solchen schickte oder ein Petter einen für den Bräutigam und eine Gole einen für die Braut; die anderen, wenn sie überhaupt noch am Leben waren, fanden sich dann mit Geld u. a. ab. Der Petterstuten pflegte nicht nur größer zu sein als die übrigen, so daß er oft einen ganzen Tisch einnahm, sondern er war auch feiner zubereitet, ja vielfach ein Zwischending zwischen Weißbrot und Kuchen, ein sogen. Plats, wie man ihn auch in Recklinghausen kannte, wo er Mannsgröße gehabt haben soll (s. a. a. O. S. 104).

Das Kopfwaschen u. a. am Polterabend.

Den Namen Polterabend kannte man hier zwar früher nicht; aber der an diesem Vorabend des Festes allgemein übliche Lärm, von dem der Name herrührt und der ursprünglich den feindseligen Dämonen galt, die dadurch verscheucht werden sollten,[4]) wurde auch hier von jeher vollführt (vor dem Hause der Braut), indem man nicht nur, wie das noch heute weit verbreitet ist, altes Geschirr, Flaschen, Töpfe u. dgl. zu Scherben zerschlug, sondern auch, wie das in ausgedehntester Weise auch am Hochzeitstage selbst geschah, wiederholt Flinten und Pistolen abfeuerte.

In Borbeck aber und einigen Nachbargemeinden war dieser Tag noch durch eine besondere Handlung ausgezeichnet,

[4]) Vgl. Sartori a. a. O. S. 71, Samter a. a. O. 27, Schell, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 10 S. 162 u. a.

das sogen. Kopfwaschen, das man abends entweder an Braut und Bräutigam oder an letzterem allein vollzog. Es konnte in zeremonieller Weise in der Art vor sich gehen, daß einer der Nachbaren eine Schüssel mit Wasser und ein Handtuch hielt, während ein zweiter die eigentliche Waschung vollzog, die dann gewöhnlich in einem bloßen Anfeuchten des Gesichts bestand. Das gleiche geschah in anderen Gemeinden unsers Bezirks bei der Kindtaufe mit dem Paten. Eine rohere Form des Kopfwaschens war die, daß man den Bräutigam in eine mit Wasser gefüllte Bütte tauchte; er konnte sich aber davon befreien, wenn er vorher die Versicherung abgab, er werde alle Beteiligten festlich bewirten. Das Kopfwaschen ist vielleicht ein Überrest der alten Sitte des Brautbades, wonach bei uns einst das Brautpaar regelmäßig ein Bad zu nehmen pflegte, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, das dann bewirtet werden mußte[5]). Überhaupt spielen ja die Reinigungsriten bei den verschiedensten Völkern an allen Hauptstufen des Menschendaseins eine hervorragende Rolle.[6])

In der ganz kleinen Gemeinde Mülhoven (im Volksmunde Möllhoven), die später mit Bedingrade vereinigt und endlich wie dieses wieder zu Borbeck geschlagen wurde (Borbeck selbst wird voraussichtlich sehr bald in Essen aufgehen), folgte dem Kopfwaschen noch ein zweiter eigenartiger Brauch, der sonst nirgendwo bekannt war. Die Nachbaren brachten noch in später Abendstunde eine mit einem Zylinderhut und mit Handschuhen bekleidete männliche Figur, den sogen. Sömesmann (Bedeutung des Wortes?) in das Hochzeitshaus, und diese blieb, in der besten Stube aufgestellt, hier so lange, bis an dem Ort eine neue Hochzeit gefeiert wurde. Dann kamen die Nachbarn und holten sie, die ihr bisheriger Besitzer verpflichtet war, soweit nötig, von neuem gehörig auszustaffieren, ab und brachten sie in das neue Hochzeitshaus. Dabei verließen sie das alte jammernd und wehklagend, zogen dagegen jauchzend und frohlockend in das neue ein. In dem

[5]) Vgl. Ferd. Schröder, Die sittl. u. kirchl. Zustände Essens in der ersten Hälfte des 16. Jhh. Beitr. z. Gesch. von Stadt u. Stift Essen, Heft 18.

[6]) Vgl. Erwin Rohde: Psyche[3] II S. 70 f. u. S. 72 ff. u. Sartori: Das Wasser im Totengebrauch. Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 18 (1908) 353 ff.

sogen. Kölschen Lande (dem früheren Herzogtum Westfalen, das lange Zeit zum Erzbistum Köln gehörte), also in Buer, Gladbeck u. a. kennt man noch heute gut das sogen. Nohwernäppken. Man trug hier bei einer Hochzeit, wenn man in einem anderen Hause demnächst eine neue Hochzeit vermutete, einen mit süßem Schnaps gefüllten zinnernen Napf aus dem Hochzeitshause in jenes andere Haus und forderte hier alle zum Trinken auf. Wenn auch jenem Mülhover Brauche nicht ganz gleich, so erinnert dieser Brauch doch insofern daran, als man in beiden Fällen eine Art nachbarlicher Verbindung zwischen den einzelnen Hochzeiten herzustellen sucht.

Die Tracht der Brautleute.

Myrtenkranz und Schleier waren ursprünglich bei uns unbekannt. Vielmehr trug die Braut nur eine von den gewöhnlichen kattunenen Altagsmützen, hier Nebelskappen genannt, sich unterscheidende bessere Mütze mit feinen Spitzen und Stickereien, die man auch sonst als Staatsmütze trug, Öwermüsche, auch verkürzt Ömüsche oder Käppken genannt. Sie war weiß, „ein fien witt Käppken“, und die Braut erkannte man namentlich an den breiten weißen Bändern, während darunter noch ein kleines schwarzes Mützchen, die Unnermüsche, glatt auf dem Kopfe auflag. Später kamen noch höhere Mützen auf, die mit Rüschen besetzten Krüllmüschen oder hogen Müschen (Hohmüschen). Unter dem aus einem Stück gearbeiteten Kleid aus schwarzem Tuch kamen bei der bäuerlichen Braut, je reicher sie war, desto mehr Unterröcke zum Vorschein, die man wegen ihrer verschiedenen Länge und den an ihnen angebrachten verschiedenfarbigen Bändern deutlich unterscheiden konnte. Dazu kam noch ein über den Arm gelegtes weißes Umschlagetuch, sowie bei Reicheren ein kostbares, mit Spitzen besetztes Halstuch und mehrere Fingerringe. Jede Braut aber, die nicht ganz arm war, trug an ihrem Ehrentag eine goldene Kette mit einem Kreuz, auch wohl einem Medaillon.

Der Bräutigam setzte an seinem Hochzeitstage zum ersten Mal einen hohen Zylinderhut auf, der fortan als Festhut

galt und das ganze Leben hindurch vorhalten mußte. Ebenso ging es mit dem Brüdigams- oder Brümesrock, dem Traurock, der als Staatskleid hoch in Ehren gehalten wurde. Es war bei den Bauern in der Regel ein schwarzer Überrock mit engen Ärmeln, einem großen, breiten Kragen und breiter Litze und mit talergroßen silbernen Knöpfen. Dazu kamen dann noch, der allgemeinen Sitte entsprechend, Kniehosen, sogen. Knepphosen (oder Knöpphosen? Gemeint sind Hosen zum Anknöpfen), schwarze, lange Strümpfe (Hossen; sprich: hǫzən) und Schnallenschuhe mit Schnallen von Gold oder Silber. In der Regel hing ihm auch eine mit goldenen Schiebern versehene, aus dem Haar seiner Braut verfertigte Haarkette um den Hals, die zugleich als Uhrkette diente.

Hier sei auch erwähnt, daß in älterer Zeit bei der Trauung hier kein Ringwechsel stattfand, sondern daß der Bräutigam nur seiner Braut bei der Trauung einen Trauring an den Finger steckte, den er, wenn es zum Altar ging, in der Westentasche mitbrachte, während er selbst keinen Ring von seiner Braut empfing. Schon bei der Verlobung erhielt die Braut mitunter einen Ring. An dem goldenen Trauring fiel immer eine Platte auf, in welche die Namen der Brautleute eingegraben waren. Vielfach kannte man an deren Stelle auch einen kleinen Behälter, ein sogen. Kläppken, das man öffnen und schließen konnte und das gleichfalls die beiden Namen enthielt.

Hochzeitszug (bez. Hochzeitszüge), Trauung und Trauzeugen.

Die priesterliche Trauung und die bei den Katholiken damit zugleich verbundene Trauung in der Kirche hat sich als allgemein geltende Einrichtung bekanntlich erst mit der Zeit durchgesetzt. Ein von der Braut erwählter Geschlechtsvormund, der auch ein Laie sein konnte, vollzog einst die Eheschließung, und wir kennen derartige Eheschließungen auch in unseren Gegenden noch aus verhältnismäßig später Zeit. So hat nach einem Dortmunder Ratsprotokoll vom J. 1667 „ein Privatmann die Brautleute im Namen der hl. Dreyfaltigkeit in Gegenwart anderer beiderseits Freunde

zusammengeschlagen und das Braut Reiß mit einem Reichstaler überantwortet, folgentz auch mit dem Beischlaf alsolche Ehe consumiert (soll heißen: consummiert)“ (Dortm. Beitr. 7, 89). Und Ähnliches kennen wir aus Essen aus dem 15. u. 16. Jhh. (Vgl. z. B. Ferd. Schröder a. a. O. S 127 ff.). Über den Namen Brautreis scheint allerdings sonst nichts Näheres bekannt zu sein, und auch von dieser bestimmten Verwendung bei der Trauung als Hochzeitssymbol findet man z. B. in J. Grimms Deutschen Rechtsaltertümern nichts angegeben. Seinem Wesen nach ist das Brautreis aber ohne Zweifel nichts anderes als die Brautmeie, von der Mannhardt (Wald- und Feldkulte ² I. 46. 221 ff. u. a.) eingehend handelt. Alle die bei der Hochzeit so vielfache Verwendung findenden Maibäume und Maizweige deuten offenbar auf das in der Ehe zu erwartende neu aufsprießende Leben hin. Und den gleichen Sinn muß auch dieses bei der Trauung auftretende Maireis gehabt haben.

Seitdem aber die priesterliche Trauung und die Einsegung in der Kirche allgemein eingeführt waren (bei den Evangelischen in Essen war freilich die Trauung im Hause bis in die neuere Zeit hin das Gewöhnliche), nahm auch der Zug zur Kirche und von ihr zurück zum Hochzeitshause unter den Hochzeitsfestlichkeiten immer eine hervorragende Stelle ein. Es sei hier schon sogleich bemerkt, daß auf dem Lande das Festhaus allgemein dasjenige Haus war, in welches das junge Paar einzog, in der Regel also das des Bräutigams, nur, wenn eine Hoftochter heiratete, das der Braut.

Trauzeugen waren hier früher — außer wenn eine Witwe oder ein Witwer heiratete — nur die Unverheirateten, eine Sitte, die allerdings in Essen selbst nicht regelmäßig beobachtet worden zu sein scheint, die aber auf dem Lande ganz allgemein eingeführt war. Nicht überall, soweit ich dies habe feststellen können, aber doch in gewissen Teilen des Essener Gebiets, wie im Borbeckschen, zogen zwei getrennte Züge zur Kirche, der der Braut und der des Bräutigams, die beide erst in der Kirche zusammentrafen. Der Brautführer hieß Hoveknecht, gewöhnlich der „erste Nohwersjunge“ (d. h. der Sohn des nächsten Nachbarn oder wer nach ihm das

erste Anrecht auf diese Ehrenstellung hatte), und entsprechend wählte sich der Bräutigam aus der Zahl der jungen Nachbarmädchen eine Hovemagd. So im Borbeckschen. Anderswo nannte man die sämtlichen jungen Leute, die als Trauzeugen zur Kirche zogen, die Hoveknechte und Hovemägde oder Hovejuffern. Man sagte auch von ihnen: Sie gehen zum Hoven. — Dies ohne Zweifel = mhd. hovieren, mnd. hovēren = aufwarten, dienen, ursprünglich = das Gefolge bilden. Sie bildeten eben den Hofstaat des Brautpaars.

Es wurde früher nicht, wie heute gewöhnlich, zur Kirche gefahren — dazu waren schon meist die Wege zu schlecht — sondern entweder gegangen oder auch geritten. Bei reichen Bauern gab es zuweilen ganze Reiterzüge. Doch kam dies verhältnismäßig selten vor und fand auch darum wenig Anklang, weil manche, mitunter schwere Unglücksfälle dadurch veranlaßt wurden. Das Gewöhnliche war vielmehr, daß die Braut allein das Vorrecht genoß, zur Kirche und von da zum Hochzeitshause zu reiten.[7]) Als männlichen Begleiter hatte sie dabei entweder den Brautführer oder einen nahen Verwandten, z. B. ihren Bruder, zuweilen (natürlich nur da, wo man keine getrennten Züge kannte) auch den Bräutigam selbst. Während dabei der Mann vorn auf dem Sattel saß, saß sie selbst dahinter auf einem an diesen angeschnallten Kissen und zwar „indwas“, wie man hier sagte, (= in die Quere, d. h. seitlings), nach der linken Seite hin, indem sie, um nicht herunterzufallen, den rechten Arm um die Schulter ihres Beschützers legte, während sie mit der linken Hand ein Taschentuch oder dgl. festhielt, das man an dem Schwanzzügel, einem unter dem Schwanz des Pferdes hinlaufenden Riemen, befestigt hatten. In solcher Weise pflegten hier früher überhaupt Mann und Frau auf dem Pferde zu sitzen. In Frintrop und Dellwig, den nach Oberhausen zu liegenden Borbeckschen Gemeinden, muß in alter Zeit der Großknecht aus dem Hause der Braut das Vorrecht besessen haben mit ihr zur Kirche zu reiten und von da zum Hochzeitshause. Hier habe er dann noch im Garten eine Ansprache an den jungen Ehemann gehalten, worin er sagte, er bringe

[7]) Dies auch sonst in Südwestfalen. Vgl. Sartori a. a. O. S. 81 f.

sie nicht als Magd, sondern als Frau des Hauses, und als solche habe sie gewisse Rechte zu beanspruchen. Wenn man sie nicht gut behandeln wolle, nehme er sie sofort wieder zurück. (Dies nach der durchaus zuverlässigen Angabe des fast 90 jährigen ehemaligen Schreinermeisters Schuhmacher in Frintrop).

Stammte die Braut aus einem anderen Dorfe, so wurde sie gewöhnlich von den jungen Burschen im Dorfe des Bräutigams abgeholt. Bis zur Grenze brachten sie aber die jungen Leute ihres Heimatdorfes, und ehe sie sie ablieferten, kam es regelmäßig zu einem lebhaften Wortwechsel und einer Prügelei zwischen beiden Teilen.

Ohne ein häufiges Abfeuern von Flinten und — vorzugsweise — Pistolen war keine Hochzeit und vor allem kein Hochzeitszug denkbar. Auch das sogen. Linetrecken d. h. Aufhalten des Zuges durch ein quer über die Straße gelegtes Seil (gewöhnlich vor der Kirche oder in der Nähe des Hochzeithauses) war hier eine ständige Einrichtung, die sich an einzelnen Stellen noch bis zum heutigen Tage erhalten hat. Da auf dem Rückwege die mit einem roten Bande verzierte Schnapsflasche fortwährend herumging und immer wieder frisch gefüllt wurde, man auch gewöhnlich, namentlich wenn man einen weiten Weg hatte, unterwegs noch in einem oder dem andern Wirtshause einkehrte, wobei immer schon die Musik anhaltend tätig war, so kam man nicht selten in recht angeheiterter Stimmung im Festhause an.

Der Empfang im Festhause.

Das Herannahen des Festzuges pflegte durch Flinten- oder Pistolenschüsse angekündigt zu werden. Dann fand ein zeremonieller Empfang vor allem der Braut statt. Wenn sie zu Pferde saß, half ihr gewöhnlich der älteste Verwandte des Hauses, in das sie nunmehr einzog, vom Pferde. Darauf kredenzte ihr die jüngste Schwester des Bräutigams oder ein anderes kleines Mädchen, mitunter auch der nächste Nachbar des Bräutigams, der Hochzeitsbitter oder wer sonst dazu geeignet erschien, auf einem bekränzten Teller ein mit süßem Schnaps (für den später der Wein eintrat) gefülltes großes

Glas, aus dem sie zuerst selbst trank, worauf der Bräutigam und die anderen zunächst Beteiligten ihrem Beispiele folgten. Dieser von jeher bei unsern Vorfahren jedes wichtige Ereignis begleitende Trunk war ursprünglich jedenfalls ein den Göttern oder den Dämonen geltendes Trankopfer. Nachdem dann der Zug über die Deele in das Haus eingezogen war, führte man die junge Frau — dies war wenigstens noch in einigen Orten unsers Bezirks aus alter Zeit her bekannt — entweder an den Herd oder den ihn vertretenden großen Küchenofen, der bei uns den Namen Vernüs oder Vannüs führte (offenbar vom frz. fournaise, einer Nebenform von fourneau), und hier mußte sie die Hochzeitssuppe probieren, die ihr von ihrer Schwiegermutter oder deren Stellvertreterin in einem Teller gereicht wurde. Nachdem sie ein natürlich immer möglichst günstig lautendes Urteil darüber abgegeben hatte, übergab ihr die Schwiegermutter den Kochlöffel, d. h. das Regiment des Hauses. Darüber lassen Redensarten, die noch heute bei uns bekannt sind, wie „Die Alte hat den Kochlöffel noch nicht abgegeben“ oder „In dem . . . Hause hat die . . . den Kochlöffel in der Hand“, keinen Zweifel. Anderswo brachte man der jungen Frau, wenn man sich zu Tische setzte, zuerst diesen Teller zum Probieren, offenbar eine abgeschwächte Form jenes andern Brauchs. An einigen Orten im Essenschen war statt dessen eine andere Sitte üblich. Die junge Frau mußte sich auf einen am Herd stehenden Stuhl niederlassen, nicht aber, ohne vorher ein darauf liegendes Kissen entfernt zu haben — sonst galt sie für eine schlechte Hausfrau. Das Kissen, das sie aufheben mußte, lag auch wohl auf ihrem Platz an dem gedeckten Tisch. Nach einer dritten Darstellung endlich wurde sie in das Schlafzimmer geführt und mußte hier auf einem Kissen niederknieen. Der dem allen zugrunde liegende Gedanke ist jedenfalls der, daß die junge Frau in dem Hause, das sie so eben als seine neue Herrin zum ersten Male betreten hat, recht heimisch werden soll. Darüber lassen ähnliche Bräuche aus anderen Gegenden keinen Zweifel (s. Sartori a. a. O. S. 117). Das Aufheben des Kissens erklärt sich wahrscheinlich aus einer ähnlichen Umdeutung wie die des Besens (vgl. oben). In

Recklinghausen ließ sich die junge Frau auf einem Stuhl am Herd nieder und erhielt einen Teller Suppe zum Probieren (a. a. O. S. 103). Hier sehen wir also jene beiden Bräuche, von denen so eben die Rede war, miteinander verbunden.

Das Hochzeitsmahl: Essen und Trinken u. a.

Bei den Fleischhochzeiten gab es außerdem dicken Reis, abgesehen von einer hie und da noch beliebten Vorspeise (Wurstbrühe mit Stuten, Milchsuppe, sogen. Pappe u. a.) am häufigsten Rindfleischsuppe und darauf Schinken und Sauerkraut, dem auch wohl noch Braten mit Pflaumen oder dgl. folgte. Bei den Kaffeehochzeiten begnügte man sich auch um die Mittagszeit mit Kaffee, wozu man Weißbrot (Stuten) mit Butter verzehrte. Zuweilen gab es auch Kuchen. Nachmittags aber war auch bei Kaffeehochzeiten das sogen. Nohwern gohn ganz allgemein, wonach man sich in einzelnen Trupps abwechselnd zu den verschiedenen Nachbarhäusern begab und hier Kaffee trank. Abends gab es gewöhnlich Brot mit Butter und Schinken und mitunter auch (Holländer) Käse. Die regelmäßigen Getränke waren Bier und Schnaps; den Wein kannte man früher kaum. Der Hochzeitsbitter, der zunächst draußen mit einem Glase bereitstehend die ankommenden Gäste zu bewillkommnen hatte, war später auch gewöhnlich beim Bierverzapf u. a. tätig. Sonst versahen die verschiedenen Nachbarn sämtliche Kellnerdienste. Eine Köchin (auch wohl ein Koch) wurde bei größeren Hochzeiten in der Regel besonders gedungen. Der bekannte Scherz, daß sie, Geld für sich einsammelnd, hinkte und angab, sie habe sich den Fuß (oder auch den Schuh) verbrannt, war auch hier wohlbekannt. Ebenso allerlei andere oft derbe Späße, namentlich Anspielungen auf die demnächst zu erwartenden Sprößlinge u. dgl. Zuweilen bestellte man einen besonderen Spaßmacher, Spagitzenmeker, der mit seinen Witzen die Gäste unterhielt: in der Regel aber war dies Sache des Hochzeitsbitters. Geld wurde für verschiedene Zwecke bei der Tafel eingesammelt, so namentlich für die Musikanten und für eine Wiege. Bemerken möchte ich auch noch, daß man zum Decken der Tische, die gewöhnlich im Bungert (Baumgarten)

oder im Hofe aufgestellt waren und die am Tage vorher die Nachbarn aus Tannenborden (d. h. . . -brettern) zurecht gezimmert hatten, die nach einer mir darüber gemachten Mitteilung gewöhnlich 20 Ellen langen Leinenrollen benutzte, die die Braut mitgebracht hatte und die eigentlich für ganz andere Zwecke, vor allem für Hemden und Bettücher, bestimmt waren.

Tanz und Lied.

Man tanzte entweder auf der Deele oder auf einem draußen eigens für diesen Zweck hergerichteten und mit Maien geschmückten Bretterboden. Die Musikanten (je nachdem Blech- oder Streichmusik, oft Geige, Klarinette und Baßgeige, bei ärmeren Leuten aber auch eine bloße Geige oder Ziehharmonika) mußten im allgemeinen mit sehr einfachen Sitzen vorlieb nehmen, auf dem Hühnerboden, einem mit Stroh gefüllten Leiterwagen, Brettern, die man quer durch die Bäume gelegt hatte u. a.

Den ersten Ehrentanz mit der Braut tanzte in der Regel der erste Nachbarjunge (meist ihr Brautführer oder Hoveknecht; vgl. oben). Während dessen durfte kein anderer tanzen. Er empfing bei dieser Gelegenheit von ihr ein je nach den Vermögensverhältnissen der Betreffenden entweder seidenes oder weißleinenes Taschentuch mit einem eingewickelten Geldstück. (Dafür sagte man hier: Das Geld ist in den Timpen gebunden.) Während des Tanzes schwenkte er das Taschentuch hoch in der Luft. Dabei möchte ich erwähnen, daß die Sitte von der Braut verlangte, daß sie auch den Bräutigam sowohl wie seine Geschwister, auch wenn sie verheiratet waren, mit einigen Kleidungsstücken beschenkte. Man nannte dies die „Brutstücker". Außer den gewöhnlichen Rundtänzen (Walzer, Schottisch und Galopp), der Polonaise sowie einer Quadrille oder Katrillje, wie man das Wort aussprach, die eine gewisse Ähnlichkeit mit unserm Kontertanz gehabt haben muß, kannte man auch noch einige besondere Tänze, wie den Hackespitz und den Reichsverweser (Woher der Name?), bei denen man zeitweise gewisse Bewegungen auf der Stelle ausführte, auch mit den Händen dazu klatschte und bestimmte Worte (Hackespitzen eins zwei drei u. a.)

dazu sprach oder sang. Die junge Welt liebte es überhaupt, den Tanz nicht nur mit einem lebhaften Mienen- und Gebärdenspiel, sondern auch mit einzelnen dazu gesungenen Versen zu begleiten. Solche waren z. B.:

Danz met mi, danz met mi,
Eck heww ne witte Schötte (auch Scholldauk, beides =
Met mi ouk, met mi ouk, Schürze) vü
Eck heww ouk äin von Netteldauk.
De Schmett, de Schmett,
De brengt sin Meken met (so!) u. a.
Vader, Moder wellt mi schlohn.
Eck sall nich meh no'n Drickes (= Heinrich) gohn
(oder no de Kermis gohn) u. a.

Manchmal wurde auch der Tanz durch irgendein Lied, das man gemeinsam sang, unterbrochen. Die älteren Männer saßen mittlerweile meist in einem besondern Stübchen und spielten Karten, besonders gern Solo. Erst in späterer Stunde pflegten sie sich, soweit sie Lust dazu hatten, auch am Tanz zu beteiligen.

Die sogen. Haubung, wonach man der jungen Frau, meist um Mitternacht, den Brautkranz abnimmt und die Haube aufsetzt, war hier in Essen auch bekannt, konnte aber natürlich erst Eingang finden, seitdem die Braut Kranz und Schleier trug. Dagegen muß ein anderer, bei Hochzeiten auch sonst viel geübter Brauch, den man hier fast überall kannte, schon aus älteren Zeit herstammen, die Versteigerung des Brautschuhs (man raubte ihn der Braut, und daran schloß sich ein Tanz und eine Versteigerung, bei der der Bräutigam das höchste Gebot tat) oder der Schauhverkop, der wohl, wie so viele dieser Bräuche, einen tieferen Hintergrund hat.[8])

In einigen Gemeinden, wie Altenessen und Stoppenberg, bildete den Höhepunkt des ganzen Festes das sogen. Brautlied, das man gewöhnlich um die Mitternachtsstunde sang. In andere Gemeinden scheint es erst später eingeführt worden zu sein. Der älteste Junggeselle stimmte es als Vorsänger

[8]) Vgl. Samter a. a. O. S. 195 ff. Sartori, Der Schuh im Volksglauben, Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 4 (1894), 153 u. Emil Goldmann ebd. 21 (1911), 410 ff.

an (an einigen Orten trat dafür auch ein Freund des Bräutigams oder eine Freundin der Braut ein), und den Kehrreim sang jedesmal der Chor, der dabei um das in der Mitte sitzende Brautpaar im Kreise herumzog. Ohne besonderen poetischen Wert und auch an einer gewissen Unklarheit seines in nicht ganz übereinstimmenden Lesarten überlieferten Textes leidend (so gleich im Anfang, der da lautet: Schwur und Ketten sind nur Tand — nach anderer Lesart: sind verwandt; Freundschaft ist ein edles Band usw. Der Kehrreim lautet: Heilig, heilig, heilig ist der Bund. Denn wahre Freundschaft krönet, wahre Freundschaft krönt die Welt)[9]) und, wie es heißt, etwas eintönig klingend machte es doch immer auf die ganze Hochzeitsgesellschaft den tiefsten Eindruck; es herrschte während des Gesanges immer eine weihevolle, andächtige Stimmung wie in der Kirche. Das Lied zeugt auch, wenn es auch erkennen läßt, wie wenig ein feinerer Sinn für Poesie die Stärke unsers niederdeutschen Volksstammes bildet, immerhin von einer treuen Gesinnung. Braut und Bräutigam werden an die Pflichten, die sie gegeneinander haben, erinnert, und der Schlußvers, den ich wenigstens noch hierher setzen möchte, lautet:

Drum so reichet euch die Hand (sie tun dies);
Lebt vergnügt im Ehestand.
Tut ihr hier stets eure Pflicht,
Vergißt der liebe Gott im Himmel euch nicht.

Darauf noch einmal der Chor: Heilig, heilig, heilig ist der Bund usw. Nach Beendigung des Gesanges brachte der Vorsänger ein Hoch auf das junge Paar und der junge Ehemann eines auf die Gäste aus.

Gebehochzeiten.

Fast alle Hochzeiten waren in früherer Zeit hier sogen. Gebehochzeiten; d. h. jeder Geladene zahlte einen gewissen Geldbeitrag, der den Neuvermählten bei der Begründung ihres Hausstandes zugute kam. Das Geld wurde in den meisten Fällen gegen Ende des Festes eingezogen, indem sich auf

[9]) Es ist veröffentlicht von Ludwig Riemann in der Neuen Musikzeitung (Jahrg. 1911).

ein gegebenes Zeichen die einzelnen nacheinander zu dem sogen. Geldtisch begaben, der sich in irgend einem versteckten Stübchen befand, wo in der Regel zwei Nachbarn (zuweilen auch die Eltern der Braut oder Braut und Bräutigam selbst abwechselnd nebst einem Nachbarn usw.) mit dem Einziehen des Geldes beschäftigt waren. Dies dauerte oft stundenlang, und man brachte ihnen Speisen und Getränke zur Erfrischung hinein. Der eine hatte zwei Teller, deren unterer für die Aufnahme des Geldes bestimmt war, bei größeren Hochzeiten aber einen Suppenkump (-Terrine) vor sich stehen, und der andere trug die empfangenen Beträge in eine Liste ein. Denn es wurde über diese ganz genau Buch geführt, und man gab gegebenenfalls genau soviel, wie man seinerzeit empfangen hatte. Bezeichend sind auch gewisse Redensarten, die man hinterher vernahm, wie: Dem heww eck ouk de Hochtid gehollen, Dä es meck ouk de Hochtid schüllig u. a. Gebehochzeiten hielt man aber auch nicht selten ab, wenn es sich um gar keine Heirat handelte, sondern wenn man aus irgend einem Grunde, weil man abgebrannt war, sein Anwesen vergrößern wollte u. a., Geld brauchte und zu diesem Zwecke möglichst viele Leute zu einer sogen. Gebehochzeit einlud. Möglicherweise dachte man hierbei noch ein wenig an den ursprünglichen Sinn des Wortes „Hochzeit", das eigentlich nur „hohe Zeit, Fest" bedeutet. So verstand man früher unter den vier Hochzeiten auch die vier kirchlichen Feste: Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Allerheiligen.

Aber auch mit den Gebehochzeiten im engeren, eigentlichen Sinne wurde häufig genug arger Mißbrauch getrieben. Namentlich Ärmere, Kötter, Bergleute u. a. luden zu einer Hochzeit allerlei Leute ein, die kaum in irgend welcher Beziehung zu ihrer Familie standen, um nur möglichst viel Geld herauszuschlagen. So konnte man es nur durchaus billigen, daß, wenn auch lange Zeit vergeblich, die obrigkeitlichen Behörden immer energischer gegen diese Unsitte einschritten, bis sie zuletzt völlig verschwand.

Geleit zum Brautbett. Das „Brutbett maken"

Zum Schluß der Hochzeit wurde das junge Ehepaar feierlich zum Brautbett geleitet und mit vollen Kleidern auf

dasselbe gelegt oder auch geworfen. Es wurde ihm aber auch hier zuletzt noch der Übergang in den Ehestand nicht leicht gemacht, indem man sich mit dem Brautbett allerlei oft recht derbe Scherze erlaubte. Man nannte dies in Recklinghausen „Brutbett maken“ (a. a. O. S. 104). Auch die älteren Frauen waren hierbei stark beteiligt. Man legte allerlei harte oder unangenehm fühlbare Gegenstände hinein, wie Backhölzer, Stachelwerk u. dgl., löste die das Bett zusammenhaltenden Eisen los, so daß es, wenn man es bestieg, zusammenfiel, brachte heimlich Schellen an, die dann laut erklangen usw. Auch eine aus übermütigen jungen Leuten bestehende sogen. Brautwache belästigte oft noch eine zeitlang das junge Ehepaar, ehe es zur Ruhe kam.

Die folgenden Tage und die Nachfeiern.

Eine große Bauernhochzeit dauerte gewöhnlich drei Tage. Nachdem man schon am ersten Tage bis tief in die Nacht hinein oder bis zum Morgen gefeiert hatte, wiederholte man dies auch an den folgenden Tagen, indem man sich jedesmal gegen Mittag im Hochzeitshause einfand. Die jungen Burschen zogen dann vielfach schon am zweiten Tage in der Nachbarschaft umher und sammelten Speck, Eier, Hühner u. a., um alles dies hinterher gemeinsam zu verzehren. Bekannt dafür war aber namentlich der dritte Tag, an dem man eine sogen. Haunerjagd anstellte. Dies Wort ist hier nicht nur im übertragenen, sondern auch im eigentlichen Sinne zu verstehen, insofern man dabei die Hühner der Nachbaren (auch die des eigenen Hofes) förmlich abschoß. Oft hielt man am nächsten Sonntage — der beliebteste Tag für die Hochzeit selbst war der Dienstag; nur ärmere Leute pflegten sie am Sonntag zu feiern — noch eine Nachfeier ab. Allgemein aber war es Sitte, daß kurz nachher die junge Frau sämtliche Nachbarinnen zu einem „Nachbarkaffee“ (Nohwerkoffi) in ihr neues Heim einlud, um ihnen gegenüber zum ersten Mal die Hauswirtin zu spielen und sich ihnen zugleich für die ihr von ihnen bei der Hochzeitsfeier geleisteten Dienste dankbar zu erweisen.

Zur Ergänzung sei hier noch einiges, wie mir scheint, Beachtenswerte, von den Hochzeitsbräuchen im benachbarten

Werdenschen mitgeteilt, was ich den handschriftlichen Aufzeichnungen des Herrn Wilh. Mintrop (früher Eigentümer des uralten zur Abtei Werden gehörenden Obersadelhofes Backhofen in Heidhausen bei Werden, gegenwärtig die sogen. Leibzucht des Hofes bewohnend) entnehme:

1. Aussteuer: Sein Großvater, Joh. Wilh. Mintrop, empfing im J. 1806 als Aussteuer von seiner Braut, Elis. Anna Löhmann: 250 Reichstaler bares Geld, ein vollständiges Bett, zwei milchgebende Kühe, ein fettes Schwein von ungefähr 150 Pfund, ein vierteljähriges mageres Schwein, einen Malter Roggen, einen Malter Weizen und einen unsträflichen (d. h. regelrechten) Brautwagen.

2. Hochzeitsbitterspruch (auffallend ähnlich den im Essenschen üblichen Sprüchen etwa also lautend: Gon Dag en't Hus; hie sett eck minen Staff. Eck si wellkommen oder net, eck si hie. Do hew eck en Komplement to bestellen an Mann un Frau, an Söhn und Döchter, an Knechte un Mägde von N. N. as Brut un N. N. as Brüdigam; gött söllen önk gefallen loten en anner Wäk am Dienstag to öhrem Ehrendag önk enfehnen, un vorlief nehmen, wat et göfft, Kuken un Stuten, es Karrenoohr(?), en kühlen Dronk un en löstigen Sprung, un en Stück vom Schenken, da kann man lang an drenken, dobi danzen und sprengen, önk freuen un löstig sien. Gött mött enk alle fien maken, öwwer net tu fien; de Brut well göen de fienste sien.

3. Speisen und Getränke: Im Werdenschen kannte man weder das Kaffeetrinken bei den Nachbaren noch das Reisessen und das dazu erforderliche Mitbringen des Löffels. Die gewöhnliche Bewirtung bestand hier für gewöhnlich mittags aus Kaffee, Korintenstuten und Butter und abends aus Weißbrot, Butter, Käse und Schinken. Dabei fehlte es während der ganzen Hochzeitsfeier nie an Branntwein und Bier.

4. Der lustige Schluß des Festes: Die Hochzeit pflegte im Werdenschen außer dem sogen. Schickabend d. h. Zurüstungsabend, dem Vorabend des Festes, der hier bereits als Festtag galt und an dem auch schon die Musikanten zum Tanzen aufspielten, noch zwei Tage zu dauern. Am Schluß des dritten, also letzten Tages wurde der jungen Frau von

einer Nachbarin das Kochen und dem jungen Ehemann von einem Nachbarn das Säen gelehrt. Hierbei ging es besonders lustig zu. Während die Nachbarin am Herd stand, mit dem Löffel in einem mit warmem Wasser gefüllten Topfe herumrührte und dabei der jungen Frau allerlei komische Lehren erteilte, gab diese, die vorher einen großen Kochlöffel unter der Schürze versteckt hatte, sich plötzlich ans Ausschöpfen und begoß die ganze Gesellschaft, die dem Kochen zugesehen hatte, mit warmem Wasser. Der junge Ehemann aber, dem das Säen beigebracht werden sollte, bewarf die Begossenen nun noch mit Häcksel, der an den nassen Kleidern hängen blieb, was immer einen allgemeinen Jubel erregte.

Von Britschebrettern und vom Britscheschlagen.

Von **H. Tümpel** in Bielefeld.

Durch Vermittlung des Herrn Hugo Brenken in Wiedenbrück hat unser städtisches Museum kürzlich ein Britschebrett (Britze, Pritze, Britzelbrett = Pritsche) erhalten: ein rundgeschnittenes bemaltes Brett mit gedrehtem Stiel, das Ganze etwa 1 m lang; das eigentliche Brett ist durch zwei Einschnitte mit der Säge gespalten, so daß beim Schlag ein Klappen entsteht. Auf der einen Seite steht: Anno 1849 Viva, auf der andern: Es leben Gesellen. Drahtösen deuten darauf hin, daß das Brett ursprünglich mit Bändern geziert war.

Das Britschebrett, das sich im Wiedenbrücker Museum befindet, trägt die Inschrift:

Vivat Ihr Oesteren Knechte
Sie gehen mit die Oesteren Megdens Oester 1829.

Mit Oester ist die Gemeinde Öster gemeint, die zu Harsewinkel (Kr. Warendorf) gehört. Auch unser Brett stammt aus Harsewinkel.

Herr Brenken schreibt dazu: Das Brett wurde Fastnacht auf dem Lande vom sog. Britzemeister gebraucht. Zuvor wurde den Mädchen ein Kissen hinten aufgelegt, es schlug dann der Britzemeister zu mit den Worten:

De Britzen und de Bellen,
De Aeß de sal Di schwellen,
De Britzen unde Kumpaß
Ich schlo Di den Aeß stump aw.

Denselben Brauch hat Herr Brenken in Bentfeld, Kr. Büren, festgestellt, ferner in Dieckholzen im Hildesheimischen, wo man den Spruch hatte:

Luisebeth Stipp in't Fell,
Het vor de Mäße n'en Britschebrett.

Ob dieser Brauch eine Abart der aus verschiedenen Orten des Regierungsbezirkes Minden bezeugten[1]) Sitte ist, wonach Frauen und Mädchen mit Strohwischen oder Zweigen gerieben, gekratzt oder geschlagen werden?

Von einer andern Art Britschebrett und einer andern Verwendung berichtet wieder Herr Brenken aus der Neuenheerser Gegend (Kr. Warburg) wie folgt:

Unter Vorantritt einer Ziehharmonika nimmt ein Zug teils maskierter, teils nicht maskierter Jünglinge seinen Anfang bei der Wirtschaft, wo er auch wieder landet. Es ist das für ein einsames Bergdörflein ein Ereignis, das von den übrigen Dorfbewohnern mit gebührender Aufmerksamkeit verfolgt wird und bei dem deshalb auch die wissensdurstige Schuljugend nicht fehlen darf. Der Ziehharmonika folgt der Britschemeister und diesem die übrigen Teilnehmer. Ersterer trägt das Britschebrett. Dieses ist aus einem vierkantigen Holzstück hergestellt, indem man in dieses mit der Säge mehrere parallele Einschnitte bis zum Griff durchgeführt. Beim Aufschlagen gibt es einen eigentümlich klappernden Schall ab. Der Zug bewegt sich nun unter allerhand Kapriolen und Geckenscherzen von Haus zu Haus. Auf der großen Bauerndehle wiederholt sich überall dieselbe „künstlerische" Aufführung. Es werden zwei Stühle mit der Lehne gegeneinander gestellt, auf denen zwei Gecken Platz nehmen. Der Britschemeister und seine Gesellen bewegen sich im Gänsemarsche um die Stühle. Der erstere spielt zugleich den

[1]) Diese Zeitschrift 4. Jahrgang S. 18 f. Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. 1. Teil S. 253—256.

Vorsänger. Jeder Satz wird vom Chore in derselben monotonen Weise wiederholt, in der er vorgesungen wurde. Der Britschemeister singt, der Chor wiederholt:

Tret bäi, tret bäi, tret olle bäi,
Wat Fastobendsknächt u. Junkgesellen säid!
Häi sind uns twaie sitten gohn,
Den woll wäi mol de Britsche schlohn:
De Britsche und de Schellen,
Vorm Masje sallt däi gellen!

Bei diesen Worten schlägt der Britschemeister gegen das bessere Viertel der beiden Delinquenten, die die Kehrseite ihrer werten Persönlichkeit schleunigst in der Richtung der Stuhllehne in Sicherheit bringen, sodaß das Britschebrett die Stuhlkante trifft. Nach einigen weniger wesentlichen Gesangszugaben erreicht die Prozedur ihr Ende, und nach einem kurzen Tänzchen mit der Frau, den Töchtern und Mägden des Hauses wird der Zug durchs Dorf fortgesetzt. Auf einer Gaffel (hölzerne Heugabel) sammelt ein Teilnehmer Würste, ein anderer trägt den Eierkorb, ein dritter die Geldbörse.[1]) Die Eroberungen wurden in der Wirtschaft bei Becherklang verzehrt.

Wohl sämtliche Orte, wo das Britscheschlagen nachgewiesen wurde, sind katholisch.

Verschwiegen soll nicht werden, daß sich in Wiedenbrück ein ähnliches Instrument wie das Bielefelder Britschebrett befindet, das aber zu der Lade der Weberinnung gehört; Herrn Brenken wurde gesagt, es sei der Meisterstab, und in die Einschnitte sei der Lehrbrief gesteckt und vom Meister dem Gesellen überreicht worden. Sollte auch unser Britschebrett ursprünglich solchen Zwecken gedient haben und erst später zum Britscheschlagen verwandt worden sein? Die Inschrift: „Es leben Gesellen“ könnte so ihre Erklärung finden. Oder sollte umgekehrt die Ähnlichkeit des Meisterstabes mit einem Britschebrett daher kommen, daß auch in der Innung eine Art Brittscheschlagen üblich war? Kenner dieser Verhältnisse werden um Auskunft gebeten.

[1]) Vgl. hierzu diese Zeitschrift 1. Jahrgang S. 120, 189. Der Altknecht mit Pritsche im Fastnachtszug wird erwähnt a. a. O. 6. Jahrgang S. 63. (aus der Kreisstadt Beckum).

Nachschrift.

Nachträglich lerne ich einen Aufsatz von Prof. D. Dr. C. Clemen in Bonn über den Ursprung des Karnevals kennen. (Kölnische Zeitung Nr. 126. 2. Februar 1913.) Hier bestreitet der Verfasser zunächst die Meinung, daß der Karneval aus den römischen „Bacchanalien", Hilarien, Luperkalien und Saturnalien abstamme. Er sucht unter Heranziehung rheinischer Volkssitten seinen Ursprung vielmehr in uralten, primitiven Anschauungen. „Was man sich auch später bei ihm gedacht haben und jetzt denken mag, ursprünglich war er ein aus verschiedenen Gebräuchen bestehender Fruchtbarkeitszauber." Zu diesen Gebräuchen rechnet Cl. nun auch, wodurch die oben von mir geäußerte Vermutung bestätigt wird, das sich gegenseitig mit der Peitsche Schlagen. An sich könne darin ein Rest des Kampfes zwischen Winter und Sommer, also eines Analogiezaubers, stecken, aber näher läge es, darin einen Berührungszauber zu sehen. Ursprünglich schlug man Frauen und Mädchen mit frischen Zweigen oder Ruten, um damit den Berührten die Fruchtbarkeit der betreffenden Bäume mitzuteilen. Erst später trat die Pritsche an die Stelle der Rute. Und wenn jetzt auch Männer geschlagen werden, so beweist das nur, daß der ursprüngliche Sinn nicht mehr verstanden wird.

Die Schützenkette der Grevener Junggesellen.

Von **Dr. Ottenjann,** Ahlen.

Das älteste Schild an der Schützenkette der „jung-Geselschaft in Greven" stammt aus dem Jahre 1668, das nächstälteste scheint die Jahreszahl 1685 zu tragen, das drittälteste aber ist gleich annähernd 100 Jahre jünger, nämlich vom Jahre 1774. Dann folgen bis zum Jahre 1847 einschl. genau 50 weitere Schilder; von 1848 bis heute liegen nur von 5 Jahren: 1866, 1869, 1870, 1879 und 1895 keine vor. Auf jedem Schilde steht der Name des jeweiligen Schützenkönigs. Dieser nennt sich in älterer Zeit meist schlechthin „König in Greiwen" bezw. „Greven". Ausführlicher schreibt der Schützenkönig vom Jahre 1810 „in Greven bey die

Dorfer Söhne König", noch ausführlicher der vom Jahre 1829 „Konnich der Junggesellen Bruderschaft zu Grewen". Das letzte ist bemerkenswert. Seit 1848 nimmt nämlich die „Schützen-Gesellschaft" offenbar einen anderen Charakter an, was, abgesehen von der Tatsache, daß aus diesem Jahre besondere Statuten vorliegen, schon daraus hervorgeht, daß seit diesem Jahre auch jedesmal der Name der Königin genannt wird. Von Interesse dürften die Sprüche sein, die schließlich noch und zwar meist auf der Rückseite der Schilder zu lesen sind, die aber auch über das Jahr 1842 nicht hinaufreichen; einfache Wiederholungen älterer Sprüche, die auch vorkommen, lasse ich hier fort.

1774. Ich Laúffe und Kaúffe und Was Mír gott Wird beschern das Kan Mír niemand Wehrn.

1795. ProHS MIN TroHS.

1800. Bleibt euren Gott getreu laß Welt und Teufel toben Er schütz das Korn Freund und Feind ihn noch darüber loben.

1813. Das rechte Maas im messen und im schiessen das soll dem Kaufmann nie und nie dem Schütz verdriessen.

1815. Mit gleicher Tafferkeit doch minderer gefahr Als bey die belle Alliance focht hier die Jünglings-Schaar. Es Schoss herab den Feind den Vogel ohne Leben Er, dem die Mädgen nun als Sieger Kränze geben.

1816. Schöne Tage werden nie Deinem Leben fehlen Denn der Himmel theilet sie Unter gute Seelen.

1817. Drecksklerbank ist únser acker Daraúf können wir Arbeyten Wacker Meísel únd stahl ist únser pflúg damit Verdienen wir gelt genúg.

1820. Vivat wir Edelen Becker-Knaben was wir von unsern henden Schawen Können wir vor Fürsten und Grafen Tragen.

1823. Vivat Es lebe Crispinus und die Ehrbaren Schumacher Gesellen in Greven.

1824. Zu jeden Stück und Fundament Machen Schlosser das erste Instrument Dehalben thut es sich Gebühren das Schlosser die Krone vor allen Führen.

1828. Ich wurde König ohne Land War zwar nicht

von Hohenstand Weil es mir bringt nicht viel ein mag ein andrer König sein.

1829. Jetz bin ich Konnig der hisigen Schütz und darum muss dies Schildgen hir Blitzen.

1832. Der Meisterschus Glück erfullt mit Wonne mich, doch hoher schwillt mein Herz bei dem Gedanken dass unserer Gesellschaft nimmer meher wird wanken.

1834. Wie Ich die Reufen treube ums fass glaube Mädchen das ist kein Spaß So dringt in mir die liebe.

1835. Was Schlösser und Schmiede sich gebühren das sie die Feile und Hammer thun Führen.

1836. Dem König ja gebührt die Krone Weil er der Erste Aller ist So unter uns dies Bild zum Lohne Dem der der beste Schütze ist.

1837. Zu jedem Bau und Fundament machen Schmiede das erste Instrument Daher thut es sich gebühren Das sie die Krone im Schilde führen.

1840. Ich liebe was fein ist obschon es nicht mein ist und mein nicht werden kan so habe ich doch mein Vergnügen daran.[1])

1842. Alles bricht und alles fällt mit dem Leben in der Welt Wahre Freundschaft nur allein Soll bei uns unsterblich sein.

Edelmann, Bedelmann.

Von **Dr. Ottenjann,** Ahlen.

Ein bekanntes Verschen, das die Kinder im sog. Knopfspiel, oder auch, indem sie dabei etwa eine Gänseblume zerpflücken (vgl. diese Zeitschr. II 106, III 65), hersagen, beginnt: „Edelmann, Bedelmann"; es folgen — suchen doch die Knaben hierdurch ihren eigenen, die Mädchen den Stand ihres Zukünftigen zu erfahren — lauter Standesbezeichnungen: „Doktor, Pastor, Kaiser, König, Schweinemajor", oder: „Küster, Pastor, . . ." u. ä. Wie steht es hierin um den „Bedelmann?"

[1]) Vgl. diese Zeitschr. V 64.

F. Schön notiert in dieser Zeitschrift V 292: „Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann". Ist also „Bedelmann" = Bettelmann, und sagen die Kinder nur des Reimes wegen: „Edelmann, Bedelmann?" Das könnte scheinen, und was K. Wehrhan schreibt (ebda. II 106): „Ettelmann (= Edelmann), Bettelmann", scheint das nur noch wahrscheinlicher zu machen. Ist dem wirklich so?

Es ist wohl sicher, daß „Bedelmann" anders zu deuten ist. Es steckt in „Edelmann, Bedelmann" eine sprachliche Erscheinung, die wir gerade im Anfang vieler Kinderreime und -lieder wiederfinden, die übrigens auch im Lateinischen vorliegt; in der Glotta, Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache, III 253 ff. habe ich sie genauer beschrieben, sie läßt sich aber auch aus folgenden Beispielen schon ablesen: „a-ba, ater-bater, ene-bene, Hokes-pokes, Äppelken-päppelken, Hüppelken-püppelken, Rubbelke-bubbelke, heia-popeía, hollerdibóller (Ztschr. f. rh. u. w. V. I 125, II 123, VII 289, V 200, VII 84, IV 221, VII 92, II 138, VII 88). „Bedelmann" ist mit anderen Worten lediglich eine Wiederholung von „Edelmann" und bedeutet an sich weiter nichts; näheres über die Anfangskonsonanten (in den hier angeführten Beispielen nur b und p), die bei Wiederholungen dieser Art eine Rolle spielen, in der Glotta a. a. O. Hier sei schließlich noch besonders verwiesen auf das von K. Prümer (Ztschr. f. rh. u. w. V. IV 106) beigebrachte:

„Müsken, Püsken,
Rättken, Kättken,
Kille kille kill".

Aber wie kommt man denn überhaupt dazu, „Bedelmann" mit „Bettelmann" gleichzusetzen, und weshalb sagen sogar die Kinder gelegentlich „Bettelmann" statt „Bedelmann?" Das erklärt sich sehr leicht; brechen diese nämlich einmal gerade bei „Bedelmann" ab, so muß „Bedelmann" einfach etwas bedeuten, und dann liegt nichts näher, als „Bedelmann" mit „Bettelmann" gleichzusetzen. In „Ettelmann, Bettelmann" aber ist tatsächlich „Ettelmann" = Edelmann, und hier liegt wirklich vor, was in „Edelmann, Bedelmann" nur vorzuliegen schien, d. h. der „Edelmann" wurde hier, weil man in „Bedel-

mann“ einmal den „Bettelmann“ erkannt zu haben glaubte, diesem „Bettelmann“ zuliebe, bezw. des Reimes wegen zum „Ettelmann“; genau denselben Vorgang beobachten wir z. B. in „Noblens-Coblenz“ (Dr. Juxicus, Der lustige Lateiner S. 14.), das aus nolens-volens über nolens-Coblenz — was man ja auch gelegentlich hört — verbildet ist, und wofür man konsequenter Weise nur noch „Noblenz-Coblenz“ schreiben sollte.

De longə Lenktə.

(Ein Beitrag zum niederrhein. Volkshumor.)

Von **Wilh. Sieben,** Viersen.

Unter den kurzweiligen Stücklein, welche man ehemals an Winterabenden an den ländlichen Kaminen den Kindern zu erzählen pflegte, waren besonders die Streiche Eulenspiegels beliebt. Ein anderes Stücklein, das sich bis heute vereinzelt im Gedächtnisse alter Leute erhalten hat, erzählt „vǫn də lǫngə Lenktə“. Aus mehr als einem Grunde scheint es mir der Erhaltung und Aufzeichnung wert. Das Wort „Lenktə“, welches in der Kempener Gegend in der Bedeutung von „Vorfrühling“ noch bekannt ist, bekundet sich als die mundartliche Form des hochd. Wortes „Lenz“ (vergl. ahd. lenzo, niederl. de lente), das nach Kluge (Etymolog. Wörterbuch der deutschen Sprache) die alte, den Westgermanen eigene Bezeichnung für die Zeit der länger werdenden Tage, also des Frühlings, ist. Erst seit dem 15. Jahrhundert trat „Lenz“ vor der neueren Bildung „Frühjahr“ mehr und mehr zurück. Das Stücklein aber lautet in der Kempener Mundart etwa folgendermaßen:

Et woər ens əm Börəkən, dat wǫntə möt sin Vrau op e klęng Erəf. Dat Börəkən hit Küəb on sin Vrau hit Antring. Də Lü saitən ävər, dat di Vrau nit ət kluks wüər.

Wi ət nou ens enən hartə Wönktər woər, du daiit dę Mǫn: Də Wönktər kös nǫch lǫnk weərdə; sə säggə nit ömәsös „Də Mai ös də Start vǫn də Wönktər“. „Antring“, sätə vör sin Vrau, „wə muddə mar jät sparə vör də lǫngə Lenktə!“ „Joə“, sät Antring, „dat wellə wə duən!“ On no spartə sə, wo sə mar kostə; sə oətə sech kaum sǫtt.

Ens, wi di Vrau allęng də Hus woər, du koəm dech enəm Będdələr, dę kiək jǫnz hongərig dren. Di Vrau joəv əm jät də eətən on də drenkən on vrǫgtən əm ok, woə vǫn dänn wüər on wiən hit. „Ja“, sätə, „je sallt mech wal nit kennən; ek bön dę lǫngə Lenktə.“ — „Wat“, sätˡ Vrau, „sit je dę lǫngə Lenktə? Dat ös ävər mar jut, dat jə kommt! We häbben də jǫnzə Wönktər vör öch jəspart.“ — Wiə sech noᵘ sǫtt jəjeəten on gədronkən hǫt, joəv Antring əm nǫch dęm Bül Jęld, dę sə vör də lǫngə Lenktə jəspart hǫddə. Də lǫngə Lenktən diən sech vüəl bədankən on bəstelltə noch enə Jruß an də Mǫn on jing sinəs Pads.

Wi dę Mǫn na Hus koəm, sät Antring en ęng Vreud: „No denk dech əns an! Də lǫngə Lenktə woər heˡ. Ek häb əm alləs jəjeəvə, wat wə vör əm jəspart hǫddə. Hę hät sech vüəl bədankt on ok nǫch enə Jruß an dech bəstellt.“

„Wat?“ sät dę Mǫn, „do bös ävər en Döppən! Də lǫngə Lenktən ös dǫch jenə Mensch; da's dǫch ət Eng vǫn də Wönktər!“ —

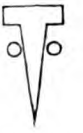
„Ja“, sät Antring, „haistə mech dat mar iər jəsaiˡt!“ *) —

Von der Ernte. (Vam beu).

Von **Th. Trippel,** Hauptlehrer in Mülfort.

„Et es beu“, sagt stolz der Landmann, den Segen seines Fleißes betrachtend.

Der seit wiet geklopp. Der Sicht, nicht Sense (seeg) oder Sichel „kromm“ wird vor dem Wetzen auf einem besonderen Eisen „kloppgeschĭĕr“ mit einem besonderen Hammer „klopphamel“, der nach beiden Seiten hin spitz ist, geklopft, damit die Schneide



(klopp-geschĭer.)

*) [Ähnlich ist der Schwank von dem fahrenden Schüler, der bei einer einfältigen Frau einkehrt und aus Paris gekommen sein will. Die Frau versteht „aus dem Paradies“ und gibt ihm allerlei Sachen für ihren verstorbenen Mann mit. Vergl. Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts herausg. von K. Goedeke. Leipzig 1879, S. 240 ff., wo weiter verwiesen ist auf Rollwagen (Frankf. 1590) Bl. 13 ff. Pauli, Schimpf und Ernst 463. Kirchhof, Wendunmut 1, 138. Frey, Gartengesellschaft 61. Hans Sachs 3, 3, 18 vom 5. Okt. 1550.]

(klopphamel.)

um so schärfer wird. Werf heißt der hölzerne Stiel in dem Sicht. Matthook nennt der Landmann den Haken, mit dem das zu mähende Getreide nach der Seite geworfen wird. (Im 15. und 16. Jahrhundert seitwerf.)

Um einen ‚schobb' (Garbe) zu mähen, wird enngehauen. Es werden 8 Doppelschläge oder 13 einfache Schläge mit dem Sicht gemacht. Der Mahdhaken wird in die Halme gesteckt. Da, wohin er zeigt, muß der Hieb mit dem Sicht erfolgen. Der 9. resp. 13. Schlag dient zum utwengele = auswickeln der Garbe. Diese Tätigkeit besorgen Haken und Sicht. Dann wird die Garbe mit den genannten Geräten und dem linken Fuße beiseite gelegt. Damit die Garben unten gleich lang werden, stößt der Mäher mit dem rechten Fuße gegen die „fotten". De schobbe liegen in einem gang. Wenn der Sicht schlie (stumpf) geschlagen ist, wird er mit dem schlippsteen gewetzt. Der Schleifstein befindet sich in dem schlodderfaat, einem Gefäß aus Zinn, in dem Wasser ist. Des Mittags ruht der emsige Schnitter eine Stunde von der Arbeit aus, er hält ennonger. Tätige Mägde „bengen de schobben", die darauf in Haufen gesetzt werden und zwar so, daß der Wind hindurchfegen kann. Die Roggengarben werden zweimal gebunden, die übrigen Getreidearten nur einmal.

Pitter on Paul brick dem kor de wuetel, dann ripp et dag on neit, sagt der Landmann.

Wenn der Weizen krackriep (hochreif) ist, fügt ihm der Wind großen Schaden zu. Der Jockeps (Jakob 25. Juli) wengk schleet der weet ut.

Wenn das Getreide vollends trocken ist, wird es enngefahren. Es darf nicht klamm (feucht) sein, also nicht morgens früh oder abends eingescheuert werden.

De beukahr wird in Ordnung gebracht. De bracken werden abgenommen und durch leddere (Leitern) ersetzt.

Quer auf den Karren legt der Bauer de schümmele, darauf an den Enden de böck, gegen diese de leddere. Wird Weizen eingefahren, so kommt auf den Karren et kahredög, weil der Weizen leicht risselt und viele Körner verloren gehen können. Mit der schoetgafel, einer langen zweizinkigen Gabel

mit langem Stiel, werden die Garben auf den Karren geworfen opgedräht. Der Knecht muß ‚bärmen', die Garben en lōĕgen (Lagen) legen. Wenn der letzte Karren nach Hause geholt wird, wüt der mei enngefahren, on der beu es gehalde.

In der Scheune.

Om denn weede de schobbe afgestäche on enn de wäsch geworpe. De wäsch ist der Raum rechts und links von der Tenne und dient zur Aufnahme des Getreides.

Die Ähren, welche beim Abladen herunterfallen, et denngereß, erhalten die Hühner. Op et oeverdenn wird meistens Heu oder Hafer gelegt. Hölzerne Stangen, rome, quer über der Tenne bilden et oeverdenn. Früher wurde bei den Erntearbeiten et beubeer gereicht, ein leichtes Bier, aus Reis mit etwas Hopfen gebraut.

Wenn eingefahren ist, beginnt die Tätigkeit ärmerer Frauen, welche süemere. Wenn eine Handvoll „enn sang" Ähren gelesen ist, wird de sang gebongen. Am Abend werden de sange enn et kruckschlett gebonge. Et kruckschlett ist ein quadratisches (1 m lang und breit) Tuch aus grauem Sackleinen mit vier „bengele" Schnüren, welche kreuzweise gebunden werden. Die sange werden auf einem frongk, einem runden Polster, auf dem Kopfe nach Hause getragen. „Kruckweihe" Maria Himmelfahrt (15. August) wird et gesüemesch gedroosche und aus dem Weizenmehl Weißbrot gebacken. Früher nannte man dieses gräuliche Weißbrot „greeß". Die Kinder backen sich einen „kolle moll". Es ist runder Teig, in welchem sich im Innern ein Apfel befindet.

Redensarten: der weet blött för öm — das Geschäft geht gut. hä hält beu — er macht gute Geschäfte. beuprume — Zwetschen, die zur Zeit der Ernte reifen. beubeer siehe oben! beukahr siehe oben!

Vom Dreschen und Reinigen.

Das Dreschen geschieht entweder mit dem Flegel, flän, oder mit der Maschine, es wird nur erstere Art berücksichtigt.

Teile des Flegels: de flähnsgēĕt, de kapp (aus Leder), der kopp. De kapp ist die Verbindung zwischen geet on kopp.

Beim Roggen wird zuerst der „schlach geleit“, die Garben liegen in der Längsrichtung der Tenne, dann wird „ängeleit“. Die Garben liegen quer zur Längsrichtung der Tenne, mit den Ährenköpp gegeneinander. Ist das Getreide auf einer Seite gedroschen, so wird es „gedrient“.

Man spricht vom zwei-, drei-, veerschläg, je nachdem zwei, drei oder vier Drescher tätig sind.

Sind die Garben gedroschen, so wird mit der schöttgafel oppgeschott. De schöttgafel ist eine zweizinkige, hölzerne Gabel. De büede werden vor die Tenne geworfen und später opgebärmt. Et geherks, was mit dem Rechen zusammengebracht ist, wüt en blotzbüede, kurze, dicke Bürden, gebunden.

Wenn genügend Vorrat gedroschen ist, beginnt die Tätigkeit des Reinigens mittels der Wannmühle. Während einer die Wannmühle mit dem schwengel dreht, „scheppt“ ein anderer mit der hölzernen „schoop“ das Getreide in das „kaar“ mit den „seffen“ Sieben. Durch die schnelle Umdrehung der „floch“, der vier Flügel im Innern der Wannmühle, wird „de kaaf“ nach vorne hinausgetrieben. Der Kaff dient entweder zum Füllen der Betten (Haferkaff), oder er wird mit Rüben und Kleien vermischt als Futter für das Vieh verwandt. Durch die Tätigkeit der Siebe, welche nach der Art des Getreides bezüglich der Weite des Drahtgeflechtes verschieden sind, findet eine Scheidung statt. „De krentzele“, welche Ähren, Unkrautsamen usw. enthalten, fallen mitten unten der Wannmühle auf die Tenne, während das gereinigte Getreide vom hinteren Teile der Wannmühle heraus auf die Tenne fällt. Mit der „schoop“ werden die Körner „utgekratzt“. Die krentzele kommen in den wann, welcher aus Stroh geflochten ist und zwei Handgriffe, „üere“, zum Anfassen besitzt. Durch das Hin- und Herbewegen gelangen die Ähren, Stücke von Halmen, die Kapseln vom Mohn = koll usw. nach oben und werden mit einer langen Gänsefeder abgestrichen. Die Körner bleiben unten. Die äußerst anstrengende Tätigkeit des „wannens“ und „krentzelns“ wird solange fortgesetzt, bis das Getreide gereinigt ist. Zuweilen ist es nötig, daß die krentzele vor dem wannen gedroschen werden.

Die Körner, welche als Saatgut Bestimmung finden, werden auf dem Trieur noch einmal gereinigt. Hierbei werden die halben Körner und „duetse“ Samen der Kornrade usw. von den Körnern abgesondert.

Wenn das Getreide sofort oder einige Tage nach dem Einernten gedroschen wird, so heißen die Körner „onngeschwedde“. Das vom onngeschwedde hergestellte Backwerk ist als schmackhaft allgemein bekannt.

Je nach der Feinheit des Weizenmehles ist auch das aus ihm gebackene Weißbrot. Man unterscheidet „grees“, graues Weißbrot, wird heute nur noch vereinzelt hergestellt, „gewönlige weck“ aus Vorschuß und „platz“ aus der „blom“, dem feinsten Mehle. Ein kleines, längliches Weißbrot heißt „stüt“. Ne platz erhalten an verschiedenen Orten die Kunden von dem Bäcker als Neujahrsgeschenk, auch wohl en bretzel, die ebenfalls aus feinem Teig, „bretzelsdeeg“, gebacken wird. Ne pottweck backt die Mutter gewöhnlich des Freitags aus Teig in der Bratpfanne. „Mangkbruet“ wird aus Korn- und Weizenmehl gebacken.

Redensart: „de weckwäg“ nennt man die Flitterwochen.

Die volkstümliche Bedeutung der Glocke im Hunsrücker Landleben.

Von **J. Dillmann,** Frankfurt a. M.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango. (Lebende ruf' ich. Tote beklag' ich. Blitze brech' ich).

Nach diesem Motto hat Schiller sein Meisterwerk „Das Lied von der Glocke“ aufgebaut und die Bedeutung der Glocke in den verschiednen Verhältnissen des menschlichen Lebens in poetischem Schwunge vorgeführt. Nach ähnlichen Leitgedanken will ich versuchen, in schlichter Weise darzulegen, welche Bedeutung das Landvolk der Glocke zumißt und wie sich das gesamte Leben nach ihrem Ruf und Schalle regelt. Ferner ersehen wir, wie sich der Dorfbewohner, dem noch nicht wie dem Städter Telegraph und Telephon, Zeitung und Meldewesen und ähnliche Einrichtungen zur Verfügung stehen,

in äußerst geschickter und vorteilhafter Weise bei seinem Nachrichtendienst der Glocke bedient. Da in nachfolgenden Ausführungen unmöglich die Einzelheiten noch nicht mal eines Teiles der Hunsrückorte berücksichtigt werden können, jedoch die Sitten und Gebräuche der Ortschaften im großen ganzen sich ziemlich ähnlich sind, so sollen die mannigfaltigen Verhältnisse des großen Pfarrdorfes Sohren der Arbeit zugrunde gelegt werden und zwar im wesentlichen aus der Zeit des frühern Simultaneums der Kirche.

Weil das Landvolk in naher Beziehung zur Glocke steht, so stellt es sich diese gleichsam als Personen vor, die ihm vieles zu sagen haben und sein Tun und Handeln beeinflussen In dem Turme der einstigen Simultankirche hangen drei Glocken, die im Volksmund ihre eignen Namen führen. Die größte davon, in der Mitte des Glockenstuhls hangend, mit der Inschrift „o rex glorie veni cum pace anno dni mccccxxxxi“ (1441) heißt „die Dick“, „die Groß“ oder „die Mittels“. Eine andere Glocke trägt die Worte „Gehört den Katholiken und Reformierten“. Sie wird bezeichnet mit „die Zwät“ oder die „Nou“. Nach der Volksüberlieferung wurde sie im 18. Jahrhundert in der Nähe des Ortes gegossen. Die Wiese, auf der der Glockenguß stattfand, wird heute noch die „Glockewies“ genannt. Die dritte und kleinste Glocke heißt „die Klän“ oder „Scholglöckelche“, weil mit ihr zur Schule gerufen wurde.

Das Glockengeläute ist nach althergebrachtem Brauche fest und bestimmt geregelt, sodaß sich jeder darnach in seinem Tageslaufe richtet. Des Morgens in aller Frühe läutet „die Glock“, für die Katholiken die „Betglocke“, das Zeichen zum Beten des „Engel des Herrn“. Mit der großen Glocke wird in kleinen Zwischenräumen dreimal „gebumbt“, dann eine Zeit mit der zweiten Glocke hintennach geläutet. Bei dem Läuten der Betglocke kommt selbst die Konfession zum Ausdruck. Der katholische und der protestantische Küster wechselten im Läuten der Morgen- und Abendglocke monatlich ab. Letzterer unterließ das dreimalige „Bumben“, was oft zu Unstimmigkeiten führte. Nach dem Läuten der Morgenglocke erhebt sich der Landmann, wenn nicht gerade arbeitsreiche

Zeit ist, sonst früher, von seinem Lager und begibt sich an sein Tagewerk. Um die Mittagszeit wird sogar zweimal geläutet. Von protestantischer Seite geschieht es um 11 Uhr. „Et läit 11“ oder „Et läit mittag“ sagt man. Dieses Elfuhrläuten stammt noch aus der Zeit, als die Türken Europa und auch Deutschland bedrohten. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1560 wurde bestimmt, die Obrigkeiten sollten den Pfarrern befehlen, ihre Untertanen zur Buße und Bekehrung und zum ewigen Gebet zu ermahnen. Überall sollte zur Mittagszeit die Glocke geläutet werden, um das Christenvolk zu erinnern, Gott im Gebet anzuflehen für den Sieg und die Überwindung der Türken. Bei diesem Läuten hört der Landmann auf dem Felde mit der Arbeit auf und begibt sich nach Hause. Für die Hausfrau ist es ein Zeichen, das Mittagessen herzurichten. Von katholischer Seite aus wird die Betglocke um 12 Uhr geläutet. „Et läit 12“. Die Sitte des öffentlichen Betens und das Abnehmen der Kopfbedeckung beim Läuten der Betglocke besteht wegen der gemischten Bevölkerung nicht allgemein. Nach dem Zwölfuhrläuten versammeln sich die Frauen, die andern Tags im Gemeindebackhause Kuchen oder Brot backen wollen, vor dem Backhause und „verspielen das Backen“. Jede Frau wirft ihr mit einem bestimmten Zeichen versehenes Hauslos aus Blech in die aufgehaltene Schürze einer Frau. Eine unbeteiligte Person muß nun die Lose der Reihe nach herausnehmen, in derselben Reihe folgt auch das Backen. An einem Tag kann ungefähr fünfmal in einem Ofen gebacken werden. Wer mit seinem Los nicht herauskommt, muß andern Tages wieder mitlosen. Die Leute auf dem Felde, denen in arbeitsamer Zeit das Mittagessen hinausgebracht wird, halten nach diesem Läuten Ausschau nach dem Boten. Beim Abendläuten heißt es wieder „Et läit die Glock“ oder auch „die Owendglock“, die „Naachtglock“, „Der Engel des Herrn“. Wer dann noch auf dem Felde sein sollte, stellt schleunigst die Arbeit ein. Nach dem Abendläuten darf sich kein Kind mehr auf der Straße aufhalten. Gewiß eine erzieherische und lobenswerte Sitte. Die kleinen Kinder holt darnach der „Wouges“. Größere Kinder suchen sich noch schnell „die Letzt“ oder „die Naachtbatsch“ zu geben.

Nach festen Regeln ist auch das Läuten zum Kirchenbesuch geordnet. Für den Fremden allerdings ist es nicht leicht, sich einzuleben. Besonders schwierig zu merken ist das verschiedene Geläute zum katholischen Gottesdienst. Dieses ist an Sonn- und Feiertagen anders als an Werktagen, zum feierlichen Gottesdienst anders als zum stillen. Vor dem Sonn- und Feiertagsgottesdienst, sowie vor dem feierlichen Gottesdienst an Werktagen erfolgt ein dreifaches Läuten. Mit der großen Glocke wird „das erste Mal“ oder „ān“geläutet, für die Kirchenbesucher ein Zeichen, mit dem Anziehen der Sonntagskleider zu beginnen. Nach etwa einer halben Stunde wird mit der zweiten Glocke „zwät“geläutet und wieder nach einer gleichen Zeit wird mit den drei Glocken zusammen geläutet, „Et läit zusamme“, oder „Et läit in die Kerich.“ Bei Beginn des Läutens gehen die Kirchgänger des Orts von Hause fort und treffen rechtzeitig zum Gottesdienst ein. Etwas anders gestaltet sich das Geläute an Werktagen. Zu stillen Messen wird das erste Mal mit der zweiten und „Zusammen“ mit der zweiten und kleinen Glocke geläutet: zum feierlichen Seelenamt geschieht das Läuten zuerst mit der großen Glocke allein und nachher mit allen Glocken zusammen. — Während der Wandlung wird zweimal mit einer kleinen Unterbrechung mit der großen Glocke „gebumbt“. „Et läit Halbmeß“, für diejenigen, die den Gottesdienst nicht besuchten, eine Aufforderung, im Geiste bei der hl. Handlung zu sein. Beim sonn- oder festtäglichen Hauptgottesdienst gilt dieses für die Hausfrau als Zeichen, das Mittagessen für die heimkehrenden Kirchenbesucher bereit zu machen. Das Geläute zum protestantischen Gottesdienst ist wesentlich einfacher: es wird stets zweimal vor- und nachher mit allen Glocken zusammengeläutet. So gleicht das bis ins einzelne genau geregelte Glockengeläute einem Uhrwerk, nach dessen Schlägen sich die Gottesdienstordnung abwickelt, was in frührer Zeit, als die Uhren noch nicht Allgemeingut waren, von hoher Wichtigkeit war.

Sonn- und Festtage werden am vorhergehenden Nachmittag durch das „Fäierowendläire“ eingeläutet, alle Glocken läuten zusammen, an das sich ein dreimaliges „Bumben“

anschließt. Das Feierabendläuten gilt als Ruf, in Haus und Hof die Vorkehrungen für die Feier des Sonn- oder Festtags zu treffen. Ist die Hausfrau auf dem Felde, so begibt sie sich nach Hause, also früher als an andern Tagen. Ganz besonders bei diesem Glockengeläute singen die Kinder auf der Straße:

Bum bamb,
Die Glock ist krank,
Et läir en alte Mann im Schank.
Wer will en helfe begrawe?
Die Atzele und die Rawe.
Wer will em helfe singe?
Et Mäddesche vun Binge.

Eigenartig ist das Glockengeläute beim Tode des Menschen. Gleich nach dem Eintritt des Todes eines Erwachsnen wird beim Küster das „Schabläire“ bestellt, bei Kindern fällt es weg. Das Geläute beginnt mit dreimaligem Bumben, auf das alle Glocken zusammen folgen. In dieser Abwechslung wird dreimal hintereinander geläutet. Schon beim ersten Bumben erkundigt sich jeder „Wer ist gestoreb?“ Dann begleiten ernste Gedanken und ein inbrünstiges Gebet für den Verstorbenen das Schabgeläute. An drei Abenden ruft eine Glocke zum Rosenkranz für den Verstorbenen die Leute zur Kirche. Früher „ging man bäre“ in das Sterbehaus. Vor der Beerdigung wird die Leiche vom Geistlichen mit einer Prozession am Sterbehause abgeholt. Sobald die Prozession die Kirche verläßt, wird dies durch ein kurzes Zusammenläuten angezeigt. Die Teilnehmer am Leichenzuge schließen sich der Prozession an oder begeben sich vorher zum Sterbehause. Nach einer kirchlichen Zeremonie daselbst setzt sich der Leichenzug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung bis zum Kirchhof.

Erwähnt sei noch ein zweifaches kirchliches Läuten, zuerst das zu den Prozessionen: zu den Bittprozessionen an den drei Tagen vor Christi Himmelfahrt, am Markustag und zu der Prozession beim feierlichen Umzug mit dem Allerheiligsten am Fronleichnamstag. Mit Glockengeläute zieht die Prozession jedesmal von der Kirche aus und kehrt darunter

wieder zurück. Bei der Fronleichnamsprozession ertönt auch feierliches Geläute im Zuge von einem Altar zum andern. Hier sei noch eine Sitte eingeschaltet. Bringt der Priester einem Kranken die letzte Wegzehrung, so geht ein Meßdiener mit einer brennenden Laterne vorauf, immerzu mit einem Glöckchen schellend. Die Katholiken, die den Priester mit dem Allerheiligsten vernehmen, knien auf der Stelle nieder, entblößen das Haupt und sprechen unter dreimaligem Klopfen auf die Brust ein Anbetungsgebet. — Bei großen kirchlichen und weltlichen Ereignissen, z. B. beim Tode des Papstes oder des Kaisers, wird eine Woche oder noch länger mittags zwischen 12 und 1 Uhr mit allen Glocken geläutet. Das Läuten geht in der Reihe im Dorfe um. Jeden Tag müssen ungefähr 12—15 Personen das Läuten ausführen, das wird fortgesetzt, bis alle Familien an der Reihe waren. Bei rein kirchlichen Anlässen kommen nur die Angehörigen der betreffenden Konfession in Betracht.

Am Gründonnerstag verstummen in der katholischen Kirche die Glocken. Nach dem Kinderglauben sind sie „weggeläutet“ und bekommen während der Zeit „im Himmel Milch und Weck“. Deshalb werden die kirchlichen Zeiten mit „Kläppern und Raspeln“ angekündigt. Die Knaben ziehen in einer Schar durch die Straßen, jedes Jahr denselben Gang einhaltend, und rufen „Hä der Läit, et lait ān!“ oder „Hä der Läit, et läit in die Kerich!“ Gewöhnlich fällt in diese Zeit auch das jüdische Osterfest. Vorher wird bei den Juden gründlich „Osterputz“ gehalten, und die Schränke werden von Brot und Brotkrümchen gereinigt, weil während der Feiertage statt des gewöhnlichen Brotes bloß das ungesäuerte Brot, „die Matzen“ genossen werden darf. Kommen nun die Knaben auf ihrem Umzug an einem Judenhause vorbei, so rufen sie „Matze herous, Brot int Hous!“ Der Sinn ist: Wenn sie keine Matzen erhielten, würden sie Brot in das Haus werfen und dieses dadurch entweihen. Am Karsamstag morgen kommen die Glocken wieder. Beim feierlichen Gloria werden sie „herbeigeläutet“. Die protestantische Läuteordnung wird von dieser katholischen Sitte nicht berührt.

Aber nicht nur zu kirchlichen, sondern auch zu welt-

lichen Dingen lassen die Kirchenglocken ihre Stimmen erschallen. Auf Grund einer alten Stiftung wurde im Winter von „Mertestag“ den 11. November bis “Gertrouretag“ den 17. März abends um 10 Uhr und morgens um 4 Uhr mit der großen Kirchenglocke geläutet. Nach einer alten Volkssage soll einst ein Graf in einer dunklen Winternacht bei tiefem Schnee vom Wege abgewichen und die ganze Nacht umhergeirrt sein. Durch das Läuten der Glocke habe er sich wieder zurecht gefunden. Um andern verirrten Wanderern ein Rettungszeichen zu geben, habe er in einer Stiftung dies nächtliche Läuten angeordnet. Für die Dorfbewohner bedeutet das „Zehnläuten“, in der „Maj“ an den langen Winterabenden aufzubrechen und sich nach Hause zu begeben. Gar mancher denkt auf seinem Heimgang mit Gruseln an den einsamen Wanderer, der noch von einem Nachbarsorte den Heimweg zurückzulegen hat, umsomehr, wenn bei der abendlichen Zusammenkunft Spuk- und Geistergeschichten den Gesprächsstoff gebildet haben. Das nächtliche Läuten besorgte der Nachtwächter, der jede Nachtstunde die Stundenzahl zu pfeifen und Haus und Hof der Dorfbewohner zu überwachen hatte. Brach Feuer aus, so erforderte es seine Ehre, daß er der erste war, der die züngelnden Flammen bemerkte. Sofort schlug er Alarm und weckte die vom Feuer Bedrohten. Dann mußte er mit einigen Helfern sturmläuten. „Et steremt“, ruft der aus dem Schlaf Aufgewachte, „Et brennt“. Schauerlich klingen die Glockentöne in die stille Nacht. Um dieses Läuten von dem gottesdienstlichen Läuten sofort erkenntlich zu machen, wird es in kurzen Zwischenräumen unterbrochen. Es wird beendigt, wenn man denkt, daß jetzt alle Dorfbewohner aufgeweckt sind. Ist dagegen die Feuersgefahr so groß, daß die Hilfe von Nachbarsortschaften erforderlich erscheint, so wird das Läuten in der Weise, wie vorher angegeben, fortgesetzt. „Et steremt an äm Stick“, sagt man dort und eilt mit Spritzengesellschaft zu Hilfe.

Wie der Ton der Glocke überhaupt jeden an seine Pflicht ermahnt, so wurde der kleine Dorfbewohner noch besonders an seine Schulpflicht durch das „Scholglöckelche“ erinnert: „Et läit in die Schol“. Um auch schon äußerlich

die strenge Scheidung in Konfessionsschulen anzudeuten, läutete jede der beiden Schulen für sich. Für die „Refermerte“ wurde das Läuten einmal, für die „Katholische“ zweimal abgesetzt. Da immer eine Spannung zwischen den Knaben beider Schulen, namentlich zur Schneeballenzeit, bestand und der protestantische Lehrer in der Regel zuerst läuten ließ, so gab es vor den Schulhäusern, die unter einem Dache standen, oft einen erbitterten Kampf, wenn die protestantischen Knaben sozusagen Spießruten laufen mußten; nicht selten war das energische Einschreiten der beiden Lehrer erforderlich.

Werden durch die Benutzung der Kirchenglocken auch allgemein örtliche Verhältnisse geregelt, so bedient man sich zu rein gemeindlichen Zwecken des „Gemäneglöckelche“ oder des „Backesglöckelche“. Et läit Gemän. Auch hier ist wieder eine genaue Ordnung festgesetzt. Wird mit einer kleinen Unterbrechung, also zweimal geläutet, so begibt sich jeder Bürger auf die „Backesbrück“, wo der Vorsteher oder „Scheffe“ Bekanntmachungen über Gemeindeangelegenheiten zu verkündigen hat. Wird aber bloß einmal geläutet, so bedeutet dies, daß jeder sich zu einer vorher bestimmten Gemeindearbeit, einer Versteigerung oder andern Veranlassung an der bekannt gegebenen Stelle einzufinden hat. — Kleinere Mitteilungen läßt der Vorsteher durch den Ortsdiener bekannt geben, der mit der Ortsschelle die Leute auf die Bekanntmachung aufmerksam macht. „Et schellt“. Ebenso tut der Ortsdiener den Eingesessenen gegen Entrichtung einer Gebühr von 50 Pfg. oder 1 M. zu wissen, wenn umherziehende Händler Gemüse, Haushaltungssachen, junge Schweine, Hühner u. a. zum Verkauf feilhalten. Solche Art der Veröffentlichung dient auf dem Lande als Ersatz für Bekanntmachungen, Anzeigen und Annoncen einer Zeitung.

Der Vollständigkeit halber soll nicht unerwähnt bleiben ein Glockenton ganz neuzeitlichen Charakters, nämlich, wenn das „Bimmelbähnche“ vor dem Überfahren der Wege und Straßen den Personen und Fuhrwerken das Warnungszeichen der nahen Ankunft gibt. Aber manch einer hört nicht auf die warnende Stimme der Lokomotivglocke und möchte es mit dem Zuge um die Wette tun und noch kurz vorher das

Geleise überschreiten, wenn er auch auf der andren Seite stehen bleibt und noch lange dem Dampfroß nachsieht, eine Unart, die schon manchem bitter und teuer zu stehen gekommen ist.

So finden wir in obigen Ausführungen die Schillerschen Worte bestätigt „Lebende ruf' ich," „Tote beklag' ich." Die Sitte des Gewitterläutens ist unbekannt. Sind auch in den letzten Jahren bei dem allgemeinen und stetigen Verfall alter Sitten und Gebräuche auf dem Lande manche Veränderungen eingetreten und nur mehr liebe und traute Jugenderinnerungen geblieben, so mögen vorstehende Zeilen dazu dienen, solche alte Überlieferungen auf diese Weise dem Wechsel der Zeiten und Menschen zu entreißen und der Nachwelt zu bewahren.

Lippische Werwolf-Sagen.

Von **H. Schwanold.**

Der Wolf ist eins der gefürchtetsten Raubtiere; wo er vorkommt, lebt der Mensch mit ihm in stetem Kampfe, der erst mit der Vernichtung des Tieres endet. Auch in unsern Wäldern ist der Wolf in früheren Jahrhunderten häufig gewesen. Das bezeugen schon zahlreiche Flurnamen in allen Teilen des Landes, z. B. im Wolfgange bei Berlebeck, Wolfsgalgen bei Kohlstädt, Wulfkammer bei Hovedissen, Wolfskammer bei Lütte, Wolfslieth bei Hagen, Wolfsbühne bei Schwalenberg, Wolfstal bei Hohenhausen und Wolfstinne in Pivitsheide. Der Mönch Heinrich von Herford, der eine Chronik schrieb und 1370 starb, berichtet, daß im Jahre 1320 ein Wolf in einen Schafstall in Meinberg eingebrochen sei und eine Menge Schafe erwürgt habe. Der Schäferhund habe ihn nach heftigem Kampfe totgebissen und die toten Schafe über ihn geworfen, sei dann aber von dem erzürnten Schäfer selber totgeschlagen worden, der zu spät seinen Irrtum eingesehen habe. Während des 30jährigen Krieges hatten die Wölfe infolge der allgemeinen Verödung des Landes und der Verwilderung seiner Bewohner arg überhand genommen. Graf Johann Bernhard ordnete daher im Jahre 1638 eine all-

gemeine Wolfsjagd an. Noch im Jahre 1747 wurde bei Horn ein Wolf gejagt, und in Westfalen wurde erst 1835 der letzte Wolf erlegt.

Es ist nicht zu verwundern, daß dies wilde, blutdürstige Tier in dem Vorstellungsleben unserer Vorfahren eine große Rolle gespielt hat, die es noch heute im Leben der Kinderwelt fortsetzt. Die Kinder spielen und singen noch heute: „Der Wolf der kommt! 's schlägt eine: er kommt noch nicht —, 's schlägt zweie: er kommt noch nicht — usw. bis er dann zuletzt doch kommt. Auch in der Fabel spielt der Wolf neben dem Fuchs eine Hauptrolle.

Eine ganz wunderbare Erscheinung ist nun der weit verbreitete Glaube, daß Menschen, Zauberer, sich in Wölfe verwandeln und als „Werwölfe" Menschen und Tiere anfallen. Der Glaube an Werwölfe ist schon sehr alt, und er lebt noch heute im Volke. In meiner Jugendzeit wurde noch von Menschen erzählt, die sich in Werwölfe verwandeln könnten. Wiederholt sind Menschen vor Gericht gezogen und auch verurteilt, die als Werwölfe angesehen wurden. So wurden im Jahre 1682 in Fahrenholz in Mecklenburg mehrere Personen angeklagt und in gerichtliche Untersuchung gezogen, weil sie sich in Wölfe sollten verwandeln können; und im Jahre 1615 wurde in der Stadt Ahlen im Münsterlande ein Zauberer zu Asche verbrannt, der bekannt hatte, daß er gemeinsam mit seinen Gehilfen als Werwolf Tiere gebissen habe.

„Im Volke Westfalens", so schreibt ein Erforscher westfälischer Volkskunde, „wurzelt der Glaube an die Verwandlung in den Werwolf noch tief. Mir selbst wurde, nachdem ich das Versprechen gegeben, den Namen nie zu nennen, ein damals noch lebender Mann als solcher bezeichnet; es fielen mir die grauen, unheimlich stechenden Augen an ihm auf. Aus zuverlässiger Quelle weiß ich, daß jemand darüber klagte, wie es doch etwas Entsetzliches sei, wenn ein Mensch sich in ein solches Ungetüm verwandele; sein eigener Vater sei zeitweilig Werwolf geworden. Das Werfen eines Stahles über den Werwolf hat die Wirkung, ihm die menschliche Gestalt wiederzugeben. Wer einen Stahl nicht bei sich führt, kann sich auch damit helfen, daß er der Bestie mit dem Stocke

einen derben Schlag auf die linke Seite unter dem linken Arme versetzt. Dort sitzt die Schnalle, mit der der Zaubergürtel zusammengehalten wird; mit diesem wird auch der Zauber gelöst."

In unserm Lande ist die Werwolfsage wohl überall bekannt; doch weiß man in der Regel nur, daß der Werwolf sich dem nächtlichen Wanderer auf den Rücken setzt und ihn ängstigt. Genauere Einzelheiten sind mir aus Alverdissen und Talle bekannt geworden.

Der Werwolf. (Alverdissen.)

Von alten Leuten werden oft Geschichten vom Werwolf erzählt. Dieses ist ein Mann, der sich in einen Wolf verwandelt hat, die Verwandlung geschieht vermittels eines Gürtels, der vom Teufel gewebt ist. Um einen solchen Gürtel zu bekommen, muß man Sonntags unter der Kirche Flachssamen säen. Derselbe muß Sonntags während der Kirche abgemäht, zurecht gemacht und gesponnen werden. Dieses Garn muß nachts an die Haustür gehängt werden, von wo es der Teufel holt und zu einem Gürtel webt. Wer sich nun diesen Gürtel umschnallt, der wird in einen Wolf verwandelt.

Dieser Werwolf überfiel die Wanderer und nahm ihnen das Geld ab; oft ließ er sich von den Wanderern stundenlang tragen, indem er denselben auf den Rücken sprang.

Der Werwolf. (Talle.)

Der Werwolf, auch Quawolf oder Büchsenwolf genannt, soll ein in einen Wolf verwandelter Mensch sein. Dieser Mensch soll sich vermittelst des sogenannten Hexenbandes in dies Tier verwandeln. Die Herstellung dieses Hexenbandes soll während des Kirchgottesdienstes geschehen, und das Band soll die Eigenschaft besitzen, daß es nicht verbrannt werden kann. Auch kann der Mensch, der ein solches Band trägt, nicht eher sterben, als bis er einen andern bewogen hat, das Band anzunehmen. Der Werwolf soll auch sehr glatt und schlüpfrig sein, so daß es schwer ist, ihn festzuhalten.

Ein Mann soll einmal folgendes hiervon erlebt haben. Er geht fast jeden Abend in eine Wirtschaft und spielt hier oft bis Mitternacht Karten. Als er eines Abends einmal wieder sehr spät aus dem Wirtshause kommt, da steigt etwas auf seinen Rücken, als er in ein kleines Gehölz kommt, das er durchschreiten muß. Er merkt sofort, daß es ein Werwolf ist und läst ihn ruhig sitzen. Bei jedem Schritt scheint aber das Untier schwerer zu werden, und der starke Mann keucht unter der Last. Als er endlich nahe vorm Hause angelangt ist, will der Werwolf vom Rücken herunter. Der Mann aber hält die Pfoten, die ihm das Untier über die Schultern gelegt hat, fest, obschon sie sehr schleimig und glatt sind. Vergebens bemüht sich das Untier loszukommen, der starke Mann hält es fest. Vorm Hause angelangt, ruft der Mann seiner Frau zu, daß sie ihm öffnen möge. Als diese die Haustür öffnet, fällt sie vor Entsetzen beinahe in Ohnmacht. Der Mann aber ruft ihr zu: „Frau, bring mir ein Beil“. Als dies geschehen ist, legt er den Werwolf, der ihm mit den Hinterpfoten fast den ganzen Rücken zerkratzt hat, auf den Erdboden. Während er nun das Tier festhält, muß seine Frau mit dem Beile tapfer darauf losschlagen. Sie darf aber nur immer zwei Schläge tun, dann muß sie erst eine kleine Pause machen, so gebietet der Mann. Das Untier aber nimmt bei den vielen Schlägen gar keinen Schaden. Wenn es zwei Schläge erhalten hat, so sagte es: „Nun noch einen!“ Der Mann aber antwortet: „Nicht mehr, wie einem Teufel zukommt“. So hat die Frau schon eine ganze Weile geschlagen, ohne daß eine Veränderung mit dem Werwolf vor sich gegangen ist. Da trifft die Frau das Hexenband: der Werwolf verschwindet, und an seiner Stelle steht ein altes Weib, Hätte die Frau immer drei Schläge hintereinander geführt, so wäre der Werwolf unerkannt geblieben. — Dies hatte aber soviel geholfen, daß der Mann von nun an das Kartenspielen sein ließ.

Der Werwolf von Lüerdissen.

1. Ein Arbeiter ging abends spät nach Hause und wurde von einem Werwolf angefallen. Nahe vor dem Dorfe

wollte sich der Werwolf entfernen, der Arbeiter hielt ihn aber fest, obgleich er kratzte und biß und immer schwerer wurde. Als der Mann vor seinem Hause angekommen war, rief er: „Öffnet mir die Tür, ich habe den Teufel auf dem Rücken!“ Als er nun da die Axt verlangte, da hielt es der Werwolf doch für besser sich zu entpuppen. — Es war eine bekannte Frau aus dem Dorfe, welche die günstige Gelegenheit hatte wahrnehmen wollen, um schnell und bequem nach Hause zu kommen.

2. Ein anderer Mann traf im Felde eine wunderschöne Katze, die ihm beständig folgte und sich sehr zutraulich zeigte. Da faßte er den Entschluß, die Katze mit nach Hause zu nehmen; er breitete ein Tuch aus und band die Katze darin. Als er nun weiterging, wurde die Katze immer schwerer und größer. Zum Aufknoten der Zipfel des Tuches hatte der Mann keine Zeit mehr; er griff nach seinem Messer, um sie zu durchschneiden. Unglücklichweise — oder glücklicherweise — durchschnitt er auch den Zaubergürtel — zu seinen Füßen lag eine alte Frau.

3. In der Nähe von . . . . torf soll noch heute ein Werwolf leben. Dieser hielt vor einigen Jahren in einem Walde einen Schuljungen an und erschreckte ihn so, daß er nach jahrelangem Siechtum starb.

In der Schwalenberger Gegend stellt man sich den Werwolf als ein Tier vor, das in Laken und Decken gehüllt ist, die durch einen Gürtel zusammengehalten werden. Will man den Menschen befreien, so muß man das Tier so lange schlagen, bis der Gürtel zerspringt.

In Hörstmar glaubt man, daß Frauen sich in Katzen verwandeln können. Sie benutzen dazu einen Strick, den sie sich selbst anfertigen. Sie säen den Flachs während der Kirche und verarbeiten und spinnen ihn während der Kirche. Solche Frauen haben auch das 6. und 7. Buch Moses.

Märkisch-westfälische Sprichwörter und Redensarten.

Von **Karl Prümer.**

Acht es mehr as Dusend. (Acht geben ist mehr wert als der Besitz an sich.)

De Adler hiet sine Fiärn sau geut näudig as de Lüning. (Jeder hat seine Sorgen, und niemand steht so hoch, daß er nicht der Hilfe anderer bedürfe.)

De Äine siet et, de Annere deit et. (Der eine behilft sich nur mit Worten, der andere schreitet zur Tat.)

We vüel anfängt, brengt wennig te Enne. (Zersplittere deine Kraft nicht, koche nicht in vielen Töpfen zugleich.)

Je högger de Ape stigt, je mehr wist se di diän Ächtern. (Der zu hoher Stellung gelangte Mensch vergißt leicht seine früheren Freunde und will sie nicht mehr kennen.)

Wo de Arme sat, was et alltid kolt un natt. (Gegen den Armen ist die Welt frostig und kalt, weil er ihr nichts bieten kann.)

De Augen uopen oder 'n Bül. (Unachtsamkeit erfordert Geldopfer.)

Augendeiner het Heren leif, stiählt noch schlimmer as 'n Deif. (Augendiener sind noch schlimmer als Diebe, die uns nur Hab und Gut nehmen.)

De Augenschin es der Welt Tüge. (Die Welt richtet vielfach nach dem Äußern, nach dem Schein.)

As got de Backen, got auk de Hacken. (Ein behäbiger Esser pflegt auch ein langsamer Arbeiter zu sein.)

Dat es 'n schlechten Baum, de op'n äiersten Schlag fällt. (Ein Mensch, der sich gleich vom ersten Schicksalsschlag niederwerfen läßt, ist nicht viel wert.)

Me maut sik nit eher uttrecken, bis me no Berre gäiht. (Eine Mahnung an die Eltern, nicht gleich alles herzugeben, um dadurch zu verhüten, daß sie in die vollständige Abhängigkeit von den Kindern geraten.)

Wann de Bessen opkehrt es, dann wäit me äierst, wu guet he was. (Die Verdienste der Menschen werden meist erst nach ihrem Tode gewürdigt.)

Biädelkaup es dür Kaup. (Was der Mensch durch Betteln erwerben muß, ist teuer erkauft.)

Dat es 'n schlechten Biädler, de nit äine Düör missen kann. (Um den ist es übel bestellt, der nicht den geringsten Verlust ertragen kann.)

Guot hiet vüel Biädlers op de Welt. (Es gibt nicht viele Menschen auf der Welt, die nicht gezwungen wären, ihren Mitmenschen gute Worte zu geben.)

Ungegünnt Braud wet fake giäten. (Nicht gegönntes Brot wird viel verzehrt.)

Bim Bül schedt sek de Fröndschop. (Geld und Geldeswert zerreißen viele freundschaftliche Bande.)

Wann de Bur üm 'ne Kauh prozeßt, melkt se de Avkot. (Warnung vor Prozeßsucht.)

Sau as me deit, sau as't iähm geiht. (Wie man's treibt, so geht's.)

'ne lange Noht giet 'ne fule Noht. (Überhastete Arbeit hält nicht stand, ist nicht dauerhaft.)

'n Düörschlag un ne Riwe es nit guet bim Wiwe. (Eine Plaudertasche und eine Verschwenderin ist vom Übel.)

We 'n Düwel taum Fröndhiet, kann lichte in de Hölle kommen. (Scherzhafte Redensart für: Wer gute Beziehungen hat, kann leicht vorwärts kommen.)

Me kann diän Düwel nit keimen, wann he käine Hor op'n Kopp hiet. (Ohne passende Gelegenheit kann man nichts erreichen.)

We met 'm Düwel fäuhert, maut dat Postgeld füör ne met betahlen. (Wer im Bann der Leidenschaften ist, muß auch die Folgen tragen.)

Wann de Düwel stierwt, es he noch nit daut. (Eine niedergerungene Leidenschaft kann leicht wieder aufstehen.)

Biäter 'n half Ei as 'n liegen Dopp. (Besser ein kleiner Gewinn, als gar nichts.)

Wo nix fällt, kann auk nix opstohn. (Wo die Saat fehlt, muß auch die Ernte fehlen.)

Me melket in käin Fat, et maut auk 'n Buom drin sin. (Bodenlose Arbeit ist unnütze Arbeit.)

De Foß bit am schärpsten ut sinem Luok. (Aus dem Boden der Heimat zieht der Mensch die größte Kraft und entwickelt sie am meisten bei der Verteidigung seines Eigentums.)

Freiheit gäiht vüör Geld. (Die Freiheit ist das kostbarste Gut, geht über Geld und Rang.)

We 'n Fuorsch schluken well, maut en nit lange anmülen. (Wem sich eine Gelegenheit bietet, muß sie rasch ergreifen.)

Wu me de Gäuse gewüent, sau got se. (Der Mensch ist ein Produkt seiner Erziehung.)

Me maut ales twäimol gläuwen, äinmol dat et wohr un äinmol dat et geluogen es. (Man soll die günstigste und ungünstigste Seite der Sache erwägen.)

Wann et Glück bliewen sall, maut me't nit beküren. (Man soll sich seines Glückes, in Anbetracht der Neider, nicht zuviel rühmen.)

'ne olle Henne lät sik nit met Kaff locken. (Um einen durchtriebenen Schelm zu fangen, muß man außergewöhnliche Mittel anwenden.)

Wat de Hitten wit halt, schmakt iähn am besten. (Es ist deutsche Art und Unart, dem Fremdartigen vor dem Heimischen den Vorzug zu geben.)

Huopedaut stierwt nit. (Dessen Tod man wünscht, der stirbt erst recht nicht.)

Je mehr me de Katte strikelt, je högger büört se diän Stiärt. (Verwöhnte Menschen werden leicht übermütig.)

Wann de Katte must, miaut se nit. (Hüte dich vor den Stillen.)

De Kauh maut düör'n Hals molken weren. (Leistung und Gegenleistung müssen übereinstimmen.)

Meininge dat sind Schelme. (Den Leuten, die nur von meinen und nicht von wissen reden, ist nicht zu trauen.)

Te vüel melken giet Blaut. (Überanstrengung oder Überlastung geht ans Leben.)

Et es guet füör'n Möller, dat de Säcke nit küren könnt. (Die Müllerei galt für ein unehrliches Handwerk, da die Leute den Müllern nachsagten, daß sie häufig in ihre eigenen Taschen malterten.)

'ne Narr hiet seß annere am Bäin hängen. (Narrheit steckt an.)

Leckers sind käine Niämers. (spricht mütterliche Erfahrung zur Tochter und warnt sie davor, Aufmerksamkeiten oder Liebenswürdigkeiten junger Leute zu hoch anzuschlagen.)

Wann me de Nase te hauge driägt, süht me de Stäine am Wiäge nitt. (Hochmut kann leicht zu Fall kommen.)

De van Naut te Braud kommt, sind de Schlimmsten. (Mit Emporkömmlingen ist schlecht umgehen.)

Wat' ne guede Nietel weren well, brient fräuh. (Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.)

We vüel Nigges inbrenkt, brenkt vüel ut. (Wer dir viel über andere erzählt, trägt auch dich durch Stadt und Land.)

Dat Nigge klingelt, dat Olle rappelt. (Der Reiz des Neuen verdunkelt das Alte.)

Sau nigge, sau olt, sau warm, sau kolt. (Der Reiz der Neuheit ist bald dahin.)

We nix es un meint sik nix, de es gar nix. (Wer von sich selbst nichts hält, von dem halten andere erst recht nichts.)

Vam Ossen kann me nit mehr verlangen, as 'n Stück Fläisch. (Von einem törichten Menschen sind nur Torheiten zu erwarten.)

De däglike Pennink dringt düör de Wand. (Die täglichen Ausgaben sind die bedeutungsvollsten für den Einzelnen wie für den Haushalt.)

Wann't op'n Pastauer riägent, drüöpelt et op'n Köster. (Vom Verdienst des Herrn fällt etwas auf den Knecht ab.)

An'n fulen Pol kann me sik nit stütten. (Ungesundes, Unehrliches bildet keine verläßliche Lebensstütze.)

Et es 'n schlechten Pütt, wo me't Water drin geiten maut. (Es ist ein schlechtes Handwerk oder Geschäft, das stets Unterstützung verlangt.)

De äierste Schlag es 'n Daler wert. (Der erste Verlust ist der lehrreichste, ist der beste.)

Diän me im Sack finnet, diän schütt me ut. (Mit gefangen, mit gehangen.)

Diäm de Schauh päst, de trekt en an. (Wer sich getroffen fühlt, mag es sich anziehen.)

De Tid es de leßte Tauflucht. (Die Zeit heilt alles.)

Wo de Tun sige es, well jeder gern drüöwer. (Die böse Welt sucht gerne die verwundbarste Stelle am Menschen.)

We vüörwärts well, maut 'n Dumen stif hollen. (Wer vorwärts kommen will, muß sparsam im Geldausgeben sein.)

'n Paar Ulen het sik grade sau leif as 'ne Paar Nachtigallen. (Die wahre Liebe ist nicht von Rang und Stand abhängig.)

Dat Vüögelken, wat im Küörfken es, well gerne drut un wat drut es, well gern drin. (Von einer Ehefrau, die der Ehefessel gerne ledig sein und von einem heiratslustigen Mädchen, das gerne unter die Haube kommen möchte.)

Et es iähm äindaun, wu de Kauh het, wann se me Miälke giet. (Jedes Geschäft, auch das schmutzigste, ist ihm recht, wenn er nur dabei verdient.)

Geld, dat dumm es, mäkt like, wat krumm es. (Geld gleicht in der Welt alles aus.)

Brutlü sind vüör Guot Äihelü. (Stammt noch aus der Zeit, als das westfälische Brautpaar vielfach die Rechte eines Ehepaares für sich in Anspruch nahm.)

De Wiwer un de Schnagels möt dat Hus op'n Rüggen driägen, (Es ist eine Schwächheit der Frauen, die Geheimnisse des Hauses auszuplaudern.)

Schick di in de Welt oder scher di herut. (Wird einem Unzufriedenen zugerufen.)

Tütterütt, met 'ne Henne no'm Ossen. (Bekommt ein Prahlhans zu hören.)

He hiet vam leiwen Guot 'ne Ohrfiege kriegen. (Er ist vom Schlaganfall betroffen.)

He maut wier Hor hewwen van diäm Rüen, de ne gistern bieten hiet. (Einen Katzenjammer nach dem homöopathischen Grundsatz: similia similibus heilen.)

Se hiet de Fakschüörte an. (Von einem Frauenzimmer, das sich viel auf der Straße umhertreibt. Facken = umhertreiben.)

He es sau ilig as 'n Schliepstäin, de in siewen Johr nit schmiärt es. (Er ist ein saumseliger Geselle.)

Wannen es käin Diärschen. (Solche Worte bekommt der zu zu hören, der seine Aussichten nur auf eine Möglichkeit, auf ein „Wann", gründet. Wannen ist also in diesem Falle ein Wortspiel und von wann — hochdeutsch wenn — herzuleiten.)

Der Handwebstuhl in der Krefelder Mundart.

Von **Karl Schmitz.**

Der Handwebstuhl (at tǫ^{u}) besteht aus dem äußeren Gestell und dem inneren Getriebe.

Das Gestell bilden vier kräftige, viereckige, etwa zwei Meter hohe hölzerne Pfosten (tǫ^{u}əštilə) mit den tǫ^{u}ęrmə d. h. mit je einem kurzen Arm zum Tragen der Weberbäume, des Kettenbaumes (kętbu^{o}m), der die Kette, d. h. die zu webende Seide trägt, und des vorderen Baumes, des Brustbaumes (boəršbu^{o}m). Die beiden vorderen Pfosten werden in $^{1}/_{2}$ Meter Höhe vom Boden durch Verzapfung vermittelst des kräftigen Scheidebalkens (šei holt), die beiden hinteren durch das Querholz (queərholt) und alle 4 Pfosten oben durch die Scheidehölzer (dękəlšei ə) zusammengehalten. — Zum Sitzen vor dem boəršbu^{o}m befinden sich an den to^{u}əštilə die Sitzböcke (zetsbök), auf welche das Sitzbrett (zetəlsplaŋk) gelegt wird.

Das innere Getriebe ist sehr kompliziert. — Fangen wir mit dem wichtigsten Teile, der Kette (kęt), an. Sie besteht aus einer sehr großen Anzahl von Seidenfäden (zi^{i}feəm, Sing. zi^{i}fa^{a}m) und kommt her vom kętbu^{o}m, auf den sie aufgebäumt (jəbömt) (bű^{o}mə) ist; dies geschieht auf der Bäumerei vom Bäummeister (op də bű^{o}məre^{i} fan dəm bű^{o}mba^{a}s).

Der Kettenbaum ruht auf den Armen (op də kętęrmə) der hinteren tǫ^{u}əštilə, und zwar mit den vorstehenden Enden der eisernen Zentralachse (də piək) in einem Einschnitt der Arme. Um die Kette zum Vorderbaum genau wagerecht zu halten, wird der kętbu^{o}m nach Bedürfnis durch Unterlegung von Hölzchen (frantsú^{o}zə) unter die piək erhöht. Im kętbu^{o}m befindet sich die Grube (jru^{u}f), eine Nute zum Einklemmen

der Schließrute (šlūtru^{n} oder fets), an der die äußersten hinteren Enden der Kette befestigt sind, und die dieser den ersten Halt auf dem Baume gibt. Um die Nute ganz auszufüllen, legt man auf die fets noch die piəl, eine viereckige glatte Latte. Die Kette wird nun vom Andreher oder der Andreherin (a^{a}ndriənər oder a^{a}ndriənəršə) nach vorne gezogen und an den hinter dem Kamme abgeschnittenen Rest eines bereits abgelieferten Stückes mit den Fingern angedreht (a^{a}njədret). Zum Andrehen bedient man sich zweier wagerecht liegenden runden Andrehstöcke (a^{a}ndriənštękər), die an der einen Längsseite des Stuhles durch wagerechte, an den Seitenpfosten befestigte Kordeln (kōrdə), an der andern Seite durch eine hölzerne Brille (dəm brel) gehalten werden. Von den Seidenfäden (feəm oder dröət) wird die eine Hälfte über den ersten und unter den zweiten, die andere unter den ersten und über den zweiten Andrehstock geleitet. Sie bilden so zwischen den Stöcken das Kreuz (ət krüts). Das Andrehen findet statt zwischen Kreuz und Kamm (kamp, siehe unten). Ist hinter dem Kamme der Rest eines abgelieferten Stückes (węrk oder štök) nicht mehr vorhanden, so werden die Fäden der Kette durch den Kamm direkt geführt d. h. passiərt (siehe unten).

Der Kamm besteht aus zwei oder mehr Latten (kamšaxtə), an denen ebenso viele durch Zwirnfäden (letšə, frz. lisse) mit jenen verbundene Latten (kamšaxtə) herunterhängen. Durch diesen Kamm werden die Seidenfäden passiert (passiərt d. h. durchgezogen), eine feine Arbeit, die von zweien verrichtet werden muß. Der eine steckt von vorne den Passierhaken (passiərhoək) durch den Kamm, der andere legt von hinten die einzelnen Fäden in den Einschnitt des Hakens, der dann vom ersten durchgezogen wird.

Der passiərhoək ist ein etwa $^{1}/_{2}$ Meter langer kräftiger Kupferdraht mit einer abgeplatteten Spitze, die einen Einschnitt hat.

Der Kamm ruht, bevor er nach oben befestigt wird, mit den äußeren Enden der oberen kamšaxtə auf zwei herunterhängenden wagerechten Stöcken, den Eseln (eəzələ). — Die oberen Schachten des Kammes sind nach oben hin mit starken

Kordeln an den kurzen Marschen (franz. marche) (körtə maršə), schmale kräftige Latten, auch Wippen (wepə) genannt, angebunden. Sie werden in ihrer Mitte durch einen in der Wippenleiter (wepəlędər) befindlichen runden Eisenstab (špil) zusammengehalten und bewegen sich um diesen hebelartig. Die wepəlędər steht seitwärts auf dem Webstuhle. — Die unteren kamšaxtə sind nach unten mit den langə maršə verbunden, die sich in der seitwärts stehenden maršəlędər ebenso bewegen, wie die körtə maršə oben, und ihrerseits an den Außenenden mit den körtə maršə durch koərdə wieder verbunden sind. Die letzte Verbindung ist die zwischen langə maršə und den Tretlatten (treənə, siehe unten).

Die durch den Kamm gezogenen Kettenfäden müssen nun noch einen zweiten Weg machen, ehe sie gewebt werden können, nämlich durch das Riet (ət reⁱt). — Dies ist ein langer, schmaler, rechteckiger Holzrahmen, zwischen dessen Längsseiten sich feine Metallstäbchen befinden, die enger oder weiter auseinander stehen (jroəf oder fīn reⁱt). Zwischen diesen Stäbchen werden die Seidenfäden der Kette hindurchgezogen. Diese Arbeit nennt man reⁱtšteəkə. Sie geschieht vermittelst des Rietmessers (reⁱtmęts), das vorne, wie der passiərhoək, einen hakenartigen Einschnitt hat. Auch diese Arbeit wird von zweien besorgt; der eine steckt das Messer von oben durch, der andere legt von unten einen Faden in den Einschnitt. Die durchgezogenen Fäden werden verknotet. Hinter den Knoten wird eine hölzerne Rute (ruᵘ) durchgesteckt, die dann in die Nute (jruᵘf) des boršbuᵒme gelegt wird. Nach dem Passieren wird das Riet in die Lade (laᵃ) gelegt, die entweder Handlade (haŋklaᵃ) oder Schnellade (šnellaᵃ) ist. Die Lade ist ein langer glatter Balken, der an zwei langen senkrecht nach oben stehenden und dort befestigten Armen hängt. Er hat über sich das leere Rechteck für das Riet, das nach dem Rietstechen in diesen leeren Raum gesetzt wird. Die schmale Lade heißt Handlade (haŋklaᵃ), die breite šnellaᵃ; an dieser befindet sich eine Vorrichtung (šnęllər) zum Durchschnellen des Schiffchens.

Die Tretlatten (treənə) hängen unter dem Webstuhl und werden an ihren durchlochten Enden durch eine eiserne runde

Stange, die auch špil genannt wird, zwischen zwei kräftigen Holzböcken (treənbök) zusammengehalten.

Tritt der Weber auf die treənə, so gerät das ganze Getriebe in Bewegung; die eine Hälfte der kamšaxtə hebt sich und mit ihr die Hälfte der durch sie gehaltenen Seidenfäden, die andere Hälfte der kamšaxtə geht nach unten und zieht die andere Hälfte der Fäden mit sich; dadurch entsteht vor dem Riet ein Dreieck, die Kehle (keəl), durch die das Weberschiffchen, auch Schießspule (šetšpoᵘl) genannt, mit der Hand geworfen oder mit dem Schneller geschnellt wird. Die šetšpoᵘl enthält in einem in der Mitte befindlichen Rechteck die kleine mit Seide, dem Einschlag (ennšlāx), umsponnene Papierspule, die sich um eine Drahtfeder, Pfriemen (preⁱm) dreht, um das zu schnelle Ablaufen zu verhindern. Ist die Spule leer, so heißt sie leəɣ, Plur. leəje, und wird in einen am rechten toᵘęrm hängenden kleinen Holzkasten (de leəjembak) geworfen. Die Lade mit dem Riet hat den Zweck, durch einen Schlag nach vorne den Einschlag an das Gewebe festzuschlagen. Einschlag und Kette bilden dann ət węrk. Ehe der Weber (weəver) zu arbeiten (tə werkə) beginnt, muß die Kette stramm gezogen werden; es geschieht vermittelst der Spannung (španong) am kętbuᵒm. Sie besteht aus Seilen (zīələr, Sing. zīəl), die zu beiden Seiten der Kette um den Baum gewunden und nach außen durch das mit Steinen erschwerte Spannholz (španholt) verbunden sind. Das nach innen hängende Seil trägt am unteren Ende den Leichtstein (leⁱtštīən), mit dem die Spannung reguliert wird. Ist die Kette gespannt, so werden an die Stelle der Andrehstöcke lange, breite Ruten gesteckt. Dann wird die Kette gesäubert (jezűvərt, von zűvərə), mit der Säuberschere (zűvəršiər). Gesprungene Fäden, auch Drähte (dröət, von droət) werden wieder angelängt (aᵃnjəlęngt) mit einem Seidenfaden, der von einer mit Seide umsponnenen, über der Kette hängenden Holzspule (ət lengsəl) kommt. Der flache, künstliche Knoten heißt Seidenweberknoten (zīweəvəršknuᵒp, von knüᵒpə, knüpfen, oder šlengərdroət). Oft wurde die Kette mit Marseiller Seife (mazęlə zīᵃp), die an den zűvərstęk geschmiert wurde, geglättet, damit sie besser durch Kamm und Riet ging. Die

zwischen krüts und kętbū°m gesäuberte Strecke nennt der Weber ə šu°n jərei (schön hergerichtet). Um bei der feinen Arbeit des Säuberns besser sehen zu können, legt der Weber etwa einen halben Meter unter der Kette auf ein Netz (ət nęts) einen weißen Bogen aus dickem Papier (zūvərboəɣəl), auch bedient er sich, um sich weiter über die Kette lehnen zu können, der zūvərbank.

Nun erst sind alle Vorbereitungen zum Weben getroffen. Nachdem der Weber noch di diəɣ opjetrokə hat, d. h. die Kordeln unter dem Kamme und den Kammschachten richtig geknüpft und das Muster gewebt hat, fängt er an, die Kette zu weben. Das fertig gewebte Stück wird in kleinen Absätzen allmählich auf den boəršbū°m gewunden durch eine Vorrichtung am rechten Ende dieses Baumes. Es ist ein um den Baum geführter eiserner Kranz (krants), der durch eine eiserne Klammer (klamər) festgehalten wird. Aufgedreht wird der Baum mit dem Spannstock (špannštok), der in einem der am Baume befindlichen Löcher steckt. Das Aufziehen vollzieht sich auch mechanisch durch einen Regulator (rengəlᵃtöər). Der Wurf des Schiffchens durch die Kehle heißt Schuß (šöt). Hat der Weber einige Meter gewebt, so wird schlaff gemacht (šlap jəmękt), d. h. Lade und Kamm weit zurückgestellt und das Stück (ət węrk) mit dem Scheuerblech (šūərblęk) glatt gescheuert (jəšūərt).

Wenn dem Weber auf ein bestimmtes Maß die Anzahl der Schüsse vorgeschrieben ist, so bedient er sich zur Kontrolle eines kleinen viereckigen Vergrößerungsglases (et šötjleskə), durch das er die eingeschlagenen Schüsse (rebə) zählen kann. Ein anderes Maß ist ein kleines rechteckiges, an einer der Kurzseiten abgerundetes Stück Blech mit Maßstrichen versehen (də šötmoət). Die Kette ist in Kehren (kiərə) eingeteilt, ein Maß von 6 Ellen. Mit Wohlgefallen sieht der Weber (mīəstər, jəzęl, liərjong) und seine Familie, wenn der kętbū°m dünner wird und streifenweise durch die Seide hindurchschimmert; dann sagt er schmunzelnd: „dəm bū°m blöt“, „der Baum blüht“; denn dann ist nur noch der letzte Rest der letzten kiər zu weben. Um das Herausspringen der Kette aus der Nute (jruᵘf) des Kettbaumes zu verhindern, wird sie

mit den Spannkordeln (špankōərdə), die um den Kettbaum gewunden werden, verlängert, damit der Kettenrest bis zum Kamme weiter gewebt werden kann; und um die Seidenfäden in gleicher Straffheit zu erhalten, setzt man vor der fets die Kneife (də knīp) auf die Kette. Die knīp, die etwas breiter als die Kette sein muß, besteht aus zwei 5 bis 6 cm breiten Latten, von denen die eine, mit Schraubenstiften versehene, unter die Kette gehalten, die obere, mit Schraubenmuttern versehene, auf die untere Latte geschraubt wird. — Ist so auch der letzte Rest gewebt, so ist die Kette ab (də kęt es āf), eɣ hęb āf, sagt dann der Weber.

Vor dem Abliefern des fertigen Stückes muß dieses sorgfältig gereinigt werden. Es wird dann „gepflückt“ (jeplō^{o}t, plökə, plō^{u}t, jəplō^{u}t) mit dem Pflücker (plökər), einem Metallinstrument mit einer feinen Spitze am oberen und einer Kneifzange am unteren Ende, mit welchen Fäserchen, hervorstehende Seidenendchen, Knoten usw. herausgezupft werden. Dann wird das gereinigte Stück mit der hongsfot, einem festen Pack von Seidenknüngeln (zi^{i}knöngələ) abgerieben. Fehler im Stück sind: šlontsə, knű^{o}pštęlə, špatə, lǫssə šle^{a}ɣ, henəfotə.

Ist das Stück zum Abliefern fertig, so macht der Weber sich staats (šta^{a}ts), zieht ein frisch gebügeltes Vorhemd (e jərű̄əst fűərhemkə) und den Tuchrock (də lākəsə rok) an, setzt die ehrwürdige Mütze auf (də kap op) und geht zum Geschäft liefern (nǫ ət k^{an}tuər līəvərə), den līəvərbū^{o}m stolz wie ein Gewehr auf der Schulter tragend. Der Herr (d^{en} heər) des Geschäftes oder sein Vertreter prüft und mißt das Stück und zahlt dem Weber seinen Lohn nach der Lohnliste (luənlīs) aus. Für schlechte Ware wird ihm am Lohn abgezogen (āfjətrǫkə).

Das Spulrad (et špo^{u}lrad).

Zum Webstuhl gehört das Spulrad, ein dem Spinnrade ähnliches Gerät, scherzweise auch die Ziege (də jīət) genannt, mit Rad, Schnur, Spindel, (rad, šnōər, špil), auf drei Beinen stehend. Es wird mit der Hand gedreht und dient dazu, dem Weber die Spulen mit dem Einschlag (enšlāx) herzustellen

(tə špoᵘlə). Hinter dem Spulrad steht der Läufer (də lūᵉpər), eine Art Galgen, der sich auf einem Holzkasten (dem bak) erhebt. An der Deckplatte hängt ein Ring, durch den die von einer oder mehreren einköpfigen Bobinen (bᵃbingə) ablaufenden Seidenfäden zu der an der Spindel steckenden Papierspule zum Aufwinden mit der Hand geleitet werden. Die Papierspule heißt im nackten Zustande leəɣ. Je nach Vorschrift muß der Spuljunge (də špoᵘljong) īəndik oder ęfə, twīədik, drēⁱdik usw. spulen, d. h. einen oder mehrere Fäden zu gleicher Zeit spulen. Er hat darauf zu achten, daß er keine rauhen unebenen Stellen in den Fäden (šlontsə) mit in die Spule hineindreht, sonst erregt er den Unwillen des Webers, der dann seinem Ärger wohl mit einer Ohrfeige oder auch mit dem Tretstrumpf (treənkōᵘs), einem kräftigen Schutzstrumpf, Luft macht.

Də weəvər trękt dęn treənkōᵘs ūt
on hǭᵘt də špoᵘljong för dⁱ šnūt.

Hat der Spuljunge sein Werk getan, (dⁱ leəjə fōl) und auf das Spulbrett (špoᵘlbręt), ein mit Metallstiften versehenes Brett gesteckt, so darf er spielen gehen.

Der Weber arbeitete und wohnte mit seiner Familie in einer Stube (də štuᵒf), die er meistens weŋkəl nannte, und je nach der Anzahl der darin passenden Webstühle weŋkəl fan īən tǫᵘ, weŋkəl fan twīə tǫᵘəs, weŋkəl fan drēⁱ tǫᵘəs hieß. Der Webstuhl wurde meistens vom Geschäft geliefert. Besaß der Weber aber eigene Webstühle, (ən īᵒjə tǫᵘ oder twīə tǫᵘəs), so galt er als wohlhabend (də kan ziɣ joᵘt helpə). Glücklich war der Weber, wenn er schon twīə jongəs oder überhaupt Kinder (kengər opət tǫᵘ) hatte. Kinder und Lehrlinge gaben den Lohn (luən) zu Hause ab, erhielten dafür aber ein Spielgeld (špīəljęld) d. h. Taschengeld, das oft so reichlich bemessen war, daß sie ihre Kleider daraus bestreiten konnten.

Im allgemeinen kann man dem Krefelder Seidenweber (ziⁱweəvər) das Zeugnis ausstellen, daß er sauber (ᵃkraᵃt) und fleißig war. Seine Arbeitszeit dauerte im Winter vom Einbruch des Tages bis abends 10 oder $10^1/_2$ Uhr, im Sommer bis zum Eintritt der Dunkelheit. In der Dämmerung im Winter (tōšən dāx on donkəl) trank er Kaffee. Nach der

Herbstkirmes im September (də lampəmārt) fing er an, bei Lampenlicht zu arbeiten (bə də lamp tə werkə). Die tǫ̈lamp hing dann vor ihm am Lampenstock, (də lampəštęk). Sonntags wurde der Säuberbogen (zǖvərboəɣəl) auf die Kette und das Schiffchen zwischen Kamm und Riet (tōšə kamp on reit) gelegt. Sonstige Utensilien bewahrte er im sogenannten babingəkās, einem Wandschrank, der hinter ihm hing. Der Hausweber war ein Freund der Natur, an seinem Fenster standen wohlgepflegte Blumen, besonders Geranien und Fuchsien, (jranijən on foksiə), dazwischen stand ein kleiner Käfig mit dem kräftig schlagenden Buchfink (et kǫ̈ᵘkə möt dęm bokfenk). In der Stube hing auch wohl ein anderer Liebling, die Drossel (də meərling); er erhielt seine Leckerbissen (də meəlwurm) aus der hinter dem Ofen stehenden Mehlwurmkiste (meəlwurmskiss), die dann, wenn er ausgesungen hatte, seine Grabstätte wurde.

Mit dem allmählichen Schwinden des Handstuhles stirbt auch der alte biedere Typ des Hauswebers aus. Der mechanische Webstuhl hat sein behagliches, wenn auch oft sehr dürftiges Familienleben zerrissen. Schweren Herzens mußte sich mancher alte Hausweber zum mechanischen Stuhl in der Fabrik entschließen. Heute sieht man ihn nur noch selten mit dem Lieferbaum durch die Straßen schreiten. Um die Erinnerung an seine typische Gestalt wenigstens im Bilde zu retten, hat der Verschönerungsverein Krefeld ihm im Jahre 1911 ein Denkmal auf dem Südwall errichtet. Dem schlichten Charakter des Krefelder Seidenwebers entsprechend ist auch das Denkmal einfach und doch charakteristisch. Auf mannshohem Sockel steht der Weber in schreitender Stellung, den Lieferbaum auf der Schulter und in der linken Hand den Beutel mit den noch vollen Bobinen tragend. Sinnend schaut er von hoher Warte in das dichte Gewühl der Menschen und des Verkehrs, wehmütig der alten Zeiten gedenkend.

Ein Dichter hat ihm in Krefelder Mundart ein innig empfundenes Gedicht in den Mund gelegt, mit dem diese Zeilen geschlossen werden sollen.

et weəvərdęnkma^{a}l.

(H. O. Kref. Ztg. 13. 7. 1911.)

1. Nō^{u} štǫn eχ he^{i} on kīk on ki^{i}k
də zü^{ü}dwal op on niər
d^{i} weəvəre^{i} ut aldə tīd
d^{i} kömt z^{o} jǫ^{u} net wīr.

2. Wat woər z^{o} šü^{ü}n d^{i} weəvəre^{i},
d^{i} šetšpo^{u}l štong net štel,
wər wergdə früχ bis oəvəs lāt,
eχ on min frǫ^{u} d^{i} Bel.

3. də bokfenk on də jrānijum,
də hirškru^{o}npīf on muts,
On dat Kantuər, Flu^{o}h, Schramm, van Lumm
On nǫbər Schmetz on Butz.

4. D^{i} štu^{o}f fol kengər, ęrm on bra^{a}f,
təfrīənə jru^{o}t on kl^{i}ən,
fan polət^{i}k on kerkəštrīt
fas jār ken špu^{o}r tə zīən.

5. Meχan^{i}š, nę̄, dat joəf ət ne^{i}t,
wər wergdə möt də hank,
on of et jroəf of fīn dat re^{i}t,
dat tǫ̈^{ü}kə blīəf op jank.

6. No^{u} štǫn eχ he^{i} on kīk on ki^{i}k
dę züdwal op on niər
de weęvəre^{i} ut aldə tīd
zə kömt on kömpt net miər.

Kleinere Mitteilungen.

Französische Worte in der märkisch-westfälischen Mundart. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß dort, wo eine ausgesprochene Neigung bestanden hat und noch besteht, allem Fremdartigen scheu aus dem Wege zu gehen, nämlich in Westfalen, wie in Niederdeutschland überhaupt, sich so viele französische Worte in den Sprachschatz der Niederdeutschen einzuschleichen vermochten. Mit der Vorliebe des Deutschen, alles Fremdartige mit einer gewissen Ehrfurcht zu betrachten und es möglichst nachzuäffen, einem Übelstand, der bedauerlicherweise dem nationalen Fühlen und Denken von jeher wesentlich Abbruch getan hat, ist diese Erscheinung allein nicht erklärt, vielmehr dürfte vornehmlich auch der Umstand dazu beigetragen haben, daß die Ereignisse der großen

Zeit die Volksseele in ihrer tiefsten Tiefe erfaßten und sie dadurch befähigte, erst recht das Fremdartige in sich aufzunehmen und es im Gedächtnis zu bewahren.

In erzählender Form sei eine kleine Blütenlese der französischen Eindringlinge gebracht.

Die Hausfrau steht am Fernüß (fournois). Sie hat keine Zeit, Kumplemente (compliments) zu machen. Perpaßletant (pour passer le temps) schaut sie mal aus dem Fenster und geht dann zum Küchenschrank. Sie findet, daß die eine Putälge (bouteille) kein Öl, die andere kein Essig mehr enthält. „Sapperlaut! (saprelotte)" sagte sie, „das ist verdrießlich, aber nur Kurasche (courage), man muß sich zu helfen wissen." „Allo" oder „Allomarsch! (allons)" ruft sie dem Dienstmädchen zu, „lauf schnell zum Kaufmann in die Stadt, du Vergeßliche, und nun adjüs (adieu)." Das Mädchen ist etwas schallu (jalou) über diese Anrede und schlägt auf dem Hofe mit dem Knecht ein Lamento (von lamender) an. Dieses ist dem Knecht schenant (gênant) und er geht seiner Wege. Bald darauf erscheint der kleine Sohn des Hauses mit einer Schar Kinder auf dem Hofe, und die Mutter brummt vor sich hin: „Da kommt er wieder an und muß eine ganze Saffegarde (sauve garde = Schutzwehr) hinter sich haben." Sie schimpft, daß ihr Sohn so lange ausbleibt, aber der Junge sucht sich nach Kräften zu defendäiern (defendre). Daraus entsteht ein Krakäil (querelle), und die Mutter droht: „Bleibst du wieder so lange fort, soll dich der Schanditz oder Schandarm (gendarme) holen." Zwischen den Kindern auf dem Hofe entsteht ein großer Trubel (troubel). Unter ihnen ist auch ein kleiner Filu (filou), der sich über die Hausmutter amusiert (amuser) und sich über sie lustig macht. Und die Frau droht: „Wart Mosjö (monsieur), wenn ich dich kriege, geht es dir schlecht. Ich wäre kumpabel (capable), dir das Fell zu versohlen." Aber der Schelm machte ihr eine lange Nase und lief davon.

Darauf befahl die Frau dem Knecht, mal zu figeläiern (veiller, l. vigilare), wo die Magd mit den Putälgen bliebe. An diesem Auftrage hatte der Knecht ein großes Pläsier (plaisir). Er machte sich gleich prot (prêt, l. paratus), zündete sich zunächst seine Pfeife Tubak (tabac) an und ging seines Wegs auf die Schussäi (chausée) weiter, immer weiter. Endlich fand er die Mamsell (mademoiselle), die bei einem Schewolesche (cheveauléger) und einem andern Suldoten (soldat), seinem Kamroden (camerade) stand. Und der Knecht dachte: das ist doch ein Spektakel (spectacle), das ist ein Skandal (scandal). Er wollte erst Krakäil (querelle) anfangen und mit dem Mädchen disputäiern (disputer), aber er fürchtete den Krawall (charivari), und er schenäierte (gêner) sich, das Mädchen, in Gegenwart der Soldaten, zu beschimpfen. Auch sagte er sich: die Suldoten werden das Mädchen mehr ästemäiern (estimer) als dich und dir womöglich eins in die Visasche (visage) hauen, denn sie sind in der Überzahl. Die Kujöners (cuchon oder coion) sehen nicht grade vertrauenerweckend aus. Und hernach habe ich noch die Blamasche (blamage) davon. Kurz entschlossen dachte er: was willst du noch lange kwerelen

(querelle) machen, sag dem Mädchen nur, daß Madam sie erwarte. Und so geschah es, worauf das Mädchen schleunigst nach Hause ging.

Der Knecht aber brummte hinterdrein: „Komm du erst nach Hause, dann werde ich dir alte Soldatenklabaster schön den Standpunkt klar machen, verdient hättest du, daß du verkamesolt (von camisole) würdest, d. h. daß du etwas auf die Jacke bekämst und daß dich die Herrschaft ins Kaschott (cachot) steckte.“ Aber die Eifersucht ließ ihn nur so schimpfen. Von dem Laufen war er ganz marode (maraud) geworden. Auf einmal sah er eine Scheße (chaise) des Wegs kommen, die sein Kumpel (compagnon) vom Schloß fuhr, der Furasche zur Stadt gebracht hatte.

Er rief dem Knecht zu: „Prenne Platz! (prennez place), steig nur auf, du kannst mitfahren.“ Das ließ sich der Knecht nicht zweimal sagen. Rasch erstieg er den Bock und ließ sich neben seinem Freunde nieder. Und der Schloßkutscher erzählte: „Gestern war es fermaus (fameux) bei uns, die junge Baronesse hatte Hochzeit. Ich bekam neue Kamaschen (gamasche) mit vergoldeten Büttongs (bouton). Als ich die große Gesellschaft sah, verlor ich erst die Kurasche (courage). Ich mußte viele Kumplemente (compliment) machen, und die alte Frau Baronin hat mir vorher noch feine Manäiern (manière) beigebracht, damit ich die Herrschaft und mich nicht blamäiern (blâmer) sollte. Der Pastor, der die Baronesse schon konfermäiert (confirmer) hat, hat sie auch kopuläiert (copuler). Beim Hochzeitsmahl lag bei jedem Teller ein Biljet (billet) mit dem Namen des Gastes, und auf jedem Teller stand eine schön geformte Salfjette (serviette). Die alte Frau Baronin war sehr kontant (content, in der Bedeutung aufgeräumt). Beim Tabeldaut (table d'hote) gab es allerlei Delikatessen und sehr viel Schampanger.

Auf dem Trioter (theatre) wurde eine Komöddige (comédie) gespielt und Angtree (entrée) brauchte niemand zu bezahlen. Die Herren ritten Karrussel (carrousel) und jagten mit Lanzen. Es war ein Turnier (tournoi), und grade wie bei einer Batalge (bataille) ging es zu.

Ich mußte besonders bei der Aufwartung auf Propertät (properté) sehen und aufpassen, daß kein Pottsläin (porcelaine, bez. ital.: porcellana) kaput (capot) ging. Ich bekam viele Dußörs (douceur) und mußte immer: Merßi, Merßi (merci) sagen.“ K. Prümer.

Krengel zu bestimmten Zwecken. Es ist schon verschiedentlich auf alte Feiern und sonstige Gelegenheiten hingewiesen worden, bei denen Gebäcke verteilt wurden, z. B. V 1908 S. 73 aus Barntrup, VII 1910 S. 297 aus Blomberg. Eine kleine Notiz in der Lipp. Landeszeitung erinnert daran, daß ähnliches auch in Detmold der Fall war. Zur jährlichen Rechnungslegung versammelten sich die Mitglieder des Bäckeramtes in dem Hause des Dechen (Innungs- oder Obermeisters). Aber auch sonst bei Beratung gemeinsamer Angelegenheiten wurde der im folgenden erwähnte Brauch geübt. In allen Versammlungen gab es zu diesem Zwecke besonders gebackene Krengel. Dazu wurde Stadtbier aus irdenen Krügen gereicht und Tabak aus langen irdenen Tonpfeifen

geraucht. Das Sprichwort: „Umsonst ist nicht einmal der Tod," fand auch hier seine Geltung, denn das Dargereichte wurde von dem Dechen auf Heller und Pfennig nach ortsüblicher Münze in Rechnung gestellt.

K. Wehrhan.

Bauopfer. Zur Zeit wird die Kirche in Enger i. W. gründlich restauriert. Dabei hat man, wie mir Herr Lehrer W. Kleineberg in Enger freundlichst mitteilte, an der Südseite neben der Tür in einer Höhe von ungefähr 1,50 m ein wagerecht verlaufendes 2 m langes Loch in der Mauer gefunden, das Knochen und Holzmehl enthielt.

K. Wehrhan.

Zu **„Volkslieder aus dem Bergischen"** von O. Schell. Oben S. 11f (Nr. 3). Das Lied wurde bei uns (83. Rgt. in Arolsen) folgendermaßen gesungen:

1. Kein bess'res Leben ist
Auf dieser Welt zu finden,
Als daß man isset und trinkt —
Und läßt den Mut nicht sinken —
Wie ein Soldat im Feld,
Seinem König stets getreu,
Hat er nicht allezeit Geld,
Hat er doch Lust dabei.
Valderi valdera zum valderallala
Hat er doch Lust dabei.

2. Sein Hüttchen ist so klein,
Mit Leinewand bedecket,
Wie auch sein Bettelein
Mit Stroh ist überschüttet,
Der Mantel ist seine Deck',
Darunter schläft er ein,
Bis ihn der Tambour weckt.
Stets munter müssen wir sein.
Valderi usw.

3. Wenn's heißt, der Feind rücket an,
Wenn die Kanonen blitzen,
Freut sich ein jeder Mann,
Zu Pferd muß alles sitzen.
Man rücket ins weite Feld
Und schläget tapfer drein,
Der Feind kriegt Schläge fürs Geld,
Wer das Glück hat, kehret heim.
Valderi usw.

1. Bekomm ich einen Schuß
Und meine Glieder sinken,
Hab' weder Weib noch Kind,
Die sich darüber kränken.

Sterb' ich, so bin ich tot,
Der Tod ist mein Gewinn,
So hab ich doch den Ruhm
Vor dem Feind gestorben bin.
Valderi usw.

5. Wenn ich gestorben bin,
So tut man mich begraben
Mit Trommel und mit Spiel,
Wie's die Soldaten haben.
Drei Salven gibt man mir
In's kühle Grab hinein,
Das ist Soldatenmanier,
Daß die andern lustig sein.
Valderi usw.

L. Bangert, Elberfeld.

Zu **„Volkslieder aus dem Bergischen"** von O. Schell (Oben S. 112 u. ff.)

In Turnerkreisen Berlins und Havelgaus wird folgende Variante des Liedes 21a „Es waren mal drei Gesellen" gesungen:

1. Es waren mal drei Gesellen,
Die täten sich was erzählen.
Sie hielten unter sich einen wohl weisen Rat,
Wer unter ihnen wohl das schönste Mädchen hat.

2. Da war auch einer drunter,
Und nichts verschweigen kunnt' er.
Dem hat für (auf) diese Nacht sein Mädel zugesagt,
Daß er bei ihr sollt' sein im stillen Kämmerlein.

3. Des Morgens um halb viere
Klopft er an ihre Türe.
Er klopft ganz leise an mit seinem Siegelring;
„Schläfst oder wachest du, herzallerliebstes Ding?"

4. „„Mag schlafen oder wachen,
Ich tu dir nicht aufmachen.
Geh du nur wieder hin, wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul an einen dürren Ast." "

5. „Wo soll ich denn hinreiten?
Es schlafen alle Leuten,
Es schlafen alle Leut', Vieh, Menschen, Weib und Kind,
Und draußen auf der Heid da weht ein kühler Wind."

6. „„Da draußen auf dem Viehweg
Da liegt ein großer Kuhdreck,
Da lege dich hinein mit deinem Häuptelein,
So wirst du morgen früh wohl nicht voll Federn sein." "

Variante zu 6.

„ „Das tut mich garnicht rühren,
Daß dir dies tut passieren.
Denn wer ein Mädel hat und sagt es jedermann,
Der klopft dann auch wie du sehr oft vergebens an.“ “

7. Da sprachen die Herrn Hausknechte:
„Dem Kerl geschieht ganz rechte!
Hätt' er geschwiegen still und's Maul gehalten fein,
Wär er in dieser Nacht beim schönsten Mägdelein.“

Es fehlt in dieser Fassung der Zug, daß das Mädchen den plauderhaften Burschen belauscht. Daher kommt hier die Abweisung des Liebhabers ganz unvermittelt. Die Variante der 6. Strophe läßt aber sicher annehmen, daß eine den Strophen 3 der beiden von O. Schell mitgeteilten Fassungen entsprechende ausgefallen ist.

Herm. Brücker, Friedenau.

Drei Fingerreime aus der Dortmunder Gegend (Brambauer).

Dümeling,
Fingerling,
Langmann,
Schwankmann,
Klein Dibelitzmann.

(bei Woeste: dumlinksken, fingerlinksken, lankmännken, swankmännken, klaine kappeditsmännken.)

Holthaier,
Baierbraier,
Fuselstücker,
Wintäpper,
un de kleine Uuttknäpper.

De hait Holt,
de drigt in,
de kokt wat to iäten,
de scheppt op
un de kleine Ditzmann iät alles op.*)

K. Brügmann, Dortmund.

Rätsel (aus der Umgegend von Dortmund). Ein Mann hat sich vergangen und ist zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt worden. Seine Frau sucht ihn loszubitten, wird aber zurückgewiesen. Sie läßt sich nicht entmutigen, bis die Richter ihr diese Bedingung stellen: die Frau darf sich ein Rätsel ausdenken, vermögen die Richter es nicht zu raten, so ist ihr Mann befreit.

[*) Vgl. Wossidlo, Mecklenburg. Volksüberlieferungen 3, S. 59 ff. 323 ff.]

Die Frau geht heim und kommt nach einiger Zeit zurück und hat dieses Rätsel sich ersonnen:

„Ungeboren Quikquak
hauge in dem Baum saat,
unner Eer un bobben Eer.
Heerens, könnt i dat wol roen,
dann könnt i minen Mann wol broen!“

Die Richter raten es natürlich nicht und der Mann ist frei. Und wie löste die Frau das Rätsel? In ihrer Nachbarschaft war ein trächtiges Mutterschwein eingegangen, die ungeborenen Schweinchen hatte man herausgenommen, in einen Korb getan, den Korb mit Erde bedeckt und in den Baum gehängt.*) K. Brügmann, Dortmund.

Spottverse auf Vornamen.

In der M.-Gladbacher Gegend gesammelt von A. Mackes, Hehn.

Kinder müssen sich zanken; das ist einmal nicht anders. Aber nicht nur Faustkämpfe werden auf den Straßen und Gassen ausgefochten; nicht selten suchen die streitenden Parteien einander auch mit den Waffen des Geistes beizukommen. In derber Rede und noch wuchtigerer Gegenrede, in kühnen Behauptungen und Widerlegungen messen sie ihre Schlagfertigkeit. Ein pfiffiger Kerl muß nur allerhand Material auf Vorrat haben, der muß wissen, wo die Gegner eine schwache Seite haben, also leicht zu verwunden sind; der weiß auch, daß die meisten Kinder gerade mit Bezug auf ihren Vornamen sehr feinfühlig sind. Die hier wiedergegebenen Spottverse sind derartigen Straßenschlachten abgelauscht.

1. Antönsche, Kaffeebönsche,
Zuckerplätzke, Getestätzke.

2. Anton, Tinton, täterätätät,
Komm eren on sett dech gätt,
Mak de Pief an,
Donn gätt Spöi dran,
Dann geht se an.

3. Chrestian, Chrestian,
Treck dran
An dä lange Niefam.

4 Piter on Pauel
Biete an ene Knauel,
Piterke grieb ene Sten
On schmiet Pauel vör dat Ben.
Pauel sät: „O wie“.
Piterke sät: „Ech donn öt net mie.“

5. Modder, Modder, komm ens kieke,
Wat dä Mattes all verköpp!
E dutzend ful Eier
On en Uer, die net löpp.

[*) Das Rätsel wird von Woeste in der Zeitschr. f. deutsche Mythologie u. Sittenkunde, 3, S. 193 in folgender Fassung aus der Grafsch. Mark gebracht:

„En ungebuåren kwick-kwack,
dat håuge unner 'ner äike sât,
nit op der aeren
nit unner der aeren.
roat mål, haerens, bat sal deriut waeren?“

Vgl. Wossidlo, Mecklenb. Volksüberlief. I, S. 218 f. (970) und S. 324 f., wo Woeste bereits angeführt wird.]

6. Fritzke mueß Water utschödde.
Hä schödd et en de Hött.
Du koame twie Poliste
On noame Fritzke möt.
Fritzke schreit: „O wie,
Ech donn et jo net mie.“
Fritzke schreit: „O Gott,
Jetz kuem ech en de Pott!“

7. Marie, Marie,
Dä Säbel an de Sie,
Dä Hälem ob dä Kopp,
Am Mondag gehste fott.

8. Tring, Tring, Mengelewing,
Katring, Katring, Katomm
Katritsche, Wengelewitsche,
Wat bös du domm!

9. Kloas, Kloas, Klas,
Schütt ene Has,
Pack em beim Fraß
On schmitt em en de Maas.

Wegen ihres humoristischen Einschlages sind diese Spottreime jedoch auch wieder geeignet Frieden zu stiften. Man kann beobachten, daß die erbittertsten Feinde alsbald in ein schallendes Gelächter ausbrechen und sich versöhnen, wenn die Kampfesweise poetische Formen annimmt.

Zu: Freimaurerei und Volkskunde. (Vgl. K. Wehrhan in dieser Zeitschrift 1909, Heft 1). Alle Freimaurer kennen sich untereinander. Beim Grüßen haben sie eine besondere, allgemein unter ihnen übliche Manier, die namentlich in einem eigenartigen Schwenken des Hutes besteht.

Gerät ein Freimaurer in Not, so wird ihm von seinen Genossen dreimal geholfen; beim vierten Mal muß er verderben.

Unter den Freimaurern wird alljährlich das Los geworfen. Wen es trifft, der muß einen andern Freimaurer „um die Ecke“ bringen. Unterläßt er es, dann töten andere ihn selbst. So weigerte sich auch ein in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts verstorbener Bürgermeister, der in dem Rufe stand, freimaurerisch gesonnen zu sein und seine Seele mit dem eignen Blute dem Teufel vermacht zu haben, einen Freund zu morden. Dafür kam er selbst „schmus“ ums Leben: der Teufel stürzte ihn in einem fremden Hause hinterrücks die Treppe hinunter. (Neuwerk)

A. Mackes in Hehn b. M.-Gladbach.

Auf einem Steuerverteilungszettel von 1732/33 für Hoven (Gemeinde Neuwerk) fand ich folgenden Reim:

Wer wilt erfahren der Welt wesen
Der thun diesen Reimen lesen
Darinnen wird er finden geschwind
Wie die ganze Welt ist worden blindt.
Dan Gottes gebott werden verlacht
Und seine Glieder mit Fluch veracht

Constantin Breuer

initium sapientiae est timor Domini. (Der Anfang der Weisheit ist die Furcht Gottes). A. Mackes, Hehn.

Werwölfe und anderer Spuk in Hörde i. W. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Glaube an Werwölfe in Hörde noch sehr verbreitet. Die Werwölfe hatten angeblich die Gestalt großer Hunde, Füße mit langen Krallen und im Kopfe glühende Augen. Sie sprangen dem einsamen Wanderer auf den Rücken und drückten ihm die Kehle zu. Namentlich in der düsteren Gasse hausten diese Untiere und die Furcht vor ihnen war so groß, daß sich die Einwohner, wenn der Aberglaube durch einen Umstand besonders rege geworden war, sich des Abends nicht auf die Straße getrauten.

An Geisterspuk glaubte man noch vor wenigen Jahrzehnten in weitesten Kreisen. Menschen, die auf Erden Unrechtes getan, sollen im Grabe keine Ruhe finden und stets zu nächtlicher Stunde an den Orten ihrer früheren Tätigkeit umherwandeln. Namentlich die Mörder zieht es immer wieder an die Orte ihrer unseligen Taten.

Am Kaiserberg in Schüren befand sich bis vor wenigen Jahren ein nur aus wenigen Bäumen bestehendes Wäldchen — „das verlorene Hölzchen“. Nach einigen Angaben soll dieser Name daher rühren, daß das Wäldchen, als die großen Waldungen der hiesigen Gegend der fortschreitenden Kultivierung weichen mußten und nach dem Süden gedrängt wurden, den Anschluß verpaßte und deshalb einsam und verloren stehen blieb. Andere behaupten, daß der Name daher rühre, weil es eine ganz gottverlorene Gegend gewesen sei, in der die bösen Geister ihr Unwesen trieben. Wenn ein Fuhrwerk in vorgerückter Abendstunde die am verlorenen Hölzchen vorbeiführenden Wege passierte, standen die Pferde plötzlich festgebannt still. Oft auch schlugen Flammen aus dem Wege empor. Der Bann und die Erscheinung wichen erst, wenn der Fuhrmann ein Gebet gesprochen hatte.

In früheren Jahren war es Brauch, daß die Bürger sich die Bretter für ihren Sarg selbst schnitten. Kurz bevor der Besitzer starb, bewegten sich die Bretter, um anzuzeigen, daß der Tod bevorstehe. Daß Hunde im voraus merken, wenn in der Nachbarschaft jemand sterben wird, ist heute noch bei vielen fester Glaube. Die Tiere verkünden den Tod dann durch ein eigenartig wehmütiges Heulen.

Der Glaube an Hexen war ebenfalls sehr verbreitet, und zwar erstreckten sich ihre Künste hauptsächlich auf das Vieh. Wenn eine Kuh keine Milch mehr gab, war sie zweifellos behext. Das Bestreben mußte vor allem darauf gerichtet sein, durch zweckmäßige Fütterung und Behandlung den Eutern wenigstens einen Tropfen Milch abzugewinnen. Bekam man einen solchen, so mußte er auf den glühenden Herd geschüttet werden. Die Kuh war sofort wieder gesund, die Hexe aber durch ein verbranntes Gesicht gekennzeichnet. C. May, Hörde.

Das Ständchensingen in Worringen. Im ersten Heft des 10. Jahrganges dieser Zeitschrift teilt J. Klein auf Seite 63 Text und Melodie eines Ständchens mit, das jedem der Bewohner Worringens zum Namenstag gebracht wird. Es ist ihm dabei die merkwürdige Tatsache

entgangen, daß, worauf schon der Name Preziosa hinwies, der Text allerhand Beziehungen zu der Weberschen Oper Preziosa, deren Text von Pius Alex. Wolff (1. Aufzug 5. Szene Anfang) stammt, enthält. Eine einfache Nebeneinanderstellung beider Texte möge dies zeigen.

Worringer Ständchen:	Preziosa:
1. Preziosa sie soll leben	Chor des Volks:
Bei einem Gläschen Wein.	Heil Preziosen! Preis der Schönen!
Blumen winden wir zum Kranze.	Windet Blumen ihr zum Kranz,
Laßt uns Kränze winden,	Lasset lauter Lob ertönen
5. Jubellieder singen:	Ihrer Schönheit Sonnenglanz.
Viel Gelück zum Namenstag.	Hoch, Preziosa, sei beglückt!
Schlummre sanft in heilger Stille	Freude, Segen auf dich nieder!
Schließe beide Äuglein zu.	Die Natur so reich geschmückt,
Und ein süßer Traum erfülle	Schmückt sie, singt ihr Jubellieder!
10. Dein Herz in süßer Ruh.	Alle:
Gute Nacht! Durch Hoffnungs-träume	Es lebe Preziosa! Preziosa lebe hoch!
Schwinge dich auf sanfte Weise*)	
Gute Nacht, gute Nacht!	

Woher die Verse 7 ff. im Worringer Ständchen stammen, weiß ich nicht zu sagen, aber jedenfalls wohl gehören sie auch ursprünglich einem Kunstlied oder einer Opernarie an. Die Melodie zeigt keine Verwandtschaft mit dem Weberschen Chor, wie mir Herr Professor Dr. Nef (Basel) freundlichst bestätigt. Nef meint, „die monotone Weise sei vielleicht durch den Kirchengesang beeinflußt. Erst gegen den Schluß trete der eigentliche Volksliedton ein".

Freiburg, den 21. Mai 1913. John Meier.

Heiteres und Ernstes aus Handschriften. I.

In theologischen Handschriften finden sich häufig bald lustige, bald ernste Lückenbüßer. So stehen auf Blatt 59b der dem 16. Jahrhundert angehörigen Handschrift 804 der Stadtbibliothek zu Trier folgende Hexameter:

Est bona vox „hol wyn", melior „schenk", optima „drynck uss."
Est mala vox „rechnung", peior „czael", pessima „rück gelt".[1])

Ebendaselbst Blatt 60b stehen schöne leoninische[2]) Hexameter über nummus (Geld), deren letzter lautet:

Nummus honoratur, sine nummo nullus amatur.

Der erste obiger Verse heißt wörtlich übersetzt:

Ein gutes Wort: „Hol Wein"!
Ein besseres: „Schenk ein"!
Das beste ist: „Trink aus"!

*) Der ursprüngliche Reim war wohl sicher: Träume, Räume.

[1]) „Rückgeld", auch „Pfannengeld" wegen der Biersudpfanne, nannte man die Abgabe für Ausübung der Braugerechtigkeit.

[2]) D. h. in der ersten und zweiten Hälfte des Verses sich reimende.

Die beiden andern zum Teil freier, aber sinngemäß:

„Rechnung“ — ein böses Wort!
Ein schlimmres: „Zahl sofort“!
Das schlimmste: — „Biersteuer“!

und

Reich wird geehrt,
Arm ist nichts wert.

Joseph Pohl, Bonn.

Zu dem von K. Prümer mitgeteilten **Volkslied** „Es waren einmal zwei Knaben“ (S. 53 d. J.) können wir noch eine wertvolle, heute noch gesungene Abweichung, auch aus Westfalen, beitragen. Wir verdanken sie der fleißigen Sammelarbeit von Herrn Graebner und Frau in Haßlinghausen, die uns für das aus dem Wandervogel heraus entstandene „Westfälische Liederblatt“ ihr gesamtes Material überließen.

Wenn der Text des folgenden Liedes auch nicht mundartlich gehalten ist — die Mundart hat ja im allgemeinen den Vorzug der Ursprünglichkeit — so bürgt doch der schwere Ernst, die balladenartige Geschlossenheit, mit Ausnahme des konventionellen Schlusses, für ein höheres Alter. Fast möchten wir glauben, daß in dem S. 54 gedruckten Lied die plattdeutsche Form des Kehrreims nur der Verzerrung ins Komische dient, der das ganze Lied anheimgefallen ist. Diese Vermutung steht in Zusammenhang mit einer Beobachtung, die man besonders an der Waterkante machen kann, die wir natürlich nicht auf diesen Fall angewendet sehen wollen: bei der Wiederbelebung des Volksliedes und der Pflege der heimatlichen Mundart tritt, sobald solches Streben Modesache wird, die unliebsame Erscheinung ein, daß man die plattdeutschen und allgemein mundartlichen Formen als lächerlich empfindet und nun zu „Effekten“ verwendet. Dahinter steckt dann, nur verkappt, der alte Feind, die Geringschätzung. So haben wir bestimmte Fälle aus unsern Wandervogelkreisen, wo gradezu Verdrehungen in diesem Sinne an altem Volksgut vorgenommen wurden. Doch dies nur als Merkauf für Sammler.

Besonders spricht für einen von Haus aus tragisch gehaltenen Charakter des Liedes die Singweise mit ihrem dreitaktigen Rhythmus, ihrem Übergang in die Molltonart am Schluß.

2. Den Kaufmann wollte sie haben, den Fischer, den mochte sie nicht, er schiffte von Städtchen zu Städtchen, bis er die Liebenden trifft.

3. Ach Mädchen, was hab ich von dir gehört, du hast ja von zweien die Treu; der Böse soll dich holen an deinem Hochzeitstag.

4. Und als der Hochzeitstag ankam, und alles war schon bereit, da kam ein Reiter geritten und setzte sich obenan.

5. Man setzte ihm Essen und Trinken vor und auch ein kühles Glas Wein. Er wollte nicht essen, nicht trinken, nur tanzen mit der Braut allein.

6. Und dreimal tanzten sie rum und rund, da flogen sie zum Fenster hinaus. Hier in des Großvaters Garten, wohl unter den Feigenbaum.

7. Da stach er ihr beide Augen aus und auch die Zunge aus dem Mund. „So“, sprach er, „haben wir beide erfahren, was falsche Liebe tut.“

K. Brügmann. W. Rittinghaus.

Volkslieder aus dem Teutoburger Walde.

1. Als ich liebte, war ich glücklich, kannte nicht den Trennungsschmerz,
Treue schwur mir mein Geliebter, und ich schenkte ihm mein Herz.

Doch die Freude währt' nicht lange, Trennung ward das erste Los,
Und mein Aug' das stand in Tränen, und mein Herz ward freudenlos.

Wer das Scheiden hat erfunden, hat ans Lieben nicht gedacht,
Sonst hätt' er die letzten Stunden in der Liebe hingebracht.

Donner grollen, Felsen brechen, aber treue Liebe nicht,
Drum, so will ich treu dir bleiben, bis mein Herz im Tode bricht.

Ach, hätt' ich dich nicht gesehen und mein Mund dich nicht geküßt,
Könnt' ich froh durchs Leben gehen, was mir jetzt unmöglich ist.

Gehst du einst mit einer andern, die dich innig liebt und küßt,
Sag' ihr nichts von meiner Liebe, sage ihr, du kennst mich nicht.

Und soll alles anders kommen, anders, als man will und meint,
Ein getreues Herz wird streiten wider alles, was ist feind.

2. Einst stand ich am Eisengitter in der stillen Einsamkeit,
Klagte laut und weinte bitter, klagte Gott mein Herzeleid.

Ach wie sind die Mauern düster und wie sind die Ketten schwer.
Ach wie lange wirds noch dauern! Ist für mich keine Rettung mehr?

Einen Vater, den ich hatte, den ich Vater hab' genannt,
Eine Mutter, die ich liebte, die hat mir der Tod entwandt.

Holder Jüngling, meinst du's redlich oder treibst du mit mir Scherz?
Denk, ach denk, es sei gefährlich, für so ein junges Mädchenherz.

Und soll gleich die Erde brechen und der Himmel fallen ein,
So halt ich doch mein Versprechen, dir auf ewig treu zu sein.

3. Geh nur hin, du Ungetreuer, wie verstellt sich doch dein Sinn!
Warum sprichst du Liebesworte, wenn ich dir zuwider bin!

Konntest du mirs gleich nicht sagen, als du mir gabst den ersten Kuß,
Daß ich dich, du Ungetreuer, schon so früh verlassen muß?

Ich bin zwar noch jung von Jahren, wer weiß, wo mir mein Glück noch blüht,
Leiden hab' ich viel erfahren, doch mein Herz bleibt stets für dich.

Stehst du einst am Traualtare, reichst dein Herz einer andern dar,
Lieg' ich auf der Totenbahre, leg mir Myrten an mein Haar.

4. Ich habe den Frühling gesehen, ich habe die Blumen begrüßt,
Hab' die Nachtigall im stillen belauschet und mein liebliches Mädchen geküßt.
Der liebliche Lenz ist verschwunden, die Bäume, die blühen nicht mehr,
Meine Liebste ist ins Grab verschwunden, und verstummt ist der Nachtigall ihr Lied.

Der himmlische Vater dort oben, der hat mir mein Liebstes gerafft,
Denn es gibt ja der Mädchen so viele, aber für mich hat er keines geschafft.

5. Müde kehrt ein Wandersmann zurück
Nach der Heimat, seiner Liebe Glück.
Doch bevor er kehrt in Liebchens Haus.
Kauft er für sie den schönsten Blumenstrauß.

Doch die Gärtnersfrau, so hold, so schön,
Führt ihn gleich zum Blumenbeet hinaus,
Und bei jeder Rose, die sie bricht,
Rollen Tränen ihr vom Angesicht.

Warum weinst du, holde Gärtnersfrau?
Weinst du um der Veilchen Dunkelblau,
Oder um die Rose, die du brichst?
Nein, ach nein, um diese wein ich nicht.

Ich weine um den Jüngling ganz allein,
Der in die Welt gezogen ist hinein,
Dem ich ewig Treu geschworen hab,
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab.

H. Schwanold.

Aufruf zum Sammeln!

Herr Oberbürgermeister Wallraf hat die Anregung gegeben, die alten kölnischen Sprüche und Lieder zu sammeln und durch den Druck für alle Zeiten festzulegen. Gewiß ein schönes, dankenswertes Unternehmen, denn unter diesen alten, teilweise nur mündlich überlieferten Liedern und Liedchen — sei es nun ein Verspaar, eine Strophe oder ein ganzes Gedicht — befindet sich so manche Perle, so mancher Edelstein von echt kölnischem Feuer und Geist, daß ihr Untergang ernsthaft zu bedauern wäre.

Die Unterzeichneten haben nun schon damit begonnen, diese altkölnischen Lieder und Sprüche — bis zum Ende des 19. Jahrhunderts —

zu sammeln. Sie sind sich aber bewußt, nicht vollständig zum Ziele zu gelangen, wenn nicht alle alten, echten Kölner, denen noch alte Sprüche, Wetterregeln usw., sowie Kinder- und Volkslieder im Gedächtnis haften, ihnen dabei behilflich sind.

Deshalb ergeht an alle Kölner, denen ihre Muttersprache lieb und wert ist und die unsere alten gemütlichen, humorvollen und manchmal auch etwas derben Liedchen vor dem Untergang bewahrt wissen wollen, die Bitte: alles, was sie noch in der Erinnerung oder auf dem Papier besitzen, an den mitunterzeichneten Dr. Jos. Bayer, Köln, Jahnstraße 28, einzusenden. Die eingereichten Handschriften und Originaldrucke werden auf Wunsch gern zurückgeliefert.

Köln, im Oktober 1912.

Prof. Dr. Wilhelm Schneider-Clauß.
Dr. Josef Bayer.

Berichte und Bücherschau.

Schön, Friedrich, Geschichte der Rheinfränkischen Mundartdichtung. Freiburg i. Br. Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1913. 40 S. 8°. Preis Mark 1.—.

Ein kurzer, aber brauchbarer Abriß der Mundartdichtung des genannten Gebiets, dem auch ein Teil unseres Vereinsgebiets angehört, nämlich das südöstliche Grenzgebiet der Rheinprovinz. Der Verfasser, ein rühriges Mitglied unseres Vereins, gibt hier ein Verzeichnis der Mundartdichter nebst ihren Werken, von den wichtigeren auch Mitteilungen über ihr Leben wie eine kurze Charakteristik. Das Werkchen eignet sich jedenfalls gut zur Erlangung eines schnellen Überblicks über die Literatur des rheinfränkischen Mundartgebiets. K. Wehrhan.

Westfälisches Liederblatt. Erstes Heft. Herausgegeben vom Wandervogel E. V. durch Karl Brügmann und W. Rittinghaus. Zu beziehen von der Bundesgeschäftsstelle des WV. (Wandervogels) in Osnabrück, Lotterstraße. 65 und 9 Seiten. kl. 8°. Preis 40 Pfennig.

Der Wandervogel hat sich entschieden ein großes Verdienst um das deutsche Volkslied erworben, indem er durch seine Mitglieder neues Leben in das Volkslied hineingebracht hat oder vielmehr, indem er das Volkslied auch in jenen Kreisen wieder heimisch zu machen sucht, die sonst dem eigentlichen Volkslied ferner standen, nämlich in den Kreisen der studierenden Jugend. Das ist ihm bis jetzt mit hübschem Erfolg gelungen, und darin liegt eine große Bedeutung für die Zukunft, weil dadurch die wissenschaftlichen Kreise für unser schönes Volkslied erwärmt und gewonnen werden. Neben dem allgemeinen Wandervogel-Liederbuch

erscheinen nunmehr auch landschaftliche Sammlungen. Das vorliegende erste westfälische Heft enthält 50 Lieder mit Text und Melodie, bietet also für einen außerordentlich niedrigen Preis sehr viel. Manche Lieder sind bewährten gedruckten Quellen, viele der unmittelbaren Aufzeichnung aus dem Volke entnommen. Nach Wandervogelweise sind die Lieder mit einer Begleitung durch die Zupfgeige (Guitarre) versehen. Zu dem wertvollsten Inhalt gehören die mundartlichen Lieder. Wir wünschen dem Heftchen einen guten Erfolg und verdiente Anerkennung und sehen mit Freuden dem folgenden Heft entgegen. K. Wehrhan.

Des Deutschen Vaterland. Unter diesem Titel ist im Verlage von Chr. Belser in Stuttgart ein nahezu 90 Druckbogen Folio umfassendes Werk erschienen, das, durchweg auf der Grundlage des Volkstums aufgebaut, Deutschland in landschaftlicher, geschichtlicher, industrieller und kulturgeschichtlicher Hinsicht schildern soll und dabei die Volkskunde besonders weitgehend berücksichtigt. Herausgeber ist der bekannte Biograph und historische Schriftsteller Hermann Müller-Bohn, der eine ganze Reihe Mitarbeiter dazu herangezogen hat. Als für die Volkskunde und für unser Gebiet bedeutungsvoll sollen folgende Abschnitte hervorgehoben werden: Ludwig Ganghofer (Bayerische Volkssitten), Hansjakob (Schwarzwälder Hochzeitsbräuche), Weise (Die deutschen Stämme), Reichardt (Deutsche Volkssitten und Festbräuche) u. a. Die einzelnen Landschaften haben gesonderte Darstellung gefunden, darunter kommen für unser Vereinsgebiet in Betracht: Buchhorn und Rehbein: Die Rheinlande, Wehrhan: Die Lippeschen Lande, Wiese: Westfalen. Das Werk erscheint in 45 Lieferungen zu 80 Pfennig und wird auch in 2 Prachtbänden zu je 20 Mark ausgegeben. Die vorzüglichen Abbildungen müssen besonders hervorgehoben werden. K. Wehrhan.

Nu lat uns singen. Plattdütsch Leederbook. Eers Deel: För Schol un Hus. Tweet Deel: För Hus un Gelag. Rutgeb'n ... un besorgt vun Gustav Friedrich Meyer. Dat Lederbok is to hem bi Lüdtke un Martens, Bokdrucker, Kiel, Knooperweg 144 un kost: eers Deel 10 Penn, tweet Deel 20 Penn. 32 un 48 S. 8°.

Unter den fast 100 Volksliedern, die hier in vorzüglicher Ausstattung mit vollständigem niederdeutschen Text und mit Melodien geboten werden, finden wir eine ganze Reihe von Perlen, die in unserm plattdeutschen Gebiet heimisch und beliebt sind und deshalb hier auch in gedruckter Form Anklang finden werden. Der außerordentlich billige Preis zeigt, was heute geleistet werden kann. Welchen Erfolg das erste Heft gehabt hat, kann man daraus ersehen, daß es in wenigen Wochen in der ganzen Auflage von 10000 Stück vergriffen war, so daß jetzt schon das zweite Zehntausend vorliegt. Schon daran erkennt man, wie vorzüglich der Herausgeber die Auswahl getroffen haben muß. Möge die Verbreitung so weitergehen! K. Wehrhan.

Rehorn, Karl, Der Westerwald. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer [1912]. VIII und 309 S. 8°.

Von einem gründlichen Kenner des Westerwaldes liegt hier eine Arbeit vor, die das Ergebnis langer Studien ist. Sie schildert in anregender Weise nach der Behandlung allerlei Vorfragen und Feststellungen (Lage, Name, Topographie usw. des Gebietes) die Römer auf dem Westerwald, die Besiedelung, das Heiden- und Christentum und endlich in vollendeter Art den Westerwalder Bauern in seinem alltäglichen, sonn- und festlichen wie wirtschaftlichen Leben. Gerade jetzt, wo der Westerwald infolge der modernen Verkehrsverhältnisse beginnt, aus seinem abgeschlossenen Rahmen herauszutreten, ist diese Feststellung des ursprünglichen Zustandes besonders wertvoll. K. Wehrhan.

Heimatliche Unterhaltungsliteratur.

Schon einmal ist auf den tiefen Wert heimatlicher Unterhaltungsliteratur für die Volkskunde an dieser Stelle hingewiesen worden (6. Jahrg. 1909, S. 233). Heute soll eine Reihe neuerer Erscheinungen auf diesem Gebiete kurz mitgeteilt werden. Das lippische Bauerntum erfährt eine vorzügliche Schilderung von Hans Kiewning in „Von Rechts wegen!“ Eine Geschichte aus der Zeit des Absolutismus. (Bremen, Schünemann. 1912. 362 S.) Es behandelt einen interessanten Rechtsfall der Niedermeierin in Brüntrup aus dem Ende des 17. Jahrhunderts durchaus nach den Akten, also nach der Wirklichkeit. Die unglaublichen „Rechts“handlungen jener Zeit lassen uns heute schaudern. In Ton und Wesen ist das lippische Bauerntum hier recht lebenswahr dargestellt; der Verfasser hat glücklich selbst kleine Einzelheiten aus der Sprache (Redensart, Sprichwort), dem täglichen Leben, aus Sitte und Brauch wiedergegeben. Etwas weiter nach dem Süden der roten Erde führt uns das neueste Werk von Karl Prümer, „Als wir noch jung waren“. (Leipzig. O. Lenz. 1913. Mark 4.—, geb. Mark 5.—. 455 S.) Wie der Titel schon andeutet, sind es beseligende Erinnerungen, die den beliebten Verfasser hier die Feder führen ließen, um die Gestalten zu schildern, die Fleisch und Blut vor unserm geistigen Auge erhalten. Daß auch hier reiche Ausbeute an volkskundlichem Gut zu holen ist, braucht bei der Stellung des Verfassers kaum erwähnt zu werden. Im Rheinland spielt die historische Erzählung von A. Lennarz, „Der Landesherr von Trier“. (Düsseldorf. W. Deiters Verlag. 170 S. Mark 3.50, geb. Mark 4.50.) In diesem Buche sind weniger die heutigen als die zur Zeit des Kaisers Konrad III. sich findenden Kulturverhältnisse dargestellt, die aber als Grundlage für die Jetztzeit beachtenswert sind. Ganz bedeutend näher der Neuzeit liegen die Schilderungen von J. W. Neumann in seinem Roman aus Alt-Eschweiler „Im Kirschendorf“ (Eschweiler 1912. J. Dostall. 225 S.). Hier werden die schreckhaften Besuche der in Haus und Hof einbrechenden Bockreiter nebst den Volksfesten in den Mittelpunkt der Erzählung gestellt. — Wenn auch über das Vereinsgebiet hinausgehend, muß hier doch einer mehr

als flüchtigen Erscheinung gedacht werden: „Auf der Schattenseite des Lebens". Jugendgeschichte einer Autodidaktin. Von Augusta Bender. (Baden-Baden. Sommermeyers Verlag. 1913. 253 S. Mk. 3.—.) Die Verfasserin ist der Volkskunde keine Fremde mehr; ihre Oberschefflenzer Volkslieder (Karlsruhe 1902) haben ihr eine geachtete Stellung verschafft. Was sie hier bietet, ist ihre Jugendgeschichte als Landkind. Ihr feines Gefühl gerade für alles Volkskundliche läßt sie hier reiche Schätze niederlegen, die für alle Gebiete des Aufhebens wert sind. Mit Spannung wird jedenfalls die Fortsetzung ihrer Entwicklungsgeschichte erwartet werden. — Eine ganz eigenartige Erscheinung liegt in dem Werke von Karl Wagenfeld vor: „Daud un Düwel". (Münster i. W. Aug. Greve. 1912. 90 S. 4°. geb. Mark 2.25.) Es ist eine plattdeutsche Totentanzdichtung (münsterländisches Platt), die von August Heumann mit charakteristischen Bildern versehen ist. Der Tod, eine Schöpfung des Teufels, tritt mit seinem Schöpfer die Reise zu den Menschen an, nachdem er ihm die Sense geschärft und gegeben hat. In dem Hauptspiel werden die sieben Todsünden in ihrer Bedeutung für Tod und Teufel dargestellt. Im Zwischenspiel werden die Menschen vorgeführt, die dem Tode selber den Schleifstein zum Schärfen drehen. Das ergreifende Nachspiel ist mehr persönlich, der harte Mann „Daud" wird angeredet, und unter anderm heißt es:

„Um een Deel, Daud, bloß bitt ick di:
Wann slippst de Seiße äs för mi,
Wacht, bis ick mine Arbeit daohn,
De Saot an 'n Grunn, int Fack dat Kaohn —
Dann hau fast to!

Jedenfalls ist das Wagenfeldsche Werk die ergreifendste Darstellung des großen Problems „Tod" in der niederdeutschen Literatur.

K. Wehrhan.

Krupp 1812—1912. Zum hundertjährigen Bestehen der Firma Krupp und der Gußstahlfabrik zu Essen herausgegeben auf den hundertsten Geburtstag Alfred Krupps. Jena 1912, Gustav Fischer. 416 Seiten. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Es ist erfreulich, daß die im vorigen Jahre vielgenannte Krupp-Festschrift jetzt auch durch den Buchhandel allen zugänglich gemacht worden ist. Sie enthält in vier großen Abschnitten die Geschichte der Gründung und der fortschreitenden Entwicklung des größten industriellen Unternehmens der Zeit durch drei Generationen hindurch bis in die vierte hinein. Die Darstellung der drei ersten knüpft jedesmal an den Träger und die Seele des Riesenwerkes an: Friedrich Krupp, Alfred Krupp, Friedrich Alfred Krupp, deren Lebens- und Charakterbilder in besonderen Zusammenfassungen geboten werden. Der vierte Abschnitt behandelt die Entwicklung der Fabrik seit 1902, die Umwandlung der Firma in die Aktiengesellschaft Friedrich Krupp und den Übergang

ihrer obersten Leitung an Dr. jur. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach. In den Unterabteilungen werden im einzelnen die Jahre des Ringens, des Auf- und Abstiegs unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Reiche, dann vor allem die verschiedenen Betriebszweige, ihre Organisation, die Arbeiterfürsorge, Wohlfahrtseinrichtungen und so vieles andere sehr lehrreich geschildert. Das Ganze ist mit 50 künstlerischen, nach Zeichnungen und Holzschnitten von Professor Robert Engels und C. Thiemann ausgeführten Bildern und 5 Tafeln geschmückt. Von den Bildern verdienen besonders die, welche das Stammhaus, die ältesten Fabrikbauten und alte Werkstattszenen wiedergeben, Aufmerksamkeit, alle zusammen bilden sehr schöne Anschauungsmittel bei der Darstellung der Entwicklung einer Fabrik. Für das engere Gebiet der Volkskunde hat das Buch auch seine Bedeutung. Mit jeder Seite mehr erkennt der Leser die Geistesart, die den Begründer und die Träger des Kruppschen Hauses beseelte und beseelt, die mit ihrer praktischen Befähigung für Handel und Gewerbe, ihrem glücklichen Wagemut, allseitigen Handeln und Zugreifen echt rheinisch, mit ihrer strengen Sachlichkeit und peinlichen Sorgfalt, ihrer unermüdlichen Willenskraft und zähen Ausdauer, besonders auch mit ihrem organisatorischen Talent echt westfälisch anmutet. Für das Studium der geistigen Eigenart der Bevölkerung unseres Vereinsgebietes wird das Krupp-Buch daher stets von Wert sein.

Dr. A. Wrede.

Karl Schieffer, Trier und die Trierer. Trier 1912, Jakob Lintz. 142 S. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50. Bunt durcheinander sind in dem vorliegenden Büchlein ernste und heitere Bilder aus Trier und nächster Umgebung zusammengestellt, im ganzen 21. Die meisten sind in leichtem Plaudertone gehalten und mit dem urwüchsigen, aber gemütlich klingenden Moseldialekt durchsetzt. Es wird wohl kaum einem besondere Mühe kosten, sich in ihn hineinzulesen; aber die eine und andere sprachliche Erläuterung wäre vielleicht doch ganz zweckmäßig gewesen. Sehr gut getroffen sind die Szenen „Auf der Trierer Messe“ (Jahrmarkt) und „Nikolausabend“. Sie wechseln mit Bildern von Wallfahrten, Karneval, von weintrinkenden und fischessenden Trierern und von den Reizen des Moseltales, alles in allem ganz anmutige Skizzen. Vielleicht findet der Verfasser Muße, auch etwas tiefer noch in das volkstümliche Leben der Trierer im engeren Sinne der Volkskunde einzudringen und dahinzielende Forschungen zu veröffentlichen.

Dr. A. Wrede.

Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes. Im Auftrage des Vorstandes und des Ausschusses des Westfälischen Bauern-Vereins herausgegeben von Engelbert Freiherr von Kerckerinck zur Borg. Berlin 1912, Paul Parey. VIII und 862 Seiten groß 8°. Mit 16 Porträts, 366 Textabbildungen, 2 Tafeln und 5 Karten Preis Mk. 15.—. Das großangelegte Werk, das zur

50jährigen Jubelfeier des von dem Freiherrn Burghard von Schorlemer-Alst gegründeten Westfälischen Bauernvereins erschien, zerfällt in fünf Hauptteile, die von 12 Mitarbeitern herrühren, und in eine größere Schlußbetrachtung von dem Herausgeber. Als Ganzes betrachtet und beurteilt erscheint die dickleibige Jubiläumsschrift als eine der hervorragendsten, die uns die letzten Jahre über deutsche Landesteile und ihre Bewohner gebracht haben. Eingehend ist in ihr das Einst und Jetzt der Höfe Westfalens und seiner Grenzgebiete nach der wirtschaftlichen und rechtlichen Seite untersucht. Auch für die westfälische Volkskunde im Sinne der Bestrebungen unseres Vereins ist sie sehr wertvoll. Belege für diese Behauptung bringt schon der 3. Teil: v. Laer, Die Entwicklung des bäuerlichen Wirtschaftswesens von 1815 bis heute. Vor allem aber dienen der 4. und 5. Teil über „Die ländliche Lebenshaltung und Lebensführung“ von Prof. Dr. Martin Faßbender und Sanitätsrat Dr. Christian Faßbender, über „Westfälische Sitten und Bräuche“ von unserem Vorstandsmitgliede Prof. Dr. Paul Bahlmann sowie über „Die bäuerliche Wohnkultur“ von Regierungsbauführer Dr. Werner Lindner der Volkskunde. Um allein schon der Bedeutung dieser beiden Teile mit ihren einzelnen Abschnitten gerecht zu werden, müßte man eine kleine Broschüre schreiben, zum mindesten aber einen vollständigen Aufsatz. Nur eins sei noch besonders hervorgehoben: die ganz außerordentlich reiche und anschauliche Bildersammlung zum westfälischen Gehöfte und Bauernhause nebst dessen einzelnen Teilen. Eine wie große Fülle von Arbeit in diesem den westfälischen Bauernstand so erschöpfend wie planmäßig und historisch getreu behandelnden Werke verborgen steckt, verraten auch die den einzelnen Teilen voraufgeschickten Literaturnachweise, die an sich auch wiederum von Wert sind. Noch ein Wort des Lobes oder der Empfehlung diesem Urteil hinzufügen, hieße Eulen nach Athen tragen.

Dr. A. Wrede.

Volkstümliche Bestrebungen in Aachen. Um die Pflege der Aachener Eigenart, ihrer Mundart, Sitten und Bräuche macht sich in der alten Kaiserstadt vor allem der von Stadtrat A. Thissen rühmlichst geleitete Verein „Oecher Platt“ verdient. Seine sehr zahlreichen Mitglieder setzen sich aus allen Gesellschaftskreisen zusammen, ein Beweis, wie volkstümlich im edelsten Sinne der Verein gerichtet ist Die gleichnamige Zeitschrift (Halbmonatsschrift) des Vereins, deren Gedichte, Aufsätze und Mitteilungen fast durchweg in der Aachener Mundart gehalten sind, hat in Dr. Carret einen trefflichen Leiter und ist in der Tat „en Ziedong, wo me Freud a hat“. Wie sehr die Aachener Mundart nicht nur für „Schnaakestöksjere“ (Schnurren), sondern auch für ernste Stoffe und für die lyrische Poesie sich eignet, lehren die Aachener Dichtungen besonders aus jüngerer Zeit. Als einen Hort der Pflege beider Gattungen erweist sich wiederum der Verein „Oecher Platt“. In angenehmer Erinnerung stehen mir besonders die Darbietungen der bekannten Aachener Mundartdichter Johannes Classen und Heinrich

Janssen von einem durch seinen ganzen Verlauf sehr eindrucksvollen Vereinsabend (17. Februar 1913). Als den besten Dichter in Aachens Mundart dürfen wir Wilhelm Hermanns bezeichnen. In seiner ganz ausgezeichneten Gedichtsammlung „Heässe Quelle“ (Heiße Quellen) im Verlage von A. Jacobi & Cie. (Mk. 1.80) zeigt er sich nicht nur als wahrer Dichter, besonders als echter Lyriker, sondern auch als Meister der Mundart, die bei ihm nirgendwo wie eine gewaltsam verplattete Sprache klingt, sondern als echtes, ursprüngliches Oecher Platt. Aus seinen Dichtungen selbst beziehen sich mehrere auf alte Aachener Bräuche (Chressmess) und Sagen (Jertrudesnaht, Der Fürmann, De Henzemännchere). Auch seine prächtige neuhochdeutsche Gedichtsammlung „Von Helden und Hexen“ behandelt an mehreren Stellen Aachener Sagen. Gerade Hermanns ist ein vielversprechendes Talent, und seine Vaterstadt wird noch manche poetische Spende von ihm erwarten dürfen, auch Arbeiten auf dem Gebiete der Aachener Mundart und Volkskunde, als deren Freund er sich zeigt. Im Zusammenhang mit allen diesen Ausführungen sei noch des neuen Werkes „Wörterbuch der Aachener Mundart“ (Aachen 1912, A. Jacobi & Cie.) gedacht, das der in Düsseldorf verstorbene Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ludw. Rovenhagen den Aachenern als ein teures Vermächtnis hinterließ und das Prof. Dr. Jardon in Trier im Auftrage des Vereins „Oecher Platt“ herausgab. So merkt man überall und an allem die bedeutsame Tätigkeit dieses Aachener Vereins, der am Baume der deutschen Mundartvereine einen herrlichen Zweig bildet. Dr. A. Wrede.

☛ **Hauptversammlung: Sonntag, 29. Juni,** mittags 12 Uhr in **Lüdenscheid** im „Hotel zur Post“.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht. 2. Rechnungsablage. 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Vorträge.

Um zahlreiches Erscheinen bittet

Der Vorstand.

Druck von A. Martini & Grütteſien, G. m. b. H., Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

10. Jahrgang. 1913. Drittes Heft.

Geburt und Kindheit in Sitte und Volksglauben Altessens und seiner Umgebung.[1])

Von **Th. Imme**, Essen.

Der Glaube an die Allmutter Erde.

Die religionsgeschichtliche Forschung hat klar erwiesen, daß eine sonst längst untergegangene Weltanschauung in einzelnen Überresten (survivals, Überlebsel, nennt sie bezeichnend der Engländer) oft noch wer weiß wie lange fortlebt. Dies gilt auch von dem uralten Glauben an die Allmutter Erde. Auf ihn geht die bei vielen Völkern beobachtete Sitte zurück, das neugeborne Kind (ursprünglich die Gebärende) wie den Sterbenden auf die Erde niederzulegen.[2]) Ein letzter Überrest davon ist noch die Sitte, daß man bei uns um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Toten noch vielfach, ehe man ihn aufbahrte, auf ein auf der Deele ausgebreitetes Bund Stroh niederlegte. Daß man dies mit dem neugeborenen Kinde tat, hat man dagegen (nach den Aussagen einer glaubwürdigen

[1]) Ich möchte auch hier, wie bei den Hochzeitsbräuchen (s. diese Ztschr. Jg. 1913 S 81 ff.) in etwas verkürzter Form mit Beibehaltung aller solcher Einzelheiten, die mir auch für einen weiteren Kreis erwähnenswert scheinen, den wesentlichen Inhalt von dem wiedergeben, was noch ausführlicher in den Beiträgen zur Geschichte von Stadt und Stift Essen (35. Heft) zur Veröffentlichung gelangt. Auch das hier Aufgeführte hat man sich etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als bei uns noch im Volke lebend zu denken.

[2]) Vgl. über diese Dinge besonders Albrecht Dieterich: Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion; 2. Aufl. besorgt von Richard Wünsch. Leipzig. Teubner. 1913. E. Samter: Geburt, Hochzeit, Tod S. 1 ff. und E. Mogk im Reallexikon des German. Altertums, hrsg. von Joh. Hoops, u. d. W. Dazu auch die religionsgeschichtlichen Abhandlungen von Herm. Usener im Archiv für Religionswissenschaft u. a.

Hebamme) nur bei eingewanderten Ostpreußen und auch da nur in ganz vereinzelten Fällen, beobachtet. Wohl aber beherrschte die durch alle deutsche Lande verbreitete, ebenfalls aufs engste mit jenem uralten Glauben zusammenhängende Vorstellung auch hier die Gemüter, die kleinen Kinder kämen aus Brunnen, Teichen, Bächen, hohlen Bäumen u. dgl. Auch in Essen gab es einen Kleinkinderbrunnen, den Alfredibrunnen, vom Volke gewöhnlich Saffrons oder Saffrings Püttken genannt, wie in Werden das „Clemenspüttschen" auf dem Borner Berg, in Köln den Klingelspütz und den Brunnen an der St. Kunibert-Kirche u. a. Vielfach sagte man aber auch, die kleinen Kinder kämen „ut dem Diek", aus einem der vielen Teiche, die wir früher schon in unserer nächsten Umgebung hatten, namentlich den Berneteichen, und in unserer weiteren Nachbarschaft: aus der Emscher, aus einem Bach, wie dem Rumbach bei Fulerum, aus einem Pütt u. dgl. Am geläufigsten war jedoch den Leuten nach meinen Feststellungen die Vorstellung, die Kinder kämen aus einem hohlen Baum, wobei man entweder ganz allgemein an eine hohle Eiche, Esche, Weide u. a. dachte, oder einen ganz bestimmten Baum im Sinne hatte. So stand vormals an dem alten Rathause in Altendorf (Essen-West) eine schon geborstene alte Eiche. Zu ihr gingen (nach der Aussage einer alten Hebamme) die Kinder gern hin, und eines sagte dann zum andern: Da kriegt unsere Mutter alle Kinder raus. — In Rellinghausen und Bergerhausen glaubte man, die Kinder kämen aus dem Schellenberger Busch, und hier, so erzählte mir eine ältere Frau, habe es wieder einen bestimmten, durch irgend welche Besonderheit vor den andern auffallenden Baum gegeben, an dem man die kleinen Kinder piepen hörte, die nach der Hebamme verlangten. Und auf einem Hofe in Huttrop war ein alter Nußbaum ein solcher Kleinkinderbaum; wenn im Herbst der Sturmwind seine Blätter schüttelte, dann sagte ein alter Hausöhm zu den Kindern, die dort waren: Hört ihr, wie sie (nämlich die kleinen Kinder) da schreien? Da kommen sie her. —

Der Storch war als Kinderbringer hier in älteren Zeiten noch nicht bekannt; vielmehr brachte die Hebamme, die „weise Frau", die Neugeborenen in ihrer Schürze (ndd. Schötte) ins Haus.

Die Mutterschaft der Frau vor der Geburt des Kindes.

Nach streng logischem Denken, das der naive Mensch aber eben nicht kennt, steht in vollem Widerspruch zu jenen Vorstellungen ein anderer Volksglaube, der hier wie anderswo ebenfalls allgemein herrschte und zum Teil noch herrscht, das Gedeihen eines Kindes hänge bis ins kleinste von dem Verhalten seiner Mutter vor der Geburt ab. Vor allem darf sich eine Frau, die guter Hoffnung ist, nicht „verseihen“ oder „verkieken“. Eine solche erschrak bei dem Anblick eines Menschen mit brandrotem Haar, und ihr Kind bekam, abweichend von allen seinen Geschwistern, gleichfalls rotes Haar. Aus einer Kiste, die sie öffnet, springt eine Maus an einer Frau in die Höhe; sie faßt sich in ihrem Schreck an die Stirn, und ihr Kind bekommt an der betreffenden Stelle einen behaarten Auswuchs, der einer Maus ganz ähnlich sieht. Einer Frau fliegt beim Holzhauen ein Stück Holz an den Kopf, sie faßt ebendahin und sieht auch noch in den Spiegel — beides gilt für besonders gefährlich: man soll sich hinterher zur Abwehr der üblen Wirkungen wenigstens die Hände waschen —, und das Kind trug einen roten Fleck auf der Stirn davon, und wenn es weinte, sah man deutlich auch noch die fünf Finger einer Hand. Ein roher Schweineschlächter strich im Übermut seiner schwangeren Frau mit seiner blutbenetzten Hand über das Gesicht, und ihr Kind bekam ebendaselbst den Blutschwamm usw. — Umgekehrt sollte der Anblick von etwas Schönem auf den zu erwartenden jungen Erdenbürger günstig einwirken, und so nahm eine Frau, die sich Mutter fühlte, gern hübsche Kinder ins Haus. So holte z. B. der Diener einer Familie Waldthausen zu diesem Zwecke regelmäßig ein solches Kind aus einer einfachen Bürgerfamilie ab. Übrigens pflegten sich bessergestellte Frauen zu Anfang ihrer Schwangerschaft zur Ader zu lassen[3]) und gaben im Anschluß daran einen Nachbarskaffee.

[3]) Der Aderlaß galt ja überhaupt dem Volke von jeher als ein allen möglichen Krankheiten vorbeugendes Mittel, das man daher gut tue, von Zeit zu Zeit auch in gesunden Tagen anzuwenden. S. darüber das grundlegende Werk von v. Hovorka und Kronfeld: Vergleichende Volksmedizin (Stuttgart 1908/9) I 5 f. und II 376 ff.

Eine schwangere Frau muß sich nach dem Volksglauben vor allerlei Dingen, die andern nichts schaden, sorgfältig hüten: sie darf nicht unter einer Wäscheleine oder einem Drahtzaun durchgehen, sonst wickelt sich die Nabelschnur um den Hals des Kindes usw. Vor allem darf sie ihren Gelüsten, die sie in einem solchen Zustande besonders häufig befallen — man nannte das hier: met Lusten sîn — nicht soweit nachgeben, daß sie sich unrechtmäßigerweise etwas aneignet, sonst macht später ihr Kind „lange Finger".

Die Geburt und das neugeborene Kind.

Nach einem über die ganze Erde verbreiteten Glauben sind Licht und Feuer besonders geeignet, die bösen Geister, die Mutter und Kind bedrohen, aus dem Hause zu verscheuchen.[4]) Daher muß auch in manchen Gegenden Deutschlands bis zur Taufe in der Wochenstube des Nachts eine Lampe oder ein Licht brennen. Diese Sitte kannte man hier nicht. Wohl aber liebten es die Katholiken bei uns, unmittelbar vor der Geburt eine geweihte Kerze anzuzünden. Wenn diese ausgebrannt war, sollte das Kind zur Stelle sein; sonst, glaubte man, gebe es ein Unglück. Allgemeiner Brauch war und ist es ferner noch heute, daß man das neugeborene Kind jeden Morgen bis zur Taufe mit Weihwasser besprengt. Auch das Wasser übt ja nach uraltem Glauben wie das Feuer eine von allem Bösen reinigende, zauberkräftige Wirkung aus und spielt daher auch bei Geburt, Hochzeit und Tod eine bedeutsame Rolle. Auch bei dem ersten Bade, das das Kind nach seiner Geburt erhält, scheint diese Vorstellung mitzusprechen.[5])

In der schweren Stunde der Entbindung traten vor allem die Nachbarfrauen helfend ein. Aber als die wichtigste Person erschien dabei die Hebamme, die „weise Frau", und ihre Hilfe galt im allgemeinen wohl als noch wertvoller als die des Arztes. Sie zu holen war, wenn er nicht dringend verhindert

---

[4]) S. Sartori, Feuer und Licht im Totengebrauche. Ztschr. f. Volksk. 17, 369 ff. u. 18, 353 ff. u. Samter a. a. O. 70 ff.

[5]) S. Sartori, Das Wasser im Totengebrauche. Ztsch. f. Volksk. 18, 353 ff. Derselbe, Sitte und Brauch I, 24.

war, zunächst die Pflicht des „nächsten Nachbarn“,[6]) sie wohnte aber oft weit, und wegen der schlechten Wege mußte der sie Herbeiholende sie nicht selten hinter sich aufs Pferd nehmen. So wird uns die früher hier allgemein bekannte Redensart verständlich: Wer die Hebamme holt, hat eine lienene Buckse verdient. — Das Beiwort „lienene“ ist dabei unwesentlich; man trug eben früher vorzugsweise leinene Hosen. Bei einem Gang oder Ritt, der der Hebamme galt, fürchtete man auch immer ganz besonders die bösen Geister.[7]) So erzählte mir der auch schon bei den Hochzeitsbräuchen von mir erwähnte 90jährige Schreinermeister Schuhmacher in Frintrop, wie einmal auf einem solchen nächtlichen Gange, als der Betreffende einen Bauplatz überschreiten mußte, plötzlich 500 schwarze Katzen um ihn herumgesprungen seien, so daß er froh gewesen sei, als er diesen Spuk glücklich hinter sich hatte.[8])

Die Hebamme mußte auf allerlei Dinge achten, deren Vernachlässigung man ihr hinterher zum Vorwurf machte. So sollte sie z. B. Flecken, die etwa an dem Körper des Kindes sich zeigten, mit der noch warmen Nachgeburt bestreichen, die dann vergraben oder verbrannt wurde.

Aus der Art, wie die Geburt von statten ging, und dem Aussehen des neu erschienenen kleinen Weltbürgers schloß man auf seine ganze Zukunft. Als besonders glückverheißend sah man es an, wenn das Kind „mit dem Helm“ geboren

---

[6]) Der nächste Nachbar (das Beiwort dabei ist nicht rein räumlich zu verstehen; in dieser Beziehung traf es, wenn auch in den meisten Fällen, so doch nicht immer zu), auch Vörnohwer genannt, genoß unter den Nachbaren, unter denen oft wieder die sogen. Notnachbarn eine engere Gemeinschaft bildeten, immer eine besondere Ehren- und Vertrauensstellung: Er wurde von allen wichtigen Vorfällen im Hause zuerst benachrichtigt, erhielt bei Festlichkeiten die erste Einladung, hatte bei solchen auch den ersten Ehrenplatz, ging bei Leichenbegängnissen allen andern, selbst den Familienangehörigen, voran usw.

[7]) Vgl. Sartori, Sitte und Brauch I 23: So haftet auch heute noch an der Hebamme vielfach etwas Zauberhaftes. Sie selbst huldigt allem möglichen Aberglauben. Sie ist aber auch allerlei Anfechtungen ausgesetzt.

[8]) Unter den gespenstischen Tieren unserer Gegend traten, abgesehen von den Werwölfen, schwarze Katzen oder auch Hunde immer am häufigsten auf.

wurde, wie man hier sagte, oder der Glückshaube, wie sie sonst gewöhnlich heißt. Man versteht darunter die Eihaut, die etwa noch am Kopf des Kindes haftet und die mitunter eine förmliche Haube bildet, die man über seinen Kopf legen kann. In den meisten Gegenden wird sie sorgfältig aufbewahrt; hier scheint dies indessen nur vereinzelt geübt worden zu sein. Hatte das Kind einen doppelten Wirbel oder zwei Kronen, wie man hier sagte, so wurde es entweder sehr klug und gelehrt oder, wohl noch häufiger und unter Umständen mit jenen Eigenschaften verbunden, sehr eigensinnig und verkehrt. Eine blaue Ader zwischen Stirn und Nasenansatz aber sollte ein Kißfatt (dh. Sarg) oder Sargdeckel sein; man bezeichnete das Kind als ein Himmelskind, das nicht alt werden könne. — Auch der Tag der Geburt war nicht gleichgültig; Sonntagskinder und erst recht solche, die an einem hohen Feiertage geboren waren, galten als Glückskinder.

Vielfach herrschte hier der Glaube, Knaben kämen schneller zur Welt als Mädchen. Ich hörte Äußerungen wie: Der Junge kommt wie'n Donnerwetter: de Deerns aber hefft ümmer so völl Tied nödig. — Ein Mädchen, heißt es, schmücke sich, suche die Putzlappen zusammen, ziere sich u. a.; findet es sich aber doch einmal ungewöhnlich schnell ein, dann ist sie nieschierig (nieschärig) oder wiesnasig (beides = neugierig). War das erste Kind ein Junge, so erregte das immer besondere Freude; es fehlte dann nicht an einem Stammhalter oder Hoferben. Kam aber zuerst ein Mädchen, so tröstete man sich mit dem Gedanken, die Mutter müsse ein solches haben, das ihr im Haushalt helfen und die Kinder verwahren könne.

Die Sitte, bei der Geburt eines Kindes einen sogen. Lebens- oder Schicksalsbaum zu pflanzen, von dessen Gedeihen man das Geschick des heranwachsenden Menschen abhängig glaubte, kannte man auch in unserer Gegend, wenn sie auch nicht allgemein geübt wurde. Besonders häufig scheint man sie bei der Geburt des ältesten Sohnes auf einem Hofe, des Hoferben, angewandt zu haben. Leute mit Grundbesitz pflanzten mit Vorliebe eine Eiche, andere einen Obstbaum. Wenn der Tag der Geburt für das Pflanzen eines Baumes ungeeignet war, mußte man dies natürlich, so weit es nötig war, ver-

schieben; das tat aber der engen Beziehung zwischen dem betreffenden Menschenkinde und seinem Lebensbaum keinen Eintrag.

Vor der Taufe war der junge Erdenbürger natürlich noch allen möglichen Einflüssen böser Mächte ausgesetzt. Unter anderm fürchtete man den „bösen Blick“ und ließ daher fremde Leute, denen man nicht recht traute, nicht gern an das Kind kommen. Vor allem fürchtete man in dieser Beziehung das „Heidenvolk“ der Zigeuner, aber auch ein altes Weib, das als Hexe verschrieen war. Wenn das Kind viel kränkelte und schrie, wenn seine Haare schwer zu entwirren waren u. a., dann war es behext, und wenn sich „Federkränze“ oder „Nester“ in dem Bett oder dem Kopfkissen des Kindes zeigten, dann war ihm der Tod gewiß, und man suchte die Hexe, die das Unheil angerichtet hatte, zu bannen. Das geschah am wirksamsten, wenn man einen derartigen Federkranz in siedendes Wasser tat; denn dann wurde die Hexe von so wütenden Schmerzen gepeinigt, daß sie zuweilen selbst in das Haus kam und kniefällig bat, man möchte doch den Federkranz aus dem Wasser nehmen, um sie von ihrer Pein zu befreien. — Auch das sogen. Beschreien des Kindes fürchtete man; durch ein unvorsichtiges Wort konnte man ihm schaden. (Vgl. unser dem gleichen Aberglauben entstammendes „Unberufen!“)[9] So sollte man sich hüten, es zu sehr zu loben. Erwähnt sei hier auch der weit verbreitete, allerdings erst für eine spätere Stufe der Entwicklung in Betracht kommende Glaube, frühreife, allzu kluge Kinder würden nicht alt.

Die Wöchnerin.

Wie überall in Westfalen, so war auch bei uns „in den Kram kommen“ (sprich: Kråm) der allgemein gebrauchte Ausdruck für „in Wochen kommen“. Kram, ein und dasselbe Wort wie in den schriftsprachlichen Zusammensetzungen Kleinkram, Kramladen u. a., bezeichnet ursprünglich, wie bei jenen die Zeltdecke über den feilgebotenen Waren, den Vor-

[9]) Über den bösen Blick und das Beschreien vgl. Ploss-Renz, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker I 122 ff., und Sartori, Sitte und Brauch I 27.

hang, hinter dem die Wöchnerin liegt. — Wie das neugeborene Kind, so war auch die Wöchnerin den Angriffen feindseliger Dämonen in hohem Grade ausgesetzt und war daher strengen Regeln in ihrem Verhalten unterworfen. Sie durfte z. B. niemals die Wäsche wechseln, weil das, wie man glaubte, ihr Tod sei. Der Zustand der Unreinheit, in dem sie sich befand, dauerte genau genommen sechs Wochen; daher war „Sechswöchnerin“ auch hier ein bekannter Name für sie. So lange im Hause zu bleiben, wie eine strenge Vorschrift von ihr verlangte, ließen aber die Verhältnisse, wie es scheint, niemals zu. Genauer nahm man es mit einer andern Bestimmung, wonach sie neun Tage im Bett bleiben sollte, und wenn sie auch schon vor diesem Tage aufstand, so war es doch allgemein üblich, daß sie sich am neunten Tage noch einmal ins Bett legte.

Die Frauen der Verwandtschaft und der Nachbarschaft nahmen sich der Wöchnerin immer eifrig an und schickten ihr allerlei Stärkungsmittel ins Haus. Hierbei spielten die Kramsuppen (Milchsuppe, Griesmehlsuppe, Hafergrütze, Weinsuppe, Suppe von jungen Tauben u. a.) immer eine Hauptrolle, weil man sie neben dem Kamillentee am heilsamsten für eine solche Frau hielt, und es sollen oft 15 bis 20 solcher Suppen auf einmal in dem betreffenden Hause zusammengekommen sein. Die Nachbarinnen statteten der Kramfrau auch regelmäßig einen Besuch ab — man nannte das „die Kramfrau anspreken“ — und kündigten diesen Besuch durch vorherige Sendung gewisser Lebensmittel an. Es waren dies vorzugsweise Kaffeebohnen und blanker Zucker, auch Beschüt (= Zwieback, aus dem frz. biscuit) und Burger Brezeln, während man, wie es scheint, Butter und Eier nur ärmeren Leuten schickte oder doch erst bei der Kindtaufe in das Haus sandte. Bessergestellte schickten auch gern einen Platz oder andern Kuchen, erwarteten dann aber, daß dieser auf dem Tisch stand, wenn sie selbst kamen; sonst waren sie beleidigt. Vor dem sogen. Reinigungsgang, ihrer Aussegnung in der Kirche, durfte die Wöchnerin das Haus nicht verlassen; sie durfte, wie man sich wenigstens am häufigsten ausdrückte, nicht über die Rinne, die Gotte oder den Drüppel (Dröppel) gehen. Ehe man metallene Dachrinnen kannte, floß ja das

Wasser immer unmittelbar von den Dachfliesen herab, so daß sich durch den steten Tropfenfall auf den Steinen unten am Boden eine Vertiefung bildete, die man ebenfalls Drüppel oder Drüppelfall nannte. Wegen dieses von den Dächern herabfließenden Wassers waren die einzelnen Häuser auch stets durch einen Zwischenraum getrennt (man nannte mir drei Fuß als das Mindestmaß dieses Zwischenraumes), und über etwaige wegen des Drüppelfalls entstehende Grenzstreitigkeiten entschied das sogen. Drüppelrecht. Dach und Dachtraufe waren nun auch von Alters her als Sitz böser Geister gefürchtet (vgl. darüber Samter a. a. O. S. 56 f.), und offenbar ist die Furcht vor den Dämonen der eigentliche Grund jener Vorschrift, an die sich übrigens evangelische Wöchnerinnen ebenso streng hielten wie katholische. Dies wurde mir auch durch Mitteilungen bestätigt wie diese, man habe angenommen, eine Wöchnerin, die vor ihrem Kirchgang ihr Haus verlasse, könne leicht behext werden und erkranken, und wenn sie selbst nicht dafür zu büßen habe, so würde sie dafür mindestens an ihrem Kinde heimgesucht.

Zu ihrem Kirchgang tat die (katholische) Frau dasselbe Kleidungsstück an, das sie einst auch bei jeder Beerdigung trug, die sogen. Falge (= frz. faille), ein schwarzes Kopftuch, das kapuzenartig auch Rücken und Brust bedeckte und kaum das Gesicht freiließ. Es begleiteten sie eine oder zwei Nachbarinnen, die nachher ein „Köppken Koffi“ bei ihr tranken, oder auch die Hebamme. Besonders bezeichnend dafür, daß sie vor der Aussegnung noch für unrein und gewissermaßen noch für ausgeschlossen aus der Gemeinde galt, war ein aus älterer Zeit überlieferter Brauch der katholischen Kirche, von dem ich in Borbeck hörte, wonach sie auf einer Bank vor der Kirche warten mußte, bis der Priester sie abholte. Heute aber nimmt sie, wie schon lange zuvor, in einer der hintersten Bänke der Kirche selbst Platz, von wo sie der Priester, der ihr eine brennende Kerze in die Hand gibt, zum Altare führt, um sie hier auszusegnen. Auch bei den Evangelischen wurde früher der Wöchnerin von dem Pfarrer nicht nur im Schlußgebet gedacht, sondern sie wurde auch schon vor der Predigt in der Sakristei gesegnet. Da aber bei diesen die Taufe

gewöhnlich im Hause stattfand, so nahm man auch meist bei dieser Gelegenheit die Aussegnung vor. In jedem Falle aber war eine erhebliche Geldabgabe damit verbunden von etwa 10 oder 20 Mark, bei unbemittelten Leuten von etwa 5 Mark, die man dem Pfarrer für die Armen gab. auch ein Zeichen, welche Wichtigkeit man dieser feierlichen Handlung beilegte.

Schlimm war es, wenn die Wöchnerin vor ihrer Aussegnung starb (vgl. Sartori a. a. O. S. 32). Man wies ihr dann eine von den andern Gräbern getrennte Grabstelle an und kennzeichnete diese vielfach noch durch ein weißes Taschentuch, das man an seinen vier Ecken mit Pflöcken befestigte. Dies ließ man entweder, so in Borbeck, sechs Wochen dort liegen, was der „Sechswöchnerin" entsprach, oder, so in Rellinghausen, so lange, bis es von selbst vermoderte. Erst dann, so sagte man, habe die betr. Frau in den Himmel kommen können.

Die Taufe.

Den alten, hier einst gebrauchten Namen für die Taufe, Kerstinge (von Kersten d. h. zum Christen machen) kannte man nach meinen mündlichen Nachforschungen nicht mehr, vielmehr war der dafür vom Volke allgemein gebrauchte Name zuletzt: Kindoupe. Wohl aber hörte ich noch von Äußerungen, die an den Sinn jenes älteren Namens erinnerten, wie: Wir hatten einen Heiden im Hause, und nun haben wir einen Christen zurückbekommen. — Entsprechendes kennt man aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und zwar in der Regel in der Form eines feierlichen Spruches, den die Hebamme oder der Pate vor oder nach der Taufe hersagt. (Vergl. Ploß-Renz a. a. O. I 344 f.)

Die kirchliche Taufe fand, wenigstens bei den Katholiken, immer so schnell wie möglich statt, in der Regel am dritten Tage; denn vorher war das Kind vor den bösen Mächten nicht sicher. Man vermied es auch, wenn irgend möglich, daß ein Sonntag oder ein hoher Feiertag zwischen Geburt und Taufe fiel; denn dann, fürchtete man, werde das Kind ein Spökenkieker, d. h. ein Hellseher, der alle traurigen und schrecklichen Ereignisse wie Sterbefälle, Feuersbrünste u. dgl. voraussehe und so seines Lebens nie froh werden könne.

Eine Nottaufe nahm gewöhnlich die Hebamme vor, zuweilen auch, wenn das Kind noch im Mutterleibe war. Denn ein ungetauftes Kind war, wie die nicht ausgesegnete Mutter, übel daran; man sagte, es käme in den Vörhimmel, schwebe zwischen Himmel und Erde, müsse als Irrlicht umherspuken u. dergl. Man trug seine Leiche auch in aller Stille in der Nacht weg und beerdigte sie in einem abgesonderten Winkel des Friedhofs.

Zur Kirche gingen mit dem Kinde bei den Katholiken regelmäßig nur die Hebamme oder deren Stellvertreterin und die Paten, während nicht nur die Wöchnerin, sondern auch der Vater daheim blieb. Die Zahl der Paten beschränkte sich meist auf zwei Leute, einen männlichen und einen weiblichen Teil, den Petter und die Gole oder Golemöne (Gole = Got, Möne = Muhme d. h. Tante), auch Kompeer und Kompeersche genannt[10]). Zwar liebte man es, schon um der Geschenke willen, vielfach noch mehr Paten einzuladen. Diese Neben- oder Ehrenpaten galten aber nicht für voll, gingen meist nicht einmal in die Kirche und wurden nicht ins Kirchenbuch eingetragen. Man pflegte zu eigentlichen Paten immer nahe Verwandte zu wählen und zwar in einer ganz bestimmten Reihenfolge. Zuerst kamen die Großeltern, in zweiter Linie die Geschwister des Ehepaars und in dritter Neffen und Nichten, Vettern oder Nachbaren in Betracht. Wurde einer bei dieser Reihenfolge übergangen, so galt dies als Beleidigung. Bei dem ersten Knaben nahm man gern den Vater des Mannes zum Paten, bei dem ersten Mädchen die Mutter der Frau zur Patin.

Die Hebamme trug das Kind zur Kirche, ursprünglich auf dem vorgeschriebenen Kirchwege; doch hielt man daran nicht mehr so streng fest, wie bei Leichenbegängnissen. Als Anzug wählte man für den Täufling mit Vorliebe ein weißes Tülijäckchen und weißes Tüllmützchen oder Häubchen, an denen eine Anzahl roter oder blauer Bänder angebracht waren[11]). Das Taufkleid, das man sorgfältig aufhob, ging oft

[10]) Kompeer (von frz. compère) bezeichnet, wie unser „Gevatter" den Paten als geistlichen Mitvater.

[11]) Dies kann wohl kaum bloßer Zufall oder bloße Geschmackssache gewesen sein. Sind doch rot und blau die eigentlichen Zauberfarben. S. Samter a. a. O. S. 167 f.

durch die ganze Familie. Neben dem Taufkleid verwendete man auch das noch ältere Steckkissen, in welchem das Kind, zumal man mit dem Wickelbande früher auch seine Hände umwickelte, sich kaum bewegen konnte. Gegen die Einflüsse der Witterung schützte man es dann noch durch ein großes Umschlagetuch, einen sogen. Longschal (auch türkischer oder indischer Schal genannt), in der Regel bunt karriert mit roter Grundfarbe. Auch diesen oft recht wertvollen Longschal pflegte man als kostbares Familienerbstück sorgfältig aufzubewahren und verlieh ihn unter Umständen auch an nahe Verwandte oder Nachbarn. Auf die kirchliche Feier selbst, die ja namentlich in der katholischen Kirche noch heute sich aus einer ganzen Reihe ritueller Handlungen und sie begleitender Worte zusammensetzt, gehe ich hier nicht näher ein. Auch bei einer Haustaufe, wie sie bei den Evangelischen beliebt war, beobachtete man immer streng gewisse Bräuche, die auf alten Volksglauben zurückgehen. So durften die Taufkerzen nicht ausgelöscht werden; sie mußten ganz herunterbrennen. Das Taufwasser aber, dem das Volk von jeher eine besondere Heilkraft zuschrieb, schüttete man in die Kohlen, indem man dabei wohl an den Herd dachte, der als der Mittelpunkt des Hauses galt, an dem man sich ursprünglich auch die Seelen der Ahnen weilend dachte und von dem aller Segen für Haus und Familie ausging. Man glaubte also offenbar durch dieses Verfahren auf die Zukunft der Familie und ihres jüngsten Gliedes einen günstigen Einfluß ausüben zu können.

Aus der Kirche ging man zunächst in das Wirtshaus, wenn der Heimweg etwas weiter war, auch in mehrere Wirtshäuser, wobei der Pate — auch bei Mädchen war es meist der männliche Pate — die Kosten trug. Da man hier nicht nur Kaffee, sondern auch Bier und Schnaps trank, so wurde dies mitunter für das Kind verhängnisvoll. Es kam, wenn auch wohl nur in seltenen Fällen, vor, daß die Hebamme das Kind vergaß und auf der Ofenbank liegen ließ, oder daß man es gar später etwa in einem Graben liegend vorfand, oder endlich, daß es einen Leibesschaden davontrug oder in den Armen einer trunkenen Hebamme erstickte. Auch gute

Hebammen kamen eben leicht ans Trinken, da man ihnen, so oft sie ins Haus kamen, einen Zuckerschnaps oder bei Vornehmeren ein Glas Wein einzuschenken pflegte.

Die Hauptfeier, der eigentliche Taufschmaus, fand immer erst hinterher im Hause statt, nicht selten auch an einem späteren Tage. Sie bestand früher auch bei Leuten, die sich mit einer bloßen Kaffeehochzeit begnügten, fast regelmäßig in einem Mittagessen. Hierauf mochte auch der im Volke weit verbreitete Glaube einwirken, man müsse bei einer Taufe gehörig essen und trinken, weil sonst das Kind nicht gut essen und trinken lerne. Bei einer ansehnlichen Nachbarschaft kam oft eine große Zahl von Gästen zusammen, die gewöhnlich die Hebamme einlud. Bei der Hauptmahlzeit reichte diese das Kind herum, wobei sie von jedem ein Trinkgeld empfing. Ein besonders reichliches gab ihr immer der Petter, an dessen Geldbeutel an diesem Tage wie auch noch späterhin überhaupt hohe Anforderungen gestellt wurden, wie ja auch ein niederdeutsches Sprichwort sagt: Vadder (d. h. Gevatter) weern is 'ne Ere vor'n Lüen, awer 'ne Schanne vor'n Geldbüel. — Von der Gole erwartete man weniger Geldbeiträge als vielmehr, daß sie einen mit Kaffee, Zucker, Butter und Eiern gut gefüllten Korb in das Festhaus lieferte.

Pate und Patenkind.

Wie innig das Verhältnis zwischen Pate und Patenkind war, zeigt schon der Umstand, daß es für selbstverständlich galt, den Namen des Hauptpaten oder Petters, bei einem Mädchen der Gole, auch dem Kinde zu geben und zwar in der Regel den Rufnamen. Nach uraltem Volksglauben ging mit dem Namen auch die Seele, das geistige Wesen des Paten, der ja, wie schon erwähnt, fast immer ein naher Anverwandter, am liebsten der Großvater, bei Mädchen die Großmutter, war, auf das Kind über, und in diesem erlebte jener sozusagen eine Wiedergeburt (s. Albrecht Dieterich, Mutter Erde S. 34). Daß sich die geistigen Eigenschaften des Paten auf das Patenkind vererbten, war auch bei uns allgemeiner Volksglaube. Redensarten wie „Dä schlött no sien Petter, Dä gliekt op den Petter, Dat hett hä vom Petter (von der

Gole) geerft“ u. a. waren hier gang und gäbe. Man nahm daher zum Paten nicht gern einen Menschen, der etwa dem Trunk ergeben war oder durch irgend welche andere üble Eigenschaften einen nachteiligen Einfluß auf das Kind ausüben konnte, auch auf die Gefahr hin, ihn zu beleidigen, weil er „an der Reihe war“. War aber ein Kind mißraten, so schob man die Schuld gern auf den betreffenden Paten.

Im allgemeinen war das Verhältnis zwischen Paten und Patenkind ein so vertrautes und schönes, wie man es heute nicht mehr kennt. Daher pflegte z. B. ein Mädchen, dessen Großmutter zugleich seine Patin war, diese nicht, wie seine andern Geschwister, mit „Großmutter“ anzureden, sondern nannte sie immer nur „Gole“ oder „Golemöne“. Pate und Patin fühlten sich, wenn sie ihre Stellung richtig auffaßten, für das Seelenheil des ihnen anvertrauten Kindes verantwortlich und gaben ihre Zuneigung zu ihm auch durch allerlei Geschenke zu erkennen. So schenkte regelmäßig der Petter dem Knaben die erste Hose, in deren einer Tasche sich manchmal noch ein Geldstück vorfand, die Gole dem Mädchen das erste Kleidchen. Es folgten dann immer an den dafür geeigneten Tagen, dem Geburtstage bezw. Namenstage, dem Nikolaus- und Weihnachtsabend, dem Neujahrstage, zu dem das Kind seinem Paten einen möglichst schön ausgeführten Brief schrieb, u. a. noch allerlei Gaben, die mit einem größeren Geschenk am Tage der ersten Kommunion bezw. Konfirmation (einem Festanzug, bei Wohlhabenden einer Uhr oder silbernen Uhrkette, für Mädchen einem goldenen Kreuz mit Kette u. a., bei Evangelischen auch einer Bibel mit einer auf den Tag bezüglichen Widmung), ihren Abschluß fanden. Das Patenkind stattete an diesem festlichen Tage seinem Wohltäter noch einen Besuch ab und bedankte sich bei ihm sowohl für die Überwachung seines Seelenheils als für die von ihm empfangenen Geschenke, in dem es zugleich versprach, sich seine guten Lehren fest einzuprägen und im Leben danach zu handeln.

Die Pflege des Kindes.

Die früher unentbehrliche Wiege war auf den Bauernhöfen meist von Eichenholz, sowie sie der Schreiner auf dem

Hofe selbst hergestellt hatte, oft, wie so manche der alten Truhen, mit schönen Schnitzereien verziert und als altes Familienerbstück für die kommenden Geschlechter sorgfältig aufbewahrt. Ärmere Leute hatten Wiegen aus Korbweiden, in denen sich aber leicht Ungeziefer einstellte. Dem waren die Wiegen aus Schmiedeeisen, die daneben aufkamen und in die man einen Pappdeckel legte, nicht ausgesetzt. Wiegen aus Drahtgeflecht soll es erst seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gegeben haben. Am häufigsten hatten die Wiegen zwei gebogene, auf- und abschwebende Untergestelle, die nicht, wie beim Schaukelpferde von vorn nach hinten gingen, sondern quer von rechts nach links gerichtet waren. Vereinzelt gab es aber auch Wiegen, die nur ein einziges bewegliches Untergestell hatten, das in der Längsrichtung vom Kopf- zum Fußende verlief. Diese waren, wie man sich denken kann, für das zu wiegende Kind besonders unzuträglich. Daher man von einem einfältigen Menschen sagte: „Dä es öwer Kopps geweigt“ und wohl noch häufiger umgekehrt von einem gescheiten Menschen: „Dä es nich öwer Kopps (oder: öwern Kopp) geweigt“. Kleine Kinder brauchen viel Schlaf, und so galt für sie die Regel „Met de Hauners no Bedd un met de Ferken (die immer schwer aufzutreiben sind) upstohn.“ Um ein Kind, das nicht zur Ruhe kam, einzulullen und zu beschwichtigen, wendete man allerlei Mittel an. Lag es nicht in der Wiege, sondern hatte man es auf dem Schoße, so liebte man es, mit dem Stuhle auf- und abzuwippen, was man butzen, butzeln, busseln oder auch einfach schockeln nannte. Ein stärkeres, wenn die Frau stark in Anspruch genommen ist und nicht Zeit hat, sich lange mit dem Kinde abzugeben, auch heute noch vielfach angewendetes Beschwichtigungsmittel war das, daß sie ein mit Schnaps, in der Regel Anis gefülltes Glas austrank und dann dem Kinde den eigenen Atem einhauchte. Man kannte dafür allgemein die Bezeichnung „das Kind inömen“ (von ăm = Atem). Das Einwiegen geschah gern mit Hilfe eines der vielfach nach Art alter Zaubersprüche wirkenden Wiegenlieder, von denen man manche in ganz Deutschland kennt oder die doch oft weithin verbreitet sind. Ich führe hier nur einige wenige der

alten Essener Kinderlieder auf, die mir weniger allgemein bekannt scheinen oder die doch irgend etwas Charakteristisches an sich haben.

Ein derber Humor tritt in den folgenden drei Liedchen zutage, von denen wenigstens die beiden ersten, soviel ich weiß, auch andern Gegenden nicht fremd sind.

Schlop, Kinneken, schlop!
Dien Mouder es en Schop,
Dien Vader es en Kappesbur (oder: Klumpenbur),
Kömmt hä no Hus, dann kiekt hä so sur.
(Statt der beiden ersten Verse auch:
Heia, susa, Kinneken, Dien Mouder hett Katrineken
oder: es en Beginneken).

Heia, Kinneken, suse (oder: Butze, butze, buse)
Drei Weigen in einem Huse,
Sall de Bur nich bange wäden,
Wenn drei Weigen in Gange kämen?
(Auch wohl mit dem Zusatz:
Alle Dag en Brot, alle Jahr en Kind, Büs dat
fiefundtwintig (25) sind.)

Erpeln un Schlot (= Erdäpfel und Salat),
Dien Mouder wed Soldot.
Dann kritt se ne Buckse an
Met raue (= rote) Striepen dran.
Dann kritt se en Bessemstiel,
Dat sall en Säbel sien.
Dann kritt se en Hibbenbuck,
Dor sall se rieen (= reiten) drup.

Das folgende, in etwas abweichender Form auch anderswo in Westfalen sowie in den Niederlanden vorkommende Liedchen ist so recht bezeichnend für die, wenn ihr auch einmal der Geduldsfaden reißt, doch immer wieder sich selbst wiederfindende, rührend um das Kind besorgte Mutterliebe.

Heia, mien Kinneken, eck weige di,[12])
Hätt eck en Stöcksken, dann schleig eck di.

[12]) Zuerst veröffentlicht von Ludw. Riemann in der Rhein.-Westf. Zeitung Jahrgang 1905.

Schleig eck di, dat jammern mi.
Kämen de Engelkes un halen di
Op den Essenschen Kerkhof.
Legt se in dat Külken,
Stenken op dat Mülken,
Kränzken um dat Köppken.
O, do litt dat arme, arme Dröppken.

Das folgende Liedchen kenne ich nur von Essen.

Hutze butze Diericksmann,
Wi wellt no unse Gole gohn,
Wellt örr helpen waschen.
Daut wi't nich, dann dögt et nich.
Daut wi't dann, wat hett wi dervan?
Hutze butze Diericksmann.

Ich füge hier zu den Wiegenliedern auch gleich noch einige Essener Kose- und Kniereiterlieder hinzu. Mit mancherle kleinen Abweichungen weit verbreitet ist ja der Vers:

Bimbam beier,
Dä Köster mag kein Eier.
Wat mag hä dann?
Speck in dä Pann!
Ei, dä olle Leckertann!

Nicht ganz unbekannt ist auch das Lied:

Susa Musekättken leip öwer den Dak,
Hett mer äin Strumphösseken an,
Äin Strumphösseken, äinen Schauh.
Susa Musekättken, wo woß du hentau?
No de Hochtiet, no dä Hochtiet, do well eck bold sien.
Do drink wi Wien un do schlacht wi en Schwien.
Susa Musekättken, wat büs du sou fien?

Eine andere mir aus Karnap mitgeteilte Form dieses Liedes lautete:

Suse Musekättken leip öwer den Dak,
Hett so witte Straminekens an,
Witte Straminekens in de Schlapschauh.
Suse Musekättken, wo woß du op tau?
Eck woll no de Frau Suse, do schlacht se en Schwien.
Do trinkt se Wien, do makt se unsen N. N. so ahdig un fien.

Auch das über ganz Niederdeutschland hin verbreitete Lied vom Putthöhneken kannte man hier, gewöhnlich, wie es scheint, in der Form:

Tuck Häuneken, tuck Häuneken,
Wat deis du in unsen Hoff?
Du plücks uns all dä Bläumekes af,
Du mäcks et gar to groff.
Min Mouder wed di schellen,
Min Vader wed di schlohn.
Tuck Häuneken, tuck Häuneken,
Wi sall di dat woll gohn?

Ein auch sonst am Niederrhein bekanntes Scherzlied lautete hier:

Anne Marie hett Maus (d. h. Gemüse; auch: Kaps) gestohlen
In'n Pastor sin Gaden.
Pastor de woll no Köln (oder: no Möllem) gohn,
Woll Annemarie verklagen.
Anne Marie dat was so bang,
Kropp vör Angst in de Koffikann.
Koffikann dä was so kläin,
Kann man Anne Marie sine Bäinkes seihn.

Eine andere, ohne Zweifel ältere Lesart für „in de Koffikann" war „in de Botterkann".

Ein Tanzliedchen hatte folgenden Text:

Danz, Kinneken, danz;
Diene Schäuhkes sind noch ganz,
Und lott di't nich geriehen,
(Gemeint: wenn sie etwa zerreißen sollten.)
De Schuster mäckt di nieen.

Von den verschiedenen Reiterliedchen, die man den Kindern hier vorsang, verdient vor allem das folgende Erwähnung, das sich in ähnlicher Form an vielen rheinischen Orten findet:

Hopp, mien Pädken, op en Drab,
Morgen es et Sunndag.
Dann kömmt de Heeren
Met de bunte Feeren (Federn).

Dann kömmt de Fräukes
Met de kotte Mäukes (von Mau, d. h. Ärmel),
Dann kömmt de Jüfferkes
Met de dicke Püfferkes (d. h. Puffärmel),
Und toletzt den Ackersmann
Met sin Pädken achterdran.
Hopp, hopp, hopp! (Oder: Jü, jü, jü!)

Es gibt auch in manchen anderen Gegenden Kinderlieder, die, wenn auch in ihrem Wortlaut davon abweichend, doch einen gemeinsamen Grundzug offenbaren. Zum Beweise dessen führe ich hier zwei an. 1. Ein seiner Zeit in unserer Zeitschrift von K. Wehrhan veröffentlichtes Liedchen aus dem Lippischen:

So reiten die Damen,
So reiten die Herren,
So juckelt der Bauer:
Hopp, hopp, hopp,
Hopp, hopp, hopp!

2. ein mir aus meiner westpreußischen Heimat bekanntes Schaukellied:

Es reiten die Herren mit blanken Gewehren,
Mit Stiefeln und Sporen, sie reiten nach Thorn.
Drauf kommt der alte Bäckersmann
mit seinem Schimmel hintendran.
Da geht es immer: die wiggel die waggel, die wiggel die waggel — pardauz!

(worauf man das Kind scheinbar auf den Boden fallen läßt).

Diese Lieder werfen alle ein gewisses Licht auf die sozialen Verhältnisse der vergangenen Zeit, wonach der Adlige auf den Bauern oder den einfachen Handwerksmann nicht ohne Verachtung herabsah und ihn gern verspottete. In der Reitkunst war er ja auch beiden entschieden überlegen. Vortrefflich wird das verschiedenartige Reiten der Herren, der Damen und der Bauern auch in folgenden Siegener Liedchen charakterisiert;

Wie reiten die Herrchen? Rara! rara! rara!
Wie reiten die Jüngferchen? Zinzerlin zim zim!
Wie reitet denn der Bauersmann,
der nicht besser reiten kann?
Hoppeldepoppeldepo.

Und verwandt damit ist endlich wieder folgendes Berliner Liedchen:

So fahren die Damen (langsam wiegend),
So reiten die Herren
(rascher den Tritt des Pferdes nachahmend).
So juckelt der Bauer: hutschak schack schack schack schack
hutschak schack schack.
(Nach Franz Magnus Böhme: Deutsches Kinderlied und Kinderspiel.)

Von Essener Kniereiterliedern führe ich dann noch folgende zwei an, in denen die Franzosenzeit sich abspiegelt.

Hopp, Reiter zu Pferd,
Die Stiebeln geschmeert.
Zehn Kugeln gegossen,
Kabauz, da liegt der Franzos!
(Auch sonst im Rheinland bekannt.)

Und:

Hopp, Marjannken, hopp, Marjannken,
Lott de Püppkes danzen.
Vandage sind de Prüßen hier
Und morgen de klüngligen Franzen.

Dieses letzte versetzt uns so recht in die Zeit des wiederholten Herrschaftswechsels in unserm Ländchen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Während die von den Erwachsenen gesungenen, meist aus der Ferne zu uns gekommenen Volkslieder fast ausschließlich in hochdeutscher Sprachform erscheinen, sehen wir bei den Kinderliedern das heimische Platt entschieden vorherrschen, wenn natürlich daneben auch hochdeutsche Kinderlieder vorkamen. Bei denen, die nicht eigentliche Wiegenlieder sind, darf man übrigens wohl annehmen, daß sie vorwiegend nicht gesungen, sondern nur gesprochen wurden. Letzteres war natürlich bei gewissen kürzeren Reimen ganz allein der Fall. Solche waren z. B.:

I a Esel, Gehste met no Wesel,
Gehste met no Rotterdam (auch Amsterdam),
Krisse en leckern Botteram (= Butterbrot).

Soffi, kock Koffi,
Antrin, dau Schmand drin,
Mariktrin, dau en Klömpken Sucker drin
(oder auch: Micke drin. Micke = Reihensemmel).

Das gleiche gilt von Sprüchen, wie dem sogenannten Fingermärchen, das hier folgende Form hatte:

Dat es de Dumen,
Dä schöttelt de Prumen,
Dä lüst se op,
Dä brengt se herop (Oder: Dä steckt se im (so!) Pott),
Et klein Dümmelingsken (Auch: De kleine Tübbes) frett se alle op.

Daneben hörte ich auch noch von folgender Form:

Dä geiht no'n Markt un köfft en Häunken,
Dä schlacht et,
Dä roppt et,
Dä brött et,
Den kleinen Dümmling ett et alle op.

Nur gesprochen wurden natürlich auch die sogen. Kettenreime, von denen einer hier also lautete:

Möller, Möller, Maler,
Dat Kind dat kost en Daler.
Den Daler well eck et Bürken gewwen,
Bur sall mi en Kälfken gewwen,
Kälfken sall mi en Melksken gewwen,
Melksken well eck et Kättken gewwen,
Kättken sall mi en Müsken fangen.
Dat sall boven in'n Schottsteen hangen.

Das erste Kindesalter verlangt ja immer eine besonders gewissenhafte und sorgsame Pflege. Dazu kamen aber noch allerlei vom Aberglauben eingegebene Vorsichtsmaßregeln, die namentlich im ersten Jahr streng befolgt werden mußten, wenn das Kind nicht einen dauernden Schaden erleiden sollte. So durfte man im ersten Jahr dem Kinde weder Haare noch Nägel beschneiden; man fürchtete sonst für sein Leben. Daneben hörte ich auch, das Kind würde sonst ein Dieb[13]).

[13]) Auch anderswo wird merkwürdigerweise bei dieser sehr weit verbreiteten Sitte bald das eine, bald das andere als Grund an-

Wenn sie sich nicht von selbst abstießen, sollte sie die Mutter selbst abbeißen. Auch wägen oder messen durfte man ein kleines Kind nicht[14]). Ein solches, glaubte man, dürfe auch nicht in den Spiegel sehen, weil es sonst sterben müsse. Eine ja an sich sehr heilsame Vorschrift verbot einem Kinde Branntwein zu geben, weil es dann zeitlebens ein Zwerg bliebe. Kleine Kinder sollten nicht bei alten Leuten schlafen; sonst gäben sie an diese ihre Kraft ab. Ein Mädchen sollte man nicht durchs Fenster hinaus reichen; sonst ginge sie später mit einem Liebhaber durch usw.[15]). Die beste Nahrung ist ja für das Kind in der ersten Zeit die Muttermilch. Das Säugen dauerte gewöhnlich ein Jahr; doch setzte man es oft noch länger fort, und es kam vor, daß ein Junge, der schon laufen konnte, noch zu seiner Mutter herangesprungen kam mit den Worten: Mouder, gif mi es de Memme. — Ja, ich habe von zwei Fällen gehört, einem in Steele und einem in Borbeck, wo die betreffenden Mütter noch 11 jährigen Jungen die Brust reichten. Konnte die Mutter das Kind nicht nähren, so wurde es, da man die heute allgemein verwendeten Flaschen noch nicht kannte, „met dem Leppelken gefoert“. Das Kind bekam dann regelmäßig ein „Päppken“, worunter man aufgeweichte Zwiebäcke oder Burger Brezel mit Milch und ein wenig Zucker verstand. Sonst gab man ihm auch Hawergotte (Haferschleim), Mehlpappe oder Melksuppe. Ammen nahmen nur ganz reiche Leute ins Haus. Dagegen halfen sich die Nachbarfrauen vielfach gegenseitig aus, indem sie ein anderes Kind mit „schänkten“. Mehr zur Beruhigung des Kindes diente eine sogen. Zuckerpuppe, ein Läppchen mit Zucker, das man dem Kinde in den Mund gab. Den gleichen Zweck hatte aber auch der Fenchel- und Anistee, von dem man eine Mischung mit Zucker ihm schon einflößte, ehe man es noch an die Mutterbrust legte. Übrigens raubte man einem Kinde, das

gegeben. S. Ploss-Renz a. a. O. II 33 ff. Am meisten leuchtet wohl der erste Grund ein, insofern nach dem Volksglauben in den Haaren und Nägeln die Lebenskraft des Kindes steckt. Vgl. Sartori a. a. O. I 44.

[14]) Auch dies ein weit verbreiteter Glaube. S. Ploss-Renz a. a. O. II 46 ff.

[15]) Auch dies wohl erst eine spätere Deutung. Das Verbot des Hinausreichens durchs Fenster bezieht sich anderswo auf sämtliche Kinder.

schlafend in der Wiege lag, schon die Ruhe, wenn man eintretend sich nicht wenigstens einen Augenblick setzte, wie auch sonst ein Besucher, wenn er dies versäumte, „dem Hause seine Ruhe nahm“.

Kinderkrankheiten und Volksmedizin[16]).

Das zarte Kindesalter ist ja noch wenig widerstandsfähig und daher mancherlei Angriffen auf Leben und Gesundheit ausgesetzt. Hier hatte daher die Heilkunde stets ein sehr ausgedehntes Feld der Wirksamkeit; die strenge Wissenschaft aber kam hierbei vor unserer Zeit kaum zur Geltung, und die Volksmedizin, die fast allein herrschte, hatte zwar eine Erfahrung von zum Teil Jahrtausenden hinter sich, die über manches altbewährte Mittel gebot; aber ihre eigentliche Seele war doch der Glaube an allerlei geheimnisvolle Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und der übrigen Welt, der mit dem Seelen- und Dämonenglauben zusammenhing.[17]) Daher stehen die in der Volksmedizin beruhenden Sympathiekuren obenan, und hier hatte der Aberglaube freies Spiel. Wir stehen da einem bunten Gemisch von zum Teil recht wunderlichen medizinischen Vorschriften gegenüber. „Die Volksmedizin erweist sich als ein buntes Mosaik aus Steinchen, welche den verschiedensten Kulturepochen von der grauen Vorzeit bis heute angehören.“ (Prof. Dr. Neuburger in der

[16]) Ich habe namentlich in diesem Abschnitt nur ganz wenig gekürzt, da meines Erachtens gerade hier so manche Einzelheiten von allgemeinem Interesse sind.

[17]) Wie wenig sich das Volk noch lange Zeit an eine streng wissenschaftliche Behandlung der Krankheiten gewöhnen konnte, beweisen Äußerungen wie die einer alten, nun schon länger verstorbenen Essenerin: „Wat de Dökters seggt, dat Gegendeil es gesund“, welchen Grundsatz sie denn auch buchstäblich befolgte. Man scheute die frische Luft und das Wasser. Bei offenem Fenster zu schlafen galt für äußerst gefährlich; man bekam dann die Gicht, oder man erblindete; auch fürchtete man die bösen Geister, die auf diese Weise sich einschleichen könnten. Zu welchen unsinnigen Vorstellungen sich der Aberglaube mitunter verstieg, zeigt z. B. der hier wie anderswo herrschende Glaube, Läuse bei kleinen Kindern seien ein Zeichen von Gesundheit. (Vgl. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. II 753.) Daß sich auf diesem Gebiete dank der Wissenschaft allmählich gesundere Anschauungen Bahn gebrochen haben, dafür können wir nur sehr dankbar sein.

Einleitung zu der bereits genannten vergleichenden Volksmedizin von v. Hovorka und Kronfeld.)

Um das vielfach von Störungen des Allgemeinbefindens begleitete Zahnen zu erleichtern, gab man dem Kinde Veilchenwurzeln u. a. zum Kauen in den Mund, außerdem legte man ihm, wie auch heute noch oft, ein Zahnband (am häufigsten ein Samt- oder Perlenband, in das ein Magnetstein eingenäht war), um den Hals. Ein schlechtes Zeichen war es, wenn die oberen Zähne zuerst kamen; dann wuchs das Kind „in den Grund" (in die Erde); es wurde nicht alt. Dagegen fürchtete man das Schreien des Kindes beim Zahnen durchaus nicht; im Gegenteil: je lauter es schrie, um so besser entwickelten sich die Zähne, und um so kräftiger wurde es. Der Entdecker des ersten Zahnes erhielt regelmäßig ein Geschenk. Einen ausgefallenen Zahn aber mußte das Kind in ein Mauseloch werfen und etwa die Worte dabei sagen: Mus, hier hes du min ollen Tand; nu gif mi en nieen wieer.[18])

Unter den Hausarzneimitteln der alten Zeit standen die verschiedenen Teesorten obenan, außer dem bereits erwähnten Fencheltee namentlich der schweißtreibende Fliedertee[19]), Flierentee, wie man hier sagte, und der wie dieser und der Pfefferminztee gern gegen Leibweh verordnete Kamillentee

[18]) Ein durch ganz Deutschland und bei den verschiedensten Völkern bekannter Brauch. S. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. II 827 ff. und Sartori, Sitte und Brauch I S. 43. Oder es warf den Zahn, mit dem Rücken gegen die Regengosse, den Drüppel, gewandt, hinter sich oder endlich es begrub ihn an dieser vom Aberglauben besonders ausgezeichneten Stelle.

[19]) Bekanntlich der Tee von den Blüten des vielfach auch Flieder genannten Holunders oder Hollunders, wie man wohl richtiger schreibt, den man neuerdings mit großer Wahrscheinlichkeit als Baum der Frau Holle deutet, mit deren Kult er, der Hollerbaum, jedenfalls aufs engste zusammenhängt. Er galt dem Volk immer als eine Art Schutzgeist des Hauses, weshalb man ihn auch hier bei uns wie überall gern in nächster Nähe desselben anpflanzte, und man benutzte ihn zu den verschiedensten Zwecken; er war namentlich für den Einödbauern eine lebendige Hausapotheke. (Max Höfler in seiner ausgezeichneten Schrift „Volksmedizinische Botanik der Germanen". Wien 1908). Vgl. außerdem v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. I 215 ff. und Franz Söhns Unsere Pflanzen [5], Leipzig, Berlin, Teubner 1912 S. 60 ff. mit zahlreichen Belegen für das so eben Angedeutete.

Bei Fieberanfällen, gegen Lungen- und Leberleiden u. a. brauchte man häufig Tee von Schafgarbenblättern, gegen Husten und Erkältungen Brumbattentee (Tee von Brombeerblättern) oder Tee von Stiefmütterchen, gegen Gliederreißen Tee von schwarzen Johannisbeeren, gegen Brustkrankheiten Knöterichtee und zur Blutreinigung wie auch zum Schwitzen Lindenblütentee.[20]) Hatte einer „et Water" (die Wassersucht, dann mußte er unzählige Tees trinken. Schwitzkuren spielten, wie überall, so auch bei uns in der Volksmedizin eine hervorragende Rolle; außerdem auch Blutentziehungen durch Aderlaß oder Blutegel (vgl. oben S. 2), sowie Einreibungen verschiedener Art. Zum Einreiben einzelner Körperteile, wie Brust oder Rücken, nahm man Ungel, d. h. Rindsfett, das man am bequemsten aus den überall vorhandenen Ungelkerzen (Talglichtern) gewann, aber auch anderes Fett, namentlich Gänsefett, oder Ollig (Öl), vorzugsweise Räuwollig (Rüböl), außerdem Arnika, Franzbranntwein, Vörlöpels (d. h. Vorlauf, die bekannte Bezeichnung für alkoholreichen Branntwein) u. a. Bei Zahn-, Ohrenschmerzen u. dgl. hielt man für besonders wirksam getrocknete Kamillen, die man selbst vorher gesammelt hatte und in kleinen Säckchen aufbewahrte. Man tat diese in den Backofen und legte sie abwechselnd auf die leidende Stelle. Gegen Halsschmerzen und Heiserkeit sollte ein frisch vom Fuß abgezogener, noch warmer Strumpf (die volkstümliche Bezeichnung für einen solchen war: Hosse, gespr.: hǫze), den man mit Kleie gefüllt um den Hals legte, besonders gut sein. Gegen Halsleiden sowohl wie gegen Mundfäule diente außerdem der neben Rosmarin, Thymian und Majoran bei uns viel in den Gärten gezogene Salbei, in der Volkssprache Selwe genannt, mit dem man gern Mundspülungen vornahm.[21])

---

[20]) Auch der die besonders geschätzten Honigbienen so sehr anziehenden und als Schutzbaum des ganzen Dorfes geltenden Linde traute man ähnlich wie dem Hollerbaum und der Mistel die größte Heil- und Zauberkraft zu. S. M. Höfler a. a. O. S. 35 ff. und v. Hovorka u. Kronfeld a. a. O. I 280 f.

[21]) Ein hier wie anderswo in Westfalen bekanntes Wortspiel lautete: Self (Selwe) es en god Krut, awer et wäßt nich in alle Gäden, wobei im übertragenen Sinne an einen Menschen zu denken ist, der nach

Fieberkranke ließ man gehörig schwitzen, band ihnen auch wohl eine Zitrone um den Hals und um eine Hand u. a.; auch besprach man das Fieber gern (s. darüber unten). Gegen Rheumatismus sowohl wie gegen Gicht[22]) liebte man es, Meerschweinchen ins Bett zu nehmen, die man eigens zu diesem Zweck züchtete (seltener Hunde; sonst legte man auch ein Katzenfell an die schmerzende Stelle u. a.). Gegen die Gicht glaubte man sich, abgesehen von Gichtringen, Wacholderrauch[23]) u. a., auch besonders geschützt, wenn man beständig drei Roßkastanien in der Tasche trug. Dies kann man auch heute noch selbst bei einzelnen gebildeteren Leuten wahrnehmen; auch Alfred Krupp soll bei Lebzeiten das gleiche geübt haben. Mittel gegen die Gicht waren auch gekochte Kartoffelscheiben, so heiß aufgelegt, daß sie zuweilen Brandwunden verursachten, oder getrocknete Kirschkerne, in Säckchen gefüllt, die man anwärmte und auf die schmerzenden Glieder legte. Gegen Gicht und Rheumatismus wurden auch noch manche andere Mittel empfohlen, wie Bienenstiche oder Ameisenspiritus, den man aus den selbst gesammelten Ameiseneiern bereitete. (Daneben sammelte man auch Waldameisen, steckte diese in Brand und streckte die betreffenden Glieder in die Dämpfe).

Gegen Zahnweh, in unserer Volkssprache Tandpien genannt, kannte man u. a. ein paar wenig appetitliche Mittel: den Piepenseiwer, d. h. den Tabaksaft aus dem Pfeifenabguß, oder eine tüchtige „Prüm", d. h. eine größere Menge Kautabak. Sonst tat man in einen hohlen Zahn auch gern ein Stück Ingwer, Gewürznelken u. a. Gegen Zahnschmerzen sowohl wie gegen Ohrenschmerzen sollten die Wurzeln des Wegerichs, die Wegebrettswotteln, wie man sie hier nannte (genauer: Wegebreitswurzeln, Wegebreit = der breite Wege-

---

dem Grundsatz verfährt „Selbst ist der Mann" und der demgemäß überall bei der Arbeit selber anfaßt, wo es nottut, und selbst nach dem Rechten sieht.

[22]) Einzelnes von dem, was ich hier und im folgenden erwähne, gilt mehr für Erwachsene als für Kinder; beides läßt sich aber eben nicht gut von einander trennen.

[23]) Der immergrüne Wacholder war als Lebensbaum sehr geschätzt, und auch seine Beeren waren ein beliebtes Heilmittel.

rich), helfen; man brauchte sie auch gegen Schwindsucht, während man die Blätter auf Wunden legte und als Blutstillungsmittel verwandte.[24]) Das gewöhnliche Radikalmittel bei Zahnschmerzen war aber immer das Ausziehen des Zahnes und zwar in der denkbar primitivsten Form. Die Zähne wurden entweder mit dem sogenannten Schlüssel, einer Art Haken, gebrochen — dies war wohl, worauf der hier allgemein übliche Ausdruck Tandbecken oder Tennebreken hinweist, das ältere Verfahren — oder man zog sie mit einer Zange, die man sich etwa vom Schmied lieh. Kindern band man einen Zwirnsfaden, den man hinterher an der Türklinke befestigte, um den Zahn und schloß plötzlich mit einem raschen Ruck die Tür, so daß der Zahn losgerissen wurde.

Gegen Leibweh oder Bukpien, wie man hier sagte, kannte die Volksmedizin bei uns auch mancherlei Mittel, so außer den oben aufgeführten Tees dicken Ries mit Kaneel, Wormei d. h. Wermut, den man vielfach selbst in den Gärten zog und neben dem Wacholderbaum nach dem Sprichwort „Wat bidder es dem Mund, es dem Hatten (Herzen) gesund“ in Fusel (Branntwein) tat, Hoffmannstropfen u. a. Gegen Durchfall galten als das wirksamste Mittel getrocknete Wollbatten (Wald- oder Heidelbeeren), die man zu diesem Zweck in jedem Hause aufbewahrte. Als Abführmittel benutzte man außer Latwerge u. a. namentlich gedröugte Prumen (getrocknete Pflaumen). Als gutes Brechmittel galt besonders die Faulbaumrinde. Auch Klistiere wurden nicht selten gegeben. In Cholerazeiten empfahl man vornehmlich das Kauen von Kalmuswurzeln; so sollen 1866, wo die Cholera hier zuletzt wütete, fast jeder ein Stück Kalmus im Munde gehabt haben. Der

[24]) In dem Wegerich (d. h. Wegebeherrscher; vgl. Alberich, Friederich u. a. Wahrscheinlich ist mit dem Weg der in dem Volksglauben besonders bedeutsame Leichenweg gemeint) sah das Volk auch immer etwas ganz Geheimnisvolles, die Verkörperung eines Totengeistes. Er steckte, wie es hieß, mit 99 Würzelchen in der Allmutter Erde, aus deren Segensschoß stets neue Kraft erblühte, und so sollte er namentlich gegen Blutfluß und Abzehrung helfen. (s. M. Höfler a. a. O. S. 11 ff.) Auch bei uns betrachtete man ihn immer mit großer Scheu; so hörte ich, ältere Frauen hätten Kinder dringend davor gewarnt, eine Wegerichpflanze schonungslos zu behandeln, weil sie sich damit versündigten.

Blutreinigung sollten die verschiedenen Abführmittel dienen, auch Surampel (Sauerampfer), von dem man die Blätter roh kaute, ferner Lindenblütentee (vgl. oben), Birkenblätter und Nußblätter sowie Kernemelk (Buttermilch), mit der sich zu waschen als Schönheitsmittel galt. Gegen Blutarmut diente Rotwein, in dem längere Zeit recht viele eiserne Nägel gelegen hatten.

Gegen Augenleiden kannte man die verschiedensten Mittel: Muttermilch, die man auf die Augen träufelte, oder frisch gemolkene Kuhmilch, fließendes Quellwasser, namentlich das für besonders heilkräftig geltende Wasser aus dem Alfredibrunnen (s. über ihn als Kleinkinderbrunnen oben S. 1), auch Wasser aus einem Bach, das man in der Neujahrsnacht schöpfte (wie anderswo das am Ostermorgen bei Sonnenaufgang geschöpfte Osterwasser), das Wasser von Märzenschnee, das man für diesen Zweck sorgfältig aufbewahrte. Auch das Ohrringtragen hatte bei Männern hauptsächlich den Zweck die Augen zu stärken[25]). Ferner strich man „nöchterne Spiege“[26]), d. h. den Speichel eines noch Nüchternen auf die Augen, wie man ihn auch gegen Ausschlag verwandte. Endlich wischte man dem Kinde die Augen auch gern mit seinem eigenen Urin aus, mit dem man ihm auch durch den Mund fuhr, um die Mundfäule zu verhüten, sowie die sogen. Kepern d. h. aufgesprungene Haut bestrich[27]). Gegen spröde Haut, Hautjucken u. a. brauchte man vielfach auch die viel Lauge enthaltende sogen. Bergmannsseife (Stangenseife), gewöhnlich in Verbindung mit Branntwein (hier allgemein Fusel genannt), während man Pillen davon für Klistiere benutzte. Gegen

---

[25]) Dies ist ein weit verbreiteter Aberglaube. Das Tragen von Ohrringen galt überhaupt als Schutzmittel gegen Krankheiten; namentlich aber sollte bei entzündeten Augen das Gold den Krankheitsstoff abziehen. S. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. II, 783, 785.

[26]) Der nüchterne Speichel war schon im Altertum ein geschätztes Heilmittel, wie wir namentlich aus Plinius' Naturgeschichte erfahren. Daß der Speichel Blinde sehend mache, lehrt schon die Bibel. Vgl. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. I 399 f. II 794 u. a.

[27]) Von diesem Mittel macht die Volksmedizin überhaupt einen sehr ausgiebigen Gebrauch (s. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. I 141, II 10 u. a.).

Sommersprossen half frischer Tau oder Wasser, das man von der geronnenen Milch gewann, gegen Ausschlag Schmand (Rahm), die sogen. grüne Seife (schwarze Schmierseife) oder Bähen in Weizenkleie, gegen rote Flecke im Gesicht der feuchte Hauch vom Fenster, sogen. Fensterschweiß[28]), gegen Haarschwund gekochte Klettenwurzeln oder Birkensaft, den man gewann, indem man in die Rinde des betr. Baumes eine Federspule trieb und den Saft durch diese sich in eine an den Baum gehängte Flasche ergießen ließ. Das dauerte aber immer ein paar Tage; man kehrte dann wieder und holte sich die inzwischen mit dem Saft gefüllte Flasche. Gegen den sogen. Rüenkranz oder Rüenkring, eine ringförmige Hautentzündung, wandte man folgendes Mittel an: Man bestrich die Stelle mit Butter und lockte auf diese Weise einen Hund an, sie abzulecken; dessen Schnauze sollte hierbei eine heilende Wirkung ausüben[29])

Bei Blutungen und Blutgeschwülsten (bei letzteren war auch das Blutegelsetzen üblich) legte man gern Blätter vom Wegerich auf oder Kohlblätter[30]). Man brauchte solche Blätter aber, wie auch rohe Kartoffelscheiben, besonders häufig zum Kühlen bei Entzündungen u. dergl. Als blutstillendes, bei dem daran haftenden Staube doch gewiß oft recht gefährliches Mittel galten auch Spinngewebe, die man z. B. auflegte, wenn man sich in den Finger geschnitten hatte[31]) Sonst wickelte man einen schlimmen Finger, namentlich den sogen. Nagelring, auch in selbstgekautes Butterbrot. Den „Wurm im Finger“[32]) heilte man, indem man eine ungerade Zahl

[28]) Gegen Flechten u. dgl. auch sonst vielfach angewandt (s. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. II 721 u. a.

[29]) Dies kennt man auch sonst, so bei Krätze und eiternden Blutgeschwüren (s. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. II 755).

[30]) Unter Kohl im engeren Sinne verstand man hier immer den Grünkohl, während der Weißkohl Kappes heißt. Bei den Kohlblättern hat aber, wie man sagt, nur die inwendige Seite heilende Kraft, während die auswendige zusammenzieht.

[31]) Spinngewebe ist ein uraltes Blutstillungsmittel. Überhaupt gelten die Spinne sowohl, vornehmlich die Kreuzspinne und die Hausspinne, wie das Spinngewebe im medizinischen Aberglauben für sehr heilkräftig (s. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. I 400 f., II 358, 365 u. a.)

[32]) Dieser Ausdruck findet seine Erklärung in der alten Vor-

dicker Bohnen nahm, diese zerschnitt und kochte und in der so gewonnenen warmen Lösung den kranken Finger bähte. Bei Geschwüren aber und Geschwülsten, namentlich bei Blutvergiftung, hier gewöhnlich „kalter Brand“ genannt, hielt man nichts für wirksamer als einen frisch gefallenen Kuhfladen oder noch besser menschliche Exkremente[33]). Namentlich galten solche von einem Kinde, das nichts als die Mutterbrust bekam, für heilkräftig. So erzählte mir eine alte Bäuerin, Frau Langmann aus Frillendorf, von einem Manne, der schwere Wunden am Bein hatte und dem infolgedessen das Bein abgenommen werden sollte, er sei nur durch dieses Mittel davor bewahrt worden. Bei Bienenstichen half entweder Hauslauch (s. über diesen unten) oder „eine Plagge vom Grund“ d. h. ein Stück kalter Erde, das man auflegte. Wunden bestrich man vielfach auch mit schwarzer Tinte. Eine ausgiebige Verwendung fanden auch die sogen. Fonternellen (Fontanellen, künstliche Geschwüre, die den Krankeitsstoff aus dem Körper ableiten sollten). Auf das peinlichste hob man auch jedes leinene Läppchen im Hause auf; denn auf Schnittwunden u. dgl. irgend einen andern Stoff aufzulegen schien undenkbar; Baumwolle z. B. hielt man, wenn man sie in derselben Weise brauchte, gradezu für Gift. Auf „wildes Fleisch“ streute man Stampfzucker. Hatte einer „Kälte in den Füßen“, so galt als besonders gut dagegen die Haut von Schweineflomen (vom Bauch- und Nierenfett der Schweine). Eine sehr ausgedehnte Verwendung fanden auch alle möglichen Pflaster und Salben, von denen man bald diese bald jene besonders anpries.

Bei Brandwunden, bei denen auch grüne Seife oder Sauerkraut, frisch aus dem Keller geholt, für wirksam galten, wurde besonders empfohlen, man solle den leidenden Körperteil sofort an den glühenden Ofen halten; je heißer man es

stellung, daß jedes Leiden seinen Wurm habe. So gab es einen Fingerwurm, Herzwurm, Fleischwurm, Markwurm, Haarwurm (Gicht) und Zahnwurm (s. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. I 182).

[33]) Auch dieses widerwärtige Mittel spielt in der Volksmedizin eine große Rolle, und noch heute glauben viele im Volk an seine Wirksamkeit (s. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. I 246 f.).

aushalten könne, um so besser, nach dem Grundsatz: „Ein Brand vertreibt den andern“ oder noch volksmäßiger ausgedrückt „Ein Düwel verdriewt den annern“. Das Volk bringt in seiner kindlichen Phantasie alles ihm irgendwie gleich oder ähnlich Erscheinende in enge Beziehung zueinander, und auf dieser Anschauungsweise beruhen auch viele der so beliebten Sympathiemittel.

Ein solches war ja auch das oben angeführte, wonach man einem erprobten Beißer wie der Maus einen ausgefallenen Zahn zum Austausch überantwortet. So sollte, wer erfrorene Füße hatte, barfuß durch den Schnee laufen. Ebenso erklärt sich auch das ekelerregende Mittel, das man bei einem Leberleiden, der Gelbsucht, empfahl; man sollte da Schafläuse auf Butterbrot schmieren und dies verzehren. Auch verschiedene Mittel, die man gegen die Warzen anwendete, gehören hierher. Man sollte einen (womöglich gelbseidenen) Faden um sämtliche Warzen herumwickeln, dann so viele Knoten in den Faden machen, als man Warzen hatte, und diese unter der Dachrinne (vgl. über deren enge Beziehung zu dem Geisterglauben oben), am besten unter einem „Kapellendrüppel“ (dh. der Dachrinne einer Kirche) vergraben. Wenn dann die Knoten verfault seien, glaubte man, wären auch die Warzen verschwunden. Oder man machte in einen Zwirnsfaden entsprechend viele Knoten, betete dann, wenn jemand gestorben war oder zu Grabe geleitet wurde, ebenso viele Vaterunser und vergrub auch diesen Faden. Ein anderes weit verbreitetes und auch bei uns wohlbekanntes Verfahren, das uns mitten in diese uns heute mehr und mehr fremd gewordene mythische Vorstellungswelt unserer Vorfahren hineinführt, war dies, daß man mit den Warzen über einen Leichnam strich; der Tote sollte dann die Warzen mit hinwegnehmen. Ebenso machte man es mit einem Muttermal. Noch andere Mittel waren die, daß man die Warzen öffnete und den weißen Saft von Wolfsmilch oder Schöllkraut hineinträufeln ließ, daß man sie mit einer Schnecke bestrich oder die Hände in Wasser wusch, das in einem alten Eichenstumpf stehen geblieben war.[34])

[34]) Alle diese oder doch ähnliche Mittel gegen Warzen, deren die Volksmedizin unzählige kennt, findet man überall (s. v. Hovorka a.

Es bleibt hier nun noch die volksmäßige Behandlung verschiedener grade bei Kindern besonders häufig vorkommender Leiden zu besprechen übrig. Gegen die bei Kindern im Säuglingsalter gar nicht selten auftretenden Nervenkrämpfe, vom Volke vielfach (in unserer Gegend allerdings, wie es scheint, nicht) Gichter genannt, galt als besonders wohltätiges Mittel der Saft von den fleischigen Blättern der Hauslauchs, im Essener Platt Husloff oder Husluck genannt, eines mit dem Sedum nahe verwandten Krautes, das man bei uns auch heute noch zuweilen auf alten Backhäusern und ähnlichen niedrigen Gebäuden mit mehr oder weniger verfallenen Dächern erblickt.[35]) Man gab dem von solchen Krämpfen befallenen Kinde von jenem Saft so viele Tropfen ein, als es Jahre zählte, und wenn dies noch nicht half, doppelt so viele. Man brauchte aber den Saft oder die filzigen Blätter selbst noch in manchen anderen Fällen, so gegen Fieber, Augenleiden, Geschwüre und Bienenstiche.

Gegen die Wurmkrankheit brauchte man Wormsot, den noch heute wohl bekannten Wurmsamen, der gemahlen und dann mit Mehl und Sirup gemischt wurde, oder Wormkräutkes (Rainfarn) mit Zucker. Man sollte dies Mittel aber dem Kinde bei abnehmendem Monde eingeben, offenbar auch sympathetisch zu verstehen (der abnehmende Mond und die abgehenden Würmer), wie man sich umgekehrt bei zunehmendem Monde die Haare schneiden läßt, damit sie gut wachsen. Gegen den Bandwurm, an dem allerdings wohl häufiger Erwachsene leiden, galt als das beste Mittel das Kauen von Kürbiskernen. — Gegen Stickhusten (Keuchhusten) war ein

---

Kronfeld a. a. O. II 770 ff. Sartori, Volksmedizin im Reg.-Bez. Minden in unserer Ztschr. 1908 S. 93 ff. u. a.

[35]) Man betrachtete diese Pflanze als eine Art Hausheiligen und zog sie daher, wenn sie nicht, was früher häufiger der Fall war, von selber auf dem Dache wuchs, vielfach in Scherben und Töpfen. Sie sollte als „Donnerkraut" die Donner- und Blitzgefahr vom Hause abwehren. Dieser Glaubte herrschte auch bei uns, und man hütete sich ängstlich die Pflanze vom Dach herunterzunehmen, weil man dann ein Unglück für das Haus befürchtete. S. über die bedeutsame Stellung des Hauslauchs in Volksglauben und Volksmedizin M. Höfler a. a. O. 79 ff. und Franz Söhns a. a. O. 180 f.

beliebtes Mittel der Saft der roten Schnecken, mit Zucker eingekocht, oder auch der in jedem Hause vorrätige Kandiszucker, was man beides in einen ausgehöhlten Rettig tat; die aus diesem herauströpfelnde Flüssigkeit wurde dann eingenommen. Von Husten, Schnupfen und anderen Erkältungskrankheiten war bereits die Rede. — Gegen das sogenannte „Wassen“ dh. das überschnelle Wachstum des Kindes nahm man Einreibungen (s. über diese oben) an Schienbein und Wade vor; auch bei geschwollenen Mandeln waren solche Einreibungen mit warmem Öl u. a. üblich. — Hatte das Kind schlimme Lippen, so brauchte man dagegen Lippenpomade oder den innern (gelben) Bast vom Kreuzdorn. — Um Nasenbluten zu stillen, schlürfte man Wasser mit Essig in die Nasenhöhle, oder man legte Papier auf die Zunge.[36]) — Auf eine Beule, die sich das Kind durch Fallen oder Stoßen zugezogen hatte, drückte man ein kaltes Messer, gewöhnlich das Brotmesser; hatte es aber einen Krampf im Bein, so hielt man, wie ich hörte, einen kalten Schlüssel daran.

Bei allen bedenklicheren Kindeskrankheiten, wie Masern — diese nannte man hier allgemein Rölen dh. Röteln — und Scharlach befolgte man, entgegengesetzt dem heutigen naturgemäßen Verfahren, streng den Grundsatz, daß man das Kind von Licht und Luft möglichst absperrte (das Krankenzimmer mußte ganz dunkel gemacht werden; sonst bekam das Kind schlimme Augen) und es mehr, als oft nötig war, mit warmen Betten und Tüchern bepackte. — Ein leichteres, nur für den Augenblick mitunter lästiges Übel ist das Schlucksen, der Schlick, wie man es hier nannte. Man suchte es in der Regel dadurch zu vertreiben, daß man dem Kinde einen Schreck einjagte. Oder man brachte es in Verlegenheit, indem man ihm irgend ein Vergehen vorwarf und etwa zu ihm sagte: Du hes geschnuppt (dh. genascht). — Er mußte sich dann rechtfertigen, und darüber sollte sich der Schlick verlieren. Man zählte auch die weißen Fleckchen auf den Fingernägeln; denn es hieß, so viele eines deren habe, so oft habe es Sünde

[36]) Stand vielleicht auf dem Papier ursprünglich eine Blutstillungsformel? Es gibt deren viele, und sie kamen auch bei Nasenbluten vor. Vgl. v. Hovorka u. Kronfeld a. a. O I 82 ff.

getan. Oder man klopfte dem Kinde dreimal auf den Rücken, und es mußte während dessen ein schwer auszusprechendes Wort dreimal hintereinander wiederholen.[37])

Ganz gewöhnlich nahm man nun früher auch in unserer Gegend bei Krankheiten und Leiden der verschiedensten Art zu dem Zaubermittel des Besprechens seine Zuflucht, am häufigsten freilich wohl bei Blutungen und bei Brandwunden, aber auch bei Fieber, bei Zahnschmerzen, bei den krankhaften Bettnässen der Kinder u. a., namentlich auch, wenn ein Kind von Krämpfen befallen oder mit irgendeinem schlimmen Übel wie Kopfgrind u. dgl. behaftet war. In solchen Fällen glaubte man auch meist, es sei von Zigeunern oder andern Teufelskindern behext. Man wandte das Besprechen dann ebenso regelmäßig an, wie wenn man das Vieh behext glaubte. In Essen und Umgegend gab es früher auch überall einzelne Leute, Männer und noch wohl mehr Frauen, die diese Kunst auszuüben verstanden. Sie murmelten dabei gewisse feststehende Gebetsformeln, schlugen das Kreuz, hauchten den Kranken an u. dgl. n.[38])

Über die beschwichtigende Wirkung einzelner dieser Besprechungen, die sie auf die betr. Kinder ausgeübt hätten,

---

[37]) Die Drei spielt als heilige, magische Zahl im Volksglauben von allen Zahlen die wichtigste Rolle. Vgl. E. Mogk im Reallexikon des German. Altertums, hrsg. von Joh. Hoops, u. d. W., und v. Hovorka u. Kronfeld a. a. O. II 881 f. Man denke auch an die drei emporgestreckten Finger der Schwurhand, die drei Hammerschläge bei der Grundsteinlegung eines Gebäudes u. a., sowie an Redensarten wie: Alle guten Dinge sind drei. — Grade beim Schlucksen tritt uns der Glaube an Krankheitsdämonen, der das Volk beherrscht, besonders deutlich vor Augen. Der Schluckser oder Schlick wird wie ein persönliches Wesen behandelt, und es gibt in allen deutschen Gauen eine Menge von Schluckauf-Segen. S. Oskar Ebermann in der Ztschr. des V. f. Volksk. 1903, 64 ff, v. Hovorka u. Kronfeld a. a. O. II 198 f. und Jos. Müller, Rheinische Segen gegen den Schluckser in unserer Ztschr. 1913, 37 ff.

[38]) Leider habe ich über keine dieser Besprechungsformeln etwas Näheres erfahren können, was begreiflich erscheint, da der Kranke nicht nur während der Kur kein Wort reden, sondern auch hinterher andern darüber nichts verraten durfte. Sie werden aber ähnlich denen gewesen sein, die wir aus andern Orten kennen. Vgl. z. B. unsere Ztschr. 1904, 215 ff., wo Sartori eine Reihe solcher Formeln aus Westfalen aufführt.

erzählen auch Leute, denen man sonst ein unbefangenes Urteil wohl zutrauen darf, wahre Wunderdinge. Ohne eigene Anschauung ist es natürlich ganz unmöglich, der Wahrheit in diesen Dingen völlig auf den Grund zu kommen.

Neben dem Besprechen kam, häufig damit verbunden, namentlich aber als bloßes Beschwichtigungsmittel bei Kindern, die augenblicklich mißstimmt waren oder kränkelten, auch das mit dem modernen Massieren zu vergleichende Strieken (Bestreichen) vor. Dies verstand so manche Nachbarin, die man dann in Notfällen herüberholte. Man wandte es aber auch z. B. bei der unter dem Namen „Ziegenpeter“ bekannten Mandelgeschwulst an, die man hier auch Huk nannte — das Verfahren hieß: den Huk schieben —; und ebenso bei der Halsbräune (Diphtheritis). Das Streichen oder Schieben, wie man es in diesem Fall nannte, geschah an der innern Armfläche, und bei jeder einzelnen dieser Schiebungen mußte der Kranke einmal schlucken. — Zum Schluß möchte ich noch den hier ebenfalls bekannten Volksglauben erwähnen, man müsse sich nach einem plötzlichen Schreck, wenn man von dauerndem Schaden bewahrt bleiben wolle, die Hände waschen.

(Fortsetzung folgt).

Hausnamen im Birkenfeldischen.

Von **Pfarrer Lengler** in Wolfersweiler (Nahe).

Wer einmal längere oder kürzere Zeit in einem unserer Birkenfelder Dörfer gelebt hat oder wer von Berufs wegen oder aus geschäftlichen Gründen zuweilen in unsere Landgemeinden hineinkommt und zu den Dorfbewohnern in nähere Beziehung tritt, dem kann die Wahrnehmung nicht entgehen, daß da — man kann ruhig sagen — jede Haushaltung nicht nur ihren Familiennamen führt, sondern daneben noch eine andere Benennung, die am Hause haftet, einen sogenannten Hausnamen. Ja, dieser Hausname hat sogar eine so überragende Bedeutung, daß der Familienname darüber fast ganz vergessen wird. In den Reden der Leute untereinander wird einem der Familienname kaum jemals begegnen. Fragt man

einmal danach, dann müssen sich die allermeisten oft lange besinnen, und von den Bewohnern der benachbarten Dörfer ist ihnen der Familienname oft völlig unbekannt. Bezeichnend dafür ist, daß einmal ein Mann, der mit seinem jüngeren Vetter in ein nahe gelegenes Dorf „auf die Freierei“ ging, nachher den Familiennamen des begehrten Mädchens nicht anzugeben wußte: „Wir sahn „Arems“, wie die Leit „sich schwreiwe“, weiß ich awer net.“ Dies Erlebnis ist bezeichnend.

In unseren Städten kennt man auch Hausnamen, aber im ganzen nur sehr vereinzelt. Wo sich da besondere Benennungen gebildet und eingebürgert haben, handelt es sich meist darum, die zahlreichen Träger eines Namens durch eine charakteristische Beifügung voneinander zu unterscheiden, alle die Wild, Bohrer, Cullmann, Schmidt u. a. Von solchen Namen wollen wir auch einige anführen, aber nur anhangsweise, gleichsam als Hausnamen im weiteren Sinne des Wortes. Diese Bezeichnungen sind z. T. scherzhafter Art, die Eigentümlichkeit der Personen oder des von ihnen bewohnten Hauses spiegelt sich in ihnen wieder. Es sind nicht eigentlich Schimpfnamen, doch z. T. nicht sehr weit davon entfernt. Jedenfalls wird man sich aus nahe liegenden Gründen hüten müssen, einzelne dieser Bezeichnungen in Gegenwart der betreffenden Leute anzuwenden. Aber gerade in diesen Benennungen sehen wir oft treffliche Erzeugnisse des Volkswitzes. Kurz und treffend, derb und drastisch sind sie ungemein charakteristisch für die Psyche unseres Birkenfelder Volkes, für die Gedanken- und Gemütswelt der Bewohner des Nahegaues.

Völlig ausschließen von unserer Darstellung wollen wir die eigentlichen Schimpfnamen. Auch daran fehlt es in unseren Gemeinden nicht. Es gibt Ortschaften in unserem Ländchen, wo der größte Teil der Dorfinsassen einen — mitunter recht häßlichen — Schimpfnamen führt. Da heißt der Träger eines stolzen Schnurrbartes: „Der Schnorres“, ein Mann mit üppigem Haarwuchs: „Der Hoorig“, ein Lahmer mit ungleichmäßigem Gang: „Der Watscheler“, und was dieser eigentümlichen Koseworte noch mehr sind. Selbst wenn man recht weitherzig ist und für gesunden, urwüchsigen Humor Verständnis hat, bei derartigen Bezeichnungen wirkt

die zutage tretende Gemütsroheit doch recht abstoßend. Zum Lobe unserer Heimat sei es gesagt: Die Ortschaften, in denen der Volkswitz sich in der eben gezeichneten Weise offenbart, sind nicht sehr zahlreich. Sie erfreuen sich auch in moralischer Beziehung nicht des besten Rufes.

Hausnamen sind keine Schimpfnamen. Das müssen wir unbedingt festhalten. Warum aber die Hausnamen? Wie sind sie entstanden, und wie entstehen sie noch heute? Ein Grund, der dazu führte, und noch immer dazu führen wird, ist bereits angedeutet: Die Notwendigkeit der Unterscheidungen von anderen Personen gleichen Namens im gleichen Ort. Wenn da in einem 35 Häuser zählenden Gemeinwesen fünf Familien wohnen, die sich „Schneider" schreiben, so ist da ungeachtet der verschiedenen Vornamen unliebsamen Verwechslungen Tür und Tor geöffnet. Oft ist es der Name des Erbauers und ersten Bewohners, der in dem Hausnamen fortlebt. Noch häufiger ist es der Name des Mannes, der zum erstenmal an dieser Stelle ein Wohnhaus errichtet hat. So führen uns denn die Namen zuweilen in längst vergangene Zeiten zurück, und so ist es gar wohl begreiflich, daß die mancherorts noch gebräuchlichen Hausnamen als Familiennamen garnicht mehr vorkommen. Es sind, wie sich aus den Kirchenbüchern leicht feststellen läßt, die Namen einer vergangenen Generation.

Es ist aber durchaus nicht immer der Name eines Mannes (Vorname oder Familienname), der im Hausnamen durch die Zeiten hindurch klingt, oft ist es auch die Herkunft des Mannes, sein Beruf usw. Wir wollen im folgenden nun einmal eine Reihe von Hausnamen anführen und diese nach ihrer tatsächlichen oder vermutlichen Entstehung zu gruppieren suchen. Soweit ich feststellen konnte, haben hierzulande folgende Punkte bei der Bildung von Hausnamen mitgewirkt: Familienname, Vorname, Beruf, Herkunft, Eigentümlichkeit von Personen; sodann die Lage und die Eigentümlichkeit des Hauses.

1. Familiennamen.

Es erscheint sehr natürlich, daß gerade Familiennamen besonders häufig als Hausnamen Verwendung finden. Da haben

wir Hausnamen wie: Seiberts; Gische; Kohle; Geiße; Schweige; Schneidersch; Petrys; Paulys; Weinze; Hahne[1]) usw. — alles Namen, die heute noch in den betreffenden Dörfern bei anderen Familien als Familiennamen erscheinen. Ungewöhnlich zahlreicher sind aber die Fälle, wo uns die Familiennamen vergangener Geschlechter als Hausnamen begegnen. Da müssen wir in unseren Kirchenbüchern oft weit, weit zurückschlagen, bis wir diese Hausnamen als ursprüngliche Familiennamen aufgezeichnet finden. Ich nenne in dieser Reihe: Dannersch; Purpersch; Ballaste; Lamberts; Flicks; Baumanns; Stompe (Stumpf); Fauste; Kilsche (Kölsch); Kiehne (Kühn); Schwinne; Diehle; Hennemanns; Mirtese; Nabingers; Glasers; Meese; Paalese (Paulus); Krammese; Lajendeckers usw.

2. Vornamen.

Haben schon die unter 1 genannten Familiennamen teilweise in eine ferne Vergangenheit gewiesen, so gilt das auch von einer stattlichen Zahl von Hausnamen, die ihre Entstehung einem Vornamen verdanken. Da tauchen einfache und zusammengesetzte Vornamen vor uns auf – meist in abgekürzter, verstümmelter Form —, die heute im Zeitalter der Huldas, Hildas, Ernas, der Erwins, Edwins, Edgars kaum mehr verliehen werden. Hierhin gehören die Hausnamen: Matze (Matthias); Hampetersch (Johann Peter); Hannese; Nickels; Hannjürje (Johann Georg); Girjels (Georg); Lippches (Philipp); Petersch; Philippe; Hännese; Awers (ein Vorfahre hieß Abraham); Hambeste (Johann Sebastian). Hannarems (Johann Adam); Sendersch (Alexander); davon nun wieder: Sendersch Mendels (Emanuel) und Sendersch Hannche; Beerdts (Bernhard); Zachersch (Zacharias); Henrie (Henriette); davon auch Jette; Lottches; Wennels (Wendel); Wellems (Wilhelm); Veltes (Valentin); Klause (Nikolaus).

[1]) Die Endbuchstaben s (bezw. dialektisch zuweilen sch) und e bezeichnen in allen angeführten Fällen die Genetivendung. Es ist nämlich allemal zu ergänzen: „Haus“. Leser unserer Zeitschrift, die des Griechischen mächtig sind, erinnern sich an die Wendung „en Hadou“ oder „eis Hadou“, wo auch bei dem Genetiv von Hades „Haus“ zu ergänzen ist. Man vgl. auch die pfälzische Ausdrucksweise: „ins Herr Petsche“, „ins Herr Pfarrers“.

3. Beruf.

Die Hausnamen, die einem Berufe ihr Dasein verdanken, sind insofern besonders interessant, weil sie uns z. T. Kunde bringen von Berufen, die sich in der Gegenwart ganz verloren haben. Darüber wird nachher noch einiges gesagt werden müssen. Natürlich fehlen bei den Namen auch die Berufe nicht, die in der Gegenwart vertreten und der Kulturwelt unentbehrlich sind. Hier und da ist auch ein Hausname auf die gelegentliche Betätigung des Hausbewohners zurückzuführen. So z. B. wenn ein Haus den Namen führt: Kohleschäppersch. Der Besitzer des Hauses hatte in früheren Jahren auf der benachbarten Bahnstation in einer Baumaterialien- und Kohlenhandlung die Funktion gehabt, die ankommenden Kohlen aus den Waggons auszuladen. So entstehen Hausnamen! So zeigt sich auch das Geschlecht unserer Tage noch schöpferisch tätig! Wenn wir dann weitere Hausnamen hören wie: Metzgers, Blechschmieds, Schmieds, Wähnersch (Wagner), Krämersch, Hirte, Hirte-Schuhmachersch (der Sohn eines Hirten, der das Schuhmacherhandwerk erlernte und in seinem Heimatort ausübte, wurde Hirte-Schuhmacher genannt, und der Name ging auch auf das Haus über, das er sich später erbaute. Sein Bruder Jakob, der im elterlichen Hause als Haus- und Berufsnachfolger wohnte, war „Hirte-Job."); Drehersch; Bäckersch; Säuhirte; Schuhwendels und Schuhpetersch hatten einen ehrsamen Schuster; Schneiderhannese hatten einen Schneider unter ihren Vorfahren; und über den Ahn von Säupetersch kann auch kein Zweifel sein. Meiersch (der Großvater der Frau des Hausbesitzers war Meire = Maurer); Küfersch; Schreinersch; Schütze; Schöffes; Färwersch; Schole (= Schulhaus), die Kinder des Lehrers: Schol-Hulda, Schol-Linche; der Schwiegersohn: Schol-Friedrich; ein Haus hier in Wolfersweiler führt den sonderbaren Namen: „Asweiler Schol". Die Schwiegermutter des jetzigen Besitzers war eine Tochter eines früheren Asweiler Lehrers. Wirts (ein Ahne war Gastwirt); „die Mühl" so nennt sich ein Haus in Eitzweiler, in dem vor langen Jahren eine Mühle im Betrieb war; dicht daneben wohnen „Altmüllersch", wo vor noch viel längerer Zeit ein Müller seinem

Handwerk oblag. „Dänne Cärl“ so heißt ein Mann in einem Hochwalddorf, er versendet aus seinem Waldstück viele Tannen nach allen Richtungen der Windrose; Buchbindersch heißt ein Haus in Idar, in dem seit Jahr und Tag eine Buchbinderei betrieben wird. Der Mann hat jetzt verschiedene Berufsgenossen in dem Ort, aber er war der erste am Platz, da hat das Haus den Namen bekommen und behalten. „Amme Louis“ ist der Sohn einer früheren Hebamme, und die „Farr Bien“ hat ihren Namen von dem Berufe des Vaters, der „Farren“ hatte, die Stieranstalt leitete. So sind wir nun mit diesen Hausnamen langsam in die Vergangenheit hinübergeglitten. Noch stärker aber erwacht die Erinnerung an Vergangenes, wenn wir von manchen anderen Berufsarten hören, die in den Hausnamen fortleben: Spielhannese (ein Vorfahre mit Namen Johannes war früher Spielmann); Nahlschmieds (Nagelschmied); Bildwebersch (Leinewebersfamilie, deren Spezialität Gebildweberei war); Wollstromms (Wollstrumpfweber); Barreremanns erinnert an die Zeit, als noch die Zollschranken bestanden. Eine Erinnerung an eine noch frühere Zeit bringt der Hausname: Kochmaiers. In dem betr. Hause wohnte zur Franzosenzeit ein gewisser Koch, der das Amt eines maire bekleidete.

4. Herkunft.

In unseren Dörfern haben wir es in der Regel mit einer seßhaften Bevölkerung zu tun. Wenn da einmal ein Mann von einem auswärtigen, außerhalb der Pfarrei, der Bürgermeisterei oder gar des Ländchens belegenen Orte hereinzieht, so ist das eine Seltenheit. Die wird vermerkt, und zwar im Hausnamen. Da wohnt in einem Dorfe der „Busemer“ (die Großmutter des Hauses stammt aus Bosen). Eine Familie hatte früher ihren Wohnsitz in Neunkirchen Die Leute heißen nun: Neunkirchener. Ein Tagelöhner aus dem preußischen Dorfe Gehweiler heißt kurz „der Gehweiler“; der „Baier-Job“ und die „Baier-Kätt“ und „Baiersch Kenn“ haben den Namen davon, daß der Vater bezw. der Großvater aus dem Baierland hergezogen kam. Ein anderer Mann heißt „der Pälzer“, sein Haus (eine Wirtschaft) „die Palz“. Das Warum ist leicht zu erraten. Die Vorfahren stammen aus der bairischen Rheinpfalz.

5. Eigentümlichkeit der jetzigen oder früheren Hausbewohner.

Bei dieser Gruppe, der wir oben schon ein kurzes Wort widmen mußten, ist Vorsicht am Platz. Denn, wie schon gesagt, einzelne der Benennungen sind von Beleidigungen nicht weit entfernt. Doch aus sachlichen, praktischen Gründen wollen wir nicht an ihnen vorübergehen und sie an dieser Stelle unterbringen. Über den Charakter vom „Lügenmichel“ braucht man nicht lange unklar zu sein; welch Streben bei „Bruche Gräfches“ herrschte, ist ebenfalls leicht zu durchschauen. Der „Preuß Carl“ hat „bei den Preußen“ gedient und sich im Glanze dieser Leistung wohl des öfteren mit Behagen gesonnt, und der „Freß Carl“ in demselben Ort war kein Kostverächter. Der „Modeschleich“ war in seinem Schneiderhandwerk ein Anhänger des Neuesten, das von Paris herüberkam. „Tiger Carls“ sind nicht etwa besonders grimmige Leute von Raubtiernatur — sie haben als erste den Handel mit dem „Tigerauge“ benannten Stein betrieben. „Ruß Carls“ unterhielten Beziehungen nach Rußland, wie „Franzose Hahne“ nach Paris. „Kurzfuttersch“ hieß die Familie, die mit anerkennenswertem Eifer ihren Ackerbau betrieb, als andere im gleichen Orte sich schon völlig von der Landwirtschaft losgesagt und ihr Leben der Industrie gewidmet hatten. In meiner Heimat gibt es viele Familien, die sich Lengler schreiben. Eine, in der die Familienglieder auffallend dunkles Haar ihr eigen nannten, war unter dem Namen „Schwarz Lenglersch“ bekannt. Der Hausname „Schwarze“ aus demselben Grund begegnet auch anderswo. Von zwei Brüdern erfreut sich einer besonders stattlicher Körpergröße, er baut sich ein Haus, und das führt fortan die Benennung „Große“. Früher war es etwas ganz Besonderes, wenn ein junger Bursche aus unserer Gegend zur Kavallerie gezogen wurde. Diese Bewertung erkennt man noch aus dem Hausnamen „Reitersch“. „Büchsersch“ nennt man ein Haus in demselben Dorfe. Weshalb wohl? Nun, man kann erfahren, daß ein Bewohner dieses Hauses in der Zeit vor der großen Revolution, als die Perücken Mode waren, sich besonders fein und sorgfältig herausgeputzt hat. Aus der

Zeit stammt auch noch der zuweilen angeführte Ruf, halb Spott, halb Bewunderung: „Guck mol, wie er sich gebüchst hat!“ Daß unser Volk für solche Dinge ein feines Gedächtnis hat, erkennen wir auch aus dem Hausnamen „Hutmanns“. Ein früherer Bewohner des Hauses hat sich als erster im Dorfe einen Hut zugelegt, während die anderen Dorfinsassen sich mit der ehrwürdigen seidenen „Kapp“ begnügten. In dem Dorfe, wo „Hutmanns“ wohnen, nennt man ein Haus „Bubberts“. Vielleicht kommt diese sonderbare Bezeichnung von der auffallend schnellen Gangart der Mutter her. (Das schnelle Schlagen des Herzens z. B. nennt man hier „bubbern“, „bobbern“; oft kann man hören: „O, wie hat mir da das Herz gebobbert!“ Die Famile schreibt sich Herz, so daß diese Deutung wohl richtig ist.) Der Sohn aus dem Haus is etwas klein von Gestalt. Drum wird er spöttisch genannt: „Bubberts Mannskerl“. Lucus a non lucendo!

6. Lage des Hauses.

So verschieden die Lage eines Hauses sein kann, so verschieden sind auch die Hausnamen, die in der Lage eines Hauses ihren Ursprung haben. Wenn da an einem Hause ein Brunnen steht, so ist damit gleich ein Charakteristikum gegeben, das sich im Hausnamen gleich geltend macht. Brunnen heißt hier an der Sprachgrenze von Nord- und Süddeutschland sowohl „Bronne“ (süddeutsch!)[2]) wie „Bure“ (norddeutsch!)[3]). Gerade die letztere Form begegnet uns nun in den Hausnamen. Da haben wir: „Burehennese, Burehannese, Burenickels“. Da gibt's das Burebettche, das Burekatche, die Burelies und andere liebliche Brunnenmamsells. Eine Linde vorm Haus gibt einem Hause auch von vornherein einen bestimmten Charakter. Gleich ist der Hausname „Linne“ da, und er bleibt, wenn der Baum längst geschwunden ist. Der in einem Hohlweg gelegene Ortsteil heißt in vielen unserer Dörfer: „Die Hell“. Das führt zum Hausnamen: „Helle“. Wohnt in dem betreffenden Dorfteil ein Schuhmacher, dann

[2]) Man vgl. Brünn, Brunnen, Heilbronn, Neckarbronn, Niederbronn usw.

[3]) Man vgl. Paderborn, Quickborn, Bornholm, Osborne usw.

spricht man von „Helleschuhmachersch“. Dasselbe wie „Helle“ drückt der Hausname „Hohle“ aus, den wir z. B. in Steinberg antreffen Bekannt ist auch der Zusatz bei Hausnamen: „in der Hell“, „in der Hohl“; außerdem andere: „auf der (!) Fels“, „an der Rehr“ (Röhre vom Brunnen vorm Haus!), „in den Wiesen“. Manche von diesen Zusätzen sind sogar in die staatlichen Listen (Grundbuch usw.) aufgenommen, z. B. Eifler Flur in Sötern, Schneider Gaß in Hoppstädten. In der kleinen Gemeinde Mosberg gibt es verschiedene, die heißen Jakob Gisch. Einer wohnt auf einer Anhöhe, einem Hügel, oder, wie die Leute sagen, „auf dem „Hiwwel“, das Haus heißt „Hiwwel Jakobs“. Der „Hiwel“ begegnet uns auch sonstwo, beispielsweise in der Bezeichnung: „Schneidersch off dem Hiwel“. Das Gegenteil vom „Hiwel“ oder auch „Hiwwel“ ist die schon erwähnte „Hell“. Handelt es sich aber um eine feuchte Niederung, da redet man von „Lache“.[4]) „Lache“ wird auch zum Hausnamen, und als ein besonders großer Sohn aus „Lache“ ins Dorf heiratete, dort baute, da hieß sein Haus bald „Lache Große“. Ein gewisser Johannes, der sich oben am Waldesrand ein Häuslein baut, wird Namengeber für sein Anwesen. Es heißt nach ihm „Waldhannese“. Wie kommen aber der „Denne Karl“ und der „Diwwes Pitt“ zu ihren spaßigen Namen? Beide heißen Weber, der eine Karl, der andere Peter. Der eine wohnt „denne“ am Bach, d. h. drunten am Bach, der andere „diwwe“, d. h. droben am Bach. Eine ähnliche Bildung begegnet uns in einem anderen Dorfe. Dort ist der Name Klee kolossal verbreitet und infolgedessen die Notwendigkeit der Unterscheidung besonders groß. Zwei Brüder des Namens wohnen sich sehr nahe. Der eine etwas am Berg, höher wie der andere, es war der oberste. „Üwerschte“ heißt auch heute noch das Haus, nachdem die beiden Klees schon verstorben sind. Wieder zwei Brüder des gleichen Namens wohnten sich gegenüber an einer Wegkreuzung, es waren die „Doppelecker“. Daß zuweilen auch die Flurnamen für das in der Nähe gebaute Haus den Namen liefern, verrät uns der Hausname „Hirzekopper“ (ein Kopf, eine Bergkuppe, in der früher Erz gegraben wurde). Ähnlich

[4]) lat. lacus!

mag es sich mit dem Hausnamen „Geiserecher“ verhalten. Unzweifelhaft ist es so beim „Schienefelder“. So nennt sich ein Haus in Gimbweiler. Der Vorfahre stammte vom „Schienenfeld“, einem Flurbezirk am Eingang des Dorfes, wo früher Ziegeleien im Betrieb und deswegen auch wohl Schienenfelder vorhanden waren. Hier in Wolfersweiler gibt es einen Hausnamen: „Hanggarte-Müllersch“. Der Ortsteil heißt „Die Hanggart“. Warum wohl so? Vor vielen Jahren hatte dort in der Gegend die Gemeinde ihre Hanfgärten. Durch Assimilation ist denn aus den Hanfgärten die Hanggart geworden. Befremdlich klingt der Name „Haudels“. Das Haus steht an einer Dell d. i. in einem Tälchen, wo besonders früh gemäht, „Hau“ d. h. Heu gemacht werden kann. Daher der Name: Haudel, Haudels. Eigenartig mutet auch die Bezeichnung „Kihrwegs“ an. Das Haus steht an einer Stelle, wo der Weg eine scharfe Wendung macht, eine Kehr oder wie es in dem betreffenden Dorfe heißt: eine Kihr. Da aber dieser Weg nach dem Städtchen Kirn führt, ist eine Beziehung dazu auch nicht von der Hand zu weisen. Vielleicht kann die aus dem Hause stammende, nach Herrstein verheiratete „Kihrwegs-Hedwig“ Auskunft geben. In mehrfacher Hinsicht interessant ist der Name von „Eebsches Kättel“. Kättels Stammhaus ward „Eebsches“ genannt, weil es „eebsch“ war (d. h. abseits von der Sonnenseite, eigentlich ab-ig, unfreundlich gelegen und eben deshalb vielleicht feucht). Die Kättel hatte einen Sohn, der nun nicht nach Analogie von ähnlichen Fällen „Eebsches August“ hieß, sondern, da „Eebsches Kättels August“ doch gar zu umständlich gewesen wäre, kurz: „Kättels August“. Den Abschluß in dieser Gruppe bildet der Hausname: Kapelle. Er findet sich in Steinberg, und er hält bei den kommenden Generationen noch die Erinnerung wach, daß einst bis zum 30jährigen Krieg an der Stelle des Hauses ein Gotteshaus, eine Kapelle, gestanden hat. So ist gerade dieser Hausname geschichtlich bedeutsam und wertvoll.

7. Eigentümlichkeit des Hauses.

In dieser Gruppe gibt es nur einiges zu vermerken, was aber durchaus nicht uninteressant ist. Wir haben in ver-

schiedenen Ortschaften unseres Bürgermeistereibezirkes den Hausnamen: „Naubauersch“. Wie die Benennung aufkommt, will ich an einem Beispiel klar machen. Im Dorfe Hirstein gibt es viele Träger des Namens: Schweig. Einer von ihnen baut. Es ist — im Unterschiede von den anderen Gleichnamigen — der Schweig im neuen Bau. Statt: „neu“ sagt man hierzulande im Dialekt: „nau“. Da ist dann vom Schweig im neuen Bau bis zum „Naubauer“ nur ein Schritt. Hier in Wolfersweiler gibt es ein Haus, das man „Baume“ nennt. Nun wäre es an sich wohl möglich, daß ein früherer Bewohner des Hauses sich „Baum“ geschrieben hat, zumal da der Name in der Umgegend stark vertreten ist. Niemand weiß aber, daß es je einen Mann namens „Baum“ in diesem Hause gegeben hat. Eine Wirtschaft wird nun in dem Hause betrieben, schon seit Jahr und Tag. Schon Gustav Adolf, der Schwedenkönig, soll einmal darin geherbergt haben. Und diese alte Schankwirtschaft soll in früherer Zeit den Namen geführt haben: „Zum grünen Baum“. Vielleicht von der Dorflinde, die einst auf dem Gemeindeplatz vor dem Hause gestanden hat. Da wäre der Name „Baume“ wohl genügend erklärt. Eine Lampe, eine Laterne über dem Türeingang war früher etwas Seltenes, und der Wirt, der diese an sich sehr löbliche Einrichtung in Idar als erster traf, war der „Lampenwirt“. Die erste Klingel an der Haustür eines Privathauses legte sich in demselben Städtchen ein Mann mit dem Vornamen Johannes zu. Diese Anlage war ein Novum und ward durch den Hausnamen „Schellegehannese“ festgehalten. Im gleichen Ort gibt es viele Cullmanns. Vor dem Hause eines Cullmann war bei Regenwetter immer eine trübe Lache. Das Haus hieß im Unterschied von anderen, von einem Cullmann bewohnten Häusern: „Dreckpuhl-Cullmanns“. In Birkenfeld gab es in früherer Zeit viele, die Heinz hießen. Zu einem Hause, in dem ein Heinz wohnte, führte eine auffallend große Treppe Da wohnten „Treppe-Heinze“. —

Soweit unsere Zusammenstellung! Was sagen uns nun diese Wortbildungen? Ich denke, doch mancherlei. Das zum Teil recht ehrwürdige Alter mancher Benennungen zeigt uns den konservativen Sinn unseres Volkes, das an den alten

Namen festhält, mag sich auch in und an dem Hause im Laufe der Zeit manches verändern. Einzelne Hausnamen verraten zweifelsohne eine gewisse Originalität und beweisen, was Kundigen wohl bekannt ist, daß in dem oberrheinischen Menschenschlag sich viel Humor, schlagfertiger Witz und vortreffliche Beobachtungsgabe findet. Ein Teil der Namen hat geradezu historischen Wert, andere sind kulturgeschichtlich bedeutsam. Historisch sind sie wichtig, weil die Namen von Geschehnissen und Tatsachen reden, die fast nur durch den Hausnamen dem gegenwärtigen und dem kommenden Geschlechte erhalten werden (Kapelle, Baume, Schienenfelder u. a.), kulturgeschichtlich von Bedeutung, weil sie von Berufsarten zeugen, die man heute kaum noch kennt, die durch die ganze moderne Entwicklung, zumal die modern-industrielle Entwicklung nahezu oder völlig verdrängt sind Bildweber, Nagelschmied, Maire usw.), oder weil sie einzelnes als besonders wichtig und charakteristisch hervorheben, was schon längst aufgehört hat, etwas Besonderes zu sein (Lampenwirt, Schellegehannese, Krämers — damals der einzige Krämer im Orte, in dem es heute ein halbes Dutzend gibt). In sozialer Beziehung sind die Hausnamen insofern bemerkenswert, als manche Familien noch durch den Hausnamen erkennen lassen, wie sie aus einfachen Verhältnissen zur jetzigen Stellung, zu Wohlstand und Ansehen emporgestiegen sind. Manch Haus heißt z. B. Hirte. Aber die soziale Stellung des jetzigen Hausbewohners ist eine ganz andere geworden, und es ist ihm nicht sehr erwünscht, wenn man seine höchst vornehm gekleideten Kinder als „Hirte-Kinder“ bezeichnet. Manches, was dem Bewußtsein der Gegenwart längst entschwunden wäre, wird durch die alten Hausnamen treulich bewahrt, alte Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Berufsarten, Namen usf. So bilden sie denn eine der Brücken, die Vergangenheit und Gegenwart miteinander verbinden. Drum sind sie uns wertvoll. Mögen sie auch manchmal wunderlich klingen und uns sonderbar anmuten, es steckt in ihnen doch ein tiefer Sinn, und wir wollen sie wegen der eben gezeichneten Bedeutung keineswegs mißachten.

Curia, centuria, decuria, Hunrige oder Hunsrück, Hundertschaft.

Von Professor **Dr. K. Stuhl**, Würzburg.

Die älteste Gemeinde der freien Bürger der Stadt Rom setzte sich, so berichten übereinstimmend die alten Schriftsteller, aus dreißig sogenannten Curien zusammen. Jede Curie, die hinwiederum in zehn Geschlechter (gentes) zerfiel, bildete eine politische, militärische und religiöse Gemeinschaft; denn aus den Curien wurden die Ratsherrn (patres, senatores) genommen, aus den Curien bestand die älteste Volksversammlung (comitia curiata), sie stellten die Reiter, die Curien hatten ihre besonderen Opferfeste und verehrten außer den gemeinsamen Staatsgottheiten besondere Götter auf besondere Weise, zu welchem Behufe jede Curie einen eigenen Platz hatte, der ebenfalls curia hieß. Dort stand ein Altar und ein Tempel, der Juno Quiritis geweiht, und ein größeres Gebäude, in dem die Curialen zusammenkamen, um über politische und finanzielle Angelegenheiten sich zu besprechen und feierliche Mahlzeiten zu halten. An der Spitze jeder Curie stand ein Curio, der die heiligen Gebräuche besorgte.

Auch eine eigene Feldmark muß in den ältesten Zeiten jede Curia besessen haben, was aus zweifellos örtlichen Curiennamen, wie z. B. Veliensis (von Velia, ein Bezirk auf der Höhe des Palatin) hervorgeht. Daher findet sich ein uraltes der Curie von 10 Geschlechtern, 100 Häusern entsprechendes Ackermaß, die centuria („Hunderte") von 100 Hofstellen zu je zwei Morgen, und es heißen danach die Grenzsteine einer solchen Feldmark lapides centuriales und der Flurplan centuriatio. Vgl. Mommsen, Römische Geschichte 1, 65.

Das etruskische Königsgeschlecht der Tarquinier, welches um 600 v. Chr. Rom eroberte, gab der Stadt eine neue, die sog. Servianische Verfassung, in der Hauptsache eine Wehrverfassung (militärische Organisation), nach der die Bürgerschaft auf Grund des Vermögens in 193 Ordnungen eingeteilt waren, welche man gleichfalls Centurien nannte. In Centurien zerfiel fortan das Heer, und nach Centurien stimmten die

Bürger in der Gemeindeversammlung (comitia centuriata) ab An der Spitze jeder Centurie stand ein centurio. Seitdem hatte das Wort eine vorzugsweise militärische Bedeutung.

Jede Curie endlich stellte, da sie sich, wie bereits bemerkt, aus zehn Geschlechtern und hundert Häusern zusammensetzte, zehn Reiter, zehn Ratsherren (senatores) und hundert Mann zum Fußheer. Beide, sowohl die zehn Ratsherren wie die zehn Reiter, bildeten eine Decurie, so daß es also in dem dreiteiligen, aus drei tribus sich zusammensetzenden ältesten Rom im ganzen dreißig Decurien Reiter und dreißig Decurien Senatoren gab. In den nicht zusammengesetzten latinischen Gemeinden (umbrisch und oskisch tota genannt) waren es deren natürlich nur je zehn. Der Vorsteher einer decuria, der sowohl im Krieg als Anführer der zehn Reiter als auch im Frieden als Stammältester und als „das Haupt von zehn Häusern“ (decuria) seines Amtes waltete, hieß **Decurio.**

Nun tragen die drei Ausdrücke curia, centuria uud decuria und die davon abgeleiteten Wörter curio, centurio und decurio augenscheinlich die gleiche Bildung zur Schau und entspricht, wie längst erkannt und bemerkt worden ist, von der ersteren Reihe centuria, das im älteren Latein kenturia geschrieben und demgemäß mit hartem, aber dünnem, nicht angehauchtem (nicht aspiriertem) Kehllaute gesprochen wurde, nach dem bekannten Lautverschiebungsgesetze dem altisländischen hundari, althochdeutschen huntari (huntare, hundere), welcher Ausdruck ehedem in Alemannien äußerst verbreitet gewesen ist, wie viele Urkunden beweisen. Man verstand darunter in der Regel einen Gau, Untergau oder eine später sogenannte Cent; aber auch eine einzige Dorfmark, in der sich in der Urzeit ein eine Hundertschaft bildender wandernder Volksstamm niedergelassen hatte, wurde so genannt. Vgl. hierüber G. L. von Maurer, Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland, 1. Bd. S. 104 ff.

Solche Marken waren die Mark Muntharicheshuntari, ferner Hattenhuntari, Munigisingerhuntare, das überaus häufig auch Munigisinger marca genannt worden ist.

Manche von diesen Gau- und Centnamen leben noch

heute als Ortsnamen fort wie: Schwerzenhuntare als Schwerza und Schwerzkirch an der Donau, Waldrammishuntare als Waldrammenberg und Rammensberg in der Schweiz, Munsingeshuntare als Munsingen auf der Rauhen Alp und Mundricheshundera als Munderkingen an der Donau (v. Maurer ebenda).

Der gleiche Ausdruck, der in den Urkunden zuweilen in hunnaria (hunaria) entstellt ist, oder dafür der sinngleiche Name Hunschaft (Hondschaft, Hontschaft, Honschaft) oder die des Endlautes entbehrende Form Huntschaf, Hundschaff (Huntschaff, Hontschaff) hat sich am Niederrhein, im alten Frankenland, z. B. in den Herzogtümern Geldern, Kleve, Jülich und Berg, in der Eifel, auf dem Hunsrück und in vielen kurkölnischen Ämtern bis in das vorige Jahrhundert erhalten, während man in Sachsen, Friesland und in den übrigen Gegenden Deutschlands dafür den Namen Bauerschaft, Bursame oder ähnliche Bezeichnungen gebrauchte.

Die Vorsteher einer Hundertschaft hießen an der Saar und an der Mosel, besonders aber am Niederrhein Honnen, Hunnen, hunones, Hun, Hund. Als man das Wort nicht mehr verstand, ließ man in dem Blieskasteler Hungerichte, das noch im 16. Jahrhundert gehalten wurde, den Hun, der im Laufe der Zeit zum Gerichtsboten oder Centknecht herabgesunken war, dreimal bellen, als wenn er ein Hund wäre, wenn ein Verbrecher hingerichtet werden sollte. So ist tatsächlich der altgermanische hunno, der dem römischen und latinischen centurio, dem gotischen kindins, burgundischen hendinos (Stammesoberhaupt, König) entspricht, auf den „Hund“ gekommen. Was Wunder, wenn die altgermanische huntaria, das Widerspiel der altrömischen centuria, sich in Hessen und in andern deutschen Landschaften in einen Hundsrücken umgewandelt hat?

Es ist das Verdienst des Regierungsrates Illgner (früher in Hünfeld, jetzt in Leobschütz), die wohlbegründete Vermutung ausgesprochen zu haben, daß die zahlreichen Hünfelder und benachbarten, „Hundsrück“ genannten Örtlichkeiten mit den altdeutschen Hundertschaften zusammenhängen dürften, „Vereinigungen benachbarter Ortschaften, besonders zu kriegerischen Zwecken“, eine Vermutung, die schon früher von

Hamm im Trierischen Archiv, Ergänzungsheft 7 (Trier 1906) für den Hundsrück der Rheinprovinz aufgestellt worden ist. Vgl. Hessenland, Nr. 15 und 17 (1911). Nach anfänglichem Widerspruche und zwar wegen der bereits 1437 auftretenden Schreibung Hungruk, Hüngrüg (vgl. meinen Aufsatz „Hessische Bergnamen“ in Nr. 1 des Hessenlandes, 1912) habe ich ihm in dem Aufsatze „Die Hundsrück-Berge der blinden Hundehessen“, der in Nr. 125 des Gießener Anzeigers (30. Mai 1912) erschienen ist, zugestimmt und mit besonderer Bezugnahme auf das Hundgeding oder Märkergericht auf dem rheinischen Hundsrück folgende Deutung des Grundwortes Rug befürwortet:

„Es gab und gibt noch in den deutschen Mundarten einen Ausdruck Rug neben der schriftdeutschen Form Rüge mit der Bedeutung Anzeige, Beschuldigung, Gericht, besonders Untergericht, danach hießen die Centschöffen auch Rüger, die verdächtige Personen rügweis bei den Centbeamten anzeigen mußten. Es begegnet das Wort aber auch im Sinne von Gerichtsbarkeit, Gerichtsbezirk, besonders im Salzburgischen, wo es auch einen Haunsberg = Hundsberg, und weiter nördlich in Oberösterreich einen Haunsruck genannten Berg gibt. Im Salzburgischen hieß ferner Rugmann dasjenige Gemeindeglied, das die Fronarbeiten anzusagen und zu besorgen hatte, und der ihm übertragene Bezirk von 20—30 Behausungen hieß das Rugat.“

Damit war in der Hauptsache der Ursprung des weitverbreiteten Namens Hunsrück aufgedeckt. Ferner hatte ich schon früher in dem Aufsatze „Die blinden Hessen“ (zuerst erschienen in dem Gießener Anzeiger vom 2. Mai 1912, dann abgedruckt in mehreren Tagesblättern und zuletzt auch in Nr. 12 des „Hessenlandes“) die in die urältesten Zeiten zurückführende Benennung der Hessen als „blinde Hundehessen“, „blinde Hunde“ oder kurzweg „blinde Hessen“, mit denen sich die Schwaben, die gleichfalls nach der Volkssage blind auf die Welt kommen und wie die Hunde erst am zehnten Tage oder gar noch später sehend werden, trösten mögen, auf das Wort Hund = Hundert, centum und die frühere Einteilung in Hundertschaften zurückgeführt und der altdeutschen

Huntari oder Hunnaria die römische centuria, dem altdeutschen Hunno den römischen centurio verglichen.

Nun hat neuerdings Dr. Wilhelm Schoof in dem Aufsatze „Der Name Hundsrück“ (Hessenland 1912, zweites Novemberheft) meiner Gleichstellung der Ausdrücke Hundsrück, Huntari und centuria widersprochen und den ersteren Namen als „Höhenrücken“, „Höhenzug“ gedeutet, da „die alten germanischen Weideplätze meist hoch auf dem Kamme von langgestreckten Höhenzügen oder dicht daneben an den Berghängen unmittelbar am Waldesrand gelegen gewesen seien und es sicher kein Zufall sei, wenn sich der Name „Hundsrück“ in einer rauhen Gebirgsgegend, wie es der Kreis Hünfeld ist, heute noch besonders zahlreich finde, während man ihn in der norddeutschen Tiefebene vergebens suchen dürfte“. Es habe das Wort daher geradezu die Bedeutung „Höhenweideplatz“ angenommen.

Schoof hat es übersehen, daß in der Tat der Name auch in der Ebene verbreitet ist. So gibt es westlich der Ems in der niederländischen Landschaft Drenthe eine niedrige Hügelkette mit dem Namen Hondsrug, worauf ich bereits in meiner Arbeit über die Hundsrück-Berge hingewiesen habe. Außerdem gibt es in den ältesten Stadtteilen Kölns und Düsseldorfs Straßen des gleichen Namens und nicht weniger als drei Ortschaften Hundsrück oder Hundsruck in Bayern und eine vierte namens Hondsruck bei Simpelveld östlich von Maastricht, die sämtlich in der Ebene liegen, bei denen also der Gebirgsrücken sofort ausfällt.

Darauf die Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, ist das Verdienst Edmunds von Wecus in Düsseldorf, der in der Kölnischen Volkszeitung (vgl. Nr. 30 vom 12. Januar 1913) unter dem Titel „Hunsrück, Hunnenrücken, Hunsrücken“ der Herkunft des rätselhaften Namens, der die Forschung seit einem halben Jahrtausend so viel beschäftigt hat, neuerdings nachgeforscht hat. Auch hat er daran erinnert, daß der Name des Hundsrücks an der Mosel sich ursprünglich nur auf einen kleinen Teil des Gaus, einen Gerichtssprengel um das Kloster Ravengiersburg in dem Bezirk des rundum ausgemarkten Hundsgeding bezog und sich erst im Laufe der Jahr-

hunderte allmählich auf das ganze Gebirge bezogen hat. Wenn v. Wecus aber behauptet, daß die Wissenschaft in 500 Jahren das vorgesteckte Ziel nicht erreicht hat, so ist ihm offenbar meine Arbeit über die Hundsrück-Berge entgangen.

Wohl aber wird meine in dieser Arbeit ausgesprochene Vermutung, daß Hundsrück soviel wie Hundsding oder Hundgeding sein dürfte, durch den von Edmund v. Wecus angeführten Satz „Gränzweistum des Hundsgedings oder Hundsrucks, gefertigt um das Jahr 1464“ (vgl. die R. A. M. Habelsche Samml. 582, d. R. Nr. 621) zur Gewißheit erhoben.

Auch heißt das gleiche Hund-Ding oder Hundsruck in mehreren Trierer Urkunden außer Hurie, lateinisch Hunria („Jurisdictio, que vulgariter dicuntur hunria“) auch Hunrige. Vgl. Hermann Schütze, Die Ortsgemeinden im alten Herzogtum Berg. Diese Form Hunrige aber konnte durch Falschdeutung des Volkes sehr wohl an den „Hund“ angelehnt und so daraus der Name „Hundsrück“ werden.

So ist, gleichwie der altdeutsche Hunno, auch das Gericht der Hunrige, dem der Hunno vorstand, auf den „Hund“ gekommen. Früher aber hatte, wie v. Wecus mit Recht bemerkt, diese Redensart „Auf den Hund kommen“ noch eine ganz andere Bedeutung; sie hieß soviel wie: Auf das Hundding, das Blutgericht der Hundschaft kommen, weil unsere Vorfahren mit dem einen Worte Hund die Hundschaft selbst, den Vorsteher (s. oben!), Ort und Handlung des Gerichts bezeichneten.

Dazu kommt nun noch, daß im Altslawischen das dem altdeutschen huntari, lateinischen centuria entsprechende Wort sitorica lautet. Vgl. Walde, Lat. Etym. Wtb. unter centuria. Es ist also tatsächlich Hunrige die älteste Form für Hundsrüge oder die Hundsrug, das urdeutsche Rügegericht, das im Altniederdeutschen mit vorgesetztem W Wroge oder Wreging, Wröginge, im Altfriesischen Wrogie oder Ruogie, im Gotischen wrôhs, Althochdeutschen Wruoga, Ruoga hieß. Das dazu gehörige Tätigkeitswort aber lautete im Altfriesischen wrogia, wreia, ruogia, rueka, altniederdeutsch wrogen, wrögen, wregan, wrejan, gotisch wrohjan, englisch wray, neuhochdeutsch rügen. Zur gleichen Wortsippe gehören ferner mittelniederdeutsch Wroger (Ankläger), altfriesisch wrogelik, wrochlik (rügbar),

aber auch altsächsisch wrevel, wrevelik (mit Übergang von g, ch in v), neuhochdeutsch Frevel, frevelhaft lassen sich hiervon nicht trennen. Hatten doch die Hunnen oder Honnen, Centener (Zentener), Centgrafen usw. die Wald- und Feldfrevel zu rügen und zu büßen.

Eine vorzugsweise niederdeutsche, überaus häufige Lautneigung, die Umstellung von Selbstlaut + R in R + Selbstlaut (vgl. Harm: Gram, Born: Brunn) erschließt uns endlich auch die letzte Quelle dieser Wortsippe. Es ist das urdeutsche Zeitwort wirken, nd. wirken, im Mittelwort gewrocht, gewrogt für geworcht = gewirkt, verwrogt = verwirkt. Es entspricht im Griechischen rezo, das für wregjo steht (vgl. ergon = Werk, ferner organon, Werkzeug und orgion, heilige Handlung) mit der Bedeutung tun, verrichten, und das besonders auch von der Opferhandlung gebraucht wird. Die heilige Handlung des Stammesopfers, dem die griechische Hekatombe entspricht, und das Hundertschaftsgericht, die Wroge der Hundschaft, fielen aber bei den Germanen zusammen, weshalb auch die Priester, wie uns Tacitus berichtet, während desselben für Stillschweigen zu sorgen hatten, den Bann über die Versammlung aussprechen und den Bruch des Dingfriedens als eine Verletzung der Götter mit Strafe belegten oder sühnten. Den Gerichtsherren aber standen je 100 Beisitzer, die „Hunderter“, zur Seite, sagt Tacitus, die das Urteil zu „schaffen“ oder zu „wirken“ hatten, wie man früher sich ausdrückte, das dann der Gerichtsherr aussprach. Nach diesem Schaffen des Urteils heißen diese Männer der Hundertschaft die Schöffen, niederdeutsch Schöppen (mittellat. scabini) und heißt die Hundertschaft, deren Geschäft das Finden des Urteils war, selbst so oder auch Hundschaft (s. oben!), nach dem Wirken aber wurde sie Hundrige genannt, das, wie wir gesehen haben, für Hund-wrige steht.

Von Wecus hat am Schlusse seiner gehaltvollen Arbeit die Bemerkung gemacht, daß, wie jüngst festgestellt worden ist, auch der Roland durch das Wort Wroge oder Roge = Rüge seine Erklärung finde.

Roland (die alte Form Ruotland, Rotland erklärt sich durch die Nebenform Wrucht, vgl. das oben erwähnte Rügat)

ist der Rügeort, denn „Land“ bedeutet im Niedersächsischen Ort. Es ist also der Roland der Ort des Blutgerichtes und die Rolandsäule, die Ritterfigur mit Schwert und Schild, das Wahrzeichen für diesen Ort. Der gleiche Sinn wie dem nicht bloß in Norddeutschland, sondern auch in Ober- und Niederösterreich und im dalmatinischen Küstenlande bis nach Ragusa verbreiteten Roland kommt dem westfälischen Ausdrucke Rote Erde zu; es ist die Erde der Wrocht, der peinlichen Rüge, der Ort des Blutgerichtes.

Die altbayrische Sprache hat hierfür die Benennung Haberfeld, Haberweid. Die uralte Sitte des Haberfeldtreibens ist bekannt genug. Die bayrischen Gerichte wissen von ihr zu erzählen. Das Haberfeld, das auch als Weideplatz für die Opfertiere und als Zufluchtsstätte vor übermächtigen Feinden diente, ist das Feld, auf dem Recht und Gesetz gewirkt (in der Mundart „geworcht“), das Rechtsverfahren geübt, verhandelt wurde; daher heißt das Recht sowohl im Augsburger Stadtbuch wie in der gereimten Kaiserchronik auch das werk (vgl. Schmeller unter Werch, Werk). Das von dem Zeitwort wirken, ahd. und in der Mundart auch werchen, wurachen abgeleitete Hauptwort ist Werk, ahd. und mundartlich werch, werih, wer' (besonders in Zusammensetzungen wie Ta(g)-wer' usw.), mit der Vorsilbe ga, ge Gawer', urspr. Gawerch, woraus Haber (gesprochen Hawer) in Haberfeld, Haberweid durch Anlehnung an das gleichlautende Wort Haber (avena) entstellt ist. Ein Rest der Vorsilbe hat sich in der aus dem 15. Jahrhundert überlieferten, oben erwähnten hessischen Form Hung-rug (Hun-gruck), das aus Hundgework (vgl. ags. gevyrce = Wirken, Werk) umgestellt ist, erhalten.

Im Latein haben sich aus co-verkja, dem die volskische Form co-uehrin am nächsten kommt, die beiden Hauptwörter curia, und cura, altlateinisch coera, coira) entwickelt. Letzteres bedeutet eigentlich das Wirken, Schaffen, Geschäft, in der Religionssprache besonders auch die Besorgung der Götter, den Gottesdienst, dann die Pflege überhaupt, ersteres, also curia gleichfalls die Pflege und zwar im besonderen Sinne die Pflege des Rechts, wie schon Mommsen das von cura nicht

zu trennende Wort gefaßt hat, aus welcher Grundbedeutung sich die Eingangs angeführten Anwendungen desselben ergeben haben. Die gleichen Bedeutungen zeigen das ags. vyrcan (vgl. land vyrcan = pflegen, bebauen) gevyrcan, gevyrce und veorc, das besonders auch Schmerz, Sorge bedeutet. Gemot vyrcean aber heißt „eine Versammlung halten".

Die Folgerungen aus den vorstehenden Ausführungen überlasse ich dem geschätzten Leser. Im übrigen verweise ich auf meinen Aufsatz „Der Name der Latiner und die Herkunft der Römer" in der Monatsschrift „Die Jahreszeiten" (November- und Dezemberheft, 1912, Weimar, Vrl. Wasmund).

[Vgl. des Verf. Schrift: Eccardus, Geschichte des niederen Volkes in Deutschland Seite 15, 88, 89, 90, 92. Anm. d. R.] Ferner vgl. „Das altrömische Arvallied — ein urdeutsches Bittganggebet". (Würzburg, Kellner, 1909.)

Einige Eifelsagen.

Von **Dr. J. Müller**, Bonn.

Einige Eifelsagen, in einer den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts angehörenden Handschrift eines unbekannten Sammlers, der Halsdorf, Kreis Bitburg, als seinen Heimatort bezeichnet, fand ich im Nachlasse des verstorbenen Geheimrats Linnig; die Sagen sind m. W. noch nicht bekannt.

1. Das Schankweiler Kläuschen, eine schöne, ziemlich geräumige Kirche, auf der Spitze eines Felsens stehend, verdankt ihre Entstehung folgendem Ereignis. Zur Zeit Maria Theresias sprengte ein Graf, verfolgt von den Feinden, bis auf den Abhang des Felsens. Er konnte nicht mehr zurück. Da gelobte er der Mutter Gottes, hier eine Kirche zu bauen, wenn er glücklich den Felsen hinunterkäme, der ungefähr 30 Fuß zur Tiefe jäh sich herabsenkte. Er setzt dem Pferde die Sporen ein, und dieses sprengt hinab, im Fluge aber schlägt es noch mit einem Fuße an den Felsen an, an dem die Spur des Hufeisens heute noch deutlich zu sehen ist. Der Ritter kam glücklich unten an; nachher baute er seinem Gelübde gemäß die Kirche hin, neben welcher sich die Wohnung des Klausners befindet.

2. Das Muttergottesbild an der Weide zu Weidingen. Weidingen erhielt seinen Namen daher, weil an der Stelle, wo es gegründet ist, früher eine alte Weide mit einem Muttergottesbildchen stand. Zu diesem Bilde kam der Graf von dem Schlosse Hamm oft beten. Da beteiligte sich dieser an einem Kreuzzuge und wurde hierbei von den Feinden gefangen. Im Gefängnisse dem Hungertode sehr nahe, gedachte er noch einmal der trauten und lieben Heimat und erinnerte sich, innerlich gerührt, der Tage und der Augenblicke, welche er neben der Weide und dem Muttergottesbilde, andächtig im Gebete versunken, verlebte. Oft wünschte er sich bei diesem Gnadenbild. Er gelobte daher, falls er wieder nach der Heimat zurückkäme, an der Stelle, wo die Weide stand, der Muttergottes eine Kirche zu errichten. Mit diesem Gedanken begab er sich abends zur Ruhe; er erwachte des Morgens, und siehe, nicht mehr im Gefängnis fand er sich, sondern unter der Weide ruhend, die Fesseln neben sich. So wunderbar befreit, baute er die Kirche, wo man noch das Gnadenbild und die Fesseln zeigt.

3. Schilz aus Halsdorf wird wunderbarerweise gerettet; Es traf sich einmal, daß die Gemeinde im Walde eine dicke Buche liegen hatte, die man nicht ganz nach Hause führen konnte; auch war es sehr schwierig, sie zu spalten wegen ihrer Dicke und wegen der vielen Knoten im Holze. Man beschloß, 6 bis 8 starke Männer zu dem schweren Werke hinzuschicken. Da erbot sich ein gewisser Schilz, ein sehr kräftiger und starker Mann, allein die Buche zu zerspalten. Schon hatte er mit Axt, Beißel und Hammer den schweren Stamm bis zur Mitte gespalten, da half alle Mühe nicht mehr, weil die Knoten hinderten. Da stellte er sich mitten in die weite Spalte, stemmte den Rücken gegen die eine Seite, die Füße an die andere Seite und drückte heftig. Aber es ging nicht, die Beißel flogen heraus, und er steckte nun festeingeklemmt zwischen den Stücken; in der höchsten Gefahr, zerquetscht zu werden, gelobte er, eine Messe lesen zu lassen, wenn er plötzlich herauskäme. Er probierte noch einmal, und die Buche spaltete sich von selbst.

4. Die Teilung des Schilz: Von ebendemselben erzählt

man, daß er einmal mit drei Kameraden Vogelnester suchen ging. Unterwegs besprachen sich die vier, daß sie die Beute (Eier oder Junge) teilen wollten, wenn einer ein Nest gefunden habe. Da fand Schilz als erster ein Nest mit vier jungen Raben. Er aber weigerte die Teilung, in dem er sagte: „Erstens bekomme ich als Älterer einen Raben, weiter einen als Finderlohn, drittens einen als Klimmerlohn und zuletzt einen als meinen Teil". Noch heute lautet deshalb in Halsdorf ein Sprichwort: „Er teilt wie Schilz mit den Raben".

5. Gespenstersagen in Halsdorfer Mundart:

a. Die umgehenden Jäger: An Betert, em Bösch bei Beberg, do hon sich mol zwing Jäger erschoß, än den anern. Et stäht noch e Kreiz do. An do ginn nau immer de zwing Jäger nohts. — Zweschen Halsdorf an Maetendorf as et och net fex; et as schungs munchmol noch e Jäger do gesehn gen; doham as e Man, dem as schung zwämol e Man mat bas Maetendorf gangen, an en hot neist gesoht. — Freher as zweschen Halsdorf an Enzen ob dem Dankeberg bei der Quort och immer su e Jäger gangen. Mer hot en dek (oft) Nohts sengen Honnen gehurt rofen: Blo hei, Blo hei, Bello hei, Bello hei; hulle, hulle, hulle br, br, br . . . —

b. Das Quortenmännchen ohne Kopf. An dem Dal zweschen Halsdorf an Enzen as freher vür 60 Johr och Nohts e Man gangen ohne Koop. An wen äner do herov as kommen, dem hot en sich an den Hals gehangen, an en hot en net herovgriht, bas de Quortemähnchen vu selver herovgangen as. Vun der Quort un bei Halsdorf as en immer heriwer ob de aner Seit vu'm Dahl gangen. Do grug (kroch) en nau de Berg herov, bas noh Enzen bei en Kreiz, dat bei er Wääschfenster stäht. Nau haten de Lätt (Leute) emol Nohts de Fenster ob stohn geloß. Morges stäht de Mod (Magd) ob, an sei seiht de goden Quortenmähnchen ob dem Feierheerd setzen. Do läft se ob der Speicher, an hot et do verzehlt. Do sein sei herovgangen, an richtig, ese Quortemähnchen setzt do. Awer, eich kan et eich sohn, sei hon des net gelacht; hen as net eweg gangen, bas se de Stockemer Här (Pfarrer) gerof hon; den hot e fort gejogt. Nochher kom en dem och

emol un de Rock hinken (hängen), awer hen hot en an en Felsen verwensecht.

Anmerkungen: Zu 1. vgl. Schmitz, Sitten und Sagen ... des Eifler Volkes II, 112, der eine andere Sage vom Schankweiler Kläuschen berichtet. (Ein Ritter, während des Kreuzzuges gefangen, gelobt eine Kapelle an diese Stelle); H. Rehm, Die Westeifel, ein Wanderbuch, Prüm 1889, S. 41 berichtet von der Flucht eines Tempelherrn in diese Klause. Gegenüber diesen beiden bekannten Fassungen erscheint die hier gebotene Darbietung nicht überflüssig. — Zu 2. vgl. Schmitz, a. a. O. S. 91 „Der Ritter von Hamm" in fast gleicher Überlieferung; nur fehlt bei Schmitz die Erwähnung der Weide und so die Gestaltung der Überlieferung zu einer Ortssage von Weihdingen; Schmitz fügt hinzu, daß die Fesseln des Ritters, welche am Hochaltar der Kirche hängen, 11 Pfund wiegen — Zu 5. vgl. besonders die Jägerspuksagen bei Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes S. 151 f. (Vom wilden Jäger).

Lippische Sagen.

(Dem Volksmunde nacherzählt.)

Von **H. Schwanold,** Detmold (Lippe).

1. Das Nachtmahr.

Dieser Aberglaube ist am besten aus folgender Geschichte, die mir erzählt ist, zu erkennen: In einem Gasthofe ist ein junges Dienstmädchen. Seit einiger Zeit wird dieses des Nachts übel geplagt. Hiermit hat es folgende Bewandtnis: In dem einen Fenster auf der Kammer des Dienstmädchens befindet sich eine kleine Öffnung. Ist das Mädchen des Abends zu Bett gegangen, so hört es nach einiger Zeit, wie etwas durch die kleine Öffnung des Fensters auf den Erdboden fällt. Das Mädchen will rufen, aber es kann nicht; es will aufstehen, aber es kann sich weder rühren noch regen. Jetzt kriecht etwas an der Bettstelle herauf, und nun sitzt ein kleines Tier von schleimiger Beschaffenheit auf der Kehle des Mädchens, welches kaum atmen kann und schon nach einiger Zeit in Schweiß gebadet ist. Nach einer geraumen Weile verläßt die Kreatur den Platz und kehrt denselben Weg zurück. So will das Mädchen eine Zeitlang jede Nacht geplagt sein. Infolgedessen bekam das Mädchen ein ganz krankhaftes Aus-

sehen. Da kommt eines Abends ein Reisender, um zu übernachten. Er fragt das Mädchen nach der Ursache des schlechten Aussehens, worauf es alles erzählt. Da gibt ihm dieser Mann den Rat, des Abends Messer und Gabel mit ins Bett zu nehmen und, sobald wieder etwas kommen würde, zu sagen: „Komm morgen wieder, dann kannst du kriegen, was du haben willst.“ Es geschieht also. Da soll am andern Tage ein altes Weib gekommen sein und gesagt haben: „Ich will haben, was mir versprochen ist.“ Das Mädchen fragt: „Was willst du haben?“ Das Weib antwortet: „Brot, Mehl und Öl“, worauf ihr das Gewünschte verabreicht wurde. Seit dem Tage ist das Dienstmädchen des Nachts nicht wieder geplagt.

2. Die weiße Frau im Braker Schlosse.

Im Dorfe Brake geht die Sage, daß im Schlosse zu Brake jede Nacht um 12 Uhr eine Dame im weißen Kleide umhergeht. Wenn ein Schloßbewohner sie bei ihrem Rundgange antrifft, so wird einige Zeit nachher ein Schloßbewohner sterben.

3. Die gläserne Kutsche.

Auf der Landeschaussee von Lemgo nach Detmold soll auf einer bestimmten Stelle bei Brake in den Nächten bei Neumond eine gläserne Kutsche auf- und abfahren. Wer dieser Kutsche begegnet, ist dem Tode verfallen.

4. Der Welthund.

Der Welthund soll ein großer Hund sein, der mit einer Kette um den Hals herumläuft.

Vor vielen Jahren soll in Talle ein Nachtwächter gewesen sein, der bei jedem Rundgange, den er des Nachts durch das Dorf machte, von dem Welthunde begleitet wurde. Ist der Nachtwächter in sein Haus gegangen, so soll auch der Hund umgekehrt und weggegangen sein. In mondhellen Sommernächten soll sich der Nachtwächter in das Kirchtor gesetzt und Kartoffeln geschält haben. Dann hat sich der Welthund zu ihm gesetzt und seine Pfoten vertraulich auf das Knie des Nachtwächters gelegt.

Die Meppener „Kreuztracht“.*)

Von **Eduard Egbring,** Münster i. W.

Eine alte emsländische Karfreitagsprozession, die sogen. „Kreuztracht“ in Meppen, sieht an jedem Karfreitag im Jahr in der alten Ems- und Hasestadt viele, viele Gäste. Die Prozession, die an die Wiedenbrücker Kreuztragung oder gar an die Passionsspiele in Oberammergau erinnern darf, bewegt sich alljährlich von der Pfarrkirche aus durch die Straßen des Städtchens. Inmitten eines großen Trauerzuges, von zehn lanzentragenden Männern geleitet, der „Rotte der Kriegsknechte“, trägt ein dem sogen. „Kreuzträgerverein“ angehöriger Bürgersmann als „Christus“ das Kreuz, das ihm ein barmherziger „Simon von Cyrene“ in ähnlicher antiker Tracht tragen hilft. Passionslieder und Gebete umklingen den Leidenszug, an dem fast die ganze Stadt und zahlreiche Fremde teilnehmen. Vor dem „Heiland“ tragen zwölf Chorknaben die heil. Leidensgeräte in kleiner Form, so Leiter, Geißelsäule, Dornenkrone, Lanze, Schwamm, Kelch, Hammer, Zange, Nägel. Eine Predigt leitet die Prozession ein, in der Pfarrkirche schließt das feierlich ergreifende Passionsbild.

Die alte, denkwürdige Prozession reicht wahrscheinlich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück. Über die erste Zeit ihres Bestehens scheinen keinerlei Aufzeichnungen vorzuliegen, auch Diepenbrock erwähnt sie in seiner reichhaltigen, bekannten „Geschichte des vormaligen Münsterschen Amtes Meppen“ nicht bei seiner Würdigung der Kulturarbeit der Jesuiten im Emslande. Nach der glaubwürdigen Tradition haben die Jesuitenpatres die Prozession im Anfang des 17. Jahrh. schon eingeführt. Es war die Zeit der Gegenreformation, in der die Väter der Gesellschaft Jesu nach dem Unheil und Elend des 30jährigen Krieges das Emsland der katholischen Kirche zurückzugewinnen suchten. Ihr Unterricht in dem späteren, noch heute bestehenden Gymnasium begann etwa um 1641. Von dieser ihrer Schule ging lange Jahre hindurch die Karfreitagsprozession aus. Bis zum Jahre 1880 etwa

*) Vergl. H. Schönhoff in „Niedersachsen“ 14, S. 282.

bildete der Passionsgang eine Prozession des Gymnasiums an der sich die Bürger beteiligten. Das ganze Gymnasium beteiligte sich ursprünglich an der Feier, und die Patres selbst trugen das Kreuz. Erst nach Beendigung der Prozession schloß das Gymnasium seinen Unterricht mit der Zeugnisverteilung.

Die Jesuitenpatres behielten ihre Rolle als Kreuzträger und Führer der Feier bis zu ihrer Vertreibung 1773 bei. Da bildete sich aus Meppener Bürgern der sogen. „Verein der zwölf Träger zum hl. Kreuz", kurz der „Kreuzträgerverein" genannt, der nun die Ausführung der Prozession übernahm. So war aus der Ordens- und Gymnasialprozession eine Veranstaltung der Bürgerschaft geworden, bis sich gegen 1880 das Gymnasium ganz von der Prozession löste und sie der Bürgerschaft, dem Kreuzträgerverein, überließ, wenn sie auch noch ein Jahrzehnt von der Gymnasialkirche ausging, wie es alter Brauch war. Die Aufzeichnungen über den Kreuzträgerverein sind in der ältesten Fassung leider 1820 bei einem Brande verloren gegangen. Spätere Listen geben eine lange Reihe der Kreuzträger, der „Christus und Simon von Cyrene" an, u. a. Joh. Nägel (1824), Ludwig Wahden, Tobias Kordes, Bölle, Rademaker, vom Leeuven, Richter, Thole, Lammers, Nieters, Stubbe, Möhlmann, Robbe. Von den zwölf Vereinsmitgliedern tragen an jedem Karfreitag zwei als „Christus und Simon von Cyrene" das hölzerne, große Kreuz, dem die volkstümliche Überlieferung ebenfalls ein sehr hohes Alter zuschreibt. Das Ehrenamt eines Trägers ist in den Familien erblich. Neben den Trägern bilden die übrigen zehn Mitglieder der alten Genossenschaft die „Rotte der Kriegsknechte". Aus älterer Zeit stammen auch zweifellos die kleinen symbolischen Leidensgeräte, die im Zuge vor dem Kreuz getragen werden, und die alte, zerfetzte, schwarzseidene Fahne dieser Bruderschaft, die sich frei aus der Bürgerschaft gebildet hat und mit ihrer altehrwürdigen, eindrucksvollen Prozession der Stadt Meppen an jedem stillen Freitag ein besonders weihevolles, ernstes Gepräge gibt.

Das Ehestandslied und die „Hillig“ auf dem Vorderhunsrück.

Vorstehendes, unter dem Namen „Ehestandslied“ seit Menschengedenken hier bekannte Lied wird bei der „Hillig“ gesungen. „Hillig“ vom mhd. hi-leichen = heiraten, hileich = Vermählung. Oder ist es etwa das verstümmelte „Huldigung?“

Heutzutage findet aber die Hillig schon einige Zeit vor der Hochzeit statt, nämlich an dem Tage, an dem der Bursche und das Mädchen sich auf dem Pfarr- und Standesamt zur Heirat anmelden und so als Heiratskandidaten offiziell in Erscheinung treten.

Für den Abend sind die Verwandten des Brautpaares, die Nachtbarn und „Patt u. Goth“ zu einem Schmaus eingeladen. Selbstverständlich darf der Freiersmann, der die Freierei in die Wege geleitet hat, nicht fehlen. Auch die Schulkameraden des Brautpaares sind „gerufen“ worden; da der Bauer gern nach dem Grundsatz handelt: „Kauf des Nachbars Rind und frei des Nachbars Kind, dann weißt du, was du hast“ — so sind Braut und Bräutigam meist aus demselben Dorfe.

Die Alten haben sich bereits eingefunden und sich an den Tischen auf denen Brot, Butter, Käse, Bier und Wein in überreicher Menge aufgetragen ist, niedergelassen. Dem Freiersmann ist natürlich der Ehrenplatz zugewiesen.

Doch das „Jungvolk“ läßt noch auf sich warten. — Plötzlich kracht draußen Schuß auf Schuß. Dann erschallt aus frischen, kräftigen Burschen- und Mädchenkehlen mehrstimmig (die Begleitstimmen sind von den Sängern bezw. Sängerinnen selbst, nach ihrem musikalischen Talente mehr oder minder gut fabriziert) — unter Begleitung der Quetsch (Ziehharmonika) durch die dunkle Nacht das alte „Ehestandlied“. (Siehe oben!)

In der Stube herrscht lautlose Stille, man hört nur das leise Schluchzen der Braut, die bei Beginn der 2. Strophe („O, was wird die Mutter sagen“ —) so recht an die Wichtigkeit des von ihr zu unternehmenden Schrittes erinnert wird und in Tränen ausbricht; so verlangt es auch die Sitte.

Kaum ist aber draußen die letzte Silbe des Liedes verklungen, so knallen wieder die Sackpuffer und Pistolen. — Darauf „ruft“ der Bräutigam die Sängerschar herein, die dann meist noch durch einen passenden Spruch ihren Glückwunsch darbringt und sich dann wacker und ohne Ziererei an dem Schmause beteiligt.

Unter Essen und Trinken, Scherzen, Necken und Singen eilen die Stunden rasch dahin. Bald werden Tische und Bänke in die Ecke geschoben und bei den Klängen der Ziehharmonika huldigt die Jugend dem Tanz. Bald aber werden auch die alten von dem munteren Treiben angesteckt und selbst „Härche und Fräiche“ (Großvater und Großmutter) die seit den Tagen ihrer lange, lange entschwundenen Jugend dem Tanzen „Valet“ gesagt, — bei der Hillig ihrer Kinder werden sie wieder jung und machen, wenn auch mit zitternden Knien, doch noch einmal ein Tänzchen.

Von Zeit zu Zeit trägt der Knall der Sackpuffer die Kunde von dem Herzensbunde des Brautpaares fort durch die stille Nacht bis zu den nächsten Dörfern, und erst gegen Morgen, nach dem der Gesellschaft noch Kaffee mit Kuchen aufgetischt worden war, findet die Hillig ihr Ende.

Am nächsten Sonntag „plascht“ das Paar von der Kanzel, und am Gemeindehause (Backes) hängt es „angeschlahe“ im vergitterten Kasten. Aber jeder und jedes hats schon lange vorher gewußt.

Nun heißt es für die beteiligten Parteien für die Hochzeit richten. Die kirchliche Kopulation nennt der Volkswitz oft „Koppelung“ (zwei Zugtiere werden zusammen in eine Koppel gespannt und verlieren dadurch ihre Bewegungsfreiheit.) — Während der Eheschließungsakt vor dem Standesbeamten (Bürgermeister) häufig noch „vermaire“ genannt wird. Wahrscheinlich stammt der Ausdruck aus der Zeit der Franzosenherrschaft, in der auch hier die Bürgermeister nach französischem Muster „maire“ hießen.

Nach dieser kleinen Abschweifung wieder zurück zur Hillig-Feier.

Von alters her wird die Hillig mit obigem orginellen Liede eingeleitet und bis zum heutigen Tage ist das Lied beliebt und alle Versuche, es zu verdrängen und ein anderes moderner zugeschnittenes an seine Stelle zu setzen, sind gescheitert an dem konservativen Sinn der Hunsrücker; immer kehrte man wieder bald zu dem alten, von den Ahnen übernommenen, wegen seines urwüchsigen Textes und seiner ernsten, ergreifenden, den Verhältnissen angepaßten Melodie bei Jung und Alt beliebten „Ehestandsliede“ zurück.

Die Melodie, bei der man sich vergeblich bemüht, ein bestimmtes durchgehendes Tonmaß festzustellen, habe ich aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. So — und niemals in einem andern Zeitmaß habe ich das Lied immer singen hören.

Ist die Melodie vielleicht einem alten Choral oder einer alten Volksweise entlehnt oder wurde das Ehestandslied zur Feier der Hillig extra komponiert? — Ob die eingangs notierte die ursprüngliche Form ist, das wage ich nicht zu behaupten. War diese vielleicht im glatten $^4/_4$ oder $^2/_4$ Takt gesetzt und haben die Sänger im Laufe der Zeit, ihrem eigenen Gefühl folgend, sie in die oben gesetzte Form umgeändert?

Ein alter Hunsrücker.

Kleinere Mitteilungen.

Plattdeutsches Gedicht über Napoleon I. Das folgende Gedicht, das kürzlich in meine Hände kam, erinnert uns, wie so vieles in diesem Jahr, lebhaft an die große Zeit vor hundert Jahren; es verdient

als unverfälschter Ausdruck eines natürlichen Volksempfindens wohl hier veröffentlicht zu werden. Es trägt die Aufschrift: Plattdeutsches Gedicht auf Napoleon I. aus den Jahren 1813-15. Darunter steht mit Bleistift: Eigenthum von Emil Müller, Lörbach Nr. 9. Dieses Lörbach führt uns nach Soest, und hier wohnte denn auch dieser etwa im J. 1840 geborene E. Müller, zuerst als Bäckermeister, dann als Kollektant in Diensten der ev. Kirche. Sein Sohn, augenblicklich in einem Ladengeschäft in Essen beschäftigt, übergab mir die auf einem vergilbten Blatte stehende Urschrift des Gedichts zur näheren Prüfung. Der Verfasser war ihm leider nicht bekannt. Die Schrift läßt auf einen einfachen Mann des Volkes schließen. Interpunktionszeichen fehlen fast ganz; nur hie und da sieht man einen Punkt und nur einmal ein Komma. Ich gebe alles genau so wieder, wie ich es in dem Original gefunden habe.

1

O Bonapart, o Bonapart
Wat heft se di bi Leipzig hat
Da heft se di jo sau geschlagen
Dat du mogst[1]) nach Haunau[2]) jagen

2

In Haunau meinste do wär et got
Da hen se di bolle bi de Foth[3])
De ganze Stadt was ful Kusaken
Dat du di öbern Riehn mogs packen

3.

Un hes du dat nit bolle dohn
Dan wär di dat noch nit gerohn[4])
Den bolle hen se di an den Schlippen
Un dachten di in den Riehn te wippen

4

Nu seg mi wä hev dat gedacht
Du hes jo sone grautte Macht
De ganze Riehnbund mog di hön[5])
Süs hen se as den Blitz dat Seil um den Höhn.[6])

5

Ey schwig mi doch fan den Riehnbund still
Wat dei nu deit es nig min Will
Se schit nu all ob einen Haup
Un get mi selber in den Kaup[7])

6

Din Brauer[8]) der Könink fan Westpfahln
Dei wet di doch noch wol Stek holn[9])

---

[1]) mußtest. — [2]) Hanau. — [3]) bolle = bald. Foth = Gesäß. — [4]) geraten. — [5]) muß auf dich hören. — [6]) um die Hörner (wie man einem störrischen Rind oder andern Stück Vieh ein Seil um den Kopf wirft). — [7]) Worte Napoleons, auf die sofort eine Erwiderung folgt. — [8]) Bruder. — [9]) Stich halten d. h. ausdauern, standhalten. Götz von Berlichingen erzählt z. B. in seiner Lebensbeschreibung: „Aber Heydeck

Dan helt ok wol Fürst Primus[10]) stand
Barum[11]) loup se süs[12]) ut erem Land[13])

7

Wat kan mi nu min Brauer baten[14])
Dat Hessen Volk es as Kroaten
Se heft den ollen Fürst im Sinn
Den Bauren stekt de Düwel in

8

So salt ok wol met Frankfurt gohn
Dem Düvels krohm es et auk gerohn
At[15]) sei ere Waahre könt verkoupen
Nu got se met den andern Laupen

9

Doch lot se maken wat se welt
Den op de Douhr den hat ek sou en Schlet[16])
Dan im Grune genohm hek als gestohln[17])
Drum sal ek op de Goudes Welt wohl nichts beholn.

Th. Imme, Essen.

Westfälische Volksneckereien.

Die Dortmunder erhielten, wegen ihrer Veranlagung zum Frohsinn und zur Leichtlebigkeit, den Beinamen: Dortmunds frohe Söhne.

Die Hörder wurden Knappiulen genannt, vermutlich mit Rücksicht auf ihre Sprechweise. In bezug auf diese wurde häufig das Wort angeführt: Op iussen Hiuse sittet 'ne I-ule un hiet 'ne Mius im Miule.

Die Unnaer führten den zoologischen Spottnamen: Esel. Die einen leiten ihn von dem Umstande ab, daß Unna vor Zeiten in der Umgegend viele Mühlen und diese viele Esel gehabt hätten, die andern schreiben seine Entstehung den großen Wasserspeiern am Kirchturm zu, die sie mit Eselsköpfen vergleichen. Die Dritten nennen die Kamener

---

das hielt den Stich und ergab sich nit" (s. Borchardt-Wustmann, Sprichwörtl. Redensarten). — [10]) Der Fürst-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, Reichsfreiherr v. Dalberg gemeint. — [11]) Warum. — [12]) sonst. — [13]) Jérôme, König von Westfalen, und der Frh. von Dalberg, Großherzog von Frankfurt, sind nicht alteingesessene, sondern landfremde Fürsten von Napoleons Gnaden, die eben deshalb ganz auf ihn angewiesen sind und denen man daher nicht so leicht zutrauen kann, daß sie ihn im Stich lassen werden. — [14]) helfen. — Von hier bis zum Schluß des Gedichts ergreift wieder Napoleon das Wort. — [15]) Da. — [16]) Offenbar eine Verschreibung für „Schelt". Die Grundbedeutung von „schelten" wie von dem damit eng zusammengehörenden „schalten" ist: stoßen. (Vgl. Kluge, Etym. Wtb.) Der Sinn ist also: Auf die Dauer muß meine Ehre so wie so einen schweren Stoß erleiden. — Vgl. auch die Ausdrücke bescholten, unbescholten und mnd. schelde-brêf = ehrenrühriger Brief. — [17]) habe ich alles gestohlen.

als die Erfinder des Spottnamens, mit der Begründung, daß sich die Bewohner der Nachbarstädte Unna und Kamen seit Jahrhunderten in den Haaren gelegen hätten.

Die Kamener wurden mit dem Namen: Kömsche Bleiers belegt, und zwar infolge des weidlichen Durchbläuens ihrer Gegner.

Die Münsterländer führen den Namen Pottländers, vielleicht vom Essen aus dem Topf?

Die Bielefelder bekamen, nach dem ravensbergischen Pickert-Gericht, einem auf einer Platte gebackenen Pfannkuchen, den Namen: Pickertbüls.

Die Bewohner der Ennepestraße erhielten, wegen ihres vielen Fluchens, den Namen: Ennepeströter-Donnerkiels.

Bochum und Soest tragen angeblich noch, aus der Zeit als diese Städte fast ausschließlich Ackerbau und Viehzucht betrieben, die Namen: Kauh-Baukum, bez. Kauh-Saust oder Seaust. Die älteste Schreibweise von Bochum ist übrigens Cofboukheim gewesen. Die Etymologen deuten es als Buchenhain oder in den Buchen des Grafen Cobbo.

Geseke führt den Namen: Hexen-Geseke, niederdeutsch Geiseke und Gäiseke. Angeblich sollen dort die letzten Hexenprozesse in Westfalen stattgefunden haben, wie im Lippischen in Lemgo, welches noch heute den Namen Hexen-Lemgo führt.

Asseln wird als Prohl-Asseln bezeichnet, wie die Gegend am kahlen Astenberg als Strunzerdal bekannt ist und zwar von strunzen, prahlen.

Die Attendorner werden als Kattenfiller (Katzenquäler) bezeichnet. Nach einer Lesart soll der Name daher rühren, daß die Attendorner eine Katze im Fenster des Schlosses Bilstein für den Kopf des vom katholischen Glauben abgefallenen Erzbischofs Gerhard Truchseß hielten und danach schossen, nach einer andern hätten die Attendorner den Katzen Schweinsblasen an die Füße gebunden und sie aus dem Fenster geworfen, um zu sehen, ob die Katzen fliegen könnten.

Beckum wird als das westfälische Schilda bezeichnet. Man spricht von „Beckumschen Anschlägen", die als gleichbedeutend mit törichten, d. h. mit Schildbürgerstreichen bezeichnet werden. Aus dieser Anschauung heraus ist auch das bekannte Volkslied: „de Pütt van Biekem" entstanden.

Vor Zeiten galt der genius loci Lüdenscheids für sehr feucht. Wurde einer durch reichliches Trinken vorzeitig zu seinen Vätern versammelt, so war er an der „Lüdenscheider Krankheit" gestorben. Anderseits wurde auch wohl auf die Frage: „woran es he stuorwen?" zartsinnig geantwortet: „He at nit meh dobi", da bekanntlich die Trinker vielfach den Appetit verlieren.

Die Kölner bezeichnen den Westfalen, aus Anlaß seiner Vorliebe für Erbsensuppe, als „Ezenbalg", und die Westfalen nennen den Rheinländer einen „kölschen Drickes" (Heinrich).

Die Bewohner des bergischen Landes werden von den Westfalen, nach der bergischen Hühnerrasse, als „bergische Kräher“ bezeichnet.

Der Bergische antwortet auf die Frage nach der Herkunft eines Westfalen mit den Worten: „He es ut dem Lanne, wo se tau Honk (Hund) Rüe segget.“ K. Prümer.

Den Hahn fangen. (Eifeler Erntefest; nach derselben Handschrift aus Halsdorf, die die Eifelsagen überliefert: s. oben S. 215.) Ist der Kornschnitt beendet, dann wird ein Erntefest gehalten, „der Hahn wird gefangen“. Bei der Heimkehr vom Felde trägt der Hauptschnitter an der Spitze gehend eine hohe Stange, die mit Fruchtähren und Blumen geschmückt ist. Auf der Spitze der Stange ist ein lebender Hahn angebunden, der kräht und gackert; oder man begnügt sich auch mit einem künstlich angefertigten. Unter Singen kehrt nun das Volk nach Hause, indem es nach einigen Strophen froh und jubelnd „kikeriki“ schreit. Einen Tag lang wird ein Schnitterfest gefeiert, wozu die Nachbarn eingeladen werden; hierbei wird auch der Hahn verzehrt. — Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes I, 95 berichtet nur von einem Hahne, der aus Blumen gemacht ist.

J. Müller.

Die Sage vom wilden Jäger im Simonstal bei Kleinaltenstädten b. Wetzlar. Südwestlich von Kleinaltenstädten liegt ein Wäldchen, das zum Fürstentum Braunfels gehörte. Dieses Wäldchen, Simonstal genannt, war in alter Zeit die Ursache eines Streites zwischen der Gemeinde Kleinaltenstädten und dem Fürsten von Solms-Braunfels. Als Zeuge vor Gericht fand sich ein fürstlicher Jäger, der schwören wollte, daß das Wäldchen dem Fürsten gehöre. Das Gericht tagte in dem Wäldchen, und hier leistete der Jäger folgenden Eid: „Ich schwöre, so wahr ich selig zu werden hoffe, daß der Grund und Boden, worauf ich stehe, dem Fürsten von Solms-Braunfels gehört.“ Auf diesen Eid hin wurde das Wäldchen dem Fürsten zugesprochen. Der Jäger hatte sich aber am Morgen des Gerichtstages bei dem Kloster Altenberg die Schuhe voll Erde gefüllt, so daß er nur mit Mühe gehen konnte. Er ist dafür auf ewig verdammt, das durch seine Hilfe dem Fürsten gewonnene Wäldchen zu bewachen. Er jagt auf schäumendem Rosse und von kläffenden Hunden umgeben des Nachts und besonders bei Unwetter im Walde umher. Und schaurig tönt dann durch das Ächzen und Knarren der alten Eichen und Kiefern das Seufzen und Stöhnen des verdammten Mannes. Viele alte Leute haben ihn gehört, auch gesehn haben ihn etliche. Noch heute wird er von jung und alt gefürchtet als „der wilde Jäger“. F. Schön.

Vom Aderlassen in früherer Zeit. Aus einem kurtrierischen Taschenkalender von 1765, gedruckt bei der Wittib Petri Krabben, Hofbuchdruckerei in Coblenz, entnehme ich folgende Anweisungen zum Aderlassen. Dieses erfolgte meistens bei Fieberkranken und wurde gewöhnlich durch die Bader — Leute, die sich mit der Heilkunde befaßten —

vorgenommen. Fast in jeder Gemeinde fand sich ein solcher. Später trat an die Stelle des Aderlassens das sogenannte „Schröpfen“. Dieses wurde aber von den Ärzten verordnet, gewöhnlich jedoch von einem etwas in der Heilkunde bewanderten Barbier ausgeführt.

Den erwähnten Anweisungen dient ein Bildchen „das Aderlaßmännlein“ zur Grundlage. Mitten in den Himmelszeichen steht ein nacktes Männchen, von dessen Körper aus grade Striche auslaufen nach den Zwillingen, dem Löwen, der Wage, dem Schützen, Wassermann, Stier, Krebs, Jungfrau, Skorpion und Steinbock. Fische und Widder sind unbezeichnet.

Unter dem Bildchen befindet sich folgender Spruch:

„An keinem Glied laß zu jeder Frist,
„Wan der Mond in dem Zeichen ist,
„Welches dasselbe Glied berührt,
„Mit Schaden es viel Leut probirt.“

Aderlaßtafel.

Wan das neue Licht Vormittags ist, so hebt man denselben Tag an zu zählen, ist aber das neue Licht Nachmittags, so hebt man folgenden Tag an.

Am 1 Tag, ist böß lassen, die Farb verliert sich.
„ 2 „ , verursachet Fieber.
„ 3 „ , man fallet in eine Krankheit.
„ 4 „ , man stirbt gählings.
„ 5 „ , es verschwindet das Blut.
„ 6 „ , ist gut lassen Blut und Wasser.
„ 7 „ , Böß, benimmt die Lust zur Speiß.
„ 8 „ , kränket den Magen.
„ 9 „ , man wird krätzig am Leib.
„ 10 „ , man bekommt flüßige (tränende) Augen.
„ 11 „ , Gut. Machet Lust zur Speiß und Trank.
„ 12 „ , „ , man wird geschickt am Leibe.
„ 13 „ , Böß, benimmt die Lust am Essen.
„ 14 „ , „ , man wird krank.
„ 15 „ , Gut, bekräftiget Essen und Trinken.
„ 16 „ , Böß, ist der böseste Tag.
„ 17 „ , Gut, ist der beste Tag, man bleibt gesund.
„ 18 „ , Gut und dienet zur Gesundheit.
„ 19 „ , Böß und gar besorglich.
„ 20 „ , Böß, man tut großen Krankheiten nicht entrinnen.
„ 21 „ , Gut zu allen Dingen.
„ 22 „ , „ , es fliehen alle Krankheiten von dem Menschen.
„ 23 „ , „ , währet (wehret) alle Krankheiten und stärket die Glieder.
„ 24 „ , Gut, nimmt alle böse Dämpfe hinweg.
„ 25 „ , dienet zur Klug- und Weisheit.

Am 26 Tag, Gar gut, man wird das ganze Jahr von keinem Schlag noch Fieber beunruhigt.

„ 27 „ , Böß und der gähe Tod zu besorgen.

„ 28 „ , Gar gut.

„ 29 und 30 Tag, Böß.

NB. Es ist auch zu wissen, daß man in Hunds-Tägen nicht soll zur Ader lassen, auch nicht baden und Tränk (Medizin) einnehmen.

Vom Blut zu urteilen:

1. Schön roth Blut, mit wenig Wasser bedeckt, bedeutet gute Gesundheit.
2. Roth und schäumig, vieles Geblüt.
3. Roth mit einem schwarzen Ring, HauptWehe (Kopfschmerz).
4. Schwarz und Wasser drunter, Wassersucht.
5. Schwarz und Wasser drüber, Fieber.
6. Schwarz mit einem rothen Ring, Gicht.
7. Schwarz und schäumig oder eiterich, böse Feuchtigkeit und kaite (geringe) Fieber.
8. Weiß Blut ist eine Anzeig böser Feuchtigkeit und Verschleimungen.
9. Blau Blut bedeutet Milzwehe oder Melancholie.
10. Grün Blut, Herzwehe oder hitzige Gall.
11. Gelb Blut, Schaden an der Leber.
12. Ganz wässrig Blut, schwache Leber und überschwemmten Magen.
13. Dick, zart und zähes Blut ist eine Anzeigung der Verstopfung oder Melancholie.

N. Ritzler, Bürgermeister a. D., Altenkessel (Saar).

Mimigerneford, der alte Name des Bistums Münster in Westfalen, findet neuerdings eine beachtenswerte, ansprechende neue etymologische Deutung, wobei es sich namentlich um den zweiten Teil dieses Namens handelt, nachdem der erste und dritte Wortteil im ganzen schon früher ziemlich gut und annehmbar erklärt worden. Die Namen Mimigerneford, Mimigernavurd, Mimigernavord, Mimigardeford u. a., die Foerstemann in seinem ahd. Namenbuch anführt, bezeichneten ursprünglich den alten Aa-Übergang, die Aa-Furt am Spiegelturm, nach der dann allmählich das ganze Bistum genannt wurde, bis es gegen das Jahr 1000 den Namen Monasterium von dem Kloster erhielt. Die Bedeutung des -ford oder vord als Furt des Aaflusses war von vornherein klar, nicht dagegen der Sinn von Mimi und gerne oder garde. Noch Grimm, Graff, Foerstemann (Ahd. N.) und Tibus dachten bei der etymologischen Deutung an den nordischen Gott Mimir, der auf germanischem Boden als Riese Mime erscheint. Doch ist ebensowenig wie an einen Eigennamen Mimigerno an den weisen nordischen Edda-Gott Mimir, den Begleiter des nordischen Menschenbeseelers Hönir, zu denken. Mimir hat den Sachsen kaum jemals etwas bedeutet, er ist bei ihnen nicht nachweisbar, wenngleich der Stamm mim in sächsisch-friesischem Sprachgebiet heimisch

ist: vgl. nnd. mimern = grübeln. Weiter ist die schon von dem Münsterschen Domherrn und Lokalhistoriker Tibus gegebene Deutung „Mimirslust" als Lieblingskultstätte des Gottes Mimir für die alte Zeit rein sprachpsychologisch viel zu abstrakt und gekünstelt, als daß man an eine Bildung wie Ludwigslust oder Sanssouci denken könnte. So darf der Mimir und Mime bei der etymologischen Deutung wohl ausscheiden. Dagegen kennen wir einen Eigennamen Mimo mit weiblicher Form Mima, der uns schon für das Ende des 9. Jahrhunderts bezeugt ist. Auf den aus unserm Namen Mimigerneford lediglich geschlossenen Namen „Mimigerno" müssen wir verzichten, nachdem Provinzialschulrat Dr. Cramer kürzlich im Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens die Silbe „gern" oder „garde" recht annehmbar und gut erklärt hat. Der Eigenname Mimo steckt u. a. in „Mimigerfen" = Weide eines Mimo, die aus dem 10. Jahrhundert bezeugt ist. Die vielumstrittene Silbe „gerne" will F. Cramer nicht als Bach- oder Flußnamen (vgl. Bevergern) deuten sondern als Bestimmungswort eines zusammengesetzten Namens. Nach der Form der bekannten altgermanischen Waffe, dem Ger, ist gern, ahd. gero, mhd. gern, gerne als ein keilförmig in andre Äcker hineinragendes Ackerstück zu erklären. Für diese Deutung führt Cramer eine Reihe einwandfreier Belegstellen aus den verschiedensten Sprachgebieten an, so gero = lingua maris, altfriesisch garo = sinus vestis, Kleidzipfel, vgl. emsländisch „in de gere sniden" = dreieckig zuschneiden, z. B. ein Tuch. Schon um 1100 hieß eine Flur am Mittelrhein „an demo gerne". Das Wort machte dann allmählich den Bedeutungswandel zum Begriff „Siedelung" durch. In „garde" und „gerne" haben wir zwei gleichbedeutende Synonyma. Auch „Garde" (Mimigardeford) bezeichnete ein Grundstück, wenn es auch ursprünglich eine Umfriedigung, ein Gehege eines „Gartens" bedeutet hatte und erst später den umfriedeten Raum selbst bezeichnete. Die Gleichwertigkeit von „gerne" und „garde" beweist deutlich eine mnd. Urkunde, die beide Formen nebeneinander für Acker gebraucht. Nach diesen Studien und Zeugnissen darf Mimigerneford oder Mimigardeford heute als Furt am Grundbesitz eines Mimo gedeutet werden. Dieser alte, echt germanische Name war schon um das Jahr 1040, wie Erhard erwähnt, von dem lateinischen Monasterium verdrängt, der sich dann allmählich zum heutigen „Münster" wandelte.

E. Egbring, Münster i. W.

Von der Engelsmühle in Neuwerk (Kr. Gladbach). Zu der Engelsmühle in Neuwerk gehört (wohl als ältester Teil derselben) ein sog. Wähnschopp (Wagenschuppen). In diesem wurde früher der Totenwagen der Honnschaft Üdding aufbewahrt. Der jetzige Besitzer der Mühle erzählte mir folgenden Aberglauben, von dessen Wahrheit sein Vater noch fest überzeugt gewesen sei: Jahraus jahrein stand der Wagen unbeweglich und unbeachtet an derselben Stelle. Wenn aber in der Honnschaft jemand gestorben war, hörte man zur Nachtzeit geheimnisvolle Geräusche im „Wähnschopp" — ein emsig schaffendes

Leben. Und am Beerdigungsmorgen fanden die Bewohner der Mühle und die Nachbarn den Totenkarren regelmäßig auf dem freien Platze vor dem Schuppen stehend, blank gescheuert und entstaubt, sowie sorgfältig geschmiert. Unruhig stampfte das Pferd im Stalle des Nachbarn (Fahrnachbarn), an dem die Reihe war, den Hinübergegangenen zur letzten Ruhestätte zu fahren, bis es angespannt wurde. Niemand hätte es jemals gewagt, sich in der Nacht in das Wagenhaus zu begeben und nach der Ursache der seltsamen Erscheinung zu forschen.

Sehr anziehend ist auch die Entstehung des Namens „Engelsmühle". Als die Gemeinde Neuwerk noch zur Pfarre Gladbach gehörte, kam die Fronleichnamsprozession auch nach Üdding. Bei dem leider vor einigen Jahrzehnten beseitigten „Müehle-Ek" (Mühleneiche) wurde Halt gemacht und der Segen erteilt, was immer einige Zeit in Anspruch nahm. Währenddessen gingen die am Zuge teilnehmenden weiß gekleideten Mädchen, die im Volksmunde Engel genannt werden, in die Mühle und erhielten dort eine „Melekspapp" (Milchsuppe) zur Stärkung. Danach hieß die Mühle „Engelsmühle" und der Besitzer — auch urkundlich — mit dem Familiennamen Engelsmüller, ein Name, der erst später infolge Aussterbens des männlichen Stammes verschwunden ist.

Anton Mackes, Hehn bei M.-Gladbach.

Namen des Zaunkönigs. Es ist gewiß bezeichnend, daß sich der auf Seite 261, Jahrgang IX, 1912 der Zeitschrift angeführte mittelhochdeutsche Name chunîclîn = Königlein im Volke erhalten hat. In Uckersdorf bei Herborn (im Nassauischen) heißt der Zaunkönig (nach freundlicher Mitteilung des Herrn Mittelschullehrers L. Klarmann in Frankfurt) noch heute „Kingelchen". Jedenfalls liegt hier altes volkstümlich gewordenes Mönchsgut vor. K. Wehrhan.

Das Heringsessen in Bösingfeld in Lippe. Manche mit dem altbürgerlichen Recht in Verbindung stehende Bräuche fanden in der Fastnachtszeit statt, besonders die in fast jeder Stadt aus allerlei Anlässen vorkommenden Gastereien, wozu das Heringsessen in Bösingfefd gehörte. Mit ihm hatte es folgende Bewandtnis:

Als die Städte im verflossenen Jahrhundert nach Aufhebung vieler mittelalterlicher Überbleibsel Zuzug von außen bekamen, hielten die alten Bürger an ihren ererbten Rechten mit großer Zähigkeit fest. In allen lippischen Städten gab es deshalb (und gibt es z. T. heute noch) Alt- und Neubürger. Nur die ersteren hatten beispielsweise das Recht, ihr Vieh auf die Gemeindehude zu treiben, Streu und Holz aus den Gemeindewaldungen zu holen, die Gemeindebleiche zu benutzen u a. Die Abrechnung über die Gemeindegüter und die Auszahlung der für verkauftes Holz usw. erzielten Barbeträge fand nun in Bösingfeld im Frühjahr gegen Lichtmeß oder um Fastnacht statt. Sie war mit dem sogenannten „Heringsessen" für die Altbürger verbunden, bei dem u. a. immer „Heringe" aufgetragen wurden. Möglicherweise läßt dieses Gericht schließen, daß der

Brauch des Essens schon ziemlich alt ist; denn wahrscheinlich hat man dieses Gericht in einer Zeit gewählt, als die Heringe noch eine seltene, also eine Leckerspeise waren. Seit etwa zwanzig Jahren hatte das Heringsessen nicht mehr stattgefunden. Wie in allen Orten, so war es auch hier zu allerlei Mißhelligkeiten zwischen Alt- und Neubürgern gekommen, und wohl deswegen hatte man den Geschmack an dem Heringsessen verloren. Nun sind die Streitigkeiten aber beigelegt worden; die Altbürger haben gegen eine bestimmte Entschädigung auf ihre altüberlieferten Rechte verzichtet. Aus diesem Anlaß hat man dieses Jahr zum letzten Mal ein Heringsessen veranstaltet, wobei der Restbetrag der Entschädigung an die Altbürger verteilt wurde. Von nun an gehört das Heringsessen in Bösingfeld für immer der Vergangenheit an. K. Wehrhan.

Taschentücher und Bänder an der Richtkrone. Beim Richten eines Hauses, wenn „Hille-Bille“ gefeiert wird, ist auf der First des Daches die Richtkrone befestigt, ein grüner Ast, meistens eine Birke oder Tanne. Daran werden in Lippe allgemein gewöhnliche bunte Papierstreifen befestigt. In älterer Zeit waren es jedenfalls Stoffbänder, die nach der Feier unter die Zimmergesellen verteilt wurden. Diese hoben sie sorgfältig als Glückszeichen auf, nahmen sie mit auf die Wanderschaft, hingen sie in ihrer Gesellenherberge auf oder gaben ihnen in ihrer Wohnung am Spiegel oder sonstwo einen bevorzugten Platz. Hin und wieder sind statt der bunten Bänder auch bunte Taschentücher dazu genommen, die dann ebenfalls den Zimmergesellen zufielen. Damit war der gute alte Brauch auf ein nützliches Gebiet hinübergespielt. Da Taschentücher noch nicht allzu lange im Gebrauch gewesen sind, kann diese Sitte auch nicht sehr alt sein. Möglicherweise hat man in noch früherer Zeit andere Tücher ebenfalls benutzt, um sie an die Richtkrone zu hängen, wie Halstücher, die man ja auch gern bunt trug. Wie in der Gegend von Frankfurt der alte Brauch wieder auflebt, anstatt der vergänglichen Papierflitter richtige Stoffbänder an der Richtkrone zu befestigen, so hat man in Detmold kürzlich die Taschentücher an der Richtkrone wieder zu Ehren gebracht. Ein Turnverein errichtete eine neue Turnhalle und hatte eine Krone auf dem Neubau aufgerichtet, an der über 40 Taschentücher lustig im Winde wehten. Nach einer Rede des Vorsitzenden auf die Bauhandwerker wurden die Taschentücher an diese als Andenken verteilt.

Wo werden heutzutage wiederum Stoffbänder oder Tücher an der Richtkrone angebracht? K. Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Karl Mackes, Aus dem alten Neuwerk. Mit Bildern. Selbstverlag des Herausgebers. [1913.]

Für die Volkskunde ist es unzweifelhaft von Wert, wenn aus einem einzigen Orte das in ihren Bereich Gehörende übersichtlich zu-

sammengestellt wird. Karl Mackes in Viersen hat das unter Mitarbeit von Anton Mackes in einem hübschen Bändchen für die Gemeinde Neuwerk (früher Kranendonk) bei M. Gladbach getan. Was er bringt, ist reichhaltig und vielseitig, denn auch Geschichte, Kunst und Natur finden Berücksichtigung. In das Gebiet der Volkskunde gehören die Bemerkungen über die Beschäftigung der Neuwerker (Flachsbau, Handweberei, Viehzucht), die Sammlungen der Vor- und Familiennamen, Flurnamen, Hausinschriften, Sprichwörter, Redensarten, der Namen für Pflanzen und Tiere, der Wetterregeln, Rätsel, Abzähl- und anderen Reime. Vier Sagen werden ausführlich erzählt, einiges Sagenhafte gelegentlich gestreift (S. 8, 42 f., 146 f.). Die Darstellung der Sitten und Bräuche beschränkt sich auf die Besprechung der Nachbarschaften (wobei auch Hochzeit, Geburt und Tod berührt werden), der Kirmes-, Martins-, Nikolaus- und Fastnachtsfeiern. Der Aberglaube ist eigentlich nur durch die Bemerkung über den Totenwagen in der Engelsmühle (S. 94) vertreten. Für alles Gebotene müssen wir dem Verfasser dankbar sein, sein Buch ist nicht bloß für die Bewohner der dargestellten Ortschaft, sondern auch für andere fesselnd und lehrreich. Vielleicht entschließt er sich aber, seine rein volkskundlichen Sammlungen noch weiter zu vervollständigen, wozu er ja gewiß in der Lage ist, und zu einem besonderen Hefte zu verarbeiten. Sartori.

Konrad Gusinde, Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien. Breslau 1912. — 80 Seiten. — Preis Mark 2.—.

Die dankenswerte Arbeit, die auch als 10. Heft der von der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen Sammlung ‚Wort und Brauch" erschienen ist, beschäftigt sich mit dem im Kr. Gleiwitz gelegenen, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. gegründeten Schönwald, das sich seine deutsche Art inmitten polnischer Umgebung treu und zäh bewahrt hat. Die volkskundlichen Abschnitte (S. 7—47) behandeln: Dorf und Feldmark, die Leute, ihre Sprache und ihre Namen, die Tracht, Sitte, Brauch und Spiel (Hochzeitsgebräuche, Spinnen, Tod und Begräbnis, sonstige Bräuche, Tanz und Spiel, Kinderverse). Am ergiebigsten ist die Darstellung der eigenartigen Hochzeitsgebräuche. Das Sprachliche hat G. schon früher im 7. Heft von „Wort und Brauch" untersucht. Sartori.

Adam Wrede. Eifeler Bauernleben in Sitte und Brauch. Sonderabzug aus der Eifelfestschrift 1913, S. 392—423.*)

Auf einem verhältnismäßig geringen Raume hat unser Mitarbeiter, Dr. Wrede, einen vortrefflichen Überblick über die gegenwärtig noch lebenden Volksbräuche der Eifel gegeben. Nach einer Einleitung über

*) Eifel-Festschrift zur 25jährigen Jubelfeier des Eifelvereins. Im Auftrage des Hauptvorstandes hrsg. von Alfred Herrmann. Selbstverlag des Eifelvereins. In Kommission bei K. Georgi, Bonn.

die Völker- und Stammesbewegungen und den Charakter der Eifeler Bauern schildert er Hausbau und Hausanlage, Brot und Tracht. Reichhaltig sind die Bräuche bei der Geburt und im Leben des Kindes, bei der Hochzeit und beim Todesfalle; weniger ergiebig die an Ackerbau und Viehzucht sich anschließenden. Weiter kommen Gesinde, Gemeindeangelegenheiten, Verkehr, Volksjustiz und Neckereien zur Sprache, endlich die Festfeiern im Kreislaufe des Jahres. Die Abhandlung bildet eine wertvolle Ergänzung zu dem Buche von Schmitz, das W. nicht mit herangezogen hat, weil er sich eben nur mit den sittenmäßigen Erscheinungen der Gegenwart hat beschäftigen wollen. Einige hübsche Bilder, die charakteristische Volkstypen veranschaulichen, sind beigegeben. Sartori.

Hoffmann-Krayer, E. Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Kleines Handbuch des schweizerischen Volksbrauchs der Gegenwart in gemeinfaßlicher Darstellung. Zürich, Schultheß & Co., 1913. XIV und 179 Seiten. kl. 8°.

Vorliegendes ungemein handliches Büchlein enthält den ersten und recht gelungenen Versuch, die wichtigsten Volksbräuche des Schweizervolkes im Zusammenhange und in gemeinverständlicher Form darzustellen. Dabei gibt es so eingehende Hinweise auf die Quellen, besonders auf die in den Hauptschriften der schweizerischen Volkskunde erschienenen Arbeiten, daß das Werk nicht nur den Schweizern unentbehrlich wird, sondern jedem Volkskundler wertvolle Hinweise bietet. Es ist der schweizerischen Lehrerschaft gewidmet, die sich bisher schon sehr der Volkskunde angenommen hat. Das äußerst zweckdienliche Buch läßt den Wunsch aufkommen, daß auch für unser Gebiet bald ein solch brauchbares Büchlein erscheinen möchte. K. Wehrhan.

Ritzler, R. Geschichte der Burg und Stadt Saarburg, Bez. Trier. Verlag von W. Rassier, Saarburg, Bez. Trier. 438 Seiten 8°. Preis geh. Mark 2.—.

An dieser Stelle möchten wir aus dem vorliegenden Werk nur auf die volkskundlichen Abteilungen aufmerksam machen, abgesehen davon, daß auch die geschichtlichen Kapitel mit allerlei volkskundlichen Bemerkungen gespickt sind. Besondere Abschnitte handeln von den Sagen und Alten Gebräuchen der Stadt (13 Sagen, Charivari, Nikolausabend), die ansprechend erzählt sind. Die Ausstattung ist bei dem niedrigen Preise vorzüglich. K, Wehrhan.

De Kiepenkerl. Westfälischer Volkskalender für 1914. Fredebeul & Koenen, Essen. 100 Seiten. 50 Pfennig.

Von neuem klopft der alte, gern willkommen geheißene Bekannte an die Tür, in seiner Kiepe eine Anzahl ansprechender Sachen bringend, von denen wir nur anführen: Wibbelt, Einige Gedanken über die neuere niederdeutsche Dialektdichtung; Max v. Spiessen, Die Mohrenhand.

Einer Osnabrücker Volkssage nacherzählt; Th. Imme, Scherz- und Spottnamen der alten Essener Volkssprache; H. Großjohann, Das sauerländische Bauernhaus; Jos. Baders, Eine Wanderung durch die Baumberge. K. Wehrhan.

Klaus Scholl, Die Mundarten des Kreises Ottweiler. Straßburg 1913, Karl J. Trübner. 157 Seiten. Mark 3.50. Die Arbeit umfaßt die vier Hauptabschnitte: I. Sprachgebiet und Lautbestand. II. Die historischen Verhältnisse, d. h. die geschichtliche Darstellung der Laute auf der Grundlage des Mittelhochdeutschen. III. Formenlehre. IV. Der Wortschatz. Dieser letzte Teil, der beinahe die Hälfte der Arbeit ausmacht (85—157), bringt zuerst Wörter aus dem Französischen und dann eine große Auslese solcher Wörter, die „entweder in der nhd. Schriftsprache nicht vorkommen oder in deren Laut- oder Bedeutungssphäre bemerkenswerte Unstimmigkeiten zu der Lautlehre der Schulsprache oder des schriftsprachlichen Sinns festzustellen sind". Scholl bemüht sich dabei lebhaft, die einzelnen Wörter nach Herkunft und Bedeutung zu erklären und die verwandten Benennungen aus anderen Mundarten heranzuziehen. Da die Dialekte des Kreises Ottweiler zum Südmittelfränkischen gehören, so wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser gerade mittelfränkische Mundarten zum Vergleich herangezogen und die Sammlungen des Rheinischen Wörterbuches benutzt hätte. Wenn man ferner auch nicht allen Erklärungsversuchen zustimmen kann, so wird man sich doch über die geleistete Arbeit im ganzen freuen, umsomehr, als der phonetisch sehr sorgfältig gearbeitete grammatische Teil der Arbeit in seinen Beispielen auch noch manchen Stoff zur Wortkunde enthält. Dr. A. Wrede.

Chronik der Stadt Lüdenscheid von H. Lüling, Stadtsekretär. Lüdenscheid, Heinrich Krause. 143 Seiten und 12 Bilder im Anhang. Ermäßigter Preis Mark 2.—. Die Teilnehmer an unserer Hauptversammlung 1913 in Lüdenscheid folgten mit lebhafter Teilnahme einem Vortrage des Stadtsekretärs Lüling über das Lüdenscheider Volkstum. Denselben Gegenstand behandelt dieser auch in seiner Lüdenscheider Chronik in dem Abschnitt: Land und Leute. Liebevoll gedenkt er zuerst des Lüdenscheider Platt und seines vielgerühmten und ebenso geschmähten sch, verbreitet sich dann über die frühere Lebensart der Bauern (Essen, Hochzeiten, Kindtaufen, Hausheben, Reuzeche, Bauernwirtschaft) und kennzeichnet dann an verschiedenen Episoden und Prozessen die Geistesart seiner Landsleute. Auch die voraufgehenden Abschnitte über Lüdenscheids Entwicklung, seine Verfassung und Verwaltung, sind nicht ohne volkskundliches Interesse. Dr. A. Wrede.

Die Mosel und ihre Burgen. Eine Sammlung von Moselliedern, Gedichten, Sagen und Geschichten und mit einer Wanderfahrt durchs Moseltal von Geh. Hofrat A. Trinius. Leipzig, K. Georg Kummers Verlag. 80 Seiten und 24 Burg- und Landschaftsbilder. Mark 1.80. Der

besondere Wert des Buches liegt in der Sammlung der 1846 und 1898 preisgekrönten Moselliеder, die leider zu wenig bekannt sind. An erster Stelle steht mit Recht das volkstümlichste derselben: Im weiten deutschen Lande — Zieht mancher Strom dahin. Es wurde 1846 zum Wettbewerb von Theodor Reck eingesandt und von Georg Schmitt vertont. So ist das schöne Werkchen in der Hauptsache ein Moselliederbuch. Die Burgen kommen nur im Bild zu „Wort", aber so gut, daß man die Beschreibung gern vermißt. Von den Prosastücken sei das über „Poesie und Prosa im Weinhandel" genannt. Dr. A. Wrede.

Flugblätter rheinischer Dichtung, herausgegeben von Carl Salm im Verlage der J. G. Schmitz'schen Buchhandlung in Cöln. Jedes Flugblatt 40 Pfennige. Von diesem neuen, von echt rheinischem Wagemute getragenen Unternehmen liegen bisher 2 Flugblätter vor: Der weiße Hirsch, romantische Dichtungen von Hans Steiger, und von Carl Salm selbst: Aus hohen Sommertagen. Es sind allerliebste, schmucke Heftchen, jedes 14 Seiten stark. Sie verfolgen den Zweck, durch wertvolle kleine Dichtungen Rheinlands Sänger möglichst vielen Leuten vorzuführen, ein löbliches Beginnen. Die beiden Dichter, die hier die Reihe eröffnen, sind zwar nicht mehr unbekannt, dürften aber hinsichtlich ihrer dichterischen Eigenart und Güte gerade durch diese Proben noch bekannter werden. Sie verdienen es. Was sie bieten, ist nicht Handwerksware, wie die lyrische Fabrikation sie Alltags auf den Markt trägt, sondern Lieder voll von Kunst und erhabenen Gedanken, von Gefühl und Leben, Zierstücke. Man möchte wünschen, daß in den späteren Flugblättern, die auch der Ballade und der Prosaskizze dienen sollen, rheinische Stoffe und Bilder behandelt werden. Dr. A. Wrede.

Zur Sagen- und Märchenliteratur.

Sagen und Märchen hängen innig zusammen, ja heute wird die Ansicht ernstlich begründet, daß sich die Sage aus dem Märchen entwickelt habe, in erster Linie die Heldensage, z. B. von Panzer in seinen Studien zur germanischen Sagengeschichte. Da ist es nicht unpassend, die beiden Literaturabteilungen gemeinsam zu behandeln.

Zunächst seien verschiedene gute Sammlungen genannt. Eine bedeutende Erscheinung sind „Die Märchen der Weltliteratur" von Fr. v. d. Leyen und P. Zaunert. Von den vorgesehenen drei Dutzend Bändchen sind bis jetzt die ersten fünf erschienen: „Musäus, Volksmärchen der Deutschen", I. und II.), „Grimm, Kinder- und Hausmärchen" (III. und IV.) und als der wichtigste Band: „Deutsche Märchen seit Grimm" (V.). (Jeder Band Mark 3.— in Leder 5.50, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1912.) Daran anschließend sei die gute Sammlung der „Deutschen Sagen der Brüder Grimm" von Adolf Stoll (Leipzig, Hesse und Becker. 704 Seiten. Brosch. Mark 1.50, geb. 2.—, feine Ausg. 3 —) erwähnt, die sich durch außerordentliche Wohlfeilheit empfiehlt. Nicht unerwähnt darf ferner das vorzügliche Buch über „Die deutschen Heldensagen" von Fr. v.

d. Leyen bleiben (München 1912. C. H. Beck, geb. Mark 3.50. 352 Seiten). In volkstümlicher Weise ist hier der gesamte Heldensagenstoff in seinen Hauptzügen zusammengestellt.

Wenn nun von den heute noch lebenden Sagen berichtet werden soll, so müssen in erster Linie drei Büchelchen hervorgehoben werden, die unser Vereinsgebiet behandeln, nämlich „Sagen aus Westfalen", herausgegeben von einem Ausschuß unseres Vereins, Ortsgruppe Dortmund (Gütersloh 1909, 108 Seiten, Mark 1.20, geb. 1.50), „Am Herdfeuer". Lose Blätter aus und zu Westfalens Sagenschatz von P. Bahlmann (Münster, Aug. Greve, 1912, 80 Seiten, Mark 1.—, geb. 1.50) und „Sagen aus dem Rheinlande", nacherzählt von P. J. Kreuzberg, Düsseldorf, L. Schwann, 73 Seiten, Mark 0.80, geb. 1.—). Alle drei Sammlungen wollen nicht durchaus Neues bieten, sondern legen das Hauptgewicht auf die Darstellung, so daß sie, besonders die beiden an erster und letzter Stelle genannten Bücher, für die Jugend geeignet sind, zumal auch die Auswahl mit Rücksicht darauf getroffen wurde. Das Heft „Am Herdfeuer" bietet mit seinen Quellenangaben und Hinweisen auch dem wissenschaftlichen Sagenforscher mehr. Ein neues großes Unternehmen bedeutet die Herausgabe des „Deutschen Sagenschatzes", von dem die „Sagen der Provinz Posen" von Otto Knoop vorliegen. (Verlag: Hermann Eichblatt, Berlin-Friedenau. XVI und 184 Seiten 8°. Mit Abbildungen.) Der vorliegende Band führt vortrefflich in das Unternehmen ein, auf das wir noch ausführlicher zurückkommen werden, wenn die übrigen Bände vorliegen. Die Posener Sagen bieten manches bisher Ungedruckte und sind in durchaus anziehender Weise erzählt. Von anderen deutschen Sagensammlungen seien nur erwähnt „Nürnberger Sagen, Geschichten und Gedichte" von Wildner, (München 1913, Senger, 128 Seiten, Mark 1.50, geb. 2.--) und die vorzügliche Sammlung von F. W. Hebel, Pfälzisches Sagenbuch (Kaiserslautern, Crusius. 408 Seiten). Nach Österreich, wo die volkskundliche Bewegung außerordentlich fruchtbar zu werden beginnt, führen uns die drei folgenden Sammlungen. „Ein Sagenschatz aus dem Elbetal" von Adolf Kirchner. (Aussig 1911, Grohmannsche Buchhandlung, 103 Seiten), „Sagen aus der grünen Mark" von H. v. d. Sann (Graz 1912, Leykam. 346 Seiten) und „Oberösterreichische Volkssagen" von K. A. Gloning (Linz a. D. 1912. Pirngruber, Verlag. 112 Seiten, Mark 2.—, geb. 3.—). Alle drei Bücher, die einen schönen Einblick in den Sagenschatz der betr. Landesteile gewähren, sind für weitere Kreise gedacht. — Obwohl nur ein Teil des noch vorhandenen Sagenschatzes geboten wird, ist der vorliegende Band Walliser Sagen doch ein recht stattliches Werk geworden: J. Jegerlehner, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis. Mit vergleichendem Anhange und Register unter Mitwirkung von S. Singer von Hanns Bächthold. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Bd. 9. Basel, Verlag der Schweiz. Ges. f. Volksk. 1913. XII u. 348 Seiten gr. 8°.) Im ganzen sind hier über 450 unmittelbar

aus dem Volksmunde gesammelte Sagen geboten, deren Wert durch die vergleichenden Anmerkungen und das Sachregister bedeutend erhöht wird. Das Werk schließt sich den übrigen vorbildlichen Veröffentlichungen der rührigen Schweizerischen Gesellschaft würdig an.

In das Ausland führen uns die „Russischen Volksmärchen" von „A. N. Aphanassjew (Leipzig, Abel & Müller. 160 Seiten) und „Aus Jurte und Kraal" von Gisela Etzel (München, Verlag der Lese. 1911. 184 Seiten, Mark 2.50, geb. 3.50). Während das erste Werk bezeichnende Blicke in das russische soziale Leben eröffnet, bietet das andere Geschichten der Eingeborenen aus Asien und Afrika, bei denen der Vergleich mit unseren deutschen Erzählungen (Sagen, Märchen, Schwänken) sich oft geradezu aufdrängt.

Die Brücke zwischen Naturgeschichte und Volkskunde schlagen einige andere Werke, so die „Naturgeschichtlichen Volksmärchen" von O. Dähnhardt (Leipzig, Teubner, 1912. 152 Seiten, geb 2 40). „Glaube und Aberglaube im Steinreich" von A. M. Pachinger (München. H. Weiffenbach 1912. 94 Seiten) bringt neben dem Aberglauben auch die Sagen von den verschiedensten Steinen, besonders den Edelsteinen. „Die Insekten in Sage, Sitte und Literatur" (Annaberg, Graser 1910. 151 Seiten. Mark 2.40) wie „Reptilien und Amphibien in Sage, Sitte und Literatur" (Ebenda 1911. 9) Seiten. Mark 1.80) entstammen beide der Feder von Karl Knortz, der bequeme Zusammenstellungen bietet. Eigenartig muten die „Talmud-Legenden" an (München-Leipzig, Hans Sachs-Verlag 1912. 88 Seiten. Mark 1.20), die von H. L. Held dem Talmud frei nacherzählt sind und in das Wesen der jüdischen Märchendichtung einführen. In einer eingehenden Abhandlung „Der Mythus von der Sintflut" — und damit komme ich auf die eigentlichen Sagenarbeiten — berichtet G. Gerland (Bonn, A. Markus und E. Weber, 1912. 124 Seiten. Mark 3.—, geb. Mark 4.—) über die fast bei allen Völkern bekannte sagenhafte große Flut. Ausgehend von den semitischen Berichten führt er uns nach Afrika, Australien, der polynesischen Inselwelt, Asien, Amerika, um zuletzt die Erzählungen der Indogermanen zu bewerten, dabei den Mythus als solchen, sein Alter, sein stetiges Zunehmen und Breiterwerden wie seine Kompliziertheit erklärend: ein mythologisches Epos, eine Märchendichtung der ältesten Menschheit. — Ein anderes Werk tiefgründiger Art ist das von H. Siuts, Jenseitsmotive im deutschen Märchen (Leipzig, Avenarius, 1911. 315 Seiten. Mark 8.—) das als 19. Heft der von W. Uhl herausgegebenen Arbeiten zur germanischen Philologie „Teutonia" erschienen ist. Wir erfahren von der „Lage des Jenseits", seiner „Beschreibung", seinem „Inventar", seinen „Bewohnern" und den „rituellen chtonischen und anderen Motiven". Gerade weil viele Märchen von dem Leben im Jenseits so reichlich berichten, in einer uns unbekannten Welt, in der „märchenhaften" Welt geradezu schwelgen, werden die ausführlichen Darstellungen bei jedem Sagen- und Märchenfreunde gern willkommen geheißen werden

K. Wehrhan.

Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Lüdenscheid am 29. Juni 1913.

Die diesjährige Hauptversammlung wurde kurz nach 12 Uhr durch den Vorsitzenden eröffnet, der die erschienenen Mitglieder und Gäste willkommen hieß. Der darauf erfolgenden herzlichen Begrüßung durch den Herrn Ersten Bürgermeister Dr. Jockusch sei besonders gedacht, ebenso der Begrüßung seitens verschiedener Körperschaften durch Herrn Großjohann.

Nach dem vom Vorsitzenden erstatteten Jahresbericht betrug die Mitgliederzahl des Vereins am 29. Juni 565. Die Rechnungsablage durch Herrn Grüttefien ergab eine Einnahme von Mark 3010,23, eine Ausgabe von Mark 2097,26 und somit ein Guthaben von Mark 912,97. Die Rechnung war durch die Herren Rechtsanwalt Kohn und Dr. med. Brauss in Dortmund geprüft und für richtig befunden. Dem Kassierer wurde Entlastung erteilt. Darauf wurde der bisherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt. Für die volkskundliche Zeitschriftenschau wurden wiederum Mark 40.— bewilligt. Am 3. Januar hat eine Vorstandssitzung in Elberfeld stattgefunden. Als Ort der nächsten Hauptversammlung ist Bonn in Aussicht genommen.

Nun hörten die Erschienenen drei fesselnde Vorträge. Herr Oberstadtsekretär Lüling (Lüdenscheid) sprach über „Sitten und Bräuche aus der Lüdenscheider Gegend", Herr K. Prümer (Dortmund) über „Die ländlichen Schutzgilden Westfalens und die Nachbarschaften", Herr Professor Dr. Imme (Essen) über „Ein Gedicht in Soester Mundart über Napoleon".

Schluß der Versammlung gegen 2 Uhr.

Mitteilung.

Im Herbst 1913 wird die von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde herausgegebene volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1911 erscheinen. Der Ladenpreis dieses Jahrgangs beträgt 5 Mark. Die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner hat sich aber verpflichtet, den dem Verband angehörenden Vereinen einen ermäßigten Preis zu gewähren. Derselbe beträgt bei gleichzeitiger Abnahme von

bis 100 Exemplare Mk. 3.75 pro Band
für 101 „ 200 „ „ 3.25 „ „
„ 201 „ 300 „ „ 2.25 „ „

bei gleichzeitiger Abnahme von über 300 Exemplaren für die ersten 300 je Mk. 2.25, für jedes weitere Mk. 1.—.

Die Bestellungen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, zu richten.

Gießen, im August 1913.

Die Hessische Vereinigung für Volkskunde.

Dieses Vorzugsangebot ist auch für die Mitglieder unseres Vereins bestimmt. **Der Vorstand.**

Druck von A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

10. Jahrgang. 1913. Viertes Heft.

Geburt und Kindheit in Sitte und Volksglauben Altessens und seiner Umgebung.

Von **Th. Imme**, Essen.

(Schluß.)

Zucht und Erziehung in Schule und Haus.

Die pädagogische Weisheit unserer Tage lag dem älteren Geschlecht noch fern; dafür aber hatte es in seiner fest gewurzelten heimischen und der von alters her überkommenen guten Vätersitte einen festen Halt, der heute manchem abgeht. Einfach und derb, wie die tägliche Kost, war auch die häusliche Erziehung. Von irgend welcher Verwöhnung oder Verzärtelung war da keine Rede. Die Kinder waren im allgemeinen abgehärteter als heutzutage. Die Knaben trugen im Sommer einfach leinene, im Winter stärkere Wollkleider, aber ohne Überzieher u. dgl. Im Sommer kannten sie keine Kopfbedeckungen; nur im Winter setzten die meisten leichte Wollmützen auf. Da auch in den Städten, Essen und Steele, das ländliche Wesen durchaus überwog, so ergab sich schon daraus, daß man von den Kindern auch manche oft anstrengende Arbeit in Haus und Garten und manchen beschwerlichen Gang verlangte. Die Mädchen hielt man namentlich auch zu emsigem Stricken an. Sie strickten viel auf den Vortreppen der Häuser und sollen darin oft Erstaunliches geleistet haben. Sie strickten auch gern um die Wette; ein solches Wettstricken nannte man Häskenjagen. Man war in der Regel mit der Jugend kurz angebunden und duldete keinen Widerspruch. Das zeigen schon manche damals beliebte Sprichwörter wie: Kinnermot un Kälbermot (= Kindermaß und Kälbermaß, d. h. was beiden angemessen ist), dat mötten olle

Lüe wetten. — Kinnerwillen steiht achter de Dör, oder: sitt im Bessemstiel. — Kinner, dä wat wollen, kritt wat op de Bollen (Bollen = Dickbein, Schenkel). — Die Prügelstrafe war eben ein durch alte Gewohnheit geheiligtes Erziehungsmittel, und es kam wohl häufiger vor, als sich mit den Grundsätzen einer gesunden Pädagogik verträgt, daß man einem, wie man sich ausdrückte, „et Kamisol utkloppte". Auch noch manche andere Redensarten weisen darauf hin, wie: Wachte (oder: Paß es op u. a.), du kriss met dem Mispelten (einem Stock aus dem sehr zähen und daher gern zu solchem Zweck, wie auch zu Viehtreiberknüppeln und zu Drechslerarbeiten gebrauchten Mispelholz), oder: met dem Baßhester (das ist eine junge Eiche oder Buche, der man den Bast, die Rinde noch nicht abgeschält hat) öwer't Lief (über den Leib) u. a. Neben dem Stock oder der Gerte (in unserer Volkssprache: Gadde oder Garre) — außer den so eben erwähnten Stöcken aus Eichen- oder Mispelholz gab es solche aus Hülsen oder Hülsekrabbeln d. h. Stechpalmen; wohl am häufigsten aber waren die Haselgerten — war im Hause die Rute, hier Raue genannt — ein selten fehlendes, von den Kindern gefürchtetes Strafwerkzeug. Man kannte Ruten sowohl wie Besen aus Birkenreisern und aus Heidekraut. Die meisten derselben sollen aus der Lipperheide (auf der später die Stadt Oberhausen entstand) gekommen sein. Vielfach nannte man übrigens auch die einfache Haselgerte eine Rute, und eine Redensart, die man noch an mehreren Orten der Umgegend (in Borbeck, Überruhr u. a.) kennt, lautete: Die beste Rute ist eine Haselgerte, auf der die Nachtigall viermal geflötet hat. — Daß man grade die Haselgerte als Strafwerkzeug so bevorzugte, mag leicht auch darin seinen Grund haben, daß die Hasel im Volksglauben von jeher für besonders zauberkräftig galt.[39]) Übrigens scheint früher vielfach der Besen im Hause die Rute vertreten zu haben. Das kann man aus der häufig gebrauchten Drohung schließen: Eck sall ink glick met dem Bessem kommen! — Erhalten sich doch derartige Redensarten oft noch lange,

[39]) Vgl. K. Weinhold: Über die Bedeutung des Haselstrauchs im altgermanischen Kultus- und Zauberwesen. Ztschr. des V. f. Volksk. 1901, S. 1 ff. und M. Höfler a. a. O. S. 52 ff.

nachdem die darin angedeutete Handlung im eigentlichen Sinne längst außer Gebrauch gekommen ist. Vgl. z. B. die in meinen „Hochzeitsbräuchen im Essenschen“ (diese Ztschr. Jhg. 1913, S. 95) angeführte Redensart: Die Alte hat den Kochlöffel noch nicht abgegeben. — Um die Kinder bange zu machen, drohte man ihnen wohl auch mit einem Schreckgespenst, dem Bullemann oder Bullekäl, anderswo, z. B. am Rhein, Butzemann genannt, oder sagte: De schwatte Mann kömmt un sall di halen. — Hiermit meinte man den Schornsteinfeger. Dergleichen kann bekanntlich bei phantasiereichen Kindern üble Folgen haben.

Es mögen hier nun noch einige Mitteilungen folgen, die mir die mit den früheren Essener Zuständen sehr genau vertraute Frau Mathilde Fischer geb. Sauter gemacht hat -- ich verdanke ihr so manche wertvolle Angaben darüber -- und die das ganze Erziehungsverfahren und die Anschauungsweise der alten Zeit sehr gut beleuchten. Hatte ein Kind gelogen, so hieß es: „Es steht dir auf der Stirn geschrieben; nur die Großen können es sehen und lesen.“ Sehr bald folgte dann in der Regel das Eingeständnis. — Sah ein Kind in den Spiegel, so hieß es „Der Teufel steht hinter dir“ (De Düwel stäit achter di.) Man wollte es dadurch vor Eitelkeit bewahren. — Daß ein Lügner, wenn er über eine Brücke gehe, das Bein breche, war auch hier bekannt. — Um von bösen Taten abzuschrecken, hatte man im Zimmer nicht selten eine Abbildung des Auges Gottes ( ); dieses sah ja alles.[40]) — Man sagte: Dem Fratzenschneider bleibt das Gesicht in dieser seiner verzerrten Gestalt stehen. — Wer die Zunge gegen Erwachsene ausstreckt, dem bleibt diese ebenfalls plötzlich einmal stehen. — Wer die Hand gegen seine Eltern erhebt, dem fällt sie ab oder wächst ihm aus dem Grabe. — Durchweg galt der Grundsatz: Ehrfurcht vor einem grauen Haupte! Wenn ein Pfarrer, ein Lehrer, eine Nonne, Gemeinde- oder Krankenschwester daherkam, so liefen die Kinder sofort hin

[40]) So deutete man es; im Grunde genommen steckt aber dahinter wohl das Auge, das man schon in vorchristlicher Zeit als Zaubermittel gegen den bösen Blick auf Gegenstände kratzte, die davor geschützt werden sollten. S. v. Hovorka und Kronfeld a. a. O. I, 74.

und gaben ihnen ehrerbietig die Hand. — Kinder durften bei Leibe nicht in den hellen Mond sehen, sonst wurden sie mondsüchtig. — War ein Kind vom Ausschlag an Mund und Kinn befallen, so hieß es: „Das kommt vom Schnuppen“ (Naschen), und ein solches Kind wagte sich kaum öffentlich zu zeigen. — Kinder, die spuckten, sollten vom Teufel besessen sein. Wer spuckt, hieß es, kommt nicht in den Himmel. Das gleiche galt von dem Pottlecker oder Pottschräpper sowie von einem, der ein Stück Brot fortwarf oder darauf trat. In vielen Familien durften die Kinder nur stehend ihr Essen einnehmen. Auf einen Anruf antworteten sie stets: Fällig? (d. h. Was gefällig?), dem in der Regel noch ein „Vatter“, „Mouder“ u. dergl. folgte. — Der kindliche Glaube der alten Zeit erhellt namentlich auch aus folgenden stehenden Sätzen: Ein Kind, das sein Abendgebet gesprochen hat, wird nachts von Engeln behütet. Andere Kinder werden vom Teufel heimgesucht. Wer ohne Gebet an die Arbeit geht, hat an dem Tage Unglück.

Ein besonders wichtiges Ereignis war immer der erste Schulgang. Dabei ging die Mutter gern mit und brachte dem Lehrer oder der Lehrerin Butter, Eier u. a. mit, wie man es überhaupt liebte, ihm, dessen Einkommen meist äußerst unzureichend war, bei geeigneter Gelegenheit allerlei Lebensmittel ins Haus zuschicken. (Vgl. hierzu weiter unten.) Daß dies heute abgekommen ist, ist der Hebung des Lehrerstandes wesentlich zu gute gekommen und muß als ein erfreulicher Kulturfortschritt begrüßt werden. Das gleiche gilt von dem sogen. Pennalismus, der früher, wie auf den Hochschulen, so auch auf den unteren und mittleren Schulen nicht selten zu argen Ausschreitungen führte. Es war hier früher allgemein üblich, daß ein neuaufgenommener Schüler, ehe man ihn für voll ansah, von den alten Schülern erst einmal tüchtig verhauen wurde. Man nannte das „einen in die blecherne Buckse setzen“. (Sonst auch so viel, wie „einen in den Pittermann“, das Gefängnis bringen.) Es hieß auch: Hä mott de iserne Buckse antrecken. — Ob es vielleicht in älterer Zeit eine Art Folterwerkzeug gegeben hat, das diesen Namen führte, läßt sich leider nicht mehr feststellen. Ältere Leute wissen

nur noch, daß man sie als Neuling über einen Tisch oder ein Turngerät, z. B. einen Barren legte und ihnen eine Anzahl Hiebe erteilte. Übrigens kam dies naturgemäß nicht bei Abcschützen vor, sondern immer nur bei schon etwas älteren Schülern. Auch der Geburtstag bezw. Namenstag eines Schülers wurde vielfach in derselben Weise gefeiert. Und die gleiche Behandlung erfuhr, wie ich hörte, auch ein Lehrling, der zu einem Handwerker neu in die Lehre kam, von seiten der Gesellen und älteren Lehrlinge.

Die Schulzustände waren schon wegen der fehlenden Geldmittel noch in vieler Beziehung recht unvollkommen. In den benachbarten Landgemeinden kannte man häufig nicht einmal Pulte, sondern nur Sitzbänke, und man legte die Tafel, wenn man darauf schreiben wollte, einfach auf den Schoß. Sonst setzte man sich auch darauf, und wenn sie einmal zerbrach, so hatte das wenig zu sagen: man hatte dann gute Waffen für einen etwaigen Straßenkampf, und eine Nottafel gewann man leicht, indem man sich von dem Schiefer, den es überall an den Häusern gab, ein Stück abriß. Bestand doch die Schreibtafel auch sonst in der Regel aus einer bloßen Schieferplatte (Laie) ohne Rahmen, wozu noch der Griffel (Laienpint) hinzukam. Auch die Eltern waren für irgend welche Schulmittel, die Geld kosteten, immer schwer zu haben. Brauchte ein Schulkind etwa eine neue Stahlfeder, so hieß es: A wat, säuk di ne Gausefeder — Diese wurde dann mit einem scharfen Messer zugeschnitten und bekam einen Spalt, und damit mußte sich das Kind begnügen. Hatte es ein Heft nötig, so erhielt es die Weisung: Hal di twäi Bougen Posspapier. — Diese wurden darauf in der Weise in ein Heft umgewandelt, daß man als Umschlag eine aufgeschnittene Düte, hier gewöhnlich Bläse genannt, benutzte, an die man das Papier festnähte. — Die unterste Klasse der Elementarschule nannte man die Köttelschaul (Köttel, eigentlich die kleinen Kügelchen des Schafsmists bezeichnend, war ein gewöhnlicher Scherzname für einen kleinen Jungen).

Ein Hauptfesttag für die Schuljugend war immer der Geburtstag des Lehrers. Das Schulzimmer wurde von den Kindern vorher festlich bekränzt, und am Morgen des völlig

schulfreien Tages fanden sich alle zur feierlichen Gratulation bei ihm ein. Bei den Mädchen war es auch vielfach Sitte, daß sie sogen. Schnippeln, d. h. Papierschnitzel aus farbigem Glanzpapier in geschmückte Körbchen taten und mit diesen, festlich gekleidet, dem Gefeierten auflauerten und ihn damit bewarfen, indem sie wiederholt: „Vivat, Herr Lehrer! Vivat, Herr Lehrer!“[41]) riefen. Nachmittags gab es dann entweder für alle Schulkinder einen (im allgemeinen, wie man hört, recht dünnen) Kaffee im Hause des Lehrers und dazu gewöhnlich Butterstütkes (Weißbrot mit Korinthen), oder man unternahm einen gemeinsamen Spaziergang und unterhielt sich mit allerlei Spielen und dergl. Der Lehrer wurde auch immer reich beschenkt. Entweder brachte ihm jedes Kind bei der Morgengratulation ein in Papier eingewickeltes Geldstück, oder er erhielt eine Wanduhr, eine Lampe, eine lange Pfeife mit Tabaksbeutel u. dergl. als Festgeschenk, dessen Kosten durch die Beiträge sämtlicher Schulkinder gedeckt wurden.

Tüchtige Lehrer genossen eine Art Vertrauensstellung in der Gemeinde, und man holte bei allen möglichen Gelegenheiten ihren Rat ein, — die einfachen patriarchalischen Verhältnisse der alten Zeit erleichterten ja überhaupt einen persönlichen Verkehr mit ihnen —; auf der andern Seite aber litt durch die mancherlei ihnen von den Eltern ihrer Schüler zufließenden Gaben ihre Unabhängigkeit, und bei dem spärlichen Gehalt, das sie bezogen, konnte man auch in ihrer Berufsarbeit von ihnen keine hervorragenden Leistungen verlangen. Auch in der Schulstube war, wie im Hause, die Haselgerte besonders beliebt und vertrat hier den später mehr üblichen Rohrstock. Daß auch die Lehrer nicht selten zu diesem Zuchtmittel griffen, zeigen schon die derben Scherznamen Fottklöpper und Fottenhäuer (Fott = Gesäß), die man ihnen gern beilegte.[42]) Von einem so fest geregelten

[41]) Lehrerinnen gab es hier in der Stadt nur bei den Katholiken, nicht bei den Evangelischen.

[42]) Über die Jahrhunderte lange Herrschaft der Rute in den Schulen s. Ploß-Renz a. a. O. II. 422 und Emil Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit (Monogr. zur deutschen

Unterrichtsgang, wie wir ihn heute kennen, und der peinlichen Genauigkeit, mit der man heute alle einzelnen Vorgänge in der Schule überwacht, war früher noch keine Rede. Es kam z. B. oft genug vor, daß Schüler, wie der Kunstausdruck dafür lautete, an der Schule „vorbileierten", d. h. die Schule schwänzten.[43]) Es hieß auch oft genug, wenn man ein Kind im elterlichen Hause brauchte: Du bliews vandage te hus. — Viele Kinder wurden auch schon vor dem Schluß des Unterrichts entlassen, um Essen zu ihren Angehörigen tragen zu können u. dgl. Bei einzelnen, besonders wichtigen häuslichen Vorkommnissen, wie namentlich beim Schweineschlachten, blieben sie ganz von selbst zu Hause.

Auch unserer modernen Zeit fehlt es ja nun freilich nicht an gewissen Schattenseiten, die hier und da in unserem Schulbetrieb zutage getreten sind; so haben pedantischer Schematismus und Vielregiererei, pädagogische Scheinweisheit und die Überfütterung der Jugend mit Lehrstoffen aller Art manchen Schaden angerichtet —; im allgemeinen kann man aber doch sagen, daß unser gesamtes Unterrichtsverfahren wesentliche Fortschritte gemacht hat, und daß hier in vieler Beziehung die alte Zeit an unsere heutige nicht heranreicht. Wenn nun aber auch die Schule damals vielfach versagte, so war das ganze übrige Leben um so mehr dazu angetan, auf Geist und Gemüt der Jugend günstig einzuwirken.

Das sonstige Leben und Treiben der Jugend.

An mannigfacher Kurzweil und Unterhaltung fehlte es der Jugend schon in den Straßen unserer Stadt nicht, wo sie sich weit freier bewegen durfte als heutzutage, und wo es

---

Kulturgesch., hrsg. von G. Steinhausen IX) S. 55 ff. Bei der Einführung in sein neues Amt wurde im späteren Mittelalter dem Schulmeister, wie er deutsch immer heißt, oder Rektor (ludimagister, rector scholarium) d. h. dem Haupt einer Schule, ganz gewöhnlich eine Rute oder ein Stock als Symbol schulmeisterlicher Gewalt feierlich übergeben. S. Reicke a. a. O. S. 60.

[43]) Das Wort müßte genau „vorbiläuern" heißen; vgl. ndd. lauern = langsam, träge sein, herümmelauern, ndl. luijeren = sich faulenzend umhertreiben, und ndd. Spottnamen für Müßiggänger wie Laumann, Läulam usw., die auch hier bekannt waren.

allerlei für sie zu sehen gab. Zunächst mußte schon alles das, was mit dem ländlichen Charakter des Städtchens zusammenhing, eine besondere Anziehungskraft für sie haben, die auf der Straße liegenden großen Stroh- und Heuhaufen, in denen sie sich herumwälzen konnte, die einfahrenden Heu- uud Erntewagen, die Kühe, die der Gemeindehirt auf die Weide trieb, die Wagen, in denen die Bauern ihr Getreide in die Stadt einfuhren, die Mühlenkarren, in denen die Müllerknechte es zum Vermahlen in die verschiedenen Wasser- und Windmühlen schafften, die Frachtfuhrwerke, die vor der Zeit der Eisenbahnen den Frachtverkehr hauptsächlich vermittelten und die, wenn sie z. B. mit Kolonialwaren aus Duisburg kamen, regelmäßig von den sogenannten Karrenbindern am Steeler Tor umgeladen wurden, wo dann immer 20—30 Vorspannpferde bereit standen, um die beladenen Wagen, soweit nötig, eine Strecke mit bergan ziehen zu helfen, u. a., endlich auch die Postwagen.

Wenn der Postillon in die Stadt einfuhr und sein Posthorn erschallen ließ, hatten die Kinder immer eine große Freude. Sie sangen dann nach der bekannten Posthornmelodie Verse wie: Mädchen aus Düsseldorf, Hat ein schön Hütchen auf (auch mit dem Zusatz: mit einer Feder drauf), aber kein Gä-eld, aber kein Gä-eld! — Besondere Aufmerksamkeit erregte es natürlich, wenn eine Fürstlichkeit oder ein vornehmer Fremder in einem Galawagen mit vier Pferden, der Postillon dann in vollem Wichs mit Federhut und Kanonenstiefeln, an dem Posthause vorfuhr, oder wenn ein reitender Eilbote angesprengt kam.

Es trieb sich auf den Straßen auch immer viel fahrendes Volk umher, das heute fast ganz verschwunden ist — man faßte alle diese Leute wohl mit dem gemeinsamen Namen „Schnorranten“ zusammen. Da gab es allerlei Musikanten aus Böhmen, dem Jülicher Land u. a., Orgeldreher, Harfenistinnen, Italiener mit Trommel, Mundharmonika und noch andern Instrumenten, die sie gleichzeitig bearbeiteten, Barenleier, d. h. Bärenführer, Leute mit Kamelen und Affen, Seiltänzer, Schnelläufer mit und ohne Stelzen u. a. Hier flötete der Klüngelskerl, d. h. Lumpensammler, den wir noch heute kennen; dort ließ sich

der damals weit wichtigere Sandkerl mit seiner schrillen Pfeife vernehmen; den Sand brauchte man eben notwendig im Hause für den Fußboden sowohl wie für das Holz- und Zinngeschirr. Dazu kamen noch Mausefallenkrämer, Kesselflicker, Topfbinder (Schöttel- oder Pottbinners, die Schüsseln oder Töpfe mit Draht umflochten), Korbflechter und Besenbinder, die alle ihre Arbeiten und Reparaturen auf offener Straße ausführten. Auch einzelne einheimische Handwerker betrieben ihr Handwerk auf der Straße, wie die Scherenschleifer, oder wenigstens im Freien, wie die Seiler (Säilspinner) Böttcher, hier Faßbinder (Fattbenner) genannt.[44])

Das fahrende Volk genoß im allgemeinen wenig Achtung, erregte aber immer die Neugier der Kinder. Neugierde und Schrecken zugleich erregten stets die Zigeuner, die meist auf dem Segeroth, der Gemeindeweide des alten Essen, ihr Lager hatten und allerlei Reparaturen besorgten, aber vorzugsweise vom Pferdehandel und vom Diebstahl lebten und außerdem wahrsagten. Gefürchtet von den Kindern waren auch die polnischen Juden, die hin und wieder mit ihren Spucklocken und langen Röcken erschienen, sowie die Ziegelbäcker, zum größten Teil Wallonen, die im Frühjahr kamen und im Herbst wieder verschwanden. Dies taten auch die sogen. Hessengänger, Maurer, die, wenn sie im Herbst in ihre Heimat nach Hessen zurückkehrten, dort namentlich das Weberhandwerk trieben und in Essen auch oft Leinwand verkauften. Die Wallonen waren auch als Pflasterer tätig. Die Kinder sollen ihnen oft nachgerufen haben: Teikelbäcker (Ziegelbäcker), Tellerlecker, Bessmoder Küh (diese letzten Worte eine volksetymologisch umgesetzte derbe französische Redensart). Auch wandernde Handwerksburschen erblickte man häufig auf der Straße.

Sahen die Kinder einen Scherenschleifer, so faßten sie sich, wenn sie noch kleiner waren, wohl an und ahmten paarweise das Schleifen nach, indem sie dazu Verschen sangen, wie:

Scherenschleifer, das bin ich.
Das versteh ich meisterlich.

[44]) Der Name Küper oder Küpper, der auch für sie gilt, scheint erst ein wenig später vom Rhein her zu uns gekommen zu sein.

Ist noch jemand in der Stadt,
Der noch was zu schleifen hat?
Sch, sch, sch!

Hierauf gingen die Arme immer schneller hin und her.

Auch ein Stück Kulturkampf spielte sich dann und wann unter der Jugend auf der Straße ab. Der konfessionelle Unterschied gab nicht selten Anlaß zu Prügeleien mit Tafeln und Büchern. Kreuzten sich etwa die Wege zweier konfessionell verschiedener Schulkinder, dann hieß es: Lutherschen Dickkopp! und: Katholschen Plattkopp! — Und kaum hatte man sich ein wenig voneinander entfernt, dann begann als Duett der Spottgesang:

Luthersche (Katholsche) Ratten,
Met Butter gebacken,
Met Mehl geröhrt,
Vom Düwel in de Hölle geföhrt.

Übrigens wäre es falsch, daraus auf einen besonders scharfen Gegensatz auch unter den Erwachsenen zu schließen. In dieser Beziehung lagen die Verhältnisse früher günstiger als heute, wo die erbitterten Parteikämpfe den Gegensatz leider so sehr verschärft haben. Nur die Juden waren im allgemeinen noch wenig geachtet, und die Judenkinder wurden von ihren christlichen Altersgenossen oft verprügelt und überhaupt sehr roh behandelt.

Daß einzelne verkommene Leute, die die Polizei heute garnicht mehr auf den Straßen dulden würde, die sich aber damals alle Tage darauf herumtrieben und mit zu dem Straßenbilde gehörten, die Spottlust der leicht erregbaren Jugend reizen mußten, erscheint nicht eben wunderbar. Ich nenne von ihnen den dullen Wilhelm, der zuweilen, wenn er die Neckereien leid war, sich selbst an die Spitze einer ganzen Schar von Jungen setzte und mit ihnen durch die Straßen marschierte, indem er nach Art eines Tambourmajors fortwährend einen Stock auf und nieder schwang, den Scherenschleifer Pickardt, einen Mann mit schwarzen Locken und einem pockennarbigen Gesicht, der immer in einer sogen. Plummüsche, einer bunten Wollmütze, umherging und, fast nie nüchtern, lange Reden hielt, und den man häufig mit dem Vers begrüßte:

Pickad es besoppen; Himmel, dau di oppen;
Himmel, dau die tau; Pickad schlött sine Frau,

worauf er zu jodeln pflegte, und Hannchen Zawadka, eine heruntergekommene Adlige, die stets ein blauseidenes Schirmchen trug und sich höchst wunderlich kleidete, so daß eine Mutter gelegentlich wohl zu ihrer Tochter sagte, wenn diese unordentlich aussah: Du siehst ja heute aus wie Hannchen Schlawadka! oder: Hannchen Schlawannchen! So änderte sie dann den Namen um im Anschluß wohl an Ausdrücke wie Schlampampe, Schlamasse u. a. für weibliche Personen, die sich in ihrer Kleidung vernachlässigten. Übrigens mußten sich auch die Soldaten des damals in Essen stehenden Landwehrstammes, die für gewöhnlich weiter nichts zu tun hatten als Hosen und Röcke auszuklopfen u. dgl. und die den Jungen daher nicht für voll galten, manchmal gefallen lassen, daß diese sie mit dem nicht grade ehrenden Ruf: „Ihr Mottenklöppers!“ begrüßten.

Einen Hauptspaß machte es den Kindern, wenn sie ihr Mutwille zu dem sogen. Klöppkesmaken an den Haustüren trieb. Diese hatten in der Regel einen metallenen Klopfer, plattdeutsch Klöpper, mit dem man an die Tür pochte, wenn geöffnet werden sollte. Dies taten die Kinder zuweilen aus bloßem Übermut, und man übertrug den Ausdruck dann später auch auf das entsprechende Schellenziehen. — Gegen Weihnachten hatten die betreffenden Verkäufer immer ihre Niklöskes (kleine Nikolausfiguren) an den Fenstern stehen; sie wurden auf der Rückseite durch eine Leine gehalten, während sie vorn gegen das Fenster gelehnt waren (Schaufenster kannte man damals noch nicht). Dann machten sich die Kinder gern einmal das Vergnügen, stark an die Scheiben zu klopfen, daß sie alle umpurzelten.

Wenn so der Übermut der Jugend zuweilen über die Stränge schlug, so sorgte doch der gesunde Sinn, der im allgemeinen in den Häusern herrschte, dafür, daß sie sich trotzdem so entwickelte, daß sie auch für das Leben tüchtig wurde. Sehr segensreich wirkte auf sie auch der stete Verkehr mit der Natur. Auch in Essen hatte fast jeder seinen Garten, der seltener unmittelbar am Hause, in der Regel vielmehr

außerhalb der Stadt lag. Es waren das im wesentlichen keine Ziergärten, sondern Gemüsegärten und Obstpflanzungen (Bungerte). Gerade hier aber hatte die Jugend reichlich Gelegenheit, sich fleißig in mancherlei Gartenarbeiten zu betätigen, wofür sie dann hinterher auch die Freude hatte, Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren u. a. zu pflücken, auf die Obstbäume zu klettern und sich an den reifen Früchten gütlich zu tun u. dgl. m. Man ging auch gern einmal mit der Familie oder allein ins Freie hinaus und suchte im Frühling Veilchen oder Maiblumen, später im Sommer und Herbst Schlüsselblumen, Waldbeeren, Erdbeeren oder allerlei heilsame Kräuter wie Kamillen und Flieder (Hollunder), Brombeeren, Schlehen u. dgl., für besondere festliche Gelegenheiten auch Hülsenkrabbeln (die Zweige der Stechpalme), die mit dem in den Gärten wachsenden Palm (Buchsbaum) und Papierrosen zu Kränzen und Girlanden vereinigt wurden. Auch Tannenzapfen, Moos, wilde Kastanien, Bucheckern und Haselnüsse sammelte man viel.

Wir dürfen dabei auch nicht vergessen, daß, rein landschaftlich betrachtet, unsere ganze Gegend einst weit schöner war und viel mehr Abwechslung bot als heute. Wie Industrie und Bergbau, Eisenbahnen und die gesamten durch die moderne Kultur bedingten Anlagen und Neueinrichtungen auf der einen Seite ein fortwährend sich steigerndes, vielverzweigtes neues Kulturleben geschaffen haben, so haben sie doch auf der andern Seite, wie auf Volkstum und Sitte, so auf die ganze Natur unserer Gegend zerstörend eingewirkt und ihr ursprüngliches Bild zum Teil völlig umgewandelt. Die stehenden und fließenden Gewässer, die einst auch unsere Stadt umgaben, hat der Bergbau entweder völlig aufgesogen oder doch ihre Zuflüsse stark vermindert, und wo sie noch an der Oberfläche sichtbar werden, haben ihnen die Abwässer der Fabriken ein mehr oder weniger häßliches Aussehen gegeben. Die Überreste unserer einstmals weit ausgedehnten Waldungen, die noch lange einen Schmuck unserer nächsten Umgebung bildeten, haben den Anforderungen der Großstadt und des Großverkehrs zum Opfer fallen müssen. Die anmutigen Gegensätze von hoch und tief, die einst für unsere

Gegend charakteristisch waren, sind durch Einebnung namentlich in unmittelbarer Nähe unserer Stadt fast ganz verschwunden. So sieht man heute nichts mehr von den vielen Hohlwegen, durch die man früher auf allen Spaziergängen kam und deren Ränder in der Regel mit Vogelkirschen, Brombeersträuchern, wilden Himbeeren und anderm Gestrüpp dicht bewachsen waren. Hier gab es auch einst Singvögel in Menge, deren mannigfache Naturstimmen einstmals den Wanderer erfreuten, auf die wir aber heute meist vergebens lauschen. Die einst so zahlreichen Nachtigallen sind schon deshalb verschwunden, weil ihnen das für sie unentbehrliche Quellwasser fehlt. Und wie so manche Waldbäume, wie die früher in großen Beständen bei uns vorhandenen Eichen, schon wegen der vielfach mit dem Bergbau verbundenen Bodenerschütterungen nicht mehr gedeihen wollen, so auch nicht die Obstbäume und manche Kulturpflanzen, die man früher allgemein auf unsern Bauernhöfen zog; die über sie hinziehenden schädlichen Dämpfe und das damit zugleich sich einstellende Ungeziefer lassen sie nicht aufkommen.

Wie ganz anders war es in all diesen Beziehungen früher! Die Knaben waren schon unmittelbar vor den Toren in der Stadt sofort sozusagen in der Wildnis, wo sie nach Herzenslust schalten und walten konnten. Sehr beliebt war es bei ihnen, irgend einen hohen Baum zu erklettern. Da gab es auch immer viele Vogelnester — beim Ausnehmen derselben galt es übrigens für eine Ehrensache, immer ein paar Eier zurückzulassen —, in den Gräben Blindschleichen und Molche, die man gern fing, und noch manches andere. Hin und wieder liefen die Knaben auch mit, wenn einmal ein Fuchs oder ein Dachs, deren es sehr viele in der Umgegend gab, ausgegraben wurde oder wenn man mit Hilfe von Frettchen Kaninchen fing.

Wenn im Frühling der Saft in die Weiden stieg, so zogen die Knaben hinaus und machten sich ihre Weidenpfeifen, die sogen. Fleutepiepkes. Während der Tätigkeit des Klopfens sagten sie hier wie anderswo einen der bekannten, ohne Zweifel auf alte Zaubersprüche zurückgehenden Bastlösereime her; denn nur so glaubten sie, könne sich der Bast

vom Holze lösen. Hier lautete dieser in seinem Sinn ziemlich rätselhafte Spruch:

Szibbe szabbe Sunne (diese Worte beziehen sich jeden-
[falls auf das Aufsteigen des Saftes in den Weiden),
Min Mouder es en Nunne,
Min Vader es en Papen.
Wat kann hä för schöne Fleutepiepkes maken!

Hierauf hieß es dreimal: af, af, af! — Wollte sich die Rinde dann aber noch nicht lösen, so fing man noch einmal von vorn an, oder man fuhr auch in folgender Weise fort:

Do kam de olle Hexe,
Gref dat blanke Messer,
Woll dat Kättken stecken.
Kättken leip den Tun herop,
Woll den Topp aflecken.
Topp aflecken es gedohn,
Fleutepiep mott afgohn, af, af, af!

Es gab hier auch noch manche andere, aus dem Verkehr mit der Natur erwachsene Kinderreime, wie das bekannte:

Schnecke, Schnecke, komm herut!
Streck du diene Hörner rut!

das über ganz Deutschland verbreitete Maikäferliedchen:

Maikäfer, flieg, (ebenso beim Marienkäfer: Goddes-
Dein Vater ist im Krieg, [tierken, flieg!)
Deine Mutter ist im Pommerland, (Das Ursprüngliche
Pommerland ist abgebrannt, [ist hier wohl: Hollerland)
Maikäfer, flieg!

Eines jener alten Lieder, das die Kinder sangen, wenn sie Heidelbeeren gesammelt hatten und aus dem Waldbeerbusch, wie man hier sagte, heimkehrten, kannte man, soweit ich dies habe feststellen können, in Essen nicht, wohl aber in dem benachbarten Kettwig, wo die Kinder dann jedesmal also sangen:

Eikhuan!
Ek hebb min Döppken schleikvoll.[45])

[45]) Vgl. im Bergischen schleekvoll d. h. gestrichen voll und engl. sleek = glatt. Höchst wahrscheinlich geht auch unser „schlecht, schlicht" mit der Grundbedeutung „glatt, eben, einfach" auf den Stamm des Wortes zurück. Vgl. Kluge, Etym. Wtb., unter „schlecht".

Wenn ek min Döppken net schleikvoll hätt,
Dann rep ek auk net: Eikhuan!
Ongen an der Siepen
Do sind die Wolbern riepen.
Jonges on Weiter (= Wichter, d. h. Mädchen) loten
Morgen welle wie wieder gohn. [se stohn,

(Mitgeteilt von Herrn Fr. Flothmann in Kettwig.)

Die erste Hälfte dieser Verse sangen die Kinder im wesentlichen auch so bei Elberfeld. Das Eichhörnchen ist ein wegen seiner roten Farbe und seiner Schnelligkeit dem Gott Donar geweihtes Blitztier, und so gilt die Anrede eigentlich diesem. Das wird noch deutlicher aus dem Baumopfer, das die Kinder einst im Bendahl bei Elberfeld vor dem Beginn der Lese darbrachten. (S. darüber O. Schell in unserer Ztschr. I [1904] 59 f.) Sie zerdrückten hier die drei ersten und schönsten Waldbeeren an einer mächtigen Eiche, die davon ganz schwarz gefärbt war und infolgedessen der „schwarze Peter“ hieß.

Dem von den Kindern mit Vorliebe gepflegten Verkehr mit der Tierwelt entsprangen auch einzelne Kinderreime, die uns nicht sowohl in die freie Natur hinausführen als vielmehr in die eigene Häuslichkeit, wie das hier bekannte:

Tuck, tuck, tuck, min Häunken,
Wo hechit (eig. hew git d. h. habt ihr) inken (euren) Mann?
Do boven op de Fäckel (= Hahnenbalken),
Do sitt he vören an.

Überhaupt hatten die Kinder für die verschiedenen Haustiere immer allerlei kleine Reime bereit, wie

für den Hahn: Kükerükü, Et es noch so früh,
für die Taube: Ruckediku, Mach die Türe zu.
für die Katze: Miau, miau, miau, Wo hesse dine Frau?
für den Truthahn: Schrute, Schrute, Schnödderbelle,
Wische dine Nese af!

für die Schwalbe, die in gewissem Sinne auch als Haustier gelten konnte:

Die Schwalbe ist ne Schwätzerin,
Sie schwätzt den ganzen Tag.

Scherz und Spott sind ja überhaupt bei Kindern immer sehr beliebt, und so kannte auch die Essener Jugend sonst noch allerlei Scherz- und Neckreime. Es gab solche, in denen sie sich gegenseitig aufzog, wie z. B.:

O du liebe Jule, du mußt noch in die Schule.
Warum, warum, warum? Du bist noch viel zu dumm.

Langschläfer neckte man gern mit dem Vers:

Langenschlöper, Ulenkopp,
Steiht um niegen Uhren op.[46])

Andere dieser Neckreime machten sich über einzelne Stände lustig. So lautete einer auf den vielverspotteten Schneider:

Schniedermann wollt rieden gohn un hett käin Päd.
Do nahm sine Moder en Hibbenbock,
Satt den Schnieder boven drop.
Do hett den Schnieder en Päd.

Und ein anderer:

Schnieder Wippop (auch entstellt in Wittkopp)
Schnieder Wippop,
Wo heß du dine Scher?
An de Winnemöhle, an de Winnemöhle,
Do hol se di weer (wieder).

Der Sinn ist nicht ganz klar.

[46]) Dieser Reim ist, mit kleinen Abweichungen, allerdings über ganz Niedersachsen verbreitet und bezieht sich eigentlich auf den sogen. Pingstfoß d. h. den beim ersten Austreiben des Viehs zuletzt Kommenden (Burschen oder Mädchen). Man sang dabei wohl:

Pingestfoß, du ëulenkopp, Staist um niegen ëuer op.
Waerst en bietken acr upstân, Waerste keinen Pingstfoß wârn.

Man bekränzte den Betreffenden auch vielfach mit frischem Grün und Blumen und fuhr oder trug ihn umher, wobei die ganze Dorfjugend hinterdrein zog. Auch das zuletzt zum Melken auf die Weide kommende Mädchen nannte man in manchen Gegenden Pingstfoß und behandelte sie ähnlich. Sonst nannte man sie auch die Pfingstbraut, so bei uns in dem benachbarten Rellinghausen. In Westfalen hieß auch die zuletzt auf dem Plan erscheinende Kuh Pingstkauh und entsprechend, wo ein solcher vorkam, der letzte Ochse Pingstoß, und man schmückte diese Tiere in ähnlicher Weise mit Laub und Blumen wie jene Menschenkinder; daher von überladenem Putz die bekannte Redensart: Geschmückt wie ein Pfingstochse. — S. Mannhardt: Wald- und Feldkulte[2] S. 389 ff., und Kück: Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide S. 38 ff.

Der Schuster mußte hören:

Schuster, zeck zeck zeck. De Nadel, de breck,

der Schmied:

Schmett, Schmett, Schmett!
De Düwel kömmt un nemmt di met,

der Schornsteinfeger:

Schottsteenfeger krabbelt an de Wand,
Hett de ganze Bucks verbrannt.

Wenn die Kinder einen Schmiedehammer hörten, dann riefen sie:

Opschlohn, dropschlohn,
Morgen wedder früh opstohn!

Und wenn sie einen Nachtwächter sahen, riefen sie:

Lempmann, steck de Lempe an.
(Er hatte dies Geschäft mit zu versehen.)

Auch einzelne stadtbekannte Personen zog man auf, so einen geizigen Bäckermeister mit dem Reim:

Mecklenbeck, den Gafflenbat,
Gett de Arbeitslü nich satt.

Vgl. auch den vorher erwähnten Spottreim auf den Scherenschleifer Pickardt. Auf arme Leute bezog sich der Spottvers: Adelheid, de Supp de kock —
De ganze Week op äinen Knock.

Dazu kamen schließlich noch die mancherlei Sprachscherze und Zungenübungen, wie: Wi Waschwiewer wöllt waschen, wo wi wüßten, wo warm Waschwater wär, oder Hinner Hippenheimanns Haus hängen hunnert Hippen hraus. Hunnert Hippen hängen hraus hinner Hippenheimanns Haus. (Hippenheimann war ein bekannter jüdischer Händler, der viele Ziegen schlachtete.)

Einzelne Lieder, die die Knaben gelegentlich sangen oder Sprüche, die sie hersagten, hatten auch einen geschichtlichen Hintergrund, wie das in Niedersachsen und einigen benachbarten Gegenden bekannte Hermannslied, über dessen ursprünglichen Sinn noch immer keine volle Sicherheit besteht. Es lautete in Essen also:

Hermann, schlo Lärm an
Met Piepen un Trummen.
De Kaiser well kommen
Met Hammer und Stangen,
Well Hermann uphangen.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Knaben bildete auch das Baden, das man, wenn man nicht weiter, zur Ruhr, gehen wollte, auch schon in einigen der von der Berne, dem die Ostseite des alten Essen begrenzenden, heute hier auf der Erdoberfläche nicht mehr sichtbaren Flüßchen, gebildeten Teiche betreiben konnte. Auch beim Fischen, das wenigstens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch eifrig betrieben wurde, halfen die Knaben gern. Mit Vorliebe ging man dazu an die Emscher, wo es sehr viele Fische gab. Namentlich müssen die Emscherhechte sehr beliebt gewesen sein. Im Winter liefen auch die Essener Jungen gern Schlittschuh. Dazu kam für beide Geschlechter das Schlieen (Schliddern), Schneeballschmieten, Schneekerlmaken und das Fahren mit kleinen Handschlitten, den sogen. Pröckelschlitten.

Was das Kinderspielzeug anbetrifft, so war ein Hauptvorzug desselben, daß es sich die Kinder meist selbst verfertigten oder daß es doch einfachster Art war. Ein Handel mit Spielwaren fand überhaupt fast nur auf der Kirmes und vor Weihnachten statt (namentlich mit Nürnberger Ware in einfachen Spanschachteln; feine Baukasten, wie wir sie kennen, u. dgl. m., waren völlig unbekannt). Puppe und Steckenpferd, dieses uralte Kinderspielzeug, waren natürlich auch hier sehr beliebt. Dazu kamen für die Knaben Schaukelpferde gröbster Art, für die Mädchen Kochherde, zu denen sie sich irdenes Geschirr aus einem „Pannschoppen“ holten.

Unter den Knabenspielen, die jedesmal mit der Jahreszeit wechselten, sind besonders hervorzuheben das Knickerspiel (Knicker, aus Klicker entstanden = Schnellkügelchen, Schusser), bei dem man ein Essensch Knickern und ein Borbecksch Knickern unterschied, das Topfschlagen (Doppschlon. Topf, ndd. Dopp = Kreisel),[47]) das Reifentreiben und die verschiedenen Ballspiele.

Die einfachsten Töpfe waren die Pitschendöppe, auch Dilldöppe genannt, die man mit einer Peitsche von der Stelle

[47]) Der Kreisel wird auch schon von den mittelhochdeutschen Dichtern „Topf“ genannt, wie in Wolframs Parzival III 1032 f. (Ausg. v. Bartsch): hie helt diu geisel (d. h. Peitsche), dort der topf:
lât 'z kint in umbetriben.

trieb. Viel größer und mit einer eisernen Spitze, einem Metallnagel, versehen waren die Isdöppe, die man schleuderte und die mitunter gefährlich werden konnten. Die größten von allen aber waren die Brülldöppe, wie die Pitschendöppe, nur von Holz, aber nicht massiv, wie diese, sondern hohl, die eigentlichen Brummkreisel. Die Reifen erhielt man in der Regel von den Faßbindern (s. über diese oben), die ihre Fässer damit zusammenschlugen. Unter den verschiedenen Ballspielen waren wohl die beliebtesten das noch heute allbekannte „Ballhauen", auch Laufball genannt, der Schnappball (schnappen hier noch heute = auffangen) und der Sauball (Muttedriewen). Dazu kamen noch Kriegsspiele, wie Räuber und Schanditz (Gendarm), sowie gewisse Versteck-, Lauf- und Hinkspiele, an denen sich auch die Mädchen beteiligten, wie das sogen. Eckskenluren, Steinchen verstecken, Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?, der Klinksche Bur, Hinkebahn oder Himmel und Hölle usw. Auch noch manches andere, wie Radschlagen und Stelzenlaufen, wäre hier zu erwähnen. Bei Volksfesten spielten Klettern an einer mit Seife beschmierten Stange und Sacklaufen eine Hauptrolle. Auch Kreisspiele, wie Plumpsack, Blinde Kuh u. a. wurden bei solchen Gelegenheiten gern geübt.

Die Knaben ließen auch, wie noch heute, gern ihre Windvögel (Papierdrachen) in die Luft steigen. Auch alles, was zum Waffenhandwerk gehört, übte natürlich immer einen besondern Reiz auf sie aus. So schossen sie gern mit „Knallbössen" aus Hollunderholz, wozu in der Regel Eicheln als Geschosse dienten, oder mit Flitzebogen, mit denen man Pfeile oder Bolzen abschießen konnte. Sie setzten sich auch gern einen selbstverfertigten Papierhut auf, einen Dreispitz, den man Bonepart nannte. Zur Zeit, wenn die Runkelrüben ausgemacht wurden, stellte man daraus Laternen her, die man auf einen Pfahl steckte, die sogen. Löchtemännkes, und zog damit umher. Das bei Knaben so beliebte Hüpfenlassen eines flachen Steins über eine Wasserfläche, das in den einzelnen Gegenden die allerverschiedensten Namen führt (vgl. Jos. Müller: Rheinische Bezeichnungen dieses Spieles aus der Stoffsammlung des Rheinischen Wörterbuchs, in

unserer Ztschr. 9 (1912), 241 ff.), nannte man in Essen am häufigsten, wie es scheint, Becksken scheren (von den Bächen, die es hier gab, an deren Teichen man es wohl betrieb), seltener Schibbeln, in Borbeck und den dazu gehörigen Gemeinden einfach scheren, in Steele, Rellinghausen u. a. schibbeln, in Rotthausen Fischken schmieten und in Kettwig Butterlecken.

Die Mädchen vergnügten sich außer an den bereits erwähnten Lauf- und Versteckspielen, am Seilchenspringen, am Wippen (Wippe hier auch = Hängeschaukel), das freilich auch die Knaben liebten, am Ballschnappen (Ballauffangen) nach bestimmten Regeln u. a. Ein Mädchen warf z. B. den Ball an die Wand, wozu es folgende Verszeilen sprechen und die darin angedeuteten Bewegungen ausführen mußte:

Do boven in'n steht 'n Fättken voll Wien.
Ek wasche mi drin, ek dreuge mi af.
Ek fall op de Knei; ek steh weer up.
Ek sett de Händkes in de Sit.
Ek raup den Kuckuck säute (süß)
Met de gele Fäute (Füße),
Ek raup den Kuckuck riserohr (?)
Wo völl Jor sak (= sall ek) spelen gohn?
Äin Johr, twee Johr usw. (Dies sagte das Mädchen so lange, bis der Ball niederfiel, also möglichst rasch.)

Das wohl am häufigsten von den Mädchen betriebene und beliebteste Spiel war aber das sogen. Schüfeln oder Bickeln. Man brauchte dazu in der Regel vier Schüfeln d. h. Gelenkknöchelchen vom Schaf (seltener von der Ziege), von deren Langseiten die eine, das Gatt, hohl, die andere, der Buk, gewölbt ist. Man warf nun einen Bickel d. h. einen steinernen Ball oder auch einen Hartgummiball in die Luft, und während der Ball in der Luft war, mußte man jene in eine bestimmte Lage bringen und sie zwischenein, erst einen, dann zwei, dann drei und zuletzt vier aufnehmen. Man unterschied danach vier Abteilungen des Spiels: Ticktack, wenn alle Schüfel in beliebiger Stellung dalagen, Stönert, wenn alle aufrecht standen, Gatert, wenn die hohle Seite nach oben gerichtet war, und Bükert oder Büksken, wenn dies mit der gewölbten Seite der

Fall war, und je nachdem man wieder je einen, je zwei, je drei (danach den zurückbleibenden einen allein) und je vier aufnahm, bei jeder dieser Abteilungen wieder vier Unterabteilungen, den 1., 2., 3., 4. Ticktack usw.

Die Mädchen spielten dies Spiel am liebsten auf dem sogen. Dörpel, der Schwelle oder Vortreppe des Hauses. Es erforderte eine große Geschicklichkeit und wäre auch unsern Mädchen von heute noch sehr zu empfehlen.[48])

Bei vielen Kinderspielen muß ja vorher abgezählt werden, um den zu bestimmen, der das Spiel eröffnet (auch wohl den, der aus dem Spiel ausscheidet). Die hierbei gebrauchten Ab- oder Auszählreime, die nur immer gesprochen, nie gesungen werden, enthalten allerdings vielfach — noch mehr als andere Kinderreime — recht sinnloses Zeug. Aber einzelnes darunter verdient doch Beachtung, und so seien hier auch ein paar Proben der in Essen beliebten Abzählreime mitgeteilt.

Ine mine, steck mi fine, Golnen Ring, Königskind.
Du saß lären buchstabeeren, äin, twäi, drei, du most sin.

Min Vader leit en olt Rad beschlon.
Ro, ro (= rate), wo völl Nägel dat dotau sollt gohn.

Antwort: 13 (Drütteihn) oder eine andere Zahl. Darauf entsprechendes Abzählen und zuletzt: Du büs af.

Ebbel debbel, du böst ut,
Mak di ut den Kringel rut.

Wi wellt nich lange Hokespokes maken.
Denn du sast nu sin. (Oder: Un du most sin.)

(Mit Stabreim)

Onne donne dott, de dicke Möppel mott (= muß sein).
De dicke Drickes drog de dicke Drück dörch den dicken Dreck.

Eine besondere Erwähnung verdienen endlich noch die verschiedenen Singspiele der Jugend, die ja vorzugsweise auch für die Mädchen in Betracht kommen. Es gab deren bei uns eine große Zahl. Einige derselben bezogen sich auf wichtige häusliche Vorkommnisse und Beschäftigungen wie die Wäsche,

[48]) Ein ähnliches Spiel (*Πεντέλιθα*) kam übrigens, wie so manche unserer Spiele, schon im alten Griechenland vor. Vgl. Elisabeth Lemke: Das Fangsteinchenspiel, Ztschr. f. Volksk., 16 (1906), 46 ff.

die Hochzeit (z. B. Rosmarin und Thymian wäßt in unsen Gaden usw.) oder irgend eine Festlichkeit im Hause mit Tanzvergnügen. Von letzterer Art war ein Reigen, zu dem der Text lautete:

Guten Abend, Herr Spielmann, wie geht es dir noch
Mit der kleinen Violine, mit der großen Bombom!
Es rappelt der Kessel, es rappelt der Topf,
Muß tanzen, muß tanzen in einem Galopp.

Das Liedchen geht auf ein Volkslied vom Spielmann zurück, das man in dem benachbarten Langenberg noch im J. 1839 von älteren Leuten hörte uud das also lautete (Erk-Böhme: Deutscher Liederhort II. S. 749):

Guden Abend, Spelmann! Wie geht es euch dann
Mit den kleinen Viölken, mit den groten Bombam?
Wie klingelt dä Kettel, wie rappelt dä Pott!
Wie danzet dat Mädken, wie flüget dä Rock!

Das Viölken ist das Violinchen, der große Bombam die Baßgeige. Ein ähnliches Liedchen kommt auch als Fastnachtslied der Kinder vor (Bei Simrock Kinderl. N. 181), und da bezeichnet der Pott gewiß den sogen. Rummeltopf, ein rasselndes Kinderinstrument bei derartigen Fastnachtsumzügen. In unserm Liede ist aber, in Verbindung mit dem Kessel, doch wohl an den Kochtopf zu denken.

Die Kirmes ist in diesen Reigenspielen in dem Singspiel vom Kirmesbauern (Es war einmal ein Mann, es war einmal ein Kirmesmann usw.) vertreten. Auch das Liebesleben spielt ja in die Kinderwelt hinein, so in dem auch bei uns bekannten Singspiel mit dem Text: Jammer, Jammer über Jammer, Hab verloren meinen Schatz usw., in dem sogen. Kranzsingen (Blauer, blauer Fingerhut) u. a.

Diese Singspiele enthalten sodann, wie die Kinderlieder überhaupt, mancherlei Anklänge an unsere Mythologie und unsern alten Volksglauben, so das weithin bekannte (Ich führe immer die hier in Essen übliche Form an):

Ringle rangle reie,
Wir sind der Kinder dreie.
Wir tanzen um den Hollerbusch
Und sagen alle: husch husch husch!

Ferner: Krunekrane, Wickleschwane,
Wä well met no England fahren?
England es geschlotten,
De Schlöttel es terbroken usw.

Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klang.
Wir haben einen Vogel,
Der so lieblich sang usw.

Dreimal um das Kästchen,
Ich weiß nicht, was da flog.
Da kam ein schöner Vogel,
Der sang so usw.

Manche dieser bei den Reigen gesungenen Kinderlieder gehen auch auf alte Volkslieder zurück, so folgende bei uns bekannte: Schön Anna saß am Breitenstein . . ., Ein Edelmann ritt zum Tore hinaus; Frau Schäferin weidet die Lämmlein aus . . ., Es wollt ein Jäger früh aufstehn . . . . Andere wieder bieten uns kleine Kulturbilder aus alter Zeit dar, wie das Spiel vom Prinzessin erlösen oder der vermauerten Königstochter: Tinke, tanke, toria, Wer sitzt in diesem Tore? . . ., sowie eines, das zu den Spielen mit Torbilden und Durchkriechen gehört und die Einbringung eines Diebes veranschaulicht: Machet auf das Tor, machet auf das Tor, Ich komm mit meinem Wagen. Wer sitzt da drin? Wer sitzt da drin? Ein Mann mit rotem Kragen . . . . Endlich waren manche dieser Reigen einst beliebte Gesellschaftsspiele, wie: Adam hatte sieben Söhne . . ., oder das Singspiel von dem Herrn von Ninive, das eine Brautwerbung oder die Abholung einer Himmelsbraut ins Kloster schildert[49]) und dessen Text ich hier in der Essener Fassung mitteile:

[49]) In unsern Kreisen erscheint es allerdings überflüssig, diese allbekannten Dinge, die auch in K. Wehrhans „Kinderlied und Kinderspiel", Handb. z. Volksk. Bd. IV, eine übersichtliche Darstellung gefunden haben, besonders zu erwähnen. Ich habe diesen Abschnitt auch nur darum aus meiner Abhandlung in den Essener Histor. Beitr. hier mit herübergenommen, um einen Überblick über das zu geben, was davon in Essen bekannt war.

Es kam ein Herr aus **Non**neve, **Non**neve
(Ein einzelner tanzt der Reihe der übrigen entgegen.)
Juchheissa vivillati. (Er geht wieder zurück.)
Was will der Herr aus **Non**neve? aus **Non**neve?
(Die ganze übrige Schar tanzt dem einzelnen entgegen.)
Juchheissa vivillati. (Sie geht wieder zurück.)
Er will die jüngste **Toch**ter haben, **Toch**ter haben
(Der einzelne wieder vor.)
Juchheissa vivillati. (Zurück.)
Die jüngste Tochter **kriegt** er nicht, **kriegt** er nicht
Juchheissa vivillati. (Der ganze Chor.)
Dann stecke ich das **Haus** in Brand, **Haus** in Brand,
Juchheissa vivillati. (Der einzelne.)
Dann löschen wir es mit **Was**ser aus, **Was**ser aus
Juchheissa vivillati. (Der ganze Chor.)
Dann steche ich die **Kin**der tot, **Kin**der tot
Juchheissa vivillati. (Der einzelne.)
Dann nimm die jüngste **Toch**ter hin, **Toch**ter hin,
Juchheissa vivillati. (Der ganze Chor.)

Hierauf sucht er sich eine aus, worauf beide zu zweien vorgehen usw. Bei allen stark betonten Silben wurde dabei mit den Füßen fest aufgetreten. (S. das Nähere über dieses Lied bei K. Wehrhan a. a. O. S. 77 ff.).

Gerade bei diesen Singspielen, in denen Kinderlied und Kinderspiel vereint auftreten, kommt ja vieles besonders deutlich zum Ausdruck, was die Eigenart der Jugend kennzeichnet: ihre Freude am Rhythmus und am Klang, ihr Tätigkeits- und ihr Nachahmungstrieb, ihre schon oben berührten engen Beziehungen zur Tierwelt, ihre Freude an Scherz und Humor u. a.

Eine Menge althergebrachter Spiele, die früher unsere Jugend kannte, sind leider inzwischen in Vergessenheit geraten. Das lag, wie mir Frau Math. Fischer mitteilte, hauptsächlich an folgendem: In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde von der Regierung verfügt, daß die Lehrer und Lehrerinnen fortan die Spiele der Kinder zu überwachen hätten. Bei der großen Zahl der Schulkinder (Frau Fischer hatte im

Jahre 1880 als Lehrerin in Tönisheide bei Velbert 120 Schüler beiderlei Geschlechts) mußte man sich auf ganz wenige Spiele beschränken (etwa Schwarzer Mann, Drittenabschlagen und einige Singspiele), und man sah sich um so mehr dazu genötigt, als diese Spielstunden nicht zu den Pflichtstunden gehörten, und letztere (Frau Fischer hatte 32) an die Kraft des einzelnen schon sehr hohe Anforderungen stellten. Auch unsere gesamten großstädtischen Verhältnisse, die schärfere Polizeiaufsicht u. a. trugen dazu bei, daß die Jugend sich lange nicht mehr so frei zu bewegen vermochte wie früher. Erst in jüngster Zeit hat man, wie auf anderen Gebieten, so auch hier die Natur wieder mehr zu ihrem Rechte kommen lassen. Auch noch andere Umstände wirkten ungünstig auf den Betrieb der Jugendspiele ein, so daß bei der hier in Essen über die Gebühr anwachsenden Schülerzahl die Schulplätze für Spiele im Freien zu eng wurden, daß die allgemein eingeführte Kiesbestreuung manche Spiele, wie das Eistopfwerfen, ganz unmöglich machte u. a.

Auch von den verschiedenen Festen, die man feierte, bekamen die Kinder immer ihr gutes Teil mit, nicht nur den Familienfesten, sondern auch den Volksfesten, unter denen die Kirmessen und die Schützenfeste die beliebtesten waren; trugen doch in einem kleinen Gemeinwesen wie dem alten Essen auch diese immer einen familienhaften Charakter an sich. Es kam auch vor, daß die Schulkinder einer bestimmten, auch sonst durch nachbarliche Beziehungen verbundenen Straße selbst unter sich ein förmliches Schützenfest feierten. Sie erwählten dann aus ihren Reihen einen Schützenkönig und eine Schützenkönigin. Beide zog man bekränzt auf einem kleinen Wagen durch die ganze Stadt und beschloß das Fest in irgend einem dazu geeigneten Raum, z. B. in einer Scheune, wo es dann in der Regel Kaffee mit Botterstütkes (Weißbrot mit Korinthen) gab. Man kann aus den Äußerungen der aus jener Zeit stammenden alten Leute überhaupt entnehmen, daß die meisten von ihnen eine recht glückliche Jugend verlebt haben müssen.

Den Abschluß dieser schönen Kindheitstage bildete bei den Katholiken der Tag der ersten Kommunion, bei den

Evangelischen der Tag der Konfirmation. Auch der Festanzug, den die Kinder an diesem Tage trugen, zeigte deutlich an, daß sie nunmehr die Kinderschuhe ausgetreten hatten und daß ein neuer Lebensabschnitt für sie begann; denn er unterschied sich merklich auch von der Sonntagskleidung, die sie bisher getragen hatten. Die Kommunionmädchen trugen ebenso wie die Bräute noch nicht, wie heute, Myrtenkranz und Schleier; vielmehr hatten sie wie auch diese früher, ein weißes, unter dem Kinn zugebundenes Mützchen, die sogen. Öwermüsche (Ömüsche), an deren Stelle später die „hoge Müsche“ trat (vgl. Jhg. 1913 S. 90). Außerdem hatten sie schwarze Kleider mit einem kurzen weißen Kragen. (Nur die Töchter wohlhabender Katholiken sollen weiße Kleider getragen haben.) Auch legten sie immer den oft kostbaren Schmuck an, den sie vom Paten erhalten hatten, am gewöhnlichsten ein goldenes Kreuz mit Kette. Die Konfirmandinnen trugen ebenfalls schwarze Kleider, vielfach mit einem Schleifchen daran, setzten aber keine Mützen auf; dagegen legten auch sie gern Kostbarkeiten an, die sie zum Geschenk erhalten hatten, goldene Halsketten, Broschen, Ringe u. dergl.

Die Knaben trugen, soweit ich dies habe erfahren können, bei Katholiken und Evangelischen im wesentlichen gleich, statt der gestrickten Wollmützen, die sie bis dahin nur kannten, zum ersten Mal Schirmmützen, die man von jenen, den „Müschen“ als „Kappen“ unterschied, und zwar waren es entweder Lakenkappen d. h. Kappen von schwarzem Tuch oder seidene Kappen. Außerdem trugen sie bei dieser Gelegenheit die erste lange Hose und den ersten langen Rock (beide schwarz), was besonders deutlich bekundete, daß sie nunmehr zu den Erwachsenen gehörten. Die Spiele der Kindheit lagen jetzt hinter ihnen, und der Ernst des Lebens trat an sie heran, in dem sie sich als Jünglinge und Männer bewähren sollten.

Die Butterhexe.

(Rheinische Sprüche beim Buttern.)

Von **Dr. Jos. Müller,** Bonn.

Der Glauben an die Wirksamkeit der Hexen im Viehstall, an ihre Kunst, den Kühen die Milch zu entziehen, war allgemein. Bald in der Gestalt von Katzen, bald unter der von Ratten behexten sie die Kühe in den Ställen, so daß sie gar keine oder doch nur rote Milch gaben. Aus Ettelbrück a. d. Sauer ezählt Gredt (Sagenschatz des Luxemburger Landes 133): Wenn eine Hexe Milch haben will, dann nimmt sie einen roten Lappen, hält denselben wider die Wand, klopft dreimal darauf, fängt an, an dem Lappen zu streichen, indem sie sagt: „Ein wenig Milch von dem seiner Kuh, ein wenig von dem seiner Kuh usw.“. So fährt sie fort, bis sie Milch genug hat. Sie hat dann von keiner Kuh viel genommen, und doch hat sie völlig Milch und Butter. Zu Körich hängten sie Klüppeln in den Hascht (Kamin) und strichen daran, wie man beim Melken der Kühe tut.

Aber auch der Glaube an die Butterhexe, die entweder durch ihre Künste auf Kosten der anderen sich Butter verschaffte oder bewirkte, daß die Butter der andern Frauen sich nicht klümperte, daß sie kinselich blieb, war im Rheinischen verbreitet. Die Hexe rumpelte, kirnte die Milch in ihrem Butterfaß, indem sie sang:

Boter, boter, beichel[1]) dech!
Mir e komp vol,
Da machen ech mei romp vol[2]).

Mag auch der Glauben an die Butterhexen verschwunden sein, die Leierlieder beim Buttern, die man ihnen in den Mund legte, sind noch z. T. erhalten und werden von den Mädchen beim Buttern gesungen, die da nicht ahnen, daß sie alte Zauberworte gebrauchen, vor denen sich die Ahnen bekreuzigten. So an der Mosel:

---

[1]) Das Butterfaß wird im moselfr. romp (Rumpf), beichel (Bäuchel), leiər, drēfas, im rip. und nfr. kiərn genannt; davon die Zeitwörter für buttern: rompən, rompələ, romələ, beichələ, kiərnən.

[2]) Gredt, a. a. O. 133.

rumpe, rumpe, depche,
aus jedem haus e drepche (Tröpfchen),
aus reichmans hous e mǫǫs
geft en boterwek wi en hǫǫs (Strumpf).

Aus Gilzem, Kr. Bitburg:

drudel, drudel, depchen,
a jeder hous en drepchen;
am tsęęrenhous[3]) en mǫǫs
fir mech un ese klǫǫs.

Freilich ist hier schon die alte Beziehung zu der Hexenkunst nicht mehr verstanden: statt „aus jeder hous . .“ heißt es „in (a) jeder Haus . .“, oder sollte es ursprünglich so aufgefaßt worden sein, daß es hieß: Im Herrenhaus „hole ich“ mir ein Maß? Daß aber das Herrenhaus, das Pfarrhaus ein ganzes Maß liefern sollte, während die übrigen Bauernwirtschaften mit einem „Tröpfchen“ davonkamen, spricht für die alte Praxis der Hexen, und so erscheint dies Gilzemer Drudellied, das beim Buttern noch heute gesungen wird, als ein altes Hexenlied.

Und im Kellenbacher (Kr. Simmern) Butterlied:

boter, boter, glimbel (klümpele) dich;
es kimt e alt heks an dich

klingt der alte Glauben noch deutlich hervor, wie auch im bergischen Kirnenlied aus Niedernhagen (Kr. Gummersbach) ein altes Lied der Butterhexe wiederklingt:

botere dek, et jüt keine
grötere heks as ek,

ebenso in Scheiderhöhe (Kr. Sieg):

frou boter dech, frou boter dech,
et es ken besser heks als ech.

Diese letztere Form ist dann scherzhaft umgedeutet in Hellental (Kr. Schleiden), wo man singt:

boter dich, boter dich
et git ke schüner mädchen as ich.

Noch mehr ins Scherzhafte gewandt im benachbarten Schönseifen; — et jet jene grüsere fülech (Faulpelz) as ich.

[3]) = Zu Herrenhaus d. h. im Hause des Herrn (Pastors), im Pfarrhause.

In dem im Kr. Ottweiler gebräuchlichen Spruch:

rumpel dich, rumpel dich, buderwek;
wer dich rumpelt, der krire (kriegt einen) drek,

sollte man meinen, daß im 2. Vers statt „dich“ „nicht“ stehen müßte; doch in einem zweiten Ottweiler Spruch:

buderche sammel dich allzusehr,
der dich sommelt, krit ke schmer,

steht ebenso an gleicher Stelle das scheinbar unverständliche „dich“. Fassen wir aber die beiden Sprüche als ursprüngliche Hexensprüche auf, so wird der Zusammenhang wohl klar: Die Hexe bespricht ihre Milch, daß sie sich sammle, während die Eigentümerinnen der Milch, von der sie durch ihre Künste einen Teil entzog, beim Rumpeln keinen Erfolg haben sollen; aller Fettstoff soll ihrer Rump zufließen.

Aber auch diese Form ist ins Moderne gekehrt in Greimerath (Kr. Saarburg):

romp, romp e boterwek;
den net rompt, dä kreit den drek.

Neben diesen, auf alte Hexensprüche zurückgehenden Leierliedern sind aber auch solche ohne diese Beziehung nachweisbar[4]); so ein zweiter Spruch aus Gilzem:

drudel, drudel depchen,
eich sein en orme man,
eich hun so lang gedrudelt,
bas eich net me kan.

Aus Nohn (Kr. Adenau):

boter dich, boter dich,
et es kein armer lötsch
(kei fenger mensch) wi ech.

Ebenda:

leier, leier, loter
de jonge mache boter
de mädcher mache käs,
dat jit e jot jefräs.

Aus Conz bei Trier:

romp, rom, boterfās,
mach net mein moter nās.

[4]) Vgl. Urquell 5, 282 aus Zwilipp: botte, botte va eina Kauh geit na Stuppel wåte tau!

Aus Neuerburg (Kr. Wittlich):

Wen de rōm net rōm wär
dan hät ech lang e boderdär.

Und recht jung klingend aus Saffig (Kr. Mayen):

O liebe, liebe Lene, du must dich dran gewöhnen,
an was, an was, an das, das boterfaß.

Diese letzteren Lieder sind nichts anderes als die übrigen Dreh- oder Leierlieder, wie sie z. B. auch bei der Kaffeemühle erklingen, die Rhythmus und Arbeit in ihrem Zusammenhang versinnbildlichen; wenn es z. B. beim Mahlen der Kaffeebohnen in Hamm (Saar) heißt:

kafibinche dousentvil,
ous der tūt un en de mil
rumel-rumel kafidrē
kẹn ẹntsich binchen han ich mē.

Gegen die Gefahr der Behexung der Milch wandte man vorbeugende Mittel an. So legte man in Pommern eine Mannshose unter das Butterfaß; schien die Milch behext, so setzte man das Butterfaß auf eine Karre und karrte damit bis zum nächsten Kreuzweg und wieder nach Hause, dabei kein Wort sprechend. Auch stellte man das Butterfaß nie unter einen Balken[5]). In Ditmarschen bindet man einen Zwirnsfaden um das Butterfaß, wenn die Milch nicht buttern will. Die Hexen zählen nämlich jedesmal die Bänder, und wenn ein Band zuviel da ist, so haben sie die Gewalt über das Butterfaß verloren. Ein Totennagel, unter dasselbe gelegt, tut dieselben Dienste. Ein Schuß, ins Butterfaß abgefeuert, soll gleichfalls die Hexen vertreiben[6]). In Dingolfing (Niederbayern) schüttet man vor dem Buttern etwas Weihwasser ins Butterfaß und sagt:

In Gottes Namen rühr' ich aus
En Butter wiere (wie ein) Haus.

In Hammelburg (Unterfranken) glaubt man, daß, wenn es einer alten Hexe gelungen sei, die Reifen des Butterfasses von unten nach oben zu zählen, die Butter nicht mehr zusammengehe. Deshalb müsse man dahin trachten, daß die

[5]) Am Urdsbrunnen, 3, 24. [6]) Ebenda, 4, 16.

Hexe die Reifen von oben nach unten zähle[7]). Wenn man nicht abbuttern kann, so legt man in Zwilipp[8]) einen roten Freislappen nicht über, sondern unters Butterfaß; auch stelle man sich mit dem Butterfaß unterm Balken. Es ist auch schon vorgekommen, daß Leute das Butterfaß auf den Wagen oder eine Karre gesetzt und bis zur Grenze der Feldmark hin und dann wieder zurückgejagt sind. Man legt auch wohl alte Butter ins Faß, damit sich die frische Butter darum sammle. Scheint die Butter wirklich behext, dann muß man sie durch die Ranken der Alfranken (Jelängerjelieber oder Geißblatt) gießen. Die Buttergefäße darf nicht jeder sehen. Auch darf man nicht die Milch zeigen, wenn man eben gemolken hat und aus dem Stall kommt. Man gießt sie in einen Kessel, nimmt eine Rute und peitscht so lange, bis etwas Milch herausſprizt; dann ist sie entzaubert[9]).

Für das Rheinische hat Wolff von der oberen Nahe in dieser Zeitschr. 2, 203 291, 292 einige volkstümliche Vorbeugungsmaßregeln gegen die Butterhexe angegeben: Hatte eine Kuh gekalbt, so wurde ihr ein Saufen gereicht und nicht vergessen, einen Kreuzschlüssel auf den Boden des Eimers zu legen; oft wurde noch ein Bläuel und Strähl beigefügt, damit die Butter, welche die Kuh geben sollte, leicht zusammengehe (s. weiteres a. a. O.). — Trotz mancher Umfragen konnte ich aus dem Rheinischen nur folgende weitere Maßnahmen zur Beschleunigung des Butterns entdecken: In Schult (Kr. Adenau) legt man alte Butter aus der Kreuzwoche in die Kirne, wenn die Butter sich nicht zusammengeben will. Dieser Butter schreibt man wie der Bartelemīsboter (Bartholomäus) in Weywertz (Eifel) auch besondere Heilkraft zu. Tags vor und nach Vollmond darf nicht gebuttert werden (Bergheim). Des Morgens um 3 Uhr soll gedreht werden (Moresnet). Wollte die Butter nicht zusammengehen, so pfiffen die alten Leute ins Butterfaß (Schönseifen, Eifel). Eine alte Frau aus Ittenbach (Siebengebirge) erzählte mir,

[7]) Urquell 5, 281, 282. [8]) Ebenda 5, 282.

[9]) Über Butterhexen vgl. noch Urquell 6, 193, 194 (aus Holstein); Müllenhoff S. 557, 558; Benno Martiny, Aberglauben im Molkereiwesen. Bremen 1891.

sie habe als junges Mädchen auf einem Bauernhof einmal Butter zu kirnen gehabt, die durchaus nicht habe zusammengehen wollen; sie sei sicher behext gewesen. Da hätten die Knechte aus ihren irdenen Mutzen tüchtig ins Butterfaß hineingepafft, und die Butter sei geraten. Sonst gibt man Rahm von einer andern oder gar frischmelkenden Kuh hinzu; auch alte Butter fügt man bei; auch schüttet man heißes Wasser dazu. Ein Markstück, den Trauring zoppt (tunkt) man ins Drehfaß (Niederembt)[10]. Will die Butter nicht werden und kommt ein Fremder unerwartet hinzu, dann geht sie zusammen (Kellenbach). Scherzend sagt man in Lüttringhausen: de boter kömt schier (bald), wenn se schwet (Schweiß) süht, d. h. die Kirnerin muß sich tüchtig anstrengen, dann gerät der Butterwecken schon. — Wird die Butter im Topf eingemacht, dann drückt die Hausfrau am Niederrhein ein Kreuz in die Oberschicht ein (Der Niederrhein 1880, S. 112).

Bemerkungen zu einigen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten.

Von **Dr. Esser**, Malmedy.

14. Die Redensart „Laß mich ungeschoren" ist ursprünglich eine Abwehr im Munde von Frauen gegenüber zudringlichen Männern; jetzt bedeutet sie nur noch „belästige, quäle, plage mich nicht, bleib mir vom Leibe". Dem Zeitwort „scheren" ist demnach in unserer Redensart der Sinn von „stuprare" eigen, was vom DW. 8. 2574. 4. c. bestätigt wird; es darf noch hinzugefügt werden, daß auch die Elberfelder „schearen" in dieser Bedeutung verwenden: vergl. Wörterbuch der Elb. MA. S. 136. Hierzu kommt noch, daß in den synonymen Redensarten 1. Laß mich ungesorten (mhd.), 2. Laß mich ungebrüd, 3. Laß mich ungeheit, 4. Laß mich ungehudelt, die Zeitwörter sërten (mhd.), brüden, heien und hudeln nicht nur für coire, stuprare, sondern zum Teil auch für vexare, molestare im Gebrauche sind. 1. Mhd. laß mich

[10]) Was ist ruətkōh, die gekocht zum Rahm gefügt wird in Nohn (Kr. Adenau)?

ungesorten (Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, II 892): von mhd. sërten, germ. serden (stuprare, coire: Fick, Vergleichendes Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen, 3, 319); später ging das Wort in die Bedeutung von „quälen, plagen, martern, belästigen“ über. 2. Laß mich ungebrüd (so in Oberhessen für „Laß mich ungeschoren, necke, foppe, quäle mich nicht“: Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, S. 57); Pfister, Mundartliche Nachträge zu Vilmars Idiotikon, S. 36 hat unverbruidt = ungeschoren, unbelästigt; ndd. ungebrüdet laten: DW. 2, 425, 2. c. Das Verbum brüden ist ndd. und entspricht dem mhd. briuten (accumbere feminae), nhd. brauten, bräuten (zur Braut, jungen Frau machen): DW. 2, 333. In der Aachener Mundart hat brüe (für brüden) nur noch die Bedeutung von „über den Haufen stoßen, niederwerfen, prosternere“: vgl. Müller-Weitz, die Aachener Mundart, S. 26, wo „ongebrüit losse“ = ungeschoren, ungehudelt lassen.

Hier ist die Bedeutung von stuprare verengert zu der des Niederwerfens, das dem stuprum vorhergeht: vgl. Kehrein, Wörterbuch von Nassau, S. 245 unter Krâtschen; auch geheien (stuprare) wird nach dem DW. IV a. 2, 2349, c. vom Hinwerfen auf den Boden im Sinne von stuprare gebraucht. Auf falscher Fährte befindet sich demnach Blumschein, wenn er in seinen Mitteilungen „Aus dem Wortschatz der Kölner Mundart“ (Köln 1904) S. 11 das Verbum brüden, brüen dem ahd. mhd. brutten (erschüttern, erschrecken) gleichsetzt. 3. Laß mich ungeheit (von heien = futuere: DW. IV b 813 und IV a 2, 2347, 4. a. und b.; Schweiz. Id. II 1107): im Luxemb. „lost mech ongeheit“ = laissez-moi tranquille, en repos, ungeplagt, ungeneckt (Gangler, Lux. Umgangssprache, S. 316). Über geheien, keien heißt es im DW. IV a 2, 3340: „ein altes Wort mit überaus merkwürdiger Geschichte, nubere, coire, stuprare, vexare, angere, molestare, prosternere, ruere, corrumpere, Bedeutungen, die, soweit sie zum Teil auseinander liegen, sich an dem Faden des einen Wortes und Begriffes aufgereiht haben, teilweis unerquicklich bis ins ekelhaft Abscheuliche, aber tief eingewachsen in die Sprache, und auch wieder zum Harmlosen zurückgekehrt.“ In der Form „keien“ (aus keheien, geheien) ist unser Wort auch ins Wallonische

gedrungen, wo es jetzt caieï heißt mit der Bedeutung „rem veneream agere“: vgl. Grandgagnage, Dict. étymologique. I 92 s. v. caie. 4. Laß mich ungehudelt: DW. IV b 1863. 2. b.) einen hudeln = plagen, quälen, scheren“: hudeln wird aber ebenfalls im Sinne von mißhandeln, ausdrücklich auch buhlerisch (vgl. Hudel = Hure), also wie brüden und geheien gebraucht: DW. IV a 2, 2347, 4. b.

Bemerkung: Günther, Deutsche Rechtsaltertümer (Leipzig 1903), S. 74 möchte die Redensart „jemand ungeschoren lassen“ auf das schon in ältester Zeit als eine schimpfliche Strafe geltende Abschneiden des Haares zurückführen.

15. „Bringt man in Erfahrung, daß sich jemand eine Sache leichter und angenehmer vorgestellt hat, als er sie später in Wirklichkeit findet, so belehrt man ihn über diese seine Enttäuschung mit der Bemerkung: Ija Jong, esue sengen se net, wän se van Kävele (Kevelaer, Wallfartsort) komme“: so Schmitz, die Mischmundart (Dülken 1893), S. 104: ebenso heißt es in Eupen: Esu sänge se neit, wänn se va Kevere komme d. h. Du irrst, täuschst dich: Wörterbuch der Eupener Sprache S. 254. In Aachen hört man dafür: Su senge se net, wenn se van Altenovvend (Aldenhoven, ebenfalls Wallfahrtsort) komme; Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 8, 162 Nr. 5. In der A. 3 wird folgendes erklärend hinzugefügt: Die Prozession nach Aldenhoven erfreut sich einer großen Beliebtheit, und jeder Teilnehmer antwortet auf die Frage: Wo geht et henn? hocherfreut: Noh Aldenovvend! Kehrt die Prozession zurück, und man fragt alsdann die Teilnehmer: Wo kommt ühr va dann? so erwidern sie in sehr gedehntem Tone: Van Aaaldenovvend! Der Sinn der Redensart ist daher die Zurückweisung des Übermütigen in die richtigen Schranken.“ Diese Ansicht über den Sinn der Redensart „so singen sie (die Pilger) nicht (d. h. sie singen überhaupt nicht), wenn sie von der Wallfahrt zurückkommen“ ist verfehlt, sie stellt uns vielmehr die Enttäuschung, die unseren Erwartungen in der Regel folgt, recht lebhaft vor Augen.

Was das im Vorstehenden mitgeteilte Frage- und Antwortspiel anlangt, so ist dasselbe auch anderwärts gebräuchlich, so in Strelitz: „Wohen will ji? — To de Hochtid. — Woher

käm'n ji? — Von de Hochtid. (Die erste Antwort wird im jauchzenden, die zweite im weinerlichen Ton gesprochen)": Firmenich 3, 73 Nr. 113. Ebenso in der Pfalz: „Wo kompt ihr her? Von der hochzeit; das muß langsam gesagt werden undt „„Zu der hochzeit"" geschwind": vgl. Alemannia 15, 58 (aus einem Briefe der Prinzessin Liselotte von der Pfalz, der Schwägerin Ludwigs XIV. von Frankreich).

Im Bretonischen lautet das Sprichwort von der enttäuschten Hoffnung (in franz. Übersetzung) so: En allant à la fête vous chanterez, en revenant vous pleurerez (Mélusine 10, 93) und im Wallonischen ganz einfach: mâye rafia n'alla (jamais espoir de plaisir n'aboutit) d. h. nos esperances sont souvent déçues (auf eine frohe Hoffnung folgt oft bittere Enttäuschung): Bull. 31, 323 Nr. 2613. Im Lateinischen dürfte das Ovid'sche „Spes semper irrita" unser Sprichwort genau wiedergeben.

Bemerkung: Das wallon. Subst. rafia oder rafiya bedeutet „action de se rejouir, jouissance qu'on éprouve par l'attente d'un événement heureux".

16. Dunkel ist der Sinn der Redensart „seinen Gaul (sein Pferd) an einen dürren Ast (dürren Zaun) binden". In einem alten Volksliede heißt es: Geh du nur wieder hin, wo du gewesen hast, Und binde deinen Gaul an einen dürren Ast (vorliegende Zeitschrift 10, 145), und in einem Weistum von Biebern auf dem Hundsrück v. J. 1506: es soll der schirmherr in obg. closters gericht nit so viel gewalt treiben, daß er sein pferd an einen dürren Zaun binde (Grimm, Weistümer 2, 191). Nach dem Schweiz. Id. 1, 572. 575 ist „Dürrenast" ein althergebrachter Name gewisser Weinschenken bezw. Weiler, nach dem dürr gewordenen (verdorrten) Tannast als Wirtshauszeichen. Mit bezug auf die Ärmlichkeit, die dieser Name zu verraten scheint, sagt der Volkswitz: Da heißt's „Zum dürren Ast!" helfi Gott dem Gast! in diesem Hause herrscht Kargheit, Hartherzigkeit. Der Wirt zum dürren Ast bettlet's Brod und gibt's dem Gast. Welcher Leser vermag Zweckdienliches zur Aufhellung der obigen Redensart beizubringen?

17. In Kronenberg (Kreis Mettmann) heißt es: Wen de mât es brût, es et jôr ût = Wenn die Magd Braut

ist (sich verheiratet), ist das Jahr aus, d. h. ist das auf eine bestimmte Zeit, meist auf ein Jahr, vereinbarte Dienstverhältnis gelöst. Der Herausgeber des Kronenberger Wörterbuches, woraus die vorstehende Rechtsregel entnommen ist (S. 78), hat dieselbe mißverstanden, wenn er darin den Sinn findet: nach einem Jahre sind die Mägde meist verlobt.

Eine ähnliche Bestimmung enthält das Weistum der Hünninger Mühle (Brgm. Büllingen, Kreis Malmedy) von 1567 (abgedruckt bei Grimm, Weistümer II 582 ff.): So weist auch der scheffen, wan der müller nichts nütz noch behülflich (utilis, den Voraussetzungen entsprechend) ist, dan ist alle tag sein jahr auß.

18. Im Niederdeutschen entgegnet man einem Wohlbeleibten, der nicht gestehen will, daß er gut ißt und trinkt: De wint weit wol sandbarge tosamen, awer nenen dicken buuk (vgl. Simrock S. 635). In einer älteren ndd. Quelle heißt es: de wynt weyet wol sandbarghe tohope, sunder nicht twe vette erse; ähnlich friesisch (Amrumer Mundart): diar stüüw (wei) wel sunberger tu-p, man nian fêt eersbâler = es stäubt (weht) wohl Sandberge zusammen, aber keine fetten Hinterbacken (DW. 8, 1762). Der Franzose dagegen sagt von einem, der „sich ein Ränzlein angemäst" hat: il n'est pas gras de lécher les murs (vom Wände-Anlecken hat er sein Fett auch nicht her): Sachs-Villatte im Suppl. s. v. lécher. Wenn hier erklärend hinzugefügt wird: „der Wind weht auch keine Berge und Hügel zusammen", so beruht das nach den oben mitgeteilten Sprichwörtern auf einem Mißverständnis.

Die Wallonen von Charleroi treten an den Fettwanst heran mit den Worten: Ç n'est né avè d'leûwe claire qu'on acrache les pourchas (ce n'est pas avec de l'eau claire qu'on engraisse les porcs): Bull. 31, 107 No. 1942, und die von Malmedy halten ihm vor: Çu n'est nin avou d'ol swartz (alpeuf = poivre) po treu fennin qu'on nourit on pareil bodin (c'est nest pas avec de noir [Schwärze oder Schwärzel, auch Pottloht] pour trois fenins qu'on nourrit une telle panse) d. h. diese Körperfülle hast du nicht bekommen mit einem Dütchen Schwärze (oder Pfeffer) für drei Pfennig. Früher konnte man

ein Dütchen Pottloht vom Hausierer für drei Pfennig kaufen; ebensobillig ein Dütchen Pfeffer.

Bemerkung: Die Herausgeber der wallonischen Sprichwörter haben das vorliegende Diktum (on ne devient gras à lécher les murs) unrichtig aufgefaßt, wenn sie als Erklärung hinzufügen: Il faut se bien nourrir pour se fortifier. Dieser harmlose Sinn steckt nicht in dem Sprichwort, sondern es richtet sich verblümt gegen diejenigen, denen der Bauch ihr Gott ist, die wacker fressen und saufen und dabei vergnügt zuschauen, wie andere Leute im Schweiße des Angesichtes ihr Brot zu verdienen suchen.

19. Im deutschen Teile des Kreises Malmedy sagt man zu einem, der immer Recht haben will, einem sog. Rechthaber: Recht hast du, und wenn du Born (al. Krombach) dazu nähmst, so hättest du zwei dreckige Dörfer (Recht und Born, ebenso Krombach, waren früher wegen ihrer schmutzigen Dorfstraßen im ganzen Kreise Malmedy bekannt). Ähnlich heißt es in der Schweiz, wenn einer „keine Zeit" hat: Ich han nid der Wil (keine Zeit)! Antwort: So nimm Oberhofen derzue! Niederwil und Oberhofen sind zwei Schweizer Dörfer: Schweiz. Id. II, 1025.

20. Die sprichwörtliche Redensarten „Einem das Gras unter den Füßen weghauen" bedeutet „einen in der Gunst der Geliebten verdrängen und diese für sich gewinnen" DW. IV a 1. 988. Hierzu stimmt auffallend die französische Redensart „couper l'herbe sous le pied à q." = jemanden ausstechen (SV.); ebenso im Wallonischen „coper l'wazon d'so l'pi (couper l'herbe sous le pied) prevenir quelqu'un, le supplanter: Bull. 30, 421 Nr. 1459.

Vielleicht ist das Weghauen des Grases (Wasens) unter den Füßen im Sinne des Verdrängens eines Nebenbuhlers aus seinem bisherigen Besitze entnommen aus dem gerichtlichen Ausschneiden und Darreichen der Graserde bei Auflassung (abdicatio, resignatio) eines Gutes: Grimm, Rechtsaltertümer, S. 112 ff.

21. Fromme Luie sind griddig (fromme Leute sind gierig, habsüchtig) sagt ein Lippe'sches Sprichwort: Firmenich 1, 267. Nach Frommann, Die deutschen Mundarten, 6, 210 bedeutet das lipp. griddig ursprünglich sehr gierig zum Fressen, dann auch sehr habsüchtig. Das Flämische

hat grete, greyte = avidité, avarice und gretigh na't gelt = apre apres l'argent. In der Schweiz bedeutet grît „Begier, Begehrlichkeit“ und grîdig „gierig“. Zur Etymologie von griddig, gretigh, grîdig vgl. Diefenbach, Got. WB, 2, 428, wo es dem got. grêdag, ahd. grâtag (hungrig) gleichgestellt wird. Das abgeleitete Subst. Grytigkeit findet sich in einem von Crecelius in der Alemannia 8, 77 aus Straßburg mitgeteilten Sprichworte:

Gottes Barmherzigkeyt
Der Pfaffen Grytigkeyt
Der Buren boßheit
Ist unergründlich uff myn eydt.

In Westfalen lautet dieser Spruch:

Guods Barmhiärtigkeit,
Papen Begiährlichkeit
Un Bueren Riekligkeit
Duert in alle Ewigkeit:

De Kiepenkerl, Westf. Volkskalender für 1912, S. 82. Eine Variante aus dem Münsterlande findet sich in der vorliegenden Zeitschrift 7. 44.

Im Lippischen heißt es:

Papen Gierigkeut
Un Gottes Barmherzigkeut
Wieret in olle Euwigkeut:

Firmenich 1, 267. Ebenso in Delbrück: Firmenich 1, 361. Gritigkeit ist demnach soviel wie Gierigkeit, Begehrlichkeit, Habsucht, was auch die rheinfränkischen Sprichwörter: de pâpen on de häl send bejêrlek ône eng — pâpen bejêrlechkêt, gotes barmherzechkêt dûrt fan nou af bes en êwichkêt (vorliegende Zeitschrift 2, 18) bezeugen, ebenso wie die folgenden dem Epos „Dreizehnlinden“ von Weber entnommenen Verse:

Dienen muß der faltenreiche
Kirchenmantel hundert Zwecken,
Ehrsucht, Habsucht, Machtgelüste,
Haß und Rache muß er decken.

Aber nicht nur der Priester „Gritigkeit“ ist sprichwörtlich geworden, sondern auch der Bauern „Rieklichkeit“

und Bosheit. Unter Rieklichkeit (= Reichlichkeit, mhd. rîchelîcheit, rîlîcheit) ist jedoch hier nicht sowohl Reichtum, Herrlichkeit, als vielmehr die daraus hervorgehende Üppigkeit (Hochmut) zu verstehen; so ist auch das Adj. „reichlich“ nach dem DW. 8, 593, 1) b) nebenbei soviel als „üppig, hochmütig“.

Auf diese dem wohlhabenden oder „satten“ Bauer eigentümliche „Rieklichkeit“ beziehen sich die folgenden Sprichwörter: Weiden und Bauern muß man alle drei Jahre beschneiden, sonst werden sie zu geil (reichlich, üppig, hochmütig): Simrock; der Bauer ist wie eine Weide: je mehr man ihn beschneidet, desto besser wächst er; lateinisch: rustica gens, optima flens, pessima ridens (Zeitschrift für dt. Kulturgeschichte. N. F. Berlin 1891, 1, 280).

Mundartliche Sprüche aus Kempen (Rhein).

Von **Wilh. Sieben,** Viersen.

Neben Sprichwörtern besitzt der Volksmund in der hiesigen Gegend auch eine Reihe von alten Sprüchen, die, besonders im Anschlusse an die Jahreszeiten, meist allgemeine Erfahrungen und Bräuche aussprechen, ohne damit, wie in den Sprichwörtern, eine Lehre verbinden zu wollen. Wie die Sprichwörter, so werden auch sie vom Volke gern angewandt, wenn es gilt, eine Wahrnehmung als durch alte Erfahrung bestätigt, darzustellen. Sie geben also in ihrem Inhalt volkstümliche Anschauungen und Bräuche wieder. Außerdem sind sie noch von Wert, weil sie nicht selten altes Sprachgut enthalten (vgl. Schpörəkəl, də Schiəm in den angeführten Beispielen!). Einige solcher Sprüche über die winterliche Jahreszeit seien hier zusammengestellt.

1. Ende November ist es Brauch, daß der Bauer für seinen eigenen Fleischbedarf im Winter ein Schwein schlachtet. Daher heißt es: „Tsint Katring (25. Nov.)
ös Vęrəkəsping.“

2. Weihnachten haben die Wurzeln ihren Wohlgeschmack zum guten Teil verloren:

„Wẹn't Kreskengkən ös jəboərən,
häbən də Wortələn də Schmak vərloərə."

oder . . . häbən də Rübən on Muərən də Schmak vərloərə."

3. Ende Dezember hört die Grünfütterung auf; daher nahm früher, als man weniger Mehl fütterte, der Milchertrag der Kühe ab; es kroch, wie der Volksmund sagte, die Milch in die Hörner: „Wẹnt Jrünt ophüərt,
krüp də Melək en də Höərəs."

4. Zu Weihnachten hat der Bauer lieber Frost und Schnee als mildes Wetter, denn

„Witə Krestəməs, — jrüng Poəschə."

(vergl. „Weihnachten im Schnee, — Ostern im Klee.") und: „Öm Krestəməs süt dəm Buər livər enə Woləf en't Veld als enə Pluch." (= Pflug.)

5. Um „Dreikönigen" kann man das Längerwerden der Tage eben merken: „Öm Dreküənəngən häbən də Dag al enən Hanəschriə jəlängt."

6. Mit den länger werdenden Tagen im Januar nimmt auch die Winterkälte zu:

„Wẹn də Dag anvǫngən də längən,
dǫ vǫngə sə ok an də schrengə
(= empfindlich kalt zu werden).

7. Plötzlich eintretende große Kälte dauert gewöhnlich nicht lange, denn

Schtrẹng Heərə rejijərə nit lǫng.

8. Tauwetterreiche, nebelgraue Winter bringen mehr Leute auf den Friedhof, als solche mit kalten, aber hellen Tagen.

Enə vulə Wöngtər jöft enə vetə Kerəkhǫf.

9. Schneit es bei Tauwetter (be ǫfjǫnt Weər), so setzt bald strenger Frost ein. „Schneit ət en dən Drẹk,
dǫ vrüst et, dat et kwẹkt."

10. Der erste Februar lockt oft mit sonnigem Wetter die alten Leute an die Tür; aber der März treibt sie wieder hinter den warmen Ofen.

„Dən üərschtə Schpörəkəl (1. Febr.; vergl. Kluge, holt də aldə Wivər op dən Dörəpəl; [„Etym. W.“) də Meərz
drif sə wər aitər dən Heərd.“

11. Das weiß auch der Dachs. Wenn er am 2. Februar bei mildem Wetter aus der Höhle kommt und Sonnenschein findet, kehrt er wieder auf 40 Tage in seinen Bau zurück. „Wẹn dən Das əm Mər-Leitəməs (= Mariä-Lichtmeß) sinə Schiəm süt, krüpə noch vẹrzig Dag en't Höəl.“ (də Schiəm = Schatten.) oder: „Wẹn əm Mər-Leitəməs də Son op ət (Mes-) Buk schint (= während des Hochamtes das Meßbuch bescheint), krüp dən Das nọch vẹrzig Dag en't Höəl.“ (Heute ist „Höəl“ in der hiesigen Mundart sonst stets weiblich: di Höəl.)

12. Wenn die junge Hafersaat (mundartlich **di** Havər „**der** Hafer“) von der Walze gebrochen wird, läßt man sie sagen „Brekstə mech də Nọk, (= Nacken)
dọ völ ək dech də Sọk.“

13. Der März mit seinen Regenschauern (Meərzbisə) und seinem Wind macht die Feldwege wieder gangbar.

Də Meərz ös də Weəchmeəkər.

14. Dem Wetter im April ist nicht zu trauen, denn

Aprel det watə wel.

15. Mitte März bleibt es abends bereits solange hell, daß das Abendessen ohne Licht zubereitet werden kann. Daher heißt es:

„Möt họləvə Meərz
dọ schpart də Koək də Keərz“.

16. Erst Ostern macht dem Winter ein Ende:

„Ostərə vrüch, Ostərə lat,
Ostərəm brengt də Suəmər.“

Ja, das Ende des Mai gilt gar als „Schwanz des Winters: „ət Eng vọn də Mai ös də Schtart vọn də Wöngtər.“

Plattdeutsche Redensarten aus der Grafschaft Mark.

Von **Heinr. Gathmann,** Gelsenkirchen.

Umkleidet jemand eine unwichtige Sache mit dem Scheine des Wichtigen, so wird er abgetan mit den Worten: „Kür

di kür, et Jaohr es lank“ oder „Kunter di quater, Keenemiälk es half Water“ oder „Kür di kür, quater di Kauhstiärt“.

Von dem Schläfrigen, der das Gähnen nicht unterdrücken kann, sagt man: „Hä hett 'n Timpen vam Belaken“.

„Aobends gaott se hüppen un springen, muorgens könnt se de Buckse nich finnen“, so tadelt die Mutter die Kinder, die noch nicht zu Bett gehen wollen, weil sie noch spielen möchten.

Wenn jemand eine Forderung stellt, die man nicht erfüllen will, sagt man: „So singt se nich, wann se van Kiäwes (Kevelaer) kommt“. Oder: „Ächter, sett de Schlächter, dao mein'ne sienen Rüen“. Oder: „Fleitpiepen sind huolle Piepen“.

Wenn man aus dem Gähnen nicht herauskommen kann, sagt man: „Eck si so gapsch; wenn'k so papsch wä, könn'k Sunndag priäken“.

„Dat schmäkt, as wenn em'n Engel op de Tunge pißt“ ist ein anerkennendes Zeugnis für die Güte eines Getränks.

„Et es so geschnien, et maut ouk so genaiht wäen“ — Wer A sagt, muß auch B sagen.

„Rümstraot wiet, eck häff nich lange Tid“, sagt man dem, der mit einer Arbeit schnell fertig werden will und sie infolgedessen nur oberflächlich verrichtet.

Wer sich heftig verteidigt gegenüber einer geringen Beschuldigung, bekommt als Antwort: „Wiäh die mäh met'n kleinen Stock, du heß känen grouten nöidig“.

„Wä langsam gäiht un wennig stäiht, kömmt ouk wo“, ist ein Lob des langsam, aber unverdrossen Arbeitenden.

„Wä de Kau häät, de maut se an'n Stiärt packen“ — Wer in einer Sache besonders interessiert ist, der muß sich ihrer auch in erster Linie annehmen.

Wenn eine Speise besonders gut schmeckt, sagt man: „Dat kann de Mann ärtten, wenn de Frau in Wiäcken es“.

„Proust Hals! Et girt'n Wolkenbruch“ — „Danke, Struotte“, oder „Buk, wa di“ — „Danke, Struotte“ oder „Proust, Wilm, met di drink eck am leiwsten“, sagt man, wenn man sich selbst zutrinkt.

Dem trotzigen oder faulen Kinde droht man mit den Worten: „Du saß nao Düren te Düren (oder Hodde in ne

Grume), Tucht, Ehr' und Brandrauenschliëpen lärn". (Beide Namen bezeichnen Großbauern. Vielleicht hat ein durch seine Strenge bekannter Besitzer seinen Hof in den Ruf eines „Erziehungs und Arbeitshauses" gebracht).

„Binn di ne Katte vüör't Knei, wat du nich seihn kas, dat süht dei", sagt man dem, der vorgibt, nicht genug Licht zum Sehen zu haben.

„Müggen hätt dä onk Rüggen? Dä hätt bloß'n Haoken, wo se de Furt anhangen hät", gebraucht man als „Tröstung", wenn Kinder über Müdigkeit im Rücken klagen.

„So düster as im Kauhbalge" bezeichnet den höchsten Grad der Dunkelheit.

„Wä di glöwt un't Berre verköfft, dä kann met de Furt op't Strouh schlaopen", sagt man dem, der eine unwahrscheinliche Begebenheit erzählt.

„Man soll das Fell des Bären nicht verkaufen, ehe man ihn hat" lautet in märkisches Platt übersetzt: „Mä sall nich ähr Häring raupen, bis me ne am Stiärtte hett".

„Hä stäiht op't Hüp", sagt man von jemand, der dem Bankerott oder dem Tode nahe ist.

Wenn jemand viele unnütze Gänge macht, dann „löppt hä sick dull und dout in sien äigen Blaut".

Von dem Unehrlichen behauptet man: „Hä hett'n Gewirten so grout as de Baikemsche Vai" (Bochumer Vöde — ehemalige Stadtweide).

„Me kann sick nicks verheiten, as sick de Nase nich aftebieten" hat denselben Sinn wie das französische: „Jamais, ni jamais" — Man soll nicht beteuern, etwas nicht zu tun; die Umstände können doch zu der Tat bringen.

„En Piärd kann sick wuoll vertriän un en Pastor sick wuoll verspriäcken op de Kanzel" dient als Entschuldigung, wenn man durch ein unbedachtes, nicht bös gemeintes Wort gesündigt hat.

„De Heiden sind utgebruocken" bedeutet, daß ein junger Weltbürger oder eine dt. Weltbürgerin sich eingestellt hat resp. einstellen will.

Von einem Kränklichen sagt man: „Hä maut sick haollen as 'n Ei op de Schwinge".

Dem „bollerigen“ Arbeiter stellt man als Zeugnis aus: „Wat he met de Hänne opniëmmt, dat schmitt he met de Furt wier üm“.

Dem gewohnheitsmäßigen Lügner sagt man: „Di schwellt van 'ne este Laige 't Gaogel nich mäh“.

Wer Geld unnütz ausgegeben hat, muß sich vorwerfen lassen: „Dat es in 'ne Apenfurt verkiëken“.

„Wä lange schläopt, den Guott erniährt, wä fräoh opstäiht, sien Gurt vertiährt“ führt der Langschläfer zu seiner Entschuldigung an.

„Selwe es 'n gurt Krut, et wäßt in Allermanns Gaden nich“ beweist, daß der Markaner auch den Wert des selbständigen Handelns schätzt.

„De este Gewinn es Kattengewinn, de twedde Gewinn gäiht in 'ne Buckse herin“ predigt die Unbeständigkeit des Glückes.

„Morgen fröih üm fief Uhr hett de Hund Rüe“, sagt man, um anzudeuten, daß es Zeit zum Schlafengehen ist, weil man am nächsten Morgen früh (um 5 Uhr) aufstehen muß.

Um auszudrücken, daß kein Unterschied zwischen Dingen oder Menschen, gleich an Wert oder Art, besteht, sagt der Markaner: „Mus as Moer, Stiärtte hett se all!“

Sprichwörter und Redensarten in Maifelder Mundart aus Trimbs bei Polch im Kreise Mayen (Rheinprovinz).

Gesammelt von **Johann Heuft.**

1. Wenn einer viel gegessen hat, heißt es: Der hat sech en orndlech Zeech angehange; oder: Dem schlaaft de Katz de Mage net fort.
2. Sagt ein Kind: Motter, ech sein hungreg, so erwidert die Mutter: Leck Salz, da wiersch de och dieschteg.
3. Der moß de Katz durch de Baach schlaafe. (Hat die Folgen zu tragen.)
4. Bem de Koh eas, der helt se beim Schwanz.

5. De Mädche, de peife on de Hehner de krähe, den sollt me de Häls erim drehe.
6. Dat eas en Speatzkopp, sein Motter wor en Eul.
7. Meat Jewalt hifft me en Jaß heanne erim.
8. Meat Jewalt kamme e Hohn heanne erim lefte.
9. En setzende Kraoh wird de Orsch blao; en fleegende Kraoh findt hei on dao.
10. Der Kerl hat e Maul be en Scheereschleffer.
11. Dau haß en gescheite Kopp für Läus se zege.
12. Der jaht de Baach eronne (macht Bankerott).
13. Der eas frech be Greand.
14. Der eas faul be Meast.
15. Der hat mieh Nut as Pein (macht sich unnötige Sorge).
16. Jeder Hond eas ean seiner Hett frech.
17. Wenn ech iewer de Hond kumme, kumm ech och iewer de Schwanz.
18. An Sau eas satt, de anner stießt de Maul off de Trapp. (Wird gesagt, wenn einer bei Tische rülpst).
19. Der eas esu bekannt be en bonteje Hond.
20. Hätt ech, wollt ech, wär ech sein drei arme Männer.
21. Bo Jeald eas, eas de Deiwel, bo kant eas, eas e zwamol.
22. Dat mächt de Katz ka Buckel.
23. Dech soll et Meisje beiße.
24. Här eas Här, Jung hal de Säu im. (Der Befehl des Herrn ist unbedingt zu befolgen.)
25. Der eas se dumm fir Repe se rappe on wemme em et Kraut ean de Hänn jett.
26. Jedem et seint, dann hat de Deiwel neist.
27. Dat eas en richteje Dreidroht (Widerspenstiger).
28. Wemme et Hindje henke, trahst dau et Salje. (So tröstet man ein Kind, das zu Hause bleiben muß.)
29. De Wolf verleert sein alte Hoor, awer net sein alte Naupe.
30. Off jede Deppje hiert en Deckel.
31. Der reucht bal naoh Dänneholz. (Wird bald sterben.)
32. Dausend Kraut noch emol. (Ein harmloser Fluch.)
33. Wenn en Wann en Korf wär, jenge me Ajer haasche.
34. Wenn en Katz en Koh wär, könn me se melke.

35. Wenn Dreck zo Meast wird, dann well e gefohre oder geschlaaft sein.
36. Er leaft be de Vuel eam Hanfsaome.
37. Er mächt e Jesicht be drei Dag Rähn.
38. Dat lacht, be de Kowelenzer Keanner heule. (Wird zu einem weinenden Kinde gesagt.)
39. Der hat de Buckel esu voll Schold be en Hond de Buckel voll Flieh.
40. Fingerschlang Jeschäft eas mir leewer as be handlang jeschafft.
41. Dir wird me wal de Zung meat Altsem eanreiwe. (Sagt man zu Kindern, die nicht essen wollen. Früher wurde den Kühen, die nicht fressen wollten, die Zunge mit Wermut [Artemisia Absinthium] eingerieben.)
42. Ber kann, der sall.
43. Schostersch Weiwer on Schmieds Perd jinn am irschte barwes.
44. Dem paßt alles, as ka Perdsheannerjescheer.
45. Klane Kessele han gruße Uhre.
46. Me kaun esu alt were be en Koh, me liehrt noch immerzo.
47. Säu sein Säu ze Kowelenz be hei.
48. Me kann de Easel an de Baach treiwe, awer net, dat er säuft.
49. Be me en Easel mieh bitt, be er steiwer tritt.
50. Neist eas got fir de Aage, awer net fir de Mage.
51. Hunger eas e bies Schwert.
52. Bat selte jescheiht, dat hiert me weit.
53. Su kannst de en Easel beschade, der längere Uhre hät, as ech. (Erwiderung auf eine unhöfliche Antwort.)
54. Er jaht demeat im, be de Sau meat em Beadelsack.

Volkstümliche Bezeichnung von Personen.

Von **Johann Heuft.**

Im 6. Jahrgang, S. 221 ff., dieser Zeitschrift bringt Herr Wehrhan unter dem gleichen Titel eine interessante Abhandlung, worin er die Hoffnung ausspricht, daß von anderen Seiten

reichliche Mitteilungen aus anderen Orten nachfolgen werden. Diese Hoffnung hat sich bis jetzt leider nicht erfüllt. Mit dem Folgenden gebe ich einen kleinen Beitrag zu dieser Frage aus meinem Geburtsorte, dem kleinen Dorfe Trimbs im Kreise Mayen (Eifel).

Sehr selten wird auf dem Dorfe jemand mit seinem Familiennamen bezeichnet. Von einzelnen Personen, die nicht in der Gemeinde geboren sind, ist oft nur der Vorname bekannt, besonders wenn solcher in der Gemeinde sonst nicht, oder nur selten vorkommt. Fast alle Familien werden mit einem Namen bezeichnet, der auf den Vornamen eines oder mehrerer Vorfahren zurückzuführen ist, z. B.: Antunne. Der Anton Pauken verheiratete sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts und kaufte sich ein Haus. Nach seinem Vornamen wurde seine Familie Antunne genannt. Seine Kinder waren: Antunne Hanjerg, Antunne Draut, Antunne Hannedunn (Johann Anton) und Antunne Trein (Katharina). Nach dem Tode ihres Vaters kaufte die Tochter Draut das Haus, nachdem sie sich mit Mathias Heuft aus einem anderen Dorfe verheiratet hatte. Die Bezeichnung dieser Familie blieb. Die Enkel des verstorbenen Anton Pauken waren: Antunne Johann, Antunne Jakob, Antunne Mai (Maria) usw. Später wurde die Familienbezeichnung im Volksmunde allmählich geändert. Es hieß nunmehr: Heiftjes Mai, Heiftjes Henrich usw. von dem richtigen Familiennamen. — Antunne Trein verheiratete sich mit einem Johann Wagner aus der Eifel, dieser wurde Antunne Hännesche genannt, sein Sohn Antunne Pitte, die zweite Frau desselben Antunne Draut. Die jüngsten Kinder der beiden letzteren sind Antunne Klemens und Antunne Marie (damit ist die Familie der „Antunne“ bereits bis zur vierten Generation gekommen). Als Heiftjes Mai sich vor etwa 22 Jahren mit dem Nikolaus Steffes aus einem Dorfe der Voreifel verheiratet hatte, blieb die Familienbezeichnung „Heuftjes“. Eine Familie wurde „Baltese“ genannt, die folgende Generation Baltes-Gritte. Es kommen oder kamen hier folgende Benennungen von Personen vor: Hannese Jaokem (Jakob), Hannwëlleme Hännes, Hampittere Henrech, Hampittere Mattes (die Kinder des letzteren aber Mattese Hein, Mattese

Min usw.), Wilhelme Ammei (Anna Maria), Kätte Pitte, Paule Gritt, Moritze Thekla, Pitte-Jusepe Will, Buhrbernatese Bernard, Suffeie Jaokem, Juste Kasper, Juste Kättrein. Einige Familien erhielten ihren volkstümlichen Namen von der Lage des Hauses oder einer Eigentümlichkeit desselben: Wasserlaie (auf der Wasserlai, einer alten Schiefergrube), Schulle (früheres Schulgebäude), Träppjes (von einer kleinen Treppe vor dem Hause), Wenkels (im Winkel gelegen), Horstens (auf dem Hostert), Stieël (auf dem Stieël wohnend). Es kommen noch Familienbenennungen vor, die auf Stand oder Gewerbe zurückzuführen sind: Schooste(r)sch, Bäckesch, Schmitts, Hummes, Schäwesch.

Rätsel und Redensarten aus Alswede bei Lübbecke.

Von **W. Brinckhoff,** Elberfeld.

Rätsel:

Witt up't Dack un gel herünner, wat es dat? (Ei.)
Rund up't Dack un lang herünner, wat es dat?
(Garnknäuel.)

Gâ herut, un wenn du wier herin kums, schall di en Stück van'n dâuen Ossen in de Meute (entgegen) fläigen. (Dem Wiederkommenden wird ein Schuh vorgeworfen.) — Ebenso: . . . en Stück van de dâuen Suoge (Speckschwarte).

Redensarten:

Häi früß (friert) âs'n Schnider.
Häi sup âs'n Bessenbiner.
Häi ett âs'n Dösker.
Häi es sô dick âs'n Bürgermester.
Häi pustet âs'n Schmett.

De Kerl gait met'n Pastôur sinen Rock und met'n Schölmester sinen Hâut (= bürgerlich gekleidet, — will aber mehr scheinen, als er ist).

Häi glôrt (glüht) as'n Backs (Backhaus) = hat eine gesunde Gesichtsfarbe.

Kostgängers hept ümmer Schmacht (Hunger).

Du bis mi âuk'n Gast! (Antwort: Un Gast es'n Schwinelus.)

Met de Mettwurst nô den Schinken schmieten (für kleine Gefälligkeiten größere Gegenleistungen erwarten). Statt Schinken sagt man auch: nô der Sie Speck.

Enthält ein Brot (Stuten) große Löcher, sagt man: Dâ es de Bäcker dürkropen.

Rume steke speut di! zum Schneider oder auch zu einem andern Arbeitenden, der schnell fertig werden will und darum nur halbe Arbeit macht. (Rume = räumlich oder weit; speuten = sputen, beeilen.)

Em es de Genoigte bossen (unbescheiden, habgierig, läßt sich nicht genügen).

Wi wilt us van binnen bekiken (schlafen legen).

Ik kräig un half Ai un'n legen Dop (Eierschale), (also: eine lächerliche Kleinigkeit).

De Wind waiet ober de Haberstoppeln (man merkt den nahenden Herbst).

„Un höltene Kinddâupe" wird eine gelegentlich, ohne besonderen äußeren Grund veranstaltete Gasterei bezeichnet.

Kinnermâte un Kalbermâte mot man weten.

Du schlöps echter (schläfst hinten), du kanns nich metküern.

Met em löpt wat dür (durch) = ist nicht gescheit.

Et gäit met em baule tor nien Dür herut. (Der gewöhnliche Eingang zum Bauernhause geschieht durch die Seitentür, die Leiche wird durch die Haupttür, die zweiflügelige „niedere Tür" oder Einfahrt hinausbefördert.

Melodien zu lippischen Kinderspielen.

(Wortlaut und Beschreibung siehe diese Zeitschrift V 1908 S. 81—93, 184—197, 278—286.)

Von **K. Wehrhan**, Frankfurt a. M.

1. Ringlein, Ringlein, Rosen (a. a. O. Nr. 1).

2. Ringelreihen (a. a. O. Nr. 2).

3. Ringelrosen (a. a. O. Nr. 3).

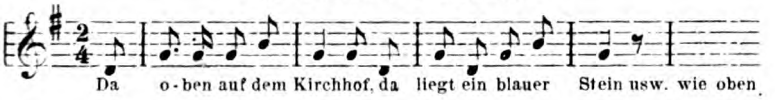
4. Ringlein Rosenkranz (a. a. O. Nr. 5).

5. Die nasse Brücke (Brautwerbung; a. a. O. Nr. 6).

6. Die weise Frau oder den Schatz suchen (a. a. O. Nr. 7).

7. Der blaue Stein (Finden und Abschiednehmen; a. a. O. Nr. 8).

7a. Andere Melodie.



8. Alte Jägerballade (a. a. O. Nr. 9).

9. Der Birnbaum auf der Waldheide (a. a. O. Nr. 10).

10. Das Häschen in der Grube (a. a. O. Nr. 11).

10a. Andere Melodie.

11. Der verlorene Schatz (a. a. O. Nr. 12).

12. Reigen vom Hochzeiten (a. a. O. Nr. 16).

13. Der blaue Fingerhut (Kranzsingen; a. a. O. Nr. 17).

14. Der Kirschbaum (Ringelspiel mit Umkehr; a. a. O. Nr. 18).

15. Ringelreihen mit Umdrehen des Kreises (a. a. O. Nr. 19).

16. Prinzessin erlösen (a. a. O. Nr. 21).

17. Die eingemauerte Königstochter (a. a. O. Nr. 22).

18. Der Gänsedieb (a. a. O. Nr. 23).

19. Nachahmungsspiel (a. a. O. Nr. 25).

20. Der Bauer (Singspiel mit Pantomimen; a. a. O. Nr. 26).

21. Der Bauer im Holz (a. a. O. Nr. 28).

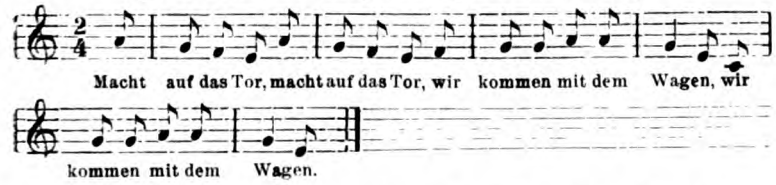
22. Der Mausemann (a. a. O. Nr. 29).

23. Die lustigen Musikanten aus Schwaben (a. a. O. Nr. 30).

24. Wanderspiel (a. a. O. Nr. 34).

25. Der böse Wolf (a. a. O. Nr. 38).

26. Durchs Tor gehen (a. a. O. Nr. 50).



27. Ringlein (Taler) verbergen (a. a. O. Nr. 51).

Kleinere Mitteilungen.

Zwei Bergische Sagen.

1. Die Glocke von Mehlem.*)

Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde nach der Überlieferung ein junger Mann in Mehlem angeklagt, ein Mädchen ermordet zu haben. Er wurde zum Tode verurteilt und an den Galgen auf dem Rodderberg gehenkt, trotzdem er seine Unschuld immer wieder beteuert hatte. Vor seinem Tode bat er, daß, wenn seine Unschuld an den Tag kommen werde, man alljährlich in seiner Sterbestunde zur Erinnerung an seinen unschuldigen Tod die Glocken läuten möge. Wirklich stellte sich seine Unschuld bald heraus. Darum ruft noch jedes Jahr die Glocke von Mehlem die Unschuld Heinrichs, wie der Getötete genannt wird, in Erinnerung.

2. Krementines als Geisterbanner.**)

Am Marperbach, der bei Heckinghausen in die Wupper mündet, lag vor langen Jahren ein Hof, der vom Erdboden verschwunden ist. Evangelische Leute bewohnten das einsame Haus, in dem ein Spuk sein Unwesen trieb. Am Abend war es ganz unmöglich, ruhig im Zimmer zu sitzen; das Küchengeschirr rasselte, die Kessel polterten, daß es nicht zum Aushalten war. Ein böser Geist war es, und zwar der frühere Besitzer des Hofes, der wegen eines Vergehens keine Ruhe finden konnte.

Endlich wandte man sich an den Pater Krementines im Kloster Hardenberg. Der berühmte Geisterbanner kam und blieb einige Tage und Nächte. Unaufhörlich betete er und bannte zuletzt den Geist in ein kleines Kämmerchen auf den Speicher, hart am Schornstein gelegen. Er verschloß das Kämmerchen, und nun hatten die Bewohner des Hofes Ruhe für alle Zeit. O. Schell.

Liewekeuken, Lebkuchen. Das erste aus dem frischgeernteten Korn jedes Sommers gebackene Brot führt in Lippe den Namen Liewekeuken, d. i. Lebkuchen. Diesem Brot wird eine besondere Kraft zugeschrieben, auch gilt es als glückbringend. In früheren Zeiten, als noch jeder Hausherr Besitzer eines eigenen Backofens war — heute ist es nur noch sehr selten der Fall —, wurde bei der ersten „Backte" vom neuen Korn eine Anzahl kleiner Brote gebacken, die dann als Liewekeuken an die Nachbarn und an verwandte Familien ausgeteilt wurden.

K. Wehrhan.

Amulett aus einem Sargnagel. In Heidenoldendorf bei Detmold in Lippe fertigt ein in der Nähe des Friedhofs wohnender Schlosser aus

*) Nach der Elberfelder Zeitung vom 20. Februar 1894. 3. Ausgabe.

**) Nach mündlichen Mitteilungen von Frl. B. in Elberfeld.

Nägeln, die er auf dem Friedhof zusammensucht, kleine (lateinische) Kreuzchen an. Die Balken haben eine Breite von 4 mm und sind etwa 1 mm dick. Der eine Arm hat eine Länge von 12 mm, die andern drei Arme sind 7—8 mm lang. Um das Kreuz mit einem Faden zum Aufhängen versehen zu können, hat der obere Balken ein rundes Loch von 2 mm Durchmesser. Man sieht dem Kreuzchen an, daß es aus rostigem Material gearbeitet worden ist.

Wie schon gesagt, werden die Kreuzchen aus Kirchhofsnägeln angefertigt. Daß diese vom Friedhof stammen, ist unbedingtes Erfordernis. Die besten und wirksamsten Kreuzchen sind diejenigen aus Sargnägeln, die beim Wiederaufgraben alter Grabstätten zutage gefördert werden. Aber auch andere Nägel vom Friedhof oder aus Friedhofskreuzen sind nicht unwirksam und werden gebraucht, weil die zahlreiche Nachfrage nicht gestattet, in allen Fällen auch wirkliche Sargnägel zu erhalten.

Vermittelt wird dieser Vertrieb durch die Hebamme des Orts, die dafür von den Leuten 25 Pfennig für jedes Kreuzchen nimmt. Die Hebamme darf nicht sagen, wer dieses wünscht, sonst verliert es seine Kraft.

Die Kreuzchen werden gegen Behexung angewandt. Da die Kinder am meisten gefährdet sind, so wird es hauptsächlich den Kindern auf die Brust gehängt. Zur Stärkung der Wirkung näht man es in ein kleines, mit allerlei Kräutern (darunter Kamillen, auch Teufelsdreck — Asa foetida u. a.) gefülltes Kissen ein. Zugleich wird damit verhütet, daß sich die Kinder an den immerhin scharfen Kanten des Eisens verletzen. Aber auch Erwachsene tragen das Kreuzchen Tag und Nacht auf der Brust, in erster Linie wieder stillende Mütter. K. Wehrhan.

Büchsen und Flöten (Coesfeld i. W.). Bei uns Jungens spielten 2 Holzarten eine große Rolle, einmal das „Büßholt", dann das „Sappholt".

Büßholt (= Hollunder) wurde so genannt, weil wir uns Büchsen daraus machten. Es wurde im Herbst eine kräftige Stange aus dem Hollunderstrauch geschnitten und diese in Stücke von ca. 30 cm Länge eingeteilt. Sodann entfernte man mittels eines kräftigen Drahtes das Mark aus der Stange. Dann wurde ein passender Stock so zugeschnitten, daß er als Ladestock benutzt werden konnte. Als Geschoß der Büchse wurden am liebsten Schlehen verwandt. Eine wurde oben in die Öffnung gepreßt, so daß sie luftdicht verschlossen war, dann von unten kräftig hineingeblasen und hier ebenfalls durch eine Schlehe (man nahm evtl. auch zerkautes Papier, wenn man keine Schlehen hatte) verschlossen. Das Durchstoßen des Stockes veranlaßte dann eine durch heftigen Knall begleitete Entladung. Funktionierte das Instrument gut, konnte man ziemlich weit damit schießen.

Wir machten aber auch noch eine andere Art Büchse daraus und zwar eine „Splenterbüchse". In diesem Falle wurde die obere Öffnung durch ein in der Mitte mit einem kleinen Löchelchen versehenes Stückchen Holz verschlossen und der Ladestock unten mit einem Zwirn- oder ähn-

lichen Faden umwickelt. Die Splenterbüchse, ins Wasser gesteckt und den Stock zurückgezogen, füllte sich mit Wasser, das ebenfalls durch Durchstoßen recht weit geschleudert werden konnte. Diese letztere Art Büchsen machten wir gewöhnlich etwas länger, wie die oben beschriebenen.

„Sappholt" — saftiges Holz — ist eine Weidenart, woraus wir uns im Frühjahr sowohl Happen als auch Flöten machten. Eine „Happe" ist eine „Huppe", die aus einem Stück Weidenbast besteht, das, an der einen Seite auf einige cm zusammengedrückt und abgeschabt, ein beliebtes Musikinstrument für die Jugend abgab. Man gewann diesen Bast, der, damit die Happe gut funktionierte, tadellos abgezogen sein mußte, auf folgende Weise. Ein Stück der Weide, vielleicht 15/20 cm, wurde abgeschnitten, vom dicken Ende auf einige cm der Bast entfernt und dann der verbleibende Teil desselben durch Beklopfen mit einem harten Gegenstand bearbeitet, in der Regel mit der Schale eines offenen Messers. Vor allen Dingen mußte, um den Bast schön und gut abzubekommen, die Stange ordentlich feucht gemacht und gehalten werden, was durch oftmaliges Durchziehen durch den Mund geschah. Die linke Hand ließ das angefeuchtete Holz dann auf dem Knie sich fortwährend umdrehen und indem man klopfte, um den Bast vom Holz zu lösen, sang man mit dem Schlag im Tackt:

Sappe sappe siepe,
Wanher büs du riepe?
In dem Mai, in dem Mai,
Wenn de Vögelkes legt dat Ei,
Wenn du dann nich riepe büs,
Dann hau ick die up't Köpken.
Köpken sall die bloden
Von de scharpe Rohden.
Pipken up, Pipken aff,
Wanher büs du draff?

War man nun so weit, daß man sich sagte, jetzt ist der Bast locker, nahm man den bereits abgeschabten Teil des Stockes zwischen die Zähne und versuchte den Bast durch Umdrehen von dem Holz zu lösen und langsam herunter zu ziehen. War man schön vorsichtig und hatte nicht das Pech, daß durch inwendigen Ansatz ein Riß entstand, war man glücklicher Besitzer einer Happe. — Stolz über das gelungene Werk entlockte man nun dem Instrument die je nach Größe höheren oder niedrigeren Töne. Einige Happen zusammen in Betrieb genommen, machten einen ganz anständigen Lärm. Etwas Besonderes an Umfang der Töne erreichte man, wenn man Besitzer eines Kuhhornes war, in welches oben die Happe eingeschoben wurde.

Wie bemerkt, wurde auf diese Weise auch eine Flöte gemacht. Zunächst schnitt man oben die entsprechende Kerbe und bearbeitete sie dann wie die Happe. Hatte man den Bast herunter, wurde oben ein abgeflachtes Stückchen Holz eingeschoben und, nachdem von unten ein Stock eingeführt war, war die Flöte fertig. Je nachdem der Stock nun

beim Blasen höher geschoben oder tiefer gezogen wurde, entwickelten sich natürlich auch die Töne.

Ob und in welchem Umfange vorstehend beschriebene Sitte noch besteht, entzieht sich meiner Kenntnis. A. Althaus.

Gemeindebackhäuser und Genossenschaftsmühlen.

von N. Ritzler, Bürgermeister a. D. Altenkessel (Saar).

1. Gemeindebackhäuser[1]).

In der Bürgermeisterei Treis — Mosel — befinden sich noch in den sogenannten Hunsrückgemeinden Lahr, Lieg, Lütz, Mörsdorf und Zilshausen Gemeindebackhäuser. Diese liegen fast alle so ziemlich in der Mitte des Dorfes, isoliert von anderen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden wegen etwaiger Brandgefahr. Sie sind alle zweistöckig, nicht unterkellert und bilden meistens ein längliches Viereck. Die Fundamentmauern und die Giebelseite, in welche der Backofen und der Schornstein eingebaut sind, sind aus Bruchsteinen mit gutem Mörtel hergestellt, die übrigen Umfassungsmauern bestehen, wie auch fast alle anderen Häuser des Ortes, aus Fachwerk. Sie sind mit Schiefer gedeckt, weil die Schiefer durch die Gruben in Lütz und Treis — bei Kloster Engelport — leichter und billiger zu haben sind als Dachziegel. Der untere Backraum hat eine Länge von 5—6 Metern, eine Höhe von 2,5—3 Metern, mit einem gestampften Lehm- oder Steinplattenboden. Die Öfen, meistens 2 auch 3, je nach der Zahl der Haushaltungen, befinden sich in Höhe von 1—1,50 Meter vom Boden, sind im Innern gewölbt und laufen zur Mitte in eine Höhe von 0,5—0,6 Meter aus. Sie sind hergestellt aus festgebackenem Ziegelstein der besten Sorte. Die eiserne Ofentür hat eine Höhe von 0,6—0,8 Meter und schließt nach allen Seiten hin, weit über die Öffnung. Die Öffnung zum Einschieben des Brotes ist in derselben Höhe im Viereck, wie die Mitte der inneren Wölbung. Über jeder Ofentür sind 2 Zuglöcher angebracht, von diesen aus steigen der Rauch und die Hitze in den breiten massiven Schornstein. Auch diese sind mit eisernen Schiebetürchen versehen. Unter den Ofentüren befindet sich die Aschengrube — Aschenkaul. Gegenüber den Backöfen befindet sich ein von der einen bis zur andern Seite eingemauerter starker und breiter Tisch aus Eichenholz, auf welchem das zu Hause bearbeitete Brot, ehe es in den Backofen geschoben wird, abgelegt wird, sowie auch nachher, wenn es gebacken ist. Sonst ist der übrige Raum leer, Ofenschieße — womit das Brot in den Ofen geschoben und nachher herausgenommen wird —, Besen, Handbürste und Eimer oder Blechschüssel werden von den Benutzern von Hause mitgebracht. Holz und Reisig darf nur beim Ofenheizen im Raume abgelegt werden, und etwa nicht gebrauchtes Holz wird vor die Haustür gebracht. Über dem Backraum befinden sich noch einige Zimmer.

[1]) Vgl. M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen, S. 195. 297. 58. 171. 309.

zu denen man von unten mittels einer leiterartigen Treppe gelangt. Diese obern Räume dienen entweder Gemeindearmen zur Wohnung, oder aber sie bieten für den Fall eines Brandes der betroffenen Familie notdürftige Unterkunft, bis das abgebrannte Haus wieder aufgebaut ist.

Sind die Räume aber nicht bewohnt, dann befindet sich der Schlüssel beim Gemeindevorsteher, bei welchem jeder, der das Backhaus benutzen muß, ihn in Empfang nimmt.

Die Reihenfolge der Benutzung ist durch eine feststehende Liste bestimmt. Die Zahl der Brote beträgt immer 10—14 Stück, in runder oder Laibform. Klagen kommen sehr selten vor. Das zu Hause bereitete Brot wird auf Brettern nach dem Backhause gebracht. Nachher muß der Benutzende das Backhaus und den Tisch ordentlich reinigen.

Das Gebäude gehört der Gemeinde und wird von dieser unterhalten. Reparaturen an ihm wie auch an den Backöfen werden von ihr getragen. Die Benutzung seitens der Einwohner ist kostenlos. Die gewonnene Asche verbleibt der Gemeinde und wird jährlich versteigert. Der Erlös fließt in die Gemeindekasse. Bei jedem Backhaus befindet sich ein Brunnen.

2. Genossenschaftsmühlen.

In den obengenannten, wie auch in der Gemeinde Treis finden wir die Genossenschafts- oder Bauernmühle.

Da in diesen Gemeinden die Brotfrucht von den besser begüterten Landwirten noch selbst gezogen wird, so ist bei dem heutigen Mangel an Mahlmühlen, die wir vor 20—30 Jahren noch in jedem Bachtale fanden und die durch ihre reizende idyllische Lage, das anheimelnde Geklapper, das Rauschen des Mühlbaches und das Knarren der Räder so lieblich, traut und anheimelnd waren, die Beschaffung einer Genossenschaftsmühle für solche Orte notwendig geworden.

So traten dann eine Anzahl Interessenten zusammen und bildeten eine Genossenschaft. Entweder kauften sie eine nahegelegene ältere Mühle mit allem Zubehör oder ein Grundstück, auf welchem sie dann das Mahlgebäude nebst Einrichtung aufführten, nachdem sie auch das Wasserrecht dazu erworben hatten. Das Betriebskapital wurde entweder aus eigenen Mitteln oder durch Anleihe beschafft. Diese Genossenschaften stehen unter der Leitung eines Vorstandes — des Mühlenschultheißen und 2—4 Beisitzern oder Beratern. Durch ein Statut sind die einzelnen Bestimmungen, die Beiträge und die Mahltaxe festgelegt. Letztere werden von dem Kassierer eingezogen. Etwaige nötige Reparaturen oder Neuanschaffungen bestimmt die gesamte Genossenschaft.

Über neu Hinzutretende wird ebenfalls beschlossen und deren Beitrag zu dem bestehenden Unternehmen bestimmt. Der Kassierer legt jährlich Rechnung.

Schultheiß, Berater und Kassierer werden auf 2—3 Jahre hin gewählt.

Nachtrag: In der Fürstl. Hatzfeld'schen Verwaltung, in der ich früher angestellt gewesen, gehörte zu jedem isoliert gelegenen Hofe ein

Backhaus. In den geschlossenen Orten Friesenhagen, Bettorf, Steeg und Gerndorf war ein Backhaus für mehrere Hofgüter bestimmt. Zu meiner Zeit 1887—1892 gab es dort in den bäuerlichen Haushaltungen nur Roggenbrot. Den Teig bereitete der Hausvater selbst. Die fürstl. Mühlen in Crottorf und Wildenburg waren nach entsprechender Anzahl von Höfen, für die Pächter bestimmt, die nach ihrem Pachtkontrakte verpflichtet waren, in der einen oder andern Mühle mahlen zu lassen. Damals waren diese Mühlen noch stark besucht.

Berichte und Bücherschau.

Carl Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. Ein Beitrag zur Volkskunde des Königreichs Sachsen. Leipzig, W. Heims, 1913. XXIII und 318 S. — Preis brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.—.

Der vorsichtig und bescheiden gefaßte Titel zeigt, daß es sich in dem vorliegenden Buche nicht um eine erschöpfende Darstellung der Volksmedizin Sachsens handeln soll. Der Verfasser beschränkt sich einstweilen darauf, in zwei Hauptabschnitten die Entstehung und die Heilung der Krankheiten im Glauben und Brauch des Volkes im Königreich Sachsen (außer der Lausitz), in Sachsen-Altenburg und in Reuß j. L. darzustellen. Er hat die gedruckten Quellen (unter Verzicht auf die im Volke verbreiteten Zauberbücher) ausgiebig benutzt, durch Umfragen viele Beiträge erhalten und manches aus persönlichen Erkundigungen hinzufügen können. So ist ein sorgfältiges, reichhaltiges und wohlgeordnetes Werk entstanden, das nicht bloß einen Überblick über die in Sachsen herrschenden volksmedizinischen Anschauungen und Mittel gibt, sondern auch, worauf der Verfasser mit Recht hinweist, die Einheit des Völkergedankens von neuem belegt und den Volksaberglauben nach den verschiedensten Seiten hin berührt und beleuchtet. Gute Inhaltsübersichten, Literaturverzeichnisse und Register erleichtern die Benutzung sehr. Sartori.

Karl Hessel. Sagen und Geschichten des Nahetals. Zweite stark vermehrte Auflage. Verlag von Franz Kilian in Kreuznach, 1913. 109 S. 8°. 0,80 M.

Der auf dem Gebiete der Sage und volkstümlichen Geschichte Rheinlands bekannte Verfasser bietet hier ein Büchlein, das er als eine Art Heimatkunde für die Nahekreise (Kreuznach, Simmern, Meisenheim) mit Recht betrachtet sehen möchte. Darum der knappe Rahmen, der sich leicht hätte erweitern lassen können. Der neuerdings zu so großer Berümtheit gelangte „Jäger aus Churpfalz“ fehlt nicht. Auch der Mundart ist Rechnung getragen. So erscheint das Büchlein als ein ansprechender, anregender Lesestoff für die Jugend in Stadt und Land; aber auch die Alten werden gern zu dieser Lektüre greifen und dabei gern

der Vergangenheit gedenken. Der populäre Ton läßt das selbständige, eingehende Quellenstudium kaum ahnen, das der ganzen Arbeit zugrunde liegt; aber das Quellenverzeichnis am Schluß läßt darüber keinen Zweifel aufkommen. Die Notwendigkeit einer zweiten Auflage ist ein Beweis für den Anklang, den das Buch gefunden hat. Möge es bald in keinem Hause des Nahegaues mehr fehlen. —e—.

Lehnhoff, Wilhelm. Altwestfälische Volkslieder und neue deutsche Heim- und Wanderlieder. Arnsberg i. W. 1913. J. Stahl. 96 S. kl. 8° Preis in Leinen geb. Mark —.80.

Daß die Freude an der heimatlichen Liederwelt im Wachsen ist, zeigen uns die verschiedenen Sammlungen von Volksliedern unseres Gebietes, denen sich soeben eine neue zugesellt hat. Der Verfasser der bestens bekannten „Schönen alten Singspiele" hat hier eine ganze Anzahl von guten Volksliedern vereint, die sich in 50 altwestfälische Volkslieder, 9 Westfalenlieder und 28 deutsche Heim- und Wanderlieder gliedern. Für uns ist besonders der erste Teil wichtig, der die bodenständigen Lieder enthält, und wir freuen uns, daß er so reichlich ausgefallen ist; zu erwähnen sind darin besonders die mundartlichen Texte. Einigen Liedern sind kurze erläuternde Anmerkungen beigegeben worden, die Sinn und Sinnigkeit fördern sollen. Daß in dem Büchlein Wort und Weise vereint wurde, kann nur begrüßt werden. Möge es dazu beitragen, allmählich den gesamten Schatz unserer heimischen Liederwelt ans Licht zu ziehen. K. Wehrhan.

Burger, Alexander. Lieder und Sagen vom Rhein. (Turm-Bücherei. Herausgegeben von Georg Volk und Fr. Gagelmann. Band 10.) Leipzig. Turm-Verlag. 1913. 48 S. kl. 8°. Preis Mark —.30.

Ein kleines, aber sehr ansprechendes Büchlein, das uns die malerische Romantik des schönsten deutschen Stromes in glücklich gewählten Farben schildert. In kurzem Fluge durch das ganze Gebiet des Rheins lernen wir die kostbarsten Perlen der Sagen- und Liederwelt kennen; daß der Wein dabei nicht vergessen ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, denn wohl nicht zufällig reimen sich die beiden Wörter Rhein und Wein. Wer einmal eine schöne Rheinfahrt in Gedanken machen will, der greife zu dem Büchlein. — In der erst kürzlich ins Leben gerufenen Turm-Bücherei sind außerdem noch verschiedene volkskundlich bemerkenswerte Bücher erschienen, die sich durch den gleichen billigen Preis und gute Ausstattung auszeichnen, so die Dorfgeschichten von Sohnrey, Ernst und Scherz aus dem Hessenlande und andere Hefte.
K. Wehrhan.

Kossinna, Gustav. Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. Würzburg, Kurt Kabitzsch. 100 Seiten gr. 8°. Preis Mark 5.—.

Vorliegende Arbeit ist ein erweiterter Vortrag, auf der Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte 1911 in Koblenz gehalten, und berücksichtigt eingehend unser Vereinsgebiet.

Wenn der Inhalt auch nicht eigentlich volkskundlich ist, so gibt er doch einen guten Einblick in altgermanisches Leben und Wesen und damit einen Teil des Bodens, auf dem sich die Volkskunde aufbaut. Die 157 Abbildungen zeigen, daß die alten Germanen durchaus nicht Barbaren im landläufigen Sinne des Wortes waren, sondern einen ansehnlichen Kulturstand erreicht hatten. K. Wehrhan.

Benzmann, Hans. Die deutsche Ballade. Eine Auslese aus der gesamten Romanzen- und Legendendichtung unter besonderer Berücksichtigung des Volksliedes. Mit Einleitungen, Erläuterungen und Registern. 2 Bände. Hesse & Becker, Leipzig 1913. XXXII und 408, 494 Seiten 8°. Preis in Leinen geb. Mark 7.—.

Außer dem, was schon im Titel angedeutet ist, finden wir in diesem außerordentlich reichhaltigen und dabei ungewöhnlich preiswerten Werke noch Zaubersprüche, Rätsellieder, Schwänke u. v. a. und in einem besonderen Abschnitt „Das Volkslied anderer Völker". Die Sammlung ist von ästhetischen wie auch von historischen Grundsätzen geleitet und bringt eine Auswahl, wie sie in so umfangreicher Weise noch wohl nicht vorliegt. Eine weit ausholende Einleitung führt treffend in den Inhalt ein, das Sach- und Autorenregister nebst einem Verzeichnis der Überschriften und Versanfänge erhöhen den Wert. An dieser Stelle seien besonders die Abteilungen hervorgehoben, die unser Vereinsgebiet berücksichtigen und die eine Reihe der schönsten Volkslieder bringen.
K. Wehrhan.

Ruhrtal-Sagen von der rheinisch-westfälischen Grenze. Von P. Bahlmann. Münster 1913. Universitäts-Buchhandlung Fr. Coppenrath. 62 Seiten. 60 Pfennig. In dem unscheinbaren Büchlein stellt der Münsterer Oberbibliothekar Prof. Dr. P. Bahlmann mehr als 20 Sagen zusammen, von denen die ersten eine besondere, an die märkische Bauerschaft Altendorf geknüpfte Gruppe bilden. Eine ähnliche Sage wie die in allen Orten des Kirchspiels Niederwenigern erzählte Sage vom Horkenstein kennt man auch aus dem Aachener Bereiche. Man hat es also wohl in diesem Falle mit einer Wandersage zu tun. Jede einzelne Sage hat den Nachweis ihres Ursprungs oder sonstiger Erwähnung und Behandlung erhalten. Diese Angaben verleihen der kleinen Sammlung größeren Wert.
Dr. A. Wrede.

Westfälische Bibliographie. Von P. Bahlmann. Die jetzt im 5. Jahrgange stehende Zeitschrift Westfalen (Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens und des Landesmuseums der Provinz Westfalen, Münster, Universitäts-Buchhandlung Fr. Coppenrath, jährlich 4 Hefte mit zahlreichen Tafeln, Mark 4.–) gibt ihren Beziehern jährlich eine bibliographische Übersicht umsonst. Bisher sind deren zwei erschienen, für 1910 und 1911 als Beilage zum 3. und 4. Jahrgang; der demnächst mit dem 4. Hefte abschließende 5. Jahrgang wird eine solche für 1912 bringen. Die Bibliographie für 1909 ist in der Zeitschrift selbst, im 1. und 2. Hefte des 2. Jahrganges enthalten.

Der Bearbeiter P. Bahlmann hat die Schriften jedesmal in die Gruppen Vor- und Frühgeschichte; Provinz Westfalen; Regierungsbezirk Arnsberg; Minden; Münster; Einzelne Personen und Familien und zuletzt Mundartliches eingeteilt. Mundartliches enthalten indessen auch andere Gruppen, außerdem rein Volkskundliches. Vielleicht entschließt sich Bahlmann, eine weitere Gruppe, die das rein Volkstümliche bringt, hinzuzufügen. Die Übersichten selbst sind ziemlich erschöpfend, da nicht nur selbständige Schriften, sondern auch Aufsätze, Notizen usw. aus Zeitschriften und Tagesblättern herangezogen werden. Dr. A. Wrede.

Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins zwischen Düsseldorf und Aachen von Theodor Frings. Mit einer Karte (5. Heft der Sammlung Deutsche Dialektgeographie, herausgegeben von Prof. Ferdinand Wrede), Marburg 1913. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. IX und 246 Seiten, Mark 8.—. Frings, früher längere Zeit Assistent am Rheinischen Wörterbuch, geht in seiner Untersuchung aus von der Mundart in Dülken-Stadt und Dülken-Land, deren Lautlehre kurz behandelt wird. Hieran schließt sich ein größerer dialektgeographischer Teil, der eine vom westgermanischen ausgehende Untersuchung der Lautveränderungen enthält und eine Reihe von Beobachtungen zur Wortbildungs- und Flexionslehre mitteilt. Ein kleinerer, aber für weitere Kreise interessanterer („Historisch-erklärender") Teil befaßt sich mit dem Verhältnis der festgelegten mundartlichen Grenzen zu den politischen von 1789, d. h. wie sie die Karte von 1789 in den Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde widergibt, ferner zu den Konfessions-, Gau- und Stammesgrenzen. Dabei wird noch besonders das Alter der politischen Grenzen von 1789 sowie die Territorial- und Dialektentwicklung von etwa 1400—1800 dargelegt. Ein letzter Abschnitt geht noch auf die rheinischen Betonungsverhältnisse, besonders auf die in der Mundart von Dülken ein. Die ganze Arbeit, die leider hier nicht ihrer vollen Bedeutung entsprechend gewürdigt werden kann, weil sonst zu viele Einzelheiten fachwissenschaftlicher Natur herausgehoben werden müßten, ist mit einem Worte gesagt eine ausgezeichnete Leistung auf dem Gebiete der deutschen Dialektgeographie. Der Herausgeber Prof. Ferdinand Wrede schickt der Arbeit Worte liebevollen Gedenkens an Georg Wenker, den Schöpfer des Sprachatlas des Reiches, vorauf. Dr. A. Wrede.

Druckfehlerberichtigung.

Oben auf S. 215 muß die Schlußanmerkung zu dem Aufsatze von Prof. Dr. Stuhl so lauten:

[Vgl. Eccardus, Geschichte des niederen Volkes in Deutschland, S. 15. 88. 89. 90. 92. Ferner vgl. des Verf. Schrift „Das altrömische Arvallied — ein urdeutsches Bittganggebet" (Würzburg, Kellner, 1909).]

Namen- und Sachregister.

Aachen 43. 273. 274.
Abendläuten 117.
Abzählreime 62. 261.
Aderlassen 163. 228 ff.
Agger 12.
Aldenhoven 274.
Alswede b. Lübbecke 288.
Altweibertanz 4 f.
Alverdissen (Lippe) 125.
Ameise 186.
Amshausen, Kr. Halle 23.
Amulett 296 f.
Argental (Rheinl.) 41.
Ascheloh, Kr. Halle 23.
Aschermittwoch 2 f.
Asseln 227.
Attendorn 227.
Aufgebot 84. 222. 223.
Auge Gottes 243.
Augenleiden, Mittel dagegen 188.
Aussteuer 102.

Ballspiel 259. 260.
Barmen 39. 43.
Bartholomäusbutter 271.
Bartholomäustag 68.
Bastlösereime 253 f. 298.
Batenhorst (Westf) 23.
Baum, Kinder kommen aus dem — 162.
Bauopfer 144.
Becher, westfälischer 55.
Beckum 227.
Beelen (Westf.) 24.
Begräbnis 9. 231 f.
Beiträge d. Hochzeitsgäste 87 f.
Belle b. Steinheim (Lippe) 69.
Bensfeld, Kr. Büren 104.
Berg 144. 145. 227. 296.
Beschreien 167.
Besen 83. 84. 242.
Besprechen 194 f.
Bestreichen 195.
Betglocke 116 f.
Bibliographie z. rhein.-westf. Volkskunde 69 ff.
Bickeln 260 f.
Bielefeld 62. 227.
Bienenstich, Mittel dagegen 190. 192.
Biesen b. Detmold 68. 69.
Birkenfeld 195.
Blutstillungsmittel 189.
Bochum 227. 283.
Bohne 8. 190.
Bohnenhorst 8. 10.
Boppard 41.
Borbeck 84. 88 f. 92 f. 169. 182.
Böser Blick 167. 243.
Brake (Lippe) 219.
Brambauer b. Dortmund 146.
Brandwunden, Mittel dagegen 190 f.
Brautbad 89.
Brautbett machen 100 f.
Braut, Kampf um die — 4 f.
Brautkranz 90. 98.
Brautlied 98 f.
Brautmai 92.
Brautreis 92.
Brautschuh 98.
Brautwagen 84 ff.
Britschebrett 103 ff.
Britzemeister 103 f.
Broel 12.
Brot 244.

Brunnen, Kinder kommen aus dem — 162.
Brustbein der Gans 22.
Bruttig 11.
Büchsenwulf 125.
Buckse, blecherne, eiserne 244.
Bullemann 243.
Burwiärken 54 f.
Büßholt 297.
Butter 68.
Butterhexe 267 ff.
Buttern 267 ff.
Butzemann 243.

Centuria 207.
Charivari 1.
Clarholz (Westf.) 24. 25.
Coesfeld 56. 58. 59. 297.
Conz b. Trier 269.
Curia 207.

Dachs 281.
Dachtraufe 168 f. 191.
Decuria 207.
Derschlag (Rheinl.) 43.
Detmold 61. 143. 233.
Dienstboten s. Gesinde.
Dinslaken 42.
Donnerkraut 192.
Donnershansen (St. Goar) 42.
Dortmund 146. 226.
Dreikönige 280.
Dreizahl 194.
Dreschen 113 ff.
Drüppelfall 169.
Dürrenast 275.

Edelmann-Bedelmann 108 ff.
Ehestandslied 222.
Eiche 162. 166. 191.
Eichhörnchen 254 f.
Eierkappen 67.
Eiersammeln 12. 14 f.
Eifel 29. 215.
Eihaut 166.
Elberfeld 31. 255.
Empfang der Braut 94 f.
Engelsmühle 231.
Enger i. W. 144.
Enneperstraße 227.
Erbsen 8.
Erde 161 f.
Ernte 111 ff.
Erntefest 228.
Erziehung der Kinder 241 ff.
Esel 2.
Essen (Ruhr) 81. 161.

Fastnacht 2. 7. 11 f. 64. 82. 103 ff. 232.
— begraben 3.
Federfest 84.
Federkranz im Bett 167.
Feerenzech s. Federfest.
Feierabendläuten 118 f.
Feuer 164.
Feuerglocke 121.
Fingerreim 146. 181.
Flachs 17 ff.
Fleischhochzeit 96.
Fleutepiepkes 253 f. 282. 298.
Flitterwochen 115.
Flöten gehen 34 f.
Flurnamen 123.
Französische Worte in d. märkisch-westf. Mundart 141 ff.
Freimaurer 148.
Fremder 272.
Freudenberg, Kr. Saarburg 4.
Friesenhagen, Kr. Altenkirchen 5 f.
Friggekumpanien 82.
Fromme Luie sind griddig 277 f.
Fronleichnam 10. 119 f. 232.
Fuchs 20 ff. 35 f. 130. S. Pfingstfuchs.

Gans 20. 22 f.
Gebehochzeit 99 f.
Gebet, ewiges 9.

Geburt 161 ff.
Geburtsbaum 166.
Geburtstag s. Namenstag.
— des Lehrers 245 f.
Gemeindebackhaus 117. 223. 299 f. 300 f.
Gemeindeglocke 122.
Genossenschaftsmühlen 300 f.
Geseke (Westf.) 64. 227.
Gesinde 20.
Gespenster s. Spuk.
Gicht, Mittel dagegen 186.
Gilzem, Kr. Bitburg 268.
M.Gladbach 147.
Glas von der Braut geworfen 7.
Glocke 115 ff. 296.
Glockenläuten 8.
Glockennamen 116.
Glückshaube 165 f.
Grab der Wöchnerin 170.
Gras unter den Füßen weghauen 277 f.
Greimerath, Kr. Saarburg 269.
Greven (Westf.) 106.
Großenmarpe (Lippe) 68. 69.
Gründonnerstag 120.
Gütersloh 26.

Haarschneiden 181. 192.
Haberfeld 214.
Häckselstreuen 84.
Hahn 84.
Hahn, den — fangen 228.
Hal 55.
Hals über Kopf 30 ff.
Halsdorf, Kr. Bitburg 215.
Hamm 26.
Hammelburg (Unterfranken) 270 f.
Händewaschen 195.
Handgeld 3 f.
Handwebestuhl 133 ff.
Hangelt (Rheinl.) 42.
Hasel 242.
Häskenjagen 241.
Haubung d. jungen Frau 98.
Hausinschriften, westfälische 23 ff.
Hauslauch 192.
Hausnamen 195 ff.
Haustiere 255. S. Vieh.
Hebamme 162. 164 f. 169. 170. 171. 172 f. 297.
Heidenoldendorf(Lippe) 68. 69. 296.
Heiratsvermittler 3. 4. 83. 222.
Heischegang 12. 14 f. 22. 59. 64 f. 65 f. 105.
Hellental, Kr. Schleiden 268.
Hellseher 60 f.
Herd 95. 172.
Herdorf (Sieg) 42.
Heringsessen 232 f.
Hermannslied 257.
Herr aus Ninive 53. 263 f.
Herzebrock (Westf.) 26. 27.
Hessen, blinde 210.
Hessengänger 249.
Hexen 9 f. 60. 62. 149. 167. 267 ff.
Hexenband 125.
Hillebille 233.
Hillig 222.
Hirsebrei 87.
Hochzeitsbitter 6. 86 f. 94. 96.
Hochzeitsbitterspruch 6. 86. 102.
Hochzeitsbräuche 3 f. 4 f. 5 ff. 81 ff. 222 ff.
Hochzeitsmahl 96. 102.
Hochzeitstanz 4. 97.
Hochzeitszug 6. 93 f.
Holunder 297.
Hörde i. W. 149. 226.
Hörstmar (Lippe) 127.
Hose 270.
Huhn 68. 88.
Hühnerjagd bei d. Hochzeit 101.
Hun 209.
Hund 189. 209. 284.
Hundertschaft 207.
Hundgeding 210. 211 f.
Hunnen 209.
Hunrige 207. 212.
Hunschaft 209.
Hunsrück 41. 115. 207 ff. 222.

Jakobifeier 56 f.
Johannistag 10.
Johanniswasser 11.
Irrlicht 171.
Ittenbach (Siebengeb.) 271 f.
Jülich 43.

Kaffeehochzeit 96. 173.
Kalmus 187.
Kamen 227.
Kamille 168. 185. 297.
Karfreitag 220.
Kartenspiel 98.
S. Katharina 279.
Katze 127. 130. 165. 227.
Kelkheim (Obertaunuskreis) 42.
Kellenbach, Kr. Simmern 268.
Kempen (Rhein) 279.
Kerstinge 170.
Kerze 164. 169. 172.
Kettenreime 181.
Kevelaer 274. 282.
Kinder 62.
Kinder, Herkunft der — 162.
Kinderkrankheiten 183 ff.
Kinderlieder 176 ff. 254 ff.
Kinderpflege 174 ff.
Kinderspiele 258 ff. 289 ff.
Kinderzucht 241 ff.
Kirchgang d. Wöchnerin 169 f.
Kirchweg 171.
Kirmes 11.
— begraben 4.
Kirschbaum 83.
Kläppern 120.
Kleinaltenstädten b. Wetzlar 228.
Klöppkesmaken 251.
Klüngelskerl 248.
Knabenkämpfe 122. 250.
Knickerspiel 258.
Kniereiterlieder 177 f. 178 ff.
Knöchelspiel 260 f.
Knochen sammeln 4.
Köchin bei d. Hochzeit 96.
Kohl 189.
Kohlstädt (Lippe) 60. 62.
Köllertal, Kr. Saarbrücken 4.
Kommunion, erste 265 f.
Konfirmation 174. 265 f.
Kopfwaschen am Polterabend 88 f.
Körbecke b. Soest 65.
Koselieder 177.
Kram, in den — kommen 167.
Krämpfe der Kinder, Mittel dagegen 9.
Kramsuppe 168.
Krefeld 133.
Krementines 296.
Krengel 143 f.
Kreuztracht, Meppener 220 f.
Krombach (Malmedy) 277.
Kronenburg, Kr. Mettmann 275 f.
Kropf, Mittel dagegen 68.
Krugwerfen am Fastelabend 7.
Krümmel (Rheinl.) 42.
Kuhfladen 190.
Kupferdreh 43.
Kutsche, gläserne 219.

Lambertifeier 56 ff.
Langenberg (Rheinl.) 43.
Langschläfer 55. 256. 284.
Laus 183. 191.
Läuten zur Kirche 118.
Lebensbaum 166.
Lebkuchen 296.
Lehrer 245 f.
Leibweh, Mittel dagegen 187.
Leichenwache 61.
Leichenweg 61.
Lenkte, de longe 110 f.
Leopoldshöhe (Lippe) 60.
Lette, Bez. Minden 27. 28.
Licht 164. S. Kerze.
Lichtmeß 281.
Linde 185.
Linetrecken 94.
Lippe 58. 60. 61. 62. 123. 218. 232. 277. 278. 296.
Lippspringe 60.

Löffel 87. 95.
Löffel, einen über den — balbieren 32 f.
Lüdenscheid 227.
Lüerdissen (Lippe) 126.
Lüttringhausen 272.

Maibaum 64. 83.
Maifeier 64.
Maifrauen ausrufen 64.
Maikäferlied 254.
Mailehen 64. 66 f.
Mainacht 62.
Maisingen 12 ff.
Maitag 83.
Mark, Grafsch. 20. 128. 141. 281.
Martinsfeuer 10.
Martinsgans 22.
Martinshörnchen 22.
Martinstag 22. 121.
März 281.
Matzen 120.
Maus und Zahn 184.
Meerschweinchen 186.
Mehlem (Berg) 296.
Mehring (Mosel) 67.
Melodien zu Kinderspielen 289 ff.
Meppen 220.
Messen 182.
Middelsmann s. Heiratsvermittler.
Milch 62. 267. 280.
„ verhexte 62. 149.
Mimigerneford 230 f.
Mittagsläuten 117.
Mond 192. 244.
Mühle 62.
Müller 130.
Münster (Westf.). 28. 230 f.
Münsterländer 227.

Nachbarn 1. 84. 85. 92 f. 96. 97. 101. 164 f. 168. 169.
Nachfeier d. Hochzeit 101 f.
Nachgeburt 165.
Nachtmahr 218.
Nachtwächter 121. 257.
Nagel, eiserner 188. 296 f.
Nägelschneiden 181.
Nahrung d. Kinder 182.
Namengebung 173.
Namenstag 62. 174. 245.
Napoleon 50. 224 f.
Nasenbluten, Mittel dagegen 193.
Nebelkappen 90.
Neuenheerse, Kr. Warburg 104.
Neuerburg, Kr. Wittlich 270.
Neujahr 8.
Neujahrslied 65 f.
Neujahrstag 174.
Neunzahl 168.
Neuwerk, Kr. Gladbach 231.
Niederheimbach 41.
Niedernhagen, Kr. Gummersbach 268.
St. Nikolaus 1 f. 251.
Ninive, Herr aus 53. 263 f.
Nohn, Kr. Adenau 269.
Nohwernäppken 90.
Nottaufe 171.

Obermoselgau 3.
Odenkirchen 43.
Oelde (Westf.) 28. 29.
Ohrenschmerzen, Mittel dagegen 185. 186.
Ohrringe 188.
Oktoberfuchs 37.
Ortsneckereien 226.
Öster, Kr. Warendorf 103.
Osterfeuer 8. 59.
Ostern 8. 67. 120.
Ottweiler 269.

Palz 20.
Paten 2. 88. 89. 171. 172. 173 f.
Personenbezeichnungen 286 f.
Petterstuten 88.
Pfennigfuchser 36.
Pferd an e. dürren Ast binden 275.
Pfetzpfenning 36.

Pfingsten 8. 36.
Pfingstfuchs 35 f. 256.
Pflaumenbaum 83.
Polterabend 5 f. 88.
Prozession 8. 10. 119 f. 220 f. 274.

Quawolf 125.

Raspeln 120.
Rätsel 146 f. 288.
Recklinghausen 86. 96. 101.
Redensarten 20 ff. 29 ff. 128 ff. 272 ff. 279 ff. 281 ff. 284 ff. 288 f.
Reigenlieder 44 ff.
Reinigen des Getreides 114 f.
Reinigungsgang d. Wöchnerin 168.
Reiten zur Trauung 93 f.
Rekruten 12.
Repen des Flachses 17 f.
Rhein 41.
Rheinböllen, Kr. Simmern 42.
Rheydt 42.
Richtkrone 233.
Riegenroth, Kr. Simmern 41.
Ring 91.
Roland 213 f.
Rosegall, so bitter wie 33.
Rösten des Flachses 18.
Rote Erde 214.
Rote Farbe 84. 85. 94. 171.
Rug 210.
Rüge 210.
Rummeln (Rheinl.) 43.
Rummeltopf 262.
Rute 242. 246 f.

Saarburg 1.
Saffig, Kr. Mayen 270.
Sagen 121. 123 ff. 215 ff. 218 f. 228. 237 ff. 296.
Salbei 185.
Sulzuflen (Lippe) 69.
Sämesmann 89.
Sammelgang s. Heischegang.
Sappholt 298.
Sargnagel 296 f.
Säugen d. Kinder 182.
Schaukellieder 179.
Schauverkop 98.
Scheerenschleifer 249 f.
Scheiderhöhe, Kr. Sieg 268.
Schickabend 102.
Schießen bei der Hochzeit 6. 83. 94. 223.
Schießen vertreibt Hexen 270.
Schiffeln 67 f.
Schlag mit der Lebensrute 106.
Schluckser, Segen u. Mittel gegen den — 37 ff. 193 f. 194.
Schlüssel 193.
Schmacksunndag 82.
Schmied 64. 257.
Schnecke 191.
Schneider 256.
Schnellsprechübungen 58. 257.
Schnüren d. Hochzeitszuges 6. 94.
Schönseifen, Kr. Schleiden 268 f. 271.
Schüfeln 260 f.
Schuh, Erde im — 228.
Schulgang, der erste 244 f.
Schulglocke 121 f.
Schult, Kr. Adenau 271.
Schuster 257.
Schützenfest der Kinder 265.
Schützenkette 106.
Schwalenberg (Lippe) 59. 127.
Schwanenberg 17.
Schwangerschaft 163.
Schweigegebot 8.
Schwelle des Hauses 83.
Schwindsucht, Mittel dagegen 69.
Schwingen des Flachses 18 f.
Sechswöchnerin 168. 170.
Segen 37 ff. 60.
Sendenhorst (Westf.) 29.
Siebenschläfer 58.
Siebenzahl 40.
Silvesterabend 65.
Singspiele 261 f.

Soest 227.
Sohren (Hunsrück) 116.
Speichel 188.
Spiegel 163. 182. 243.
Spinnabende 19.
Spinnen 19.
Spinngewebe 189.
Spökenkieker 170.
Spönn 19.
Spottverse 55. 58. 147 f. 256 f.
Sprichwörter s. Redensarten.
Spuk 61. 149. 165. 217 f. 296.
Spulrad 138 f.
Ständchensingen 62 f. 149 f.
Stein über eine Wasserfläche hüpfen lassen 259 f.
Streppen des Stielmuses 81 f.
Strohkorb 84.
Strohpuppe 84.
Strumpf 185.

Talle (Lippe) 125. 219.
Tanzlieder 178.
Taschentuch 4. 97. 170. 233.
Taufe 170 ff.
Taufkerze 172.
Taufkleid 171 f.
Taufschmaus 173.
Taufwasser 172.
Tee 184 f.
Teufel im Weihwasserbecken 32.
Thomastag 55.
Todvorzeichen 60 f. 62. 149.
Tomsiesel 55.
Topfschlagen (Kreiselspiel) 258 f.
Totenglocke 119.
Totenwache 61.
Totenwagen 231 f.
Tracht der Brautleute 90 f.
Trauring 91.
Trauung 91 f.
Trauzeugen 92 f.
Treis (Mosel) 8. 10.
Trimbs, Kr. Mayen 284. 287.

Ungebrüd lassen 273.
Ungeheit lassen 273 f.
Ungehudelt lassen 274.
Ungeschoren lassen 272 f.
Unna 226.
Urin 188.

Veldrom (Teutob. Wald) 69.
Verkündigung s. Aufgebot.
Verlobung 4 f. 5.
Versehen d. Mutter 163.
Versehgang 8.
Vieh 9. 62. 149.
Volkslieder 53 f. 60. 144 f. 145 f. 151 f.
Volksmedizin 60. 68 f. 183 ff.
Vorgeschichte 60 f. 62.
Vörnohwer 165.

Wacholder 186. 187.
Wägen 182.
Waldbeerensammeln 254 f.
Wannmühle 114.
Warzen, Mittel dagegen 69. 191.
Wasser 164. 188.
Wasserguss 103.
Weben 133 ff.
Wegerich 186 f. 189.
Weide 253. 279. 298.
Weidingen 216.
Weihnachten 280.
Weißbrot 115.
Weißdorn 83.
Weiße Frau 219.
Welschbillig 12.
Welthund 219.
Werbung 3. 81 ff.
Werden, Abtei 102.
Wermut 187.
Werwolf 123 ff. 149.
Wesel 41.
Wetterorakel 22.
Weywertz (Eifel) 271.
Wickrather Flachsland 17 ff.

Wiedenbrück 103. 220.
Wiege 174 f. 183.
Wiegenlieder 175 ff.
Wilder Jäger 228.
Wind 276.
Windgassen (Rheinl.) 43.
Wirbel, doppelter 166.
Witwer 1.
Wochenbesuch 168.
Wöchnerin 167 ff.
Worringen (Rhein) 44. 62. 64. 149.
Wurm im Finger 189 f.
Wurmkrankheiten, Mittel dagegen 192.
Wurstsammeln 64.
Zählen der Reifen 270 f.
Zahn 184.
Zahnschmerzen, Mittel dagegen 68. 69. 185. 186.
Zauberer 60.
Zaunkönig 232.
Zehnläuten 121.
Zigeuner 167. 249.
Zitrone 186.

Mitgliederverzeichnis

des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Bestand vom 1. November 1913.

I. Vorstand:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29 } Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 }
O. Schell, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31 } Schriftführer
K. Wehrhan, Rektor, Frankfurt a. M.-West, Volta-Mittelschule. }
O. Grüttefien, Elberfeld, Genügsamkeitstr. 9/11, Kassierer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i.W. }
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn
Prof. Dr. Imme, Essen
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.
Prof. Dr. Jos. Müller, Bonn
Reg.- und Baurat v. Pelser-Berensberg, Köln
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund. } Beisitzer.
Rektor C. Rademacher, Köln
Dr. Ruhfuß, Dortmund
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln

II. Ehrenmitglieder:

Unterstaatssekretär Schreiber, Berlin.
Regierungspräsident Dr. Kruse, Düsseldorf.

III. Ordentliche Mitglieder.*)

Aachen
Dr. phil. E. Arens, Professor.
Franz Kapell, diplom. Handelslehrer.
Dr. med. Hans Mönnicks, Zahnarzt.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzender des kath. Lehrerverbandes Rheinland.
Schollen, Rechnungsrat.
Stadtbibliothek.
A. Thissen, Stadtrat.

Acht b. Virneburg.
Dr. Joseph Heinrichs.

Ahrweiler
Chr. Strauck, Hauptlehrer.

Altena.
Kreisverwaltung, Landrat.

Altenkessel b. Saarbrücken
N. Ritzler, Bürgermeister a. D.

Altenkirchen (Westerwald)
Kreislehrerbibliothek. (2 Expl.)

Altona
Museum.

Altona-Othmarschen
Dr. L. Fassbender, Professor.

Andernach
Wilh. Hirtz, Rechtsanwalt.
Steph. Weidenbach, Lehrer.

Arnsberg i. W.
Sauerländ. Gebirgsverein, Hauptvorstand.

Askov, ved Veijen, Dänemark (Jütland)
Dr. H. F. Feilberg, Pastor emer.

Barmen
Dr. Dütschke, Professor.
Jul. Leithaeuser, Professor.
Ernst Schmidt, Lehrer.
Stadtgemeinde (Stadtbibliothek).
Volksschullehrerbibliothek.
Ad. Werth, Fabrikant.

Bedburg
Dr. Kaussen.

Bendorf a. Rh.
Jos. Alken, Lehrer.

Bergisch-Gladbach
Heinrich Löhr.

Berlin
Dr. J. Bolte, Professor.
Bildhauer Dorls.
Dortmunder Stammtisch, Leipzigerstr. 109.
Fritz Kuhse, stud. geol.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Kgl. Museum für Völkerkunde.
Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.
Süreth, Ingenieur.

Berlin-Halensee
Robert Mielcke, Schriftsteller und Geschäftsführer des „Heimatbund".

Berlin-Schöneberg
Baurat Gerlach.

Bettingen (Kreis Saarlouis)
Richard Frank, Apotheker.

Bielefeld
Wilh. Heidemanns, Lehrer.
Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg.
Dr. Tümpel, Professor.
Dr. E. Schoneweg, cand. d. höher. Lehramts.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet. Etwaige Irrtümer und Änderungen wolle man gefl. Herrn Rektor K. Wehrhan, Frankfurt a. M.-West, Volta-Mittelschule, mitteilen.

Birkenfeld a. N.
A. Tillmann, Buchhändler.

Bitburg
Lentz, Kreisschulinspektor.

Blankenburg a. H.
Professor Ed. Damköhler.

Bochum
L. Köllermann, Kaufmann.
Städt. höh. Mädchenschule.
Dr. phil. Ew. Reinhard.
L. Schulte, Rektor.
Wilh. Spiekermann, Lehrer.

Bommerholz i. W. (Ruhr)
A. H. Blesken, Hauptlehrer.

Bonn
Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.
Dr. J. Franck, Univ.-Professor.
Dr. Th. Frings
Dr. phil. Wilh. Hermanns, Redakteur.
Karl Hutter, cand. d. höher. Lehramts.
Dr. Jos. Müller, Prof. (2 Expl.)
Dr. Pohl, Gymn.-Direkt. a. D.
Dr. Eugen Prym, Professor.
Dr. Fr. Schrörs, Univ.-Professor.
Stadt Bonn (Oberbürgermeister).
Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.
Zurhellen, Superintendent a. D.

Borgeln, Kreis Soest
Pastor Clarenbach.

Borken i. W.
Dr. med. W. Conrads.

Bouderath b. Münstereifel
Kaspar Mütter, Lehrer.

Bredenborn
C. Bökamp, Hauptlehrer.

Bredeney b. Essen-Ruhr
Dr. Krueger, Geh. Sanitätsrat.

Bremen
Stadtbibliothek.

Brühl bei Köln
Gymnasialbibliothek.

Budapest
Fritz Schwarz, Professor.

Buenos-Aires (Südamerika)
*Frau Adele Petersen.
*Frau Louise Plate.

Buer i. W.
van Kell, Hauptlehrer.
Ostheide, Oberlehrer.

Bukarest
* von Waldthausen, kaiserl. deutscher Gesandter.

Burgbrohl
Dr. H. Andreae.

Burscheid
Otto Richartz-Stindt.

Castrop
C. Schröder, Lehrer.

Cleve
Kreisausschuss des Kreises Cleve.

Cochem (Mosel)
Graff, Lehrer.

Cronenberg b. Elberfeld
O. Leihener, Rektor.

Daaden, Reg.-Bez. Coblenz
Lehrerverein.

Darmstadt
Grossherzogl. Hofbibliothek.

Derne b. Dortmund
Paul Stolle, Hauptlehrer.

Detmold
Fräulein Clara Bornebusch.
Dr. Gregorius, Gymn.-Direktor.
H. Schwanold, Seminarlehrer.
Dr. K. Tielker, Rechtsanwalt.

Dierdorf (Bez. Coblenz)
Gross, Hauptlehrer.

Dinslaken
Kreisausschuss.

Dortmund

Ameke, Rechtsanwalt.
Anthes, Professor.
Augusti, Direktor der Essener Kreditanstalt.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner.
v. d. Berken, Direktor des städt. Vermessungsamtes.
Biermann, F., Kaufmann.
Blume, Kaufmann.
Bodenstein, Zahnarzt.
Bosse, Direktor.
Brackmann, Bahnhofswirt.
Brand, Dr. med., Sanitätsrat.
Brandes, Kaufmann.
Brausewaldt, Professor.
Brauss, Dr. med.
Brügmann, P., Holzindustrieller.
Buff, Kaufmann.
Claren, Kgl. Baurat.
Clod, Kaufmann.
Darenberg, Mittelschullehrer.
Daub, Pfarrer.
Deter, Kaufmann.
Dibbelt, Dr. phil., Professor.
Diederichs, Sparkassenrendant.
Dortmunder Lehrerverein.
Droste, Dr. phil., Professor.
Eckardt, Zivilingenieur.
Eichhoff, Frau M.
Fenner, Dr. med.
Flach, Dr. phil., Professor.
Gerhardi, Dr. med.
Geselbracht, Justizrat.
Gockel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gronemeyer, Professor.
Handelsschule.
Hannes, Kaufmann.
Harms, Kaufmann.
Herrmann, Lehrer.
Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hildebrand, Dr. phil., Professor.
Hoffmann, Generalagent.
Janssen, Prof., kgl. u. städt. Musikdirektor.
Jende, Kgl. Eisenbahn-Verkehrs-Inspektor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.
Kaupe, Gerichtstaxator.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpper, Kaufmann.
Knapmann, Kaufmann
Kohn, Rechtsanwalt.
Kramberg, Justizrat.
Kruskopf, Fabrikant.
Kuckuck, Ingenieur.
Küper, Fabrikbesitzer.
Lahme, Direktor.
Lehnhoff, Rektor.
Lemberg, Lehrer.
Lemberg, Dr. phil., Professor.
Lentze, Kaufmann.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Lock, Kaufmann.
Lutter, Architekt.
Städt. höhere Mädchenschule
Maess, Optiker.
Markmann, Architekt.
Meyer, Kaufmann †.
Meyer, Zimmermeister.
Metzmacher, Stadtrat.
Städt. Museum.
Overhoff, Lehrer.
Panhoff, Dr. phil., Professor.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Petersmann, Kaufmann.
Prümer, Schriftsteller.
Radebold, Oberlehrer.
Realgymnasium.
Reese, Kgl. Baurat, Direktor des städt. Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.
Ruhfuss, Dr. phil., Verlagsbuchhändler.
Sartori, Professor.

Sauerländischer Gebirgsverein, Ortsgruppe Dortmund.
Schäfer, Professor.
Frl. M. Schmemann.
Schneider, Kaufmann.
Schulte, Frau H. A.
Schulte, E. W., Kaufmann.
Schulte, H. W., Kaufmann.
Schultz, Dr. phil., Direktor der Wilhelm-Augusta-Viktoria-Bücherei.
Seminar für techn. Lehrerinnen.
Spangenberg, Brauereidirektor a. D.
Stadtbibliothek.
Starcke, Kaufmann.
Steinweg, Bergwerksverwalter a. D.
Steneberg, Professor.
Stoffregen, Gärtnereibesitzer.
Strohmeyer, Oberturnlehrer.
Tewes, Juwelier.
Tiefensee, Kaufmann.
Treeck, Kaufmann.
Uhlmann-Bixterheide, Telegr.-Bauführer und Schriftsteller.
Ullner, Prokurist.
v. Velsen, Kaufmann.
Verron, Rentner.
Weimann, Rektor.
Witteborg, Kaufmann.

Duisburg
Jos. D'Avis, Kaufmann.
B. Brauckmann, Vertreter.
Eilbrecht, Geschäftsführer.
Jos. Funk, Architekt.
A. Schulte, Restaurateur.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Verein für Heimatkunde und Verkehrsinteressen.
Weyand, Lehrer.

Duisburg-Meiderich
Eugen Kern, Kaufmann.
Dr. F. Wippermann, Oberlehrer.

Duisburg-Ruhrort
Horn, Pfarrer.

Dülken (Rheinland)
Schmitz, Professor.

Düren
Heinr. Hoffmann, Lehrer.

Düsseldorf
Karl vom Berg jun.
Bibliothek d. Geschichtsvereins.
Dr. R. W. Carl.
Frauberger, Direktor.
Wilh. Grevel.
A. Hobräck, Kaufmann.
Dr. Junius, Direktor.
Landes- und Stadt-Bibliothek.
Gust. H. Lucas.
Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.
Dr. Renvers, Landeshauptmann der Rheinprovinz.
Professor Willy Spatz, Maler.
Karl Ufer, Gymnas.-Professor.

Düsseldorf-Gerresheim
Meng, Lehrer.

Düsseldorf-Grafenberg
Dierlamm, Lehrer.

Eichlinghofen b. Dortmund
Wilh. Kottmann, Hauptlehrer.

Eilshausen
Sievert, Hauptlehrer.

Elberfeld
Dr. Karl Bauer.
*Fr. Bayer, Kommerzienrat.
Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins.
Dr. Gerth.
O. Grüttefien, Buchdruckereibesitzer.
Hartnack, Töchterschullehrer.
Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
Ernst Muthmann, Fabrikant.
Rud. Nostiz, Lehrer.
Realgymnasium.

Herm. Sanner.
Franz Schaeper, Lehrer.
E. Schell, Kaufmann.
O. Schell, Lehrer und Bibliothekar des Berg. Geschichtsvereins.
Frau Calla Schell.
F. L. Schneider.
Rud. Schwander, Lehrer.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Rud. Thietz, Lehrer.
Kath. Vereinigung berg. Lehrer.

Emsbüren b. Osnabrück
J. Tiesmeyer, Lehrer.

Enkirch (Mosel)
J. Speth, Lehrer.

Eschweiler b. Münstereifel
Krause, Pfarrer.

Eschweiler b. Aachen
Prof. Dr. W. Capitaine.

Essen (Ruhr)
Franz Arens, Rentner.
Herm. Boehmer, Kaufmann.
Herm. Brown.
A. Eifler, Rektor.
Frau M. Fischer.
Oberbürgermeister Holle, Geh. Reg.-Rat.
Dr. Th. Imme, Professor.
Hugo Kückelhaus.
Museumsverein.
Olfe, Kommerzienrat.
Herm. Schwarz, Fabrikant.
Ortsverband des Allgem. Deutschen Sprachvereins.
Essener Spinnstube.
Siebourg, Dr. Prof., Gymn.-Dir.
Albert von Waldhausen, Gewerke.

Essen-Bergerhausen
Theod. Holbeck, Hofbesitzer.

Essen-Rüttenscheid
Professor Dr. Kiefer.

Haus Eurich bei Attendorn
Oberamtmann Schmidt.

Falscheide b. Löhne i. W.
Heinr. Diekmann, Lehrer.

Filehne-Ostrau
Dr. Heinz Ploenes.

Frankfurt a. M.
Dillmann, Lehrer.
K. Wehrhan, Mittelschulrektor.

Freiburg i. B.
Prof. Dr. John Meier.

Friedenau b. Berlin
H. Brücker, Buchdruckereibesitzer.
Dr. jur. Alb. Hellwig, Kammergerichtsreferendar.
Dr. Ed. Kück, Gymnasial-Oberlehrer.

Friedrichsthal a. Saar.
Aug. Fleck, Lehrer.

Gebroth, Post Winterburg, Kreuznach
Franz, Pfarrer.

Geldern
Königl. Landratsamt.

Gelsenkirchen
H. Fermum, Lehrer.
Heinrich Gathmann, Lehrer.
A. Lingemann.
Dr. med. Stracke.

Gemen i. W.
Bramesfeld, Pfarrer.

Gevelsberg
Lehrerverein.
Dr. Fr. Lorentzen, Arzt.
Realschule.

Giessen
Dr. Hugo Hepding, Hilfsbibliothekar.

Goerz, Küstenland.
Dr. A. Deping.

Greifswald
Universitätsbibliothek.

Greven i. W.
Dr. H. Ottenjann.

Grevenbroich
Zumbusch, Professor.

Gummersbach
Kgl. Lehrer-Seminar.

Hagen i. W.
Sauerländischer Gebirgsverein, Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privatgelehrter.

Halver i. W.
Dr. Rittinghaus, stud.

Hamborn (Rheinland)
Kurt Hein, Kreisschulinspektor.

Hamborn-Marxloh
Ad. Winkel, Reichsbankbeamter.

Hamburg
Professor Dr. Lauffer, Direktor d. Museums für Altertumskunde.
Chr. Münster (i. F. Walsoe u. Hagen).

Hamm i. W.
E. Raabe, Rechnungsrat.

Hannover
Dr. Willi Pessler, Geograph.
Prof. Dr. H. Wortmann.

Hasslinghausen-Üllendahl
H. Graebner, Lehrer.

Hausen b. Rhaunen
Schüler, Pfarrer.

Heidelberg
K. Lohmeyer.

Heiligenstadt a. Eichsfeld
Prof. Strothkötter.

Heinsberg i. W.
Emil Fahrwinkel.

Herdecke (Ruhr)
Volksbibliothek.

Hermeskeil, Bez. Trier
Dr. Michel, prakt. Arzt.

Heven b. Witten a. d. Ruhr
Dr. med. Straube.

Hildesheim
Dr. Bongardt.
Müller, Seminar-Oberlehrer

Hofheim i. Taunus
Dr. Alb. Blank, Chemiker.

Hohenlimburg
A. Beneke, Lehrer.
H. Pohlmann, Lehrer.

Homburg v. d. H.
C. Langenfeld, Bürgermeister.

Hörde
Froning, Kaufmann u. Prokurist.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

Hügel b. Essen a. d. Ruhr
Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, Legationsrat.
K. Bernsau, Direktor.

Isenburg, Post Sayn
Karl Lellmann, Lehrer.

Iserlohn
Lohmann, Pastor.
Ludw. Schröder, Schriftsteller.

Jagdhaus bei Fleckenberg (Sauerland)
Franz Wiese.

Itter b. Düsseldorf
P. Matthieu, Lehrer.

Kalterherberg b. Montjoie
Kesternich, Hauptlehrer.

Käselow b. Güstrow i. M.
J. A. Bartholly, Rittergutsbesitzer

Kempen a. Rh.
Geschichts- u. Altertumsverein.

Kempenich
Simon, Pfarrer.

Kettwig a. d. Ruhr
Lehrerbibliothek der höheren Stadtschule.

Kevelaer
Dr. Oehmen.

Koblenz
Dr. M. Bastgen, Professor.
Dr. Follmann, Professor.
Dr. Hessel, Direktor.
Stadtbibliothek.

Koblenz-Lützel
K. Schwarz, cand. phil.

Köln
Dr. med. J. Bayer.
Bruno Bauer, Sprachlehrer.
Dr. Berlage, Prälat, Domprobst u. Oberschulrat a. D.
E. P. Buchholz.
Dr. J. Dahmen, Professor.
Jakob Geich, Professor.
Erich Geller, Direktor der Realschule.
Willy Hoppe, cand. phil.
Dr. med. L. Huismans, Arzt.
Georg König, Apotheker.
Ludwig Minlos, Fabrikant.
Wilh. Minlos, Fabrikant.
Ottomar Müller, Oberlandesgerichtsrat, Geh. Justizrat.
Dr. Nolte, Assessor.
v. Pelser-Berensberg, Kgl. Reg.- u. Baurat.
C. Rademacher, Rektor.
Karl Salm, Schriftsteller.
Prof. Dr. W. Schneider.
Joh. Schüller, Gerichtsassessor.
Graf Spee, Pfarrer.
Stadtbibliothek.
K. A. Stauff, Antiquariat, Buch- u. Kunsthandlung.
Prof. Dr. Stier-Somlo.
Hans Thurn.
Dr. Walter Tuckermann.
Waldemar Weber, Schriftsteller.
Justizrat Weissweiler.
Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.
Dr. Ed. Wiepen, Professor.
Dr. A. Wrede, Oberlehrer.

Köln-Ehrenfeld
Jos. Berens, Vorschullehrer.
Heinrich Bornheim, Fabrikant.
Joh. Zilkens, Referendar.

Köln-Kalk
Dr. Jakob Kemp, Oberlehrer.

Köln-Nippes
Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.
Lehrer Cl. Südbeck.

Köln-Sülz
Max Krasmann, Gymnasiallehrer.

Kopenhagen (Dänemark)
Chr. Juulmann, Maler.
Harald Juul-Jesen, Magister.

Krefeld
Ferd. Behr, Mittelschullehrer.
W. Diris, Lehrer.
Dr. phil. Fr. Liesenfeld, Kand. d. höh. Lehramts.
Schumacher, Hubert, geistlicher Rektor.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).

Kreuznach
Hans Klauer, Lehrer.
Städtische Volksbibliothek.

Langenberg (Rhld.)
Sanitätsrat Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.

Haus **Leerbach** b. Berg.-Gladbach
Frau Rich. Zanders, Fabrik- und Rittergutsbesitzerin.

Leipzig
Joh. Adler.
K. Brügmann, stud.
Wilh. Heims, Verlag.

Leipzig-Reudnitz
Lic. theol. Marckgraf, Pastor.

Leitmeritz (Böhmen)
Ignaz Peters, Gymnasialprof.

Lendersdorf b. Düren
Fuessenich, Pfarrer.

Lindau a. Bodensee
Freiherr Lochner v. Hüttenbach, kgl. bayer. Kämmerer usw.

Lindenscheid, Post Rhaunen
Regitz, Lehrer.

Lippramsdorf
Glauner, Ernst.

Lobberich (Rhld.)
Zillessen, Pfarrer.

Lübeck
Frl. Anna Sartori.

Lüdenscheid
Heinrich Ecklöh, Kaufmann.
Dr. jur. Schmalenbach, Rechtsanwalt.
Julius Assmann sr.

Lüdinghausen i. W.
Alb. Coppenrath, Kaplan.

Lülsdorf b. Niedercassel a. Rh.
Klüppel, Lehrer.

Lund i. Schweden
C. W. v. Sydow.

Lünen
Bibliothek d. Progymnasiums.
Wilhelm Coers, Kaufmann.
Dr. Jos. Lappe, Oberlehrer.
Dr. Wortmann, Arzt.

Lüttich
Ed. Schröder, Kaufmann.

Lutzerath
Jos. Mayer, Buchhändler.

Malmedy
Dr. Esser, Schulrat, Kreisschulinspektor a. D.

Mayen (Eifel)
Kreislehrerbibliothek.

Mehr b. Cleve
Dr. Augustin Wibbelt, Pfarrer.

Meiningsen, Post Ampen, Kreis Soest
Raabe, Pfarrer.

Menden i. W.
Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

Menden, Bez. Köln
Heltkum, Lehrer.

Merzig (Saar)
Theod. Ehrlich, Kgl. Präparandenlehrer.
Wüsten, Kgl. Präparandenlehrer.

Milspe
Budde, Lehrer.

Minden i. W.
Kreisausschuss des Kr. Minden (Kgl. Landrat).
Fr. Kuhle, Chefredakteur.

Montabaur
Lehrerseminarbibliothek.

Mörs
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Mülheim a. Rhein
Chr. Boden, Rektor.
Dr. Gregorius, Gymnasial-Oberlehrer.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer.
Städt. Lehrerbibliothek.
Oberbürgermeisteramt.
Engelbert Richarz, Oberlehrer.
Heinr. Voss, Kaufmann.

Mülheim a. d. Ruhr
Herm. Becker jun., Kaufmann.
Dr. Deicke, Amtsgerichtsrat.
Kreislehrerbibliothek.

Mülheim (Ruhr)-Heissen
Dr. Wortmann.

München
Jos. Denk, Pfarrer.
Dr. Paul Wolters, Universitäts-Professor.

München-Gladbach
Dr. phil. Karl Beckmann, Oberlehrer.
Dr. Brasse, Professor.
H. Bruckhaus, Kaufmann.
Kreislehrerbibliothek.
Hans Nolden, Lehrer.
Stadtgemeinde.
Zweigverein d. Allgem. dtsch. Sprachvereins.

Münster i. W.
Dr. Bahlmann, Professor, Kgl. Oberbibliothekar.
Dr. H. Beisenherz, Oberlehrer.
Öffentliche Bücher- u. Lesehalle.
Dr. Fritz Castelle, Redakteur.
Rektor Düpmeier.
Dr. Hammerschmidt, Landeshauptmann.
Wilh. Holbeck, cand. phil.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Rektor Oberg.
Provinzial-Verwaltung der Provinz Westfalen.
Kgl. Univers.-Bibliothek.

Münstereifel
Th. Büsch, Professor.
C. Nellen, Seminarlehrer.

Neuss a. Rh.
Wilh. Stamm, Kaufmann.

Neuwied
P. Geiss, Seminarlehrer.
H. Keller, Seminarlehrer.

Niedermendig (Kreis Mayen)
Aloys Christ, Hauptlehrer.

Oberholzklau bei Geisweid
G. Demmer, Lehrer.

Oberpleis (Sieg)
Karl Harth, Hauptlehrer.

Ochtrup i. W.
Dr. B. Koch.

Oelde i. W.
J. Bäcker.

Ohligs
Dr. C. Goerlichs, Direktor.
Ohligs-Walder Realgymnasium.

Olpe i. W.
Hirschmann, Pfarrer.

Oppenau i. Baden
Jos. Ruf, Ratsschreiber u. amtl. Pfleger der Kunst- u. Altertumsdenkmäler im Amtsbezirk Oberkirch.

Ostrowo, Posen
Prof. Herm. Recker.

Ottweiler, Bez. Trier
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Kreis-Lehrerverband.
Kreisschulinspektion.

Petershagen a. d. Weser
Seminarbibliothek.

Prüm (Eifel)
Schieffer, Königl. Kreisschulinspektor.

Remscheid
Verein für öffentliche Lesehallen und Stadtbibliotheken (Karl Friedrichs-Stiftung).

Reuters bei Wallenrod, Oberhessen
Heinrich Weber, Lehrer.

Rheydt
Deussen, Hauptlehrer.
Städt. Museum.
Dr. Paul Trense, Oberlehrer.

Rogasen (Posen)
Otto Knoop, Professor.

Rölsdorf (Düren)
Ludwig Napp.

Ronsdorf
Staas, Bürgermeister.

Rosskotten b. Kettwig
Mühlendyck, Hofbesitzer.

Rotthausen b. Essen
Boeker, Lehrer.

Rüthen i. Westf.
G. Hauschild, Gerichtssekretär.
Wilh. Oeke, Seminarlehrer.

Saarbrücken
Bolz, Lehrer.
A. Flaccus, Lehrer.
Dr. Paul Henke, Oberlehrer.
F. Niemann, Stadt- und Kreisschulinspektor.
Stadtgemeinde.
Historischer Verein für die Saargegend.

Sangerhausen (Merseburg)
E. Gnau, Professor.

St. Johann-Saarbrücken
H. Focht, Kgl. Eisenbahn-Obersekretär.

Schapen (Kreis Singen)
Georg Köster, Lehrer a. d. höh. Handelsschule.

Schlebusch (Rhld.)
Wilh. Häker, Hauptlehrer. (2 Expl.)

Schwelm i. W.
Verein für Heimatkunde.

Seifhennersdorf (Kgr. Sachsen)
Reinhold Richter.

Siegburg
Grimm, Kgl. Seminardirektor.

Sigmaringen
Franz Hester, Kgl. Gymnasialdirektor.

Sobernheim
Lehrerverein.

Soest
Archigymnasium.
Verein Heimatpflege.

Solingen
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Alb. Weyersberg, Fabrikant.

Spielwigge
Dr. Rentrop.

Sprockhövel
Otto Remmert, Lehrer.

Stoppenberg b. Essen
Bürgermeisterei.

Strassburg i. Els.
Professor Dr. Fr. Schultz.

Suhl i. Th.
F. Kunze, Lehrer.

Talge b. Bersenbrück
W. Gieske-Trimpe, Gutsbesitzer.

Teuchern, Prov. Sachsen
K. Becker, Lehrer.

Thalfang (Kreis Bernkastel)
Fröhlich, Pfarrer.

Thier b. Wipperfürth
H. Meuwsen, Pastor.

Bad Tölz (Bayern)
Dr. Max Höfler, Hofrat.

Trechtingshausen b. Bingen
Fr. L. Amlinger, Lehrer.

Treis a. Mosel
Dr. Heckhausen, Kgl. Notar.

Trier
P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas.
Dr. Heim, Oberlehrer.
Dr. Jardon, Professor.
Kreislehrerbibliothek.
Dr. Menniken, Oberlehrer.

Rossbach, Professor.
C. Schmitz, Steuerinspektor.
P. Schröder, Lehrer.
Stadtbibliothek.

Trimbs b. Stolp, Kreis Mayen
Johann Heuft.

Troisdorf
Schoenneshoefer, Lehrer.

Uedem (Kr. Kleve)
Tillmann, Hauptlehrer.

Uerdingen a. Rh.
Bürgermeisteramt.
*A. Büttner, Fabrikant.

Viersen
Wilh. Sieben, Lehrer.

Vohwinkel
Kreisausschuss des Kreises Mettmann.
Arthur Pattberg, Kaufmann.

Völklingen
Dr. J. Ludwig, Oberlehrer.

Vörde (Rhld.)
Sander, Pfarrer.

Warendorf
Verein für Orts- und Heimatkunde im Kreise Warendorf.
H. Winkel, Kgl. Seminarlehrer.

Weimar
Grossherzogl Bibliothek.

Werden-Ruhr
Dr. Franz Koerholz, Oberlehrer

Wermelskirchen
W. Idel, Rektor.
Stadtgemeinde.

Wetzlar
F. Schön, cand. theol.

Wickrathberg
W. Rheinen, Hauptlehrer.

Wiebelskirchen
Bürgermeisteramt.

Wiedenbrück
Schmitz, Bürgermeister.
Hugo Brenken.

Wiehl (Kreis Gummersbach)
Wolff, Amtsrichter.

Wien
Dr. Rademacher, Universitätsprofessor.

Wiesbaden
Jos. Lauff, Major.
Walter Schulte vom Brühl, Chefredakteur.

Wiesdorf a. Rh.
J. Schreckenberg, Postverwalter.

Wipperfürth
Knäpper, Seminarlehrer.

Witten (Ruhr)
Oskar Fautsch, Rechtsanwalt und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buchdruckereibesitzer.
Rollmann, Kgl. Bergrat.

Wolfersweiler i. Birkenfeld
Lengler, Pfarrer.

Zehlendorf b. Berlin
Frau Clara Viebig, Schriftstellerin.

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Elberfeld.

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und größere Mitteilungen:

Alte Sitten und Bräuche. Gesammelt von N. Ritzler, Bürgermeister a. D., Altenkessel-Saarbrücken . . . . . Seite 1
Das Maisingen zwischen Broel und Agger. Von E. F. Kaufmann, Düsseldorf . . . . . „ 12
Vom Flachs im Wickrather Flachslande. Von Theodor Trippel, Hauptlehrer in Mülfort . . . . . „ 17
Fuchs und Gans im märkisch-westfälischen Volksmunde. Von Karl Prümer, Dortmund . . . . . „ 20
Westfälische Hausinschriften. Gesammelt von Hans Heuft, Herbolzheim im Breisgau . . . . . „ 23
Bemerkungen zu einigen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten. Von Dr. Esser, Malmedy . . . . . „ 29
Rheinische Segen gegen den Schluckser. Von Dr. J. Müller, Bonn „ 37
Reigenlieder. Gesammelt in Worringen am Rhein. Von Joseph Klein, Virneburg . . . . . „ 44

Kleinere Mitteilungen:

Altes westfälisches Volkslied. Mitgeteilt von K. Prümer . . Seite 53
Burwiärken und andere kleinere Mitteilungen. Von demselben „ 54
Volkskunde als Prüfungsfach. Von Sartori . . . . . „ 55
Lamberti- und Jacobifeiern in Coesfeld. Von K. Wehrhan . „ 56
Siebenschläfer und andere kleinere Mitteilungen. Von demselben „ 58
Abzählreim aus der französischen Zeit aus Bielefeld. Von Joh. Wortmann, Hannover . . . . . „ 62
Das Ständchensingen in Worringen. Von J. Klein . . . „ 62
Die Maifeier der Burschen in Worringen. Von demselben „ 64
Wurstsammeln der Schmiede zu Fastnacht. Von Oberlehrer Dr. Henke, Saarbrücken . . . . . „ 64
Neujahrslied aus dem Amte Körbecke bei Soest. Von B. Reinold, Wamel . . . . . „ 65
Das Mailehn. Von M. Schollen, Aachen . . . . . „ 66
Das Eierkappen. Von Peter Schroeder, Trier . . . . . „ 67
Das „Schiffeln". Von demselben . . . . . „ 67
Heilmittel. Von H. Schwanold . . . . . „ 68

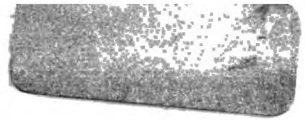
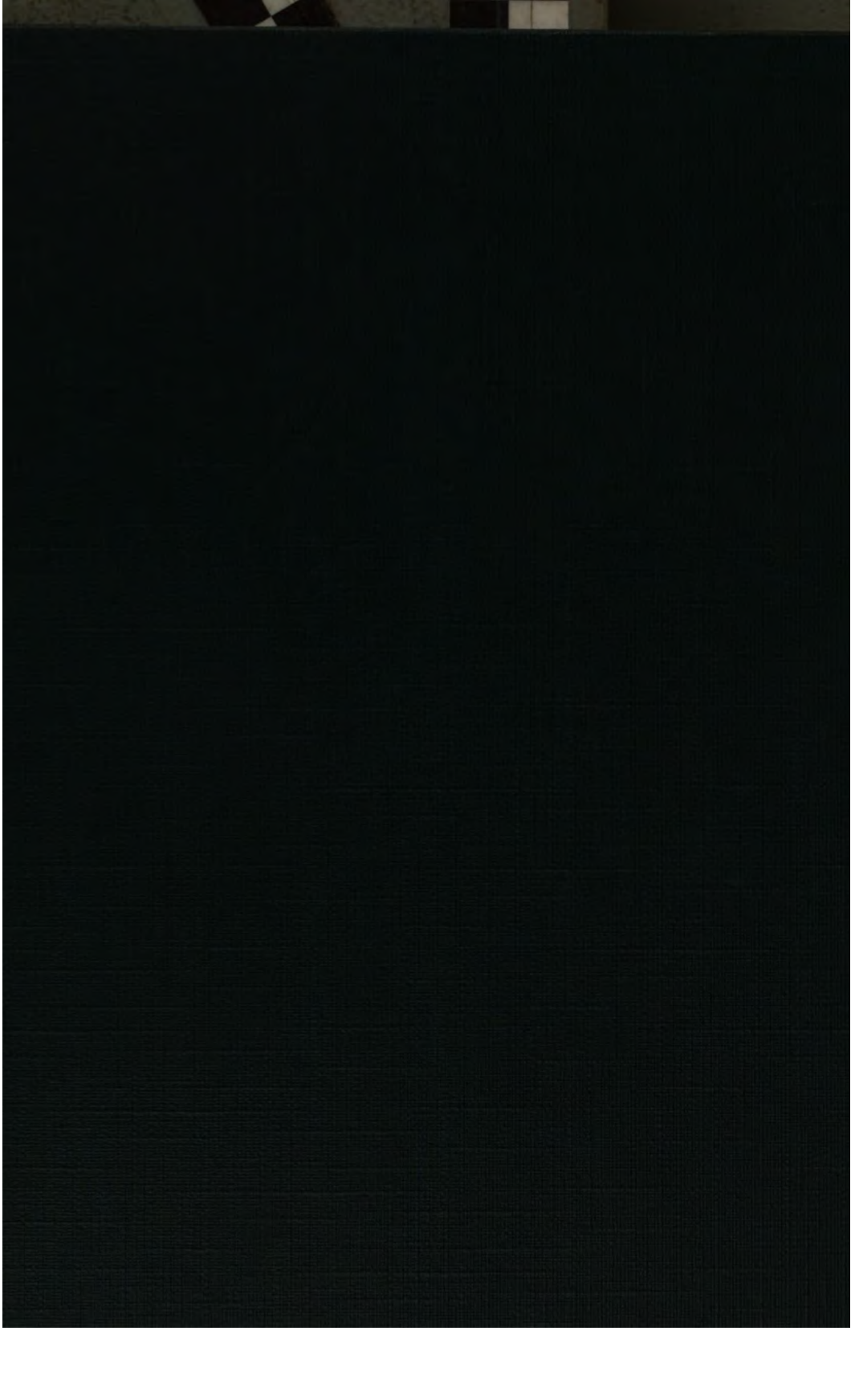
Bibliographie zur rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1912. Von O. Schell, Elberfeld . . . . . Seite 69

Berichte und Bücherschau.

Verschiedene Bücherbesprechungen . . . . . Seite 75

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark)

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte und Bücher zur Besprechung an Herrn **Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29,** erbeten.

Princeton University Library
32101 066022912